Beiblatt zur

Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 1. Den 2. Januar: Macarius 6

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Glasmacherlen't.

Kulturbild aus dem bayerischen Walde von Max. Schmidt.

(Fortsetzung.)

Prannes gab noch einige lustige Huderin*) zum Besten, welche die Gesellschaft in der heitersten Weise unterstützten; dann aber nahm der Lehrer die Zügel der Unterhaltung in die Hand, indem er die Guitarre zu spielen begann und Lieder zum Besten gab, welche alle Anwesenden im Chore begleiteten. —

Es wurde spät, bis die Gäste nach und nach das Wirthshaus verließen und bald saßen nur mehr die Hüttenleute und der Koppengirl an der Tafelrunde beisammen. Als auch dieser gehen wollte, lud ihn Schrenk ein, noch eine Maß auf seine Rechnung zu trinken.

„That 's recht gern", entgegnete der Alte, „aber i hab' heunt Nacht noch a G'schäft vor und da muaß i z'erst noch etliche Stund schlaf'n."

„Vielleicht wieder a Herzog'schäft?" fragte lachend Schrenk.

„I denk", antwortete Girgl, „es soll mir ohne Herrezi glacken, an Auerhahn abz'bäumen."**)

„Wißt's Des an Platz?" fragte Schrenk leise und neugierig.

„Mehr als oan", entgegnete mit zufriedener Miene und schmunzelnd der alte Wildschütz.

„In der Staatswaldung oder im Kramerkropfet sein Revier?"

„Nach der Auswahl, i hab' 's an mehr als sieb'n Plätzen verhört und erst heut' fruah bin i an oan ang'sprung'n und bei meiner Hirwa liegt er eingrab'n." ***)

„Girgl, i geh' mit Dir", sagte jetzt Schrenk entschlossen und sein Auge blitzte vor Begierde nach dem Gewinne eines so stolzen Vogels.

Prannes war jedoch nicht so schnell damit einverstanden; im Gegentheile machte er Einwendungen, welche selbst Schrenk auf einige Augenblicke anders bestimmen konnten, — aber schließlich blieb er doch bei seinem Entschlusse.

„Es g'langen nöd zwanzig Hahn, die i schon abkäumt hab', und i hab' bis izt noch Niemand um Erlaubniß g'fragt", meinte er.

„Der Kropfet dürf' g'rad heut nix wissen", entgegnete der Schmelzer, „der Mensch wär' völli im Stand, Dir oans 'nauf y' belg'n."

„O mei", sagte der Girgl, bis der morgen den ersten Fnoß aus 'n Bett hebt, hab'n wir schon zwoa Auerwild in sicher'm Verwohr. I muaß izt geh'n. Punkt halbe Zwoa komma z'samm nachst Eggersberg, wo der Steig auf 'n Ossa fährt; das Kreuz vor'm Hochwald is unser Zusammenkunft." Und einige Male ernunterend mit dem Kopfe nickend, ging er fort. —

Niemand im Hause hatte diese Verabredung gehört. Der Wirth schnarchte auf einem ledernen Großvaterstuhl und draußen in der Wirthsstube waren nur mehr wenige Hüttenleute beisammen. Diese waren aber in einer so lebhaften Unterhaltung begriffen, daß sie nicht darauf achteten, was in dem Verschlage der Tafelrunde ausgemacht wurde. Aber außer dem Hause hatte sie Jemand belauscht und gerade derjenige, dem diese Jagd am ersten ein Geheimniß bleiben mußte. Der von Sommeran wieder zurückgekehrte Kramerkropfet hatte, vor dem Laden lauschend, alles gehört, was drinnen abgemacht wurde; er drohte mit der Faust hinein und machte eine glückliche Miene, daß sich sobald Gelegenheit fand, sich an dem stolzen Schrenk zu rächen. Als der Koppengirgl das Zimmer verließ, versteckte er sich hastig hinter einem Holzhaufen, wartete, bis die beiden Glasmacher das Haus verlassen hatten und begab sich hernach zum Schrecken des Kellermeier wieder in die Gaststube. Er verlangte noch eine Maß Bier und legte sich dann auf die Ofenbank, um hier zu übernachten, da er morgen, wie er sagte, in aller Früh' ein wichtiges Geschäft hätte.

Schrenk und Prannes warteten nach der Hütte. — Es war eine prachtvolle Nacht. Des Mondes goldene Sichel schimmerte gerade über dem Ossagebirge, nach welchem der leidenschaftliche Wildschütze sehnsüchtig hinblickte.

„I muaß doch für'n Franzi an Osterbrat'n herricht'n", sagte er zu seinem Freunde. „Aber Dei Frau muß'n richt'n und wir spetl'n dann in G'sellschaft."

Der Schmelzmeister lachte. „Kennst die G'schicht' von der Bär'nhaut?"

„So, so; aber wenn d' Hoffnung nöd wär', schleicht i mi g'wiß nöd außi in d' Wälder, um was zu erleg'n. I sind' nix unrecht's d'rin, blos was g'macht's, und wer nix wagt, der g'winnt nix, dös is mei Glaub'n."

Im Hüttengebäude angekommen, trennten sich die beiden Freunde, um sich in ihre Wohnungen zu begeben. Franz stand mit einem Lichte unter der Thüre, den Vater zu begrüßen. Er war noch nicht zu Bette gewesen, sondern hatte in Folge seines heutigen Vorlaufes, Hüttenherr zu werden, in einem Nebenhause so eifrig studirt, als ob er schon morgen ein solches Amt übernehmen müsse und überdieß wollte er auch seinen Vater noch wachend erwarten.

Schrenk richtete sein Schießzeug zurecht und gab dem fragenden Blicke des Knaben nur ausweichende Antwortem. Franz, des Vaters Vorhaben erkennend, konnte aber jetzt nicht mehr länger an sich halten, ihn vor Pladl und dem Jäger zu warnen, und zu bitten, nicht mehr hinaus zu gehen zum Wildern, wo sein theures Leben einer so großen Gefahr ausgesetzt sei. Er sagte ihm Alles, was er von dem Hüttenherrn und dessen Familie seit gestern und heute zu erdulden gehabt, er erzählte ihm's mit Thränen in den Augen und bat so eindringlich, daß ihm der Vater gewiß nachgeben mußte.

Der alte Schrenk hörte seinen Sohn ruhig an. Er saß auf dem alten, ledernen Sopha; den rechten Ellenbogen auf das Kniee gestützt, lehnte er seinen Kopf in die Hand und schien über Franzens Erzählung ebenso ergriffen als nachdenkend; als aber dieser näher zulag, war der Vater in festen Schlaf versunken und somit die ganze schöne Rede in den Wind gesprochen. Schrenk hielt's so fest, daß ihn Franz gar nicht aufwecken konnte, deßhalb nahm er ihn bei den Füßen und legte ihn bequem auf das Sopha, schob einen Polster unter seinen Kopf und in der gewissen Hoffnung, daß es für heute Nacht mit der Auerhahnjagd vorüber, schlich sich der junge Student in die an die Wohnstube stoßende Schlafkammer und war eingeschlafen, noch bevor er seinen Abendsegen vollendet.

Armer Franz! Hättest Du geahnt, daß einige Stunden später Dein 's'ter geräuschlos das Haus verlassen und dem Hochwalde zueilen würde; Dein Schlummer wäre weniger friedlich gewesen; denn während Du in süßen Träumen befangen fortschlummerst, droht dem Vergehen schon die Strafe und hängt an schwachen Fäden Deines Vaters Leben.

VI.

Die beiden Wilderer hatten sich zur festgesetzten Zeit und

*) Lustige Erzählungen, Anekdoten.

**) Vom Baume herunter zu schießen.

***) Man gräbt das Fleisch dieses Vogels einige Tage in die Erde, um es mürbe zu machen, bevor man es im Essig beiz und dann auf Mildpretart zurichtet.

Digitized by Google

am bestimmten Orte getroffen. Es war eine prachtvolle Nacht; der Mond breitete sein fahles Licht über die Gebirge des Bayerwaldes und in seltenem Glanze strahlten die Millionen Sterne am dunkelblauen Firmamente. Da stimmerte, da bewegte und regte sich's oben vom Zeitlipf bis hinab zum Horizonte in Gold- und Silberglanz; der Himmel schien besäet mit Rubinen und Smaragden, mit Diamanten und Amethysten. Dazu die Stille der Nacht, durch nichts unterbrochen, als durch das dumpfe Brausen der vom Gebirge herabkommenden Wasser und den Schall der Jagdrufe unserer Jäger auf dem durch die Nachtfröste angefrorenen Boden. Nur mit gedämpfter Stimme gaben sie sich Frag und Antwort; bin und wieder blieben sie stille stehen, um zu lauschen, ob Alles sicher sei, und erst als sie in den Hochwald eingetreten waren, fändete sich der Koppenjägel sein Pfeifchen an.

„Wahen wir hoch 'nauf?" fragte jetzt Schrenk.

„Sitzt auf d' Schneid'", entgegnete der Kopp, „zu den letzten Buchenkämm', wo der Ahorn anfangt."

„Also znachst am Platzl," entgegnete Schrenk, gar wohl bewandert in allen Theilen des wilden Bergrückens. „Dort is auch a guter Wechsenstand, bin schon oft am Anstand dort g'wen, aber nöd als Wilderer, sondern mit Verlaub vom Herrn Förster; 's Platzl g'hört zur Staatswaldung, was mir auch kennt um so linder is, denn 'n Platzl sein Revier möcht i die kurz: Zeit, wo i noch hiersig bin, nimmer betret'n."

„I glaub's nöd, daß Eng der Hattenherr fortlaßt," entgegnete Girgl, „und denkt's an mi, über's Jahr geh'n wir zwoa so guat auf d' Falz, wie vörden und huia."

„Seid's stad^*)!" sagte jetzt Schrenk, „i hon was g'hört."

Beide standen still und lauschten nach allen Seiten.

„Wir wer's," sagte Schrenk leise, „als Täter' i im Schnee was krachen hör'n; es war was Schwer's, a Mensch oder a groß's Thier."

„A Burdltua wird vom Baum g'fall'n sein," erwiderte der Koppenjägel nach einer kleinen Pause. „Geh'n wir weiter, toa Jaga is nöd unterwegs und was wir sonst fürcht'n sodt'n, wüßt' i nöd; die Zeiten sand vorbei, wo d' Bär'n und d' Wölf da ummatum sand g'renna. Mit 'n Hadwild wer's vornach nöd viel, sollt' aber a Reh d'rin sied'n im Revier, so nehma's mit."

Nachdem sie noch einmal gelauscht und nichts vernommen, schlugen sie einen Jägersteig ein und gingen vorsichtig auf dem gefrornen Schnee, in dem sie oft zu versinken glaubten, den ziemlich steilen Berg hinan.

Da ging der Weg oft zwischen alten Bäumen hindurch, die sich in der Beleuchtung des Mondscheins phantastisch ausnahmen, oder er führte über einen Felsgrund mit verkrüppeltem Krummholze, welches die Wälderer in seltsamen Gestalten anschaute; oft galt es, über kolossale umgestürzte Stämme zu klettern, dann wieder durch dichtes Unterholz, durch Brombeerbüsche den Weg zu bahnen. Und so ging es stundenlang fort in einem unregelmäßigen Wechsel von lebenden und abgestorbenen Bäumen, auf unebenem, oft tückisch verdecktem, bald trockenem, bald schlüpfrigem, bald schwankendem Boden und durch ein Chaos von Felsentrümmern, mit welchen das Ossagebirge gleichsam besäet ist.

Die beiden Wilderer ließen sich das Alles nicht verdrießen, wenn die Kinderwiße übernommen, gingen sie wieder neben einander und der Jäckerl plauderte mit großem Vergnügen von den gefährlichen Jagden, welche er in früheren Jahren hierum mitgemacht.

„Das war halt noch a schöne Zeit," meinte er, „als noch Bär'n und Luchsen und Wölf da ummatum g'haut't hab'n! Da hat 's noch was z' mag'n geb'n; da hat koaner a Jaga sein können, wenn er nöd a Schneid' g'habt hat; aber jetzt könnt me Rosentanz beten am Anstand, und rauscht 's in den Laubern, kommt selten was anderst, als a laufig's Haſel. — 'S is nimmer der Müh' werth, zu wildern, wenn 's nöd alle Heilig'n Zeiten a Stuck Wildprät oder im Ausnörrs an Auerhahn abfetzet, hol' mi der Hörnlmeier! i hätt' die G'schicht' schon längst aufgeb'n."

Schrenk sagte einige zustimmende Worte und fragte ihn dann, ob er außer der gestern erwähnten Bär'nhatz noch mehrere mitgemacht.

*) voriges Jahr und heuer. — **) still.

„Niederg'schoss'n hab' i schon leider koan," entgegnete der Jäckerl, „aber g'rauft hab' i damit und todtg'schlag'n hab' i g'rad' gnua mitheil'n. Als Treiberbua hat mi der Jäger Georg Forster vom Zwieslter Waldhaus und sein Bruder Lorenz mitlassen, wenn s' auf d' Bär'nhatz auszi seind. Nod achtzig Bär'n reichen aus, so die Zwoa in den Waldungen zwischen Nacht und Arber niederg'schoss'n hab'n. Den letzten, i woaß noch guat, hab'n s' anno 12 am Sulzriegel erlegt. Koaner denkt d'ran und in der Zeit'n hab'n s' Hasenjörgl. Koaner verbell'n d' Hund' in an Dickicht: an großmächt'gen Bär'n; Pumsl schießen alle Zwoa und der verwandt's Bär nimmt s' an"); Gnad' Gott, hät'n s' d' Hund nöd g'spürt! Wie dös halt'n 'n Bär'n aus, bis d' Jaga wieder z'sam'n und g'schoss'n hab'n. Aber was bedeut't a Schrotschuß auf a so dös Thier! — Noch etliche Mal hab'n s' g'schoss'n und d' Schrot war'n z' End'; da lad't der Andrä Forster seine zinnern Nockknöpf' in d' Flint'n, thuat an letzten Schuß — und der Bär liegt da! Fünf Zentner hat er g'wog'n, es war der größte Bär, den i je g'seh'n hab'. —

In Jahrgang 1824 hab' i am Hahnenbogen die letzte Bär'nhatz mitg'macht; dort wär' 's bald gefährlich wor'n für 'n Meyerschorer dug. Der schießt auf a Bärin und 's wund'te Thier nimmt 'n Schützen an, wirft 'n nieder und stellt sich d'rauf. Er wär' verlor'n gwen, hätt' nöd sei Fangdund d' Bärin ang'fall'n und so lang abg'rauft, bis d' Schütz'n kommen seind. Einer davon, es war der Müller Striber von Simpering, hat dann das wüthige Thier durch 'n Kopf g'schoss'n und der Förster is mit einer leichten Wund'n davon kommen. — Seit der Zeit hat man leider nix mehr g'hört von Bär'n im obern Wald; im untern seind s' noch in den dreißiger Jahren g'schoss'n wor'n. — Was d' Wölf anbelangt, so ist der letzte anno 27 vom Bürger Plankel am Wolfsriegel bei Zwiesel und der letzt' Luchs anno 23 am Arber brenten erlegt wor'n. Aber auch mit dera Jagd is 's Tralarum."

Der alte Wilderer erzählte noch allerlei von jenen interessanten Jagden. Derartige Ereignisse waren für zeitlebens in seinem Gedächtnisse eingeprägt; was dazwischen lag, hatte er meistens vergessen; aber jene großen Jagden, jene Zeit, wo er der glückliche Schütz war, — das war seine Lebenszeit, und wenn er darauf zu sprechen kam, röheten sich seine Wangen und die altersmatten Augen erglänzten wieder. Eine verdoppelte Prise Schmalzler nehmend, sagte er schließlich nicht ohne Seufzen:

„Besser kann 's wer'n auf der Welt, aber schöner wird 's nöd!"

Schrenk unterbrach jetzt plötzlich den Alten, indem er ihn am Arm packte und ein Zeichen zum Schweigen gab. Jener hatte ein gutes Gehör und es war ihm nicht entgangen, daß sich jenes Geräusch, das er schon beim Eintritt in den Hochwald gehört, wiederholte; es waren ganz deutlich Schritte — Schritte eines Menschen, die auf dem gefrornen Schnee und in der Stille des Waldes vernehmlich wiederhallten. Aber sonderbarer Weise verstummte dieser Hall, so oft unsere Wilderer stehen blieben.

„S' is nix anderst," sagte der vollkommen sorglose Alte, „als der Wilderball von unseren Schritten. Aber 's könnt' auch sein, daß 's a Thier wär'; wüßt's was, Schrenk, i bürsch amal in der Richtung hin, wo's die Tritt' woll's g'hört hab'n. Aber laß's^**) Dös tätt wo anders hin; Dös setzt's, es wird schon dämmerig und wenn i mi nöd irr', hör' i stark g'rad' an Schnepf'n quarr'n; da is 's Zeit, daß wir auf 'n Falzplatz kommen. Nod zehn Vaterunser lang is der erste weg von da, halt's Eng nur links geg'n d' Offaspitzen zua, bei den groß'n Buchen bleibt's nachher sieh'n, und hört's an Hahn schnalz'n, springt's guat an, druckt's d' Aug'n zua, wenn er im Wetzen aufsetzt, denn Eng're Aug'n glanzen noch gar zugenblich, das kann der Hahn nod leid'n und leicht steht er ab. Am Platzl treff'n wir uns wieder. Waidmannsheil!"

„Will schon mach'n, was recht is," erwiderte Schrenk lächelnd und setzte die Hündhütchen auf seiner Doppelflinte auf. Dann ging er in der angezeigten Richtung vorwärts, während der Bärnkoppengirgl nach rechts hin dürschte.

*) Darauf losgehen.
**) Horchen.

Digitized by Google

Eine frische Morgenluft wehte aus dem Böhmischen herüber und das fahle Licht des Mondes kämpfte bereits unverkennbar mit den immer heller werdenden Vorboten des kommenden Tages.

Herrschte noch vor einer halben Stunde Todtenstille im ganzen Waldgebirge, mit der kommenden Dämmerung machten die gefiederten Bewohner auf und in den Birkenwäldern und um den Saum der Hochwaldungen ward es auf allen Zweigen lebendig. Das war ein Zirpen und Singen, ein Pfeifen und Schreien, als stimmten hundert Musikanten ihre Instrumente! Die Drossel und das Rothkehlchen, das Schwarzplättchen und die Grasmücke, der Zaunkönig und die Steinlerche und eine Menge anderer Vögel sangen alle mit einander ein Konzert von Tönen und Trillern, welches durch das Gekreische der Nußheher und Elstern womöglich an buntem Wirrwarr zunahm.

Je tiefer man in den Hochwald hineinkommt, wo uns nur die hochschäftigen Stämme der riesigen Bäume umgeben, desto ruhiger wird es, und die feierliche Stille wird höchstens von dem melodischen Gesang der sich in die Tiefe des Waldes hineinwagenden Drossel unterbrochen. Im Frühjahre herrscht aber auch im Innern des Waldes ein regeres Leben; da streichen die Schnepfen über niederes Gesträuch und Waldblößen, da spillt der Birkhahn in jüngeren Schlägen und balzt der Auerhahn im tiefstillen Nadelwalde.

Das Auerwild (Tetrao Urogallus) ist im Verhältniß überall noch am zahlreichsten, weil doch noch ein bischen mehr als der Besitz einer verrosteten Schrotflinte dazu gehört, den salzenden Auerhahn, das stolze Gefieder des Urwaldes, zu erlegen. Seine Heimath, der tiefstille Nadelwald, sein einsames Leben und sein Tod im Entzücken der Liebe ist noch von dem poetischen Duft des altächten Waidwerks umhaucht, den zu kosten keinem gestickten Krautschützen und keiner durch Tagwerk berechtigten Zipfelhaube vergönnt ist. Der Urhahn liebt die Morgenröthe. Mit scharfem Gesichte und Gehör lauscht er auf das Rascheln im Laube, auf jedes knickende Reis, und wer nicht wie ein Fuchs zu schleichen versteht, hört nur den raschen, rauschenden Schlag der zur Flucht gewandten Flügel. Zu sehen bekommt er aber nicht den schönen, stolzen Vogel mit dem schwarzgrün schillernden Gefieder und den scharlachgesäumten, leuchtenden Augen. Nur zur Folzzeit (Balz-, Paltzeit), wenn den schlanken Zweigen der Rothbuche das erste Grün entquillt, bei dem ersten Schimmer des dämmernden Morgens bis nach Sonnenaufgang mag es dem rechten Jäger gelingen, ihn in seiner vollen Schöne zu bewundern.

(Forts. folgt.)

Friedrich Overbeck.

Gedächtnißrede in der Künstlerversammlung zu München, von Prof. Dr. Sepp.*)

Ein großes Licht ist wieder erloschen, ein Fürst unter den Malern ist heimgegangen, nachdem wir erst vor zwei Jahren Cornelius und jüngst seinen alten Freund Schlotthauer hinscheiden sahen. Der Altmeister und Regenerator der christlichen Kunst ist zu Grabe gegangen in Friede. Overbeck. Es ist ein Mann, dessen Einfluß sich auf die ganze Zeit erstreckt, und um welchen Nationen trauern.

In den Räumen der neuen Pinakothek zu München hängt eines seiner frühesten Gemälde: Deutschland und Italien im Bilde zweier Jungfrauen dargestellt, mit entsprechenden Stadt- und Burgbauten im Hintergrunde, wobei das braune Mädchen mit dem leuchtenden Blick und dem Myrtenkranz um die Schläfe aufmerksam auf die Rede der blonden Tochter des Nordens horcht. Das Bild hat symbolische Bedeutung, die gegenseitige Ergänzung beider Völker zu bezeichnen. Wenn der Scirocco mit seiner Gluth das hesperische Land versengt, wenn die Malaria über den pontinischen Sümpfen brütet und vor ihrem giftigen Athem die Bewohner Roms sich einschließen, sehnt sich jede Brust nach der Wiederkehr der Bora, nach einem frischen Luftzuge von jenseits der Alpen; und hat der Winter sein Recht geübt, so zieht ein neuer Paradiesesmorgen über Italien hin, und die Landschaft prangt mit allen Schätzen einer üppigen Natur. So ist, wenn die Kunstblüthe im welschen Süden sich überleidet und eine gewisse Dürre und Erstorbenheit eintrat, wiederholt eine frische Anregung von Norden her ausgegangen. Nachdem Karl der Große das germanisch-romanische Ländergebiet zu einem christlichen Weltreich verbunden, war es zunächst unter den sächsischen Ottonen die Bildhauerkunst, welche bei den Deutschen einen festen Aufschwung nahm, denen Nicola, Giovanni und Andrea Pisano den Stein Leben abgewannen. Als der Süden sich in der Hervorbringung der romanischen Architektur erschöpft hatte, nahm er vom Norden die Gothik auf, und die herrlichen Domdauten erhoben sich zu Assisi, Siena, Orvieto, Arezzo, Florenz, Bologna, Pavia Mailand und aller Orten nach dem Gesetze der germanischen Baukunst. Und da die trockne Temperamalerei unbefriedigt ließ, welche Begeisterung rief da die niederdeutsche, van Eyck'sche Erfindung der Oelmalerei gerade in Italien hervor, ein neuer Farbenschmelz war gefunden, so daß die Gemälde wie von innen heraus oder im eigenen Lichte leuchteten. Nun entstanden in allen größeren Städten wahre Hochschulen der Malerkunst, und es erschwang sich die italienische Malerei zu jenem Höhepunkt, den sie mit Raffael erreichte.

In den letzten Jahrhunderten war es mit der Kunst wieder abwärts gegangen, die kalte akademische Richtung der Carracci konnte den Verfall nicht aufhalten, das religiöse Gefühl, die innere Ueberzeugung und Begeisterung waren erloschen, und die angelernten Formen vermochten den Mangel an innerem Leben, den Abgang des Naturstudiums nicht zu ersetzen. —

Da begab es sich wunderbar, daß gegen die Neige des vorigen und im Beginn dieses Jahrhunderts vom hohen Norden aus eine vollständige Regeneration des Künstlerbens eintrat. Aus der ultima Thule, vom fernen Island, waren Vater und Oheim Thorwaldsens nach Kopenhagen eingewandert, worauf 1797 der neue Phidias in Rom auftrat. Aus Schleswig war kurz vorher Carstens nach der Siebenhügelstadt gekommen, der Vorläufer des unsterblichen Cornelius. Von Lübeck aber ging unser Overbeck aus, welcher als der Vater der religiösen Malerei das bereits heidnische Rom wieder christlich machen sollte.

Die Gunst des Zufalls hatte Carstens nach einem ersten Besuch Italiens in die alte Hauptstadt der Hansa geführt, wo derselbe fünf Jahre sich mit seiner Kunst abmühte, bis der Syndikus und Bürgermeister von Lübeck Christian Overbeck, der als Biederrichter sich einen Namen gemacht, ihm die Mittel zur Uebersiedelung an die Akademie in Berlin verschaffte, von wo er 1792 ein Stipendium zur Reise nach Rom erhielt. Der genannte Dichter und Malersfreund ist der Vater unseres großen Friedrich Overbeck, welcher, im Revolutionsjahr 1789 am 3. Juli geboren, von einer frommen Mutter seine Erziehung erhielt. Damals hatte Klopstocks Messiade in Norddeutschland wieder eine gewisse religiöse Wärme entzündet.

Wenn der Schiffer in der westlichen Bucht der Ostsee den heimischen Gestaden naht, erblickt er schon von Ferne das weltthürmige Lübeck, unser nordisches Nürnberg. Alle Gebäude überragt aber die Marienkirche, welche, an sich ein edler gothischer Münster, noch ein Museum von Kunstwerken einschließt. Ganz Deutschland darf es dem weisen Rath und der Bürgerschaft der freien Reichsstadt danken, daß sie, bei allen Umwälzungen im Laufe der Zeit, doch ihre Kunsttempel aus der katholischen Zeit nicht der Zerstörung preisgab. So sehen wir in der weit und breit berühmten städtischen Marienkirche noch das kunstreiche Altarwerk mit wunderbaren Gemälden von Memling aufgerichtet, Georgesstühl und Lettner mit meisterhafter Schnitzerei und den herrlichsten Figuren sind vortrefflich erhalten, Altarstügel mit Heiligen und Donatoren von Mabuse kommen hinzu, ja einige Wandgemälde zeigen eine Großartigkeit, die uns das Unbekanntsein des Meisters doppelt bedauern läßt. Das bezeichnet jene mittelalterlichen Künstler, welche Gottes Ehre zu beeinträchtigen fürchteten, wenn sie ihren eigenen Namenruhm im Auge hielten; auch Overbeck konnte dazu zählen.

In dieser Marienkirche in seiner Vaterstadt empfieng der junge Overbeck seine ersten Kunsteindrücke. Er soll als Knabe auffallend an Raffael erinnert haben. Die Musen hatten an seiner Wiege gestanden, die Natur ihm seine Künstlerlaufbahn vorgezeichnet; aber die Kriegsfürme brausten fort und fort

*) Aus der Allg. Ztg.

Digitized by Google

über Deutschland herein, und gönnten den Künsten des Friedens keine Stätte. Im Jahr 1866, als das deutsche Reich zu Grabe ging, treffen wir den talentvollen Hanseaten als Kunstelevcn an der Akademie zu Wien. Es ist bezeichnend, daß während der Soldatenherrschaft Napoleons auch der französische Kunststyl in Wien und Berlin ausschließend herrschte, und in der der französischen Mode angemessene neuklassische Pariser Malerei im Style des Jakobiners David alle Akademien erobert hatte. Aber in der Zeit des tiefsten nationalen Unglücks begann der christlich-germanische Geist sich neuerdings aufzuraffen, der einwohnende Genius wieß unserm Overbeck eine neue Bahn und brachte ihn in Konflikt mit der herrschenden Richtung. Ergieng es doch auch Cornelius in Düsseldorf, Heinrich Heß in München nicht besser! Die neue Periode kündete Overbeck an durch ein Bild des Friedens, den Palmeneinzug in Jerusalem; es sollte zugleich den Wendepunkt in seinem Leben herbeiführen. Da war kein Zug vom Studium antiker Gypsabgüsse, nichts akademisch gemachtes, keine Schminke und geleckte Koketterie, sondern wie das Mädchen aus der Fremde taugte, ein Bild der Unschuld, die neue Kunst auf, ungemiß, wo sie eine Stätte finden sollte. Bei Overbeck ist der Bildungsgang ungestört, sein christliches Bemühstein nie durch antike Vorstellungen getrübt. Er hat sich ungemein schnell durchgekämpft, und nirgends sehen wir ihn von zwei verschiedenen Weltanschauungen angezogen, oder in sich entzweit. Seine Schöpfungen sind die reine Blüthe eines in sich klaren Geistes. Nie entbehrt er der Formenschönheit, obwohl er dem Fleisch und Blut kein Zugeständniß macht, nirgends ist er Nachtreter und Nachbeter. Das Gemälde blieb unverhandelt, einen so ungenießbaren Neuerer konnte man nicht dulden, selbst Direktor Hetzer, der vordem zwanzig Blätter zur Messiade gezeichnet, rieth ihm zusammenzupacken, und so machte sich Overbeck mit dem noch unfertigen Gemälde auf den Weg und begab sich auf den Rath seines Freundes Pforr aus Frankfurt 1810 mit diesem nach Rom, damit dort sein Schicksal sich erfülle. Aber die Tyrannei der Akademie blieb ihm zeitlebens unvergeßlich. Nur zu bald erlag Pforr, im Jahre 1812, nach seinem Entwurf vollendete Overbeck obiges Gemälde der Italia und Germania, sein Palmeneinzug aber schmückt neben der Grablegung Christi (1846) die denkwürdige Marienkirche seiner Vaterstadt, welche sich selbst ehrte, indem sie den schon einmal von Rumohr erlesenen Kaufpreis noch zum andern Mal mit 800 Scudi bezahlte.

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnützige Mittheilungen aus der Kreis-Muster- und Modellsammlung in Landshut.

1) Die neue Petroleumlampe von Professor Güntner in Wien.

Die gegenwärtig allgemein gebräuchlichen Petroleumlampen lassen ziemlich Viel zu wünschen übrig. Da bei denselben der Brenner stets unmittelbar auf den Oelbehälter aufgeschraubt wird, theilt sich die Temperatur des Messingbrenners leicht dem Petroleum in der Glasvase mit, und wird die Flamme groß geschraubt und hiedurch der Trenner überhitzt, so treten erfahrungsgemäß, namentlich bei nicht vollkommen gereinigtem Petroleum, wie solches leid Kurzem häufig vorkommt, gefährliche Explosionen ein. Ueberdies bringen die Petroleumdämpfe sowohl bei der Berschraubung als der Dochtlülse in's Freie, verursachen üblen Geruch, Verlust an Brennstoff, und bewirken, daß die Petroleumvase beständig mit einer Fettschichte beschlagen, oder wie man sich gewöhnlich ausdrückt, angelaufen ist.

Durch die neu erfundene Lampe des Herrn Professors Güntner (ausgestellt in der Muster- und Modellhandlung und käuflich zu haben bei Herrn Spänglermeister Reß dahier) werden nun diese Uebelstände sämmtlich in einfacher, höchst sinnreicher Weise gehoben, so daß diese Erfindung als eine große Wohlthat zu betrachten ist.

Die Lampe gleicht im Aeußern ganz einer gewöhnlichen Petroleumlampe, und unterscheidet sich hauptsächlich dadurch von den seither gebräuchlichen Lampen, daß das Petroleum im Fuße der Lampe sich befindet, und die sonst zur Aufnahme des Petroleums bestimmte Glasvase unterhalb des Brenners mit Wasser gefüllt ist, welches durch eine sinnreiche Vorrichtung das Petroleum nach und nach genau nach Bedarf in die Dochthülse hinaustrückt.

Die Lampe brennt mit 2 Pfd. Petroleum und einem 8 Linien breiten Brenner 60—80 Zeitstunden ohne jeden Geruch und braucht sohin nur alle 10—14 Tage frisch gefüllt zu werden.

Die Flamme ist vollständig ruhig, weiß und wegen der gleichmäßigen Zuführung des Brennstoffes intensiver wie eine gleich große Brennerbreite der bisher gebräuchlichen Lampen.

Die Vortheile dieser neuen Lampen, welche sich ohne Zweifel rasch einbürgern werden, sind gegenüber allen andern bisher gebräuchlichen Lampen folgende:

a) Vollkommene Gefahrlosigkeit, weil die Hauptmasse des Petroleums weit von der Flamme entfernt ist, dem Docht das Oel nur tropfenweise zugeführt wird, und der Dochtkanal noch überdieß durch das ihn umgebende Wasser kühl bleibt, wodurch eine Ueberhitzung des Dochtkanales und hiedurch eine explosionsartige Entzündung selbst bei mangelhaft gereinigtem Petroleum nie eintreten kann. — Wird die Lampe umgeworfen, so dringt statt Petroleum nur Wasser in den Dochtkanal und die Flamme erlischt. Jedes Verschütten und Entzünden des Petroleums bei Umsturz oder Bruch der Glasvase ist unmöglich.

b) Man kann die Flamme stark zurückdrehen, ohne daß sie irgend einen üblen Geruch verbreitet. Die Lampe kann also gleichzeitig als Nachtlampe ohne Geruch und Gefahr benützt werden, welche Eigenschaft bekanntlich die gewöhnlichen Petroleumlampen nicht besitzen.

c) Durch die Aufbewahrung des Petroleums im Lampenfuße wird das lästige tägliche Nachfüllen des Petroleums erspart. Man hat nur nöthig, alle 10—14 Tage nachzufüllen. Dagegen muß täglich in die Glasvase Wasser nachgegossen werden.

2) Die Centrifugaltrockenmaschinen von Rudolph Bolgi in Chemnitz.

Wir machen auf diese vortrefflichen Trockenmaschinen, von welchen drei in verschiedenen Größen in der Sammlung ausgestellt sind, aufmerksam und wenden sie nächstens ausführlich besprechen. Sie sind für Haushaltungen, Krankenanstalten, Spitäler, Färbereien, Lodenfabrikanten 2c. von unschätzbarem Vortheile, weil sie in kürzester Zeit unabhängig von jeder Witterung die Wäsche, Zeuge und Tücher trocknen, und das namentlich der Wäsche so gefährliche Auswinden völlig entbehrlich machen.

Von der Laber geht der Landshut. Ztg. folgende Einsendung zu: Im Verlage der hochw. HH. Beichtvater Fr. S. Hartlmayr in Mallersdorf und Cooperator W. Sellmayr in Aftenfoen erschienen kürzlich 10 Betschwymnen, komponirt von J. Groß, vormaligen Chorregenten zu St. Johann in Regensburg und nunmehrigen kgl. Pfarrer zu Aschlishausen. — Da die meisten Landchöre gerade an geeigneten Betzwymnen fühlbaren Mangel haben, so, daß nicht selten statt derselben, ganz gegen die Vorschrift der Kirche, beliebige Psalmen oder andere Gesänge eingelegt werden, so haben sich genannte HH. Herausgeber gewiß sehr verdient gemacht, und das um so mehr, als sie um billigen Preis (die 10 Hymnen, für 13 Feste berechnet, kosten in Part. und Stimmen nur 1 fl.) ein Werkchen geliefert, das nicht nur schön ausgestattet, sondern auch für alle Land- und kleinere Stadtchöre sehr verwendbar ist. Sämmtliche Hymnen sind gut kirchlich geschrieben und von 4 gemischten Stimmen mit oder ohne Orgelbegleitung und auch einstimmig mit Orgel aufführbar. — Indem man also dieselben allen Herren Kirchenvorständen und Chorregenten zur Anschaffung bestens empfiehlt, möchte man noch aufmerksam gemacht haben, die in Nr. 10 Takt 9 sich wahrscheinlich aus Versehen eingeschlichene unrichtige Stimmführung dahin zu verbessern, daß Tenor und Baß in der letzten halben Note statt zweier d zwei o zu singen erhalten.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung: (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. Nr 2. Den 9. Januar: Marcellinus.

Glasmacherlenk'.

Kulturbild aus dem bayerischen Walde von Max. Schmidt.

(Fortsetzung.)

Auf seinem alten, alljährlich aufgesuchten Stammbaume steht er auf einem der untern Aeste mit hangenden Flügeln, gesträubten Federn und aufgerichtetem Federbart, schärrt den Schwanz und dreht sich auf den befiederten Ständern wie ein liebestrunkener Tänzer. Der heftige Drang des brünstigen Verlangens macht ihn taumelnd und toll, daß dem sonst so Vorsichtigen Hören und Sehen vergeht. Aus der übervollen Brust seufzt er in immer rascheren Tönen: „Döll, Döll, Döll, Döll!" Um dieses „Knappen" (Schnalzen, Schmatzeln) schließt sich der Hauptschlag „Glad, Glad", einem prellenden Zungenklatsch gleichend, und endigt in dem „Schleifen": „Hebehebehebe, Hebehebehe", ähnlich dem Wetzen der Sense, welches einige Sekunden anhält. Während des Hauptschlages streckt der Auerhahn den Kopf in die Höhe, schlägt mit dem Schwanze ein Rad, und wird so toll, daß der Jäger ihn leicht zu schießen vermag, wenn er es verstand, während des Schleifens in sicherm Sprunge von Fels zu Fels, von Stamm zu Stamm anzuspringen und starr und regungslos in der schwierigsten Stellung auszuharren, so lange er im Schleifen aufsteht. Auerhenn steht der Hahn ab und ist für diesen Tag dem Jäger verloren. Hat man ihn aber schließlich erspäht und ist der Schuß geglückt: dann ist es wohl lustig, wenn es fallend herunterrauscht durch das Gezweige und schwer zu Boden plumpt, wenn man ihn hat, den acht, sogar zwölf Pfund schweren Vogel und der erste Morgenstrahl ihn beschauen läßt als einen vollwichtigen, alten Pechhahn*).

Im vorigen Jahrhundert wurde der Auerhahn als Jagdstück besonders hochgestellt und manchmal sogar dem Hirsche gleich geachtet.

Ist auch die Auerhahnjagd mit mancher Beschwerlichkeit verbunden, so ist sie doch auch von besonderen Reizen begleitet, um deren Willen sie sogar der Verfasser der Lusitias und Rudolfias, der Erzbischof L. Pyrker, besungen hat:

„Der Auerhahn, der Auerhahn,
Der lockt mich nach den Höh'n;
Doch weil ich dort mit Berthel n'nan,
So heißt es früh aufsteh'n!
Der Auerhahn, der Auerhahn
Ist selten zu ersehn!"

Schrenk hatte inzwischen den ihm bezeichneten Balzplatz erreicht und kaum eine Viertelstunde gelauscht, als er in geringer Entfernung das Schnalzen eines Urhahnes vernahm und sich sofort in Bereitschaft setzte, an denselben anzuspringen. Er war nicht zum ersten Male auf der Falz und mit richtigem Verständniß wußte er sich während des Hauptschlages mit je drei Sprüngen dem Hahne zu nähern und dieser hatte kaum das „Schleifen" begonnen, — da blitzte durch die Waldnacht ein Schuß und der stolze gewichtige Vogel stürzte zu den Füßen des glücklichen Jägers.

Schrenk nahm seine Beute und suchte auf die kleine Waldblöße (das Platzl) hinauszukommen, wohin er sich, wie wir wissen, mit dem Bärnknoppen verabredet hatte. Es war ihm nicht schwer, sich sofort richtig zu orientiren und alsbald befand er sich an dem Platze der Zusammenkunft. Da der Koppengirgl noch nicht anwesend war, machte sich unser Wilderer daran, den Hahn aufzubrechen und nach Waidmannsart zu behandeln. Er hatte sein Gewehr zur Seite gelegt und sich niedergekniet, um diese Arbeit bequemer verrichten zu können und war so damit beschäftigt, daß er das Annähern eines Mannes gar nicht vernahm; ja er bemerkte es gar nicht, wie dieser Mann das zur Seite gelegte Gewehr leise aufhob, sich es umhing und sein eigenes in Schußbereitschaft zu stellen suchte. Schrenk wurde erst durch die Ansprache dieses Mannes aufgeschreckt und wie mit Blitzesschnelle aus seinen glücklichen Gefühlen gerissen.

„Is bös a Glasmacherarbeit, Monsieur Schrenk?" fragte nämlich eine spöttelnde Stimme hinter ihm.

Schrenk wandte sich um und vor ihm stand der Kramerjall, der Jäger des Herrn von Bladl, die Flinte zum Schusse bereit und ein triumphirendes Lächeln auf den Lippen.

Schrenk erschrack in der That für den ersten Moment auf das heftigste und es überkam ihm ein Gefühl, wie dem Verbrecher auf ertappter That; sein Gesicht wurde blaß und er fand keine Worte, was er dem Jäger auf seine Frage antworten solle. Aber bieser, sich seiner Ueberlegenheit wohl bewußt, fuhr fort:

„Hab'n wir Eng itzt endlich ertappt, Monsieur? — No vielleicht gebt's Des von heunt an wohlfeiler, als wie gestern Nachts; denn auf's Wildfrebt'n dörit's netta nöd stolz sein. Es wird schon g'sorgt wer'n, daß 's künftig an End hat. Itzt geht's mit mir zum Gendarm, der Eng an's Gericht ablieferu wird."

Schrenk hatte sich während dieser Ansprache erhoben, nach seinem Gewehr geschaut und mit neuem Schrecken bemerkt, daß der Jäger sich dasselbe bereits angeeignet. Allmählig gewann er seine Fassung wieder; die beleidigenden Worte des Jägers fielen wie brennende Funken auf sein fast noch erhärztes Blut, und glühend heiß rollte es jetzt in seinen Adern. Scham und Wuth über die fürchterlich demüthigende Lage, in welcher er sich dem von ihm verachteten Manne gegenüber befand, kämpften mit einander und mit blitzenden Augen und stolzer Haltung sagte er jetzt:

„Kramer! i will Eng's g'rathen hab'n, sagt's koa Wörtl mehr zu mir, wenn koa Unglück g'scheh'n soll. Des kennt's mi, verstagt's mi; das Andere is Sach' vom G'richt. Arretir'n aber laß i mi nöd. Auf dem Platz, wo wir seind, hab'i Des vonehs koa Recht; wir seind in der Staatswaldung. Des seh'n da g'rad so gut a Wildterer, wie i, und mei' G'wehr will i hab'n und glei will i's hab'n, sonst —"

„I schieß Eng j'am!" rief jetzt der Kramer erschrocken, dem seine Kourage in gleichem Maaße abnahm, als jene Schrenk's im Zunehmen begriffen war. Seine Arme zitterten und trotz des gespannten Gewehres wäre jetzt der Jäger überall lieber gewesen, als dem beleidigten Schrenk gegenüber.

Dieser überlegte einen Augenblick, dann rief er:

„Erschieß'n wollt's mi? So weit san wir?"

„Ja," antwortete blässer werdend der Jäger, einen letzten Versuch machend, die schwindende Kourage wieder zurückzurufen: „Ja Lump, elendiger! mauskodt schieß i Eng j'am, wenn's Eng nöd arretir'n lass'n!"

Diese Worte ließen den Schrenk alle Vorsicht vergessen. Er machte einen Sprung vorwärts, — der Jäger drückte ab und — ein glückliches Geschick wollte, daß das Gewehr versagte und nur das Zündhütchen mit einem schwachen Knall losbrannte. Der Kramerjall fand keine Zeit mehr, den zweiten Lauf abzuschießen; denn bevor er noch über das Mißgeschick des ersten

*) Anmerkung. In Bayern kommt das Auerwild fast überall längs des Alpenzuges vor, nach der Ebene zu und soweit das Hochholz hinaus reicht. Gute Stände sind im Allgäu auf den Jagden des Prinzen Luitpold und im bayerischen Walde. — Das Fleisch dieses Vogels, das man anderwärts für ungenießbar hält, weiß man, wie schon erwähnt, im bayerischen Walde sehr schmackhaft zuzubereiten. — Obige Beschreibung nach H. Nieder's Bayerwald.

Digitized by Google

Schusses im Reinen war, fühlte er sich von Schrenk angepackt und ward ihm das Gewehr nicht auf die sanfteste Weise wieder entrissen. Er suchte einigen Widerstand entgegen zu setzen; aber beide fielen während des kurzen Ringens der Länge nach zu Boden. Da blitzte es — und mit einem heftigen Knall entlud sich der zweite Lauf aus Kramer's nach gespanntem Gewehre. Ein Schreckensschrei ertönte und ein gewaltiges Echo unterbrach die Waldesruhe; dann war es wieder still — ganz stille. —

Schrenk sprang entsetzt auf; der Kramer aber blieb liegen, das Gesicht zu Boden gewendet, lautlos — regungslos. Schrenk hob dessen Kopf in die Höhe und sah ihm in's Gesicht; Todesblässe bedeckte es, Todesruhe lag in den geschlossenen Augen.

„Heiliger Vater!“ rief Schrenk entsetzt aus, „das is 's, — er is erschoss'n — heilige Muada Gottes — was is dös g'scheh'n!“

Zum zweiten Male überflog sein Gesicht eine fahle Blässe und ein fürchterliches, ein unbeschreiblich entmuthigendes Gefühl bemächtigte sich des sonst so starken Mannes. Er blickte zum Himmel mit flehenden Augen, als wollte er sagen: „Du dort oben weißt, wie 's gangen hat!“

Die widersprechendsten Gefühle von Schuld und Unschuld tobten durch sein Herz. Die fürchterlichen Folgen dieser Stunde thürmten sich vor dem erregten Geiste auf und ein unaussprechlicher Jammer machte die Seele des sonst so heitern Mannes erzittern. — Blutigroth erhob sich jetzt über dem Rücken des Ossa die aufgehende Sonne, als wollte sie mit ihrer Farbe dem neuen Tage die traurige Mähre verkünden, daß er mit blutiger That begonnen. Schrenk bedeckte einige Augenblicke sein Gesicht mit beiden Händen; dann rief er laut und unter Thränen: „O mei' Frangi!“

Sinnenden Schrittes verließ er die verhängnißvolle Stätte; wohin er gehen, was er nun beginnen solle — er wußte es nicht; doch schlug er unwillkührlich die Richtung nach Hause zu ein. Er war noch nicht weit gekommen, hörte er sich zu seinem Schrecken angerufen; aber er beruhigte sich sofort, als er den Koppengirgl auf sich zukommen sah.

„Habt's 'n Kropiet g'seh'n?“ fragte der Ankommende schnell und mit gedämpfter Stimme. „Die ganz' Zeit hab' ich 'n auf der Spur. I hab' mei' Büchs versteckt und sammel' Dabersleb'). I kennt' Eng nimmer warnen; doch sag's, was war 's mit dene zwoa Schuß? Habt's an Auerhahn abbäumt oder — hat 's was Andrer's geb'n? Des seid's ja kaßweis, Schrenk; sagt's, was is g'scheh'n?“

Schrenk erzählte in Kürze den ganzen Vorfall und schloß damit, daß er jetzt auf dem Wege sei, nach Hause und von dort zum Gerichte zu gehen, um der Schande auszuweichen, mittelst Gendarmerie dorthin transportirt zu werden.

Der Koppengirgl erschrack nicht wenig über Schrenk's Erzählung, erwies sich aber sogleich wieder und sagte:

„Niemand hat 's g'seh'n, Schrenk, Niemand woaß 's als i, und so wahr mir Gott beistieh'n mag in meiner letzt'n Stund! Koa Mensch auf der Welt soll a Sterbenswörtl von mir hör'n.“

„I glaub' 's wohl,“ entgegnete Schrenk traurig, „aber wenn i 's auch vertuich', wie lang' steht 's an, so kommt's dennat auf und um so ärger is dann der Verdacht, i hätt' 'n Kropfet wirklich erschoss'n. Aber mei Gwiss'n is rein von dera That, i werd' auch rein wer'n vor der Welt und da is 's G'schichte, i zeig' 's am G'richt gleich selber an.“

„Dös thät' i nöd,“ erwiderte der Alte, „aber Des denkt's anders als i, und wie 's Des denkt's, wird 's auch wohl g'schehiren sein, als was i vermein'. Aber überzeug'n thut' i mi doch noch vorerst, ob der Kramer auch wirklich todt is.“

„Er is 's, — er rührt sich und leibt sich nimmer.“

„Nu', dös g'rad' is koa Zeichen vom Tod. — I kenn' den Kramer von der Lär'njagd her, kurz is er auch manchsdt am Bod'n g'leg'n und lebt vielleicht noch in dera Stund'. Aber Schrenk, wo hab's 'n Vogel und 's Gwehr?“

„Am Plagl lieg'n 's beid.“ I rühr' koa Gwehr mehr an, so lang i leb! Dös sei verschwor'n, mag's in der Sach da geh'n, wie's will!“

„Im Holz laß'n wir's derzweg'n auch nöd lieg'n,“ entgegnete der Koppengirgl, „und 'n Auerhahn hab's auch nöd g'schoss'n, daß 'n der Fuchs kriegt. I werd die Sach'n holn und auch 'n Kramer visitir'n, wie's mit dem Schuß ausschaut, denn i moan allemeil, es könnt wie bei der Bär'njagd sein!“

Der Alte schmunzelte und blinzelte mit den Augen, wie er es gewöhnlich that, wenn er in irgend einer Sache recht zu haben glaubte.

Schrenk hörte ihn kaum.

„Ich geh' hoam“, entgegnete er, „thuats Des, was's wollt's. I kann mi nimmer länger da aufhalten, i muaß fort — i geh auf's G'richt.“

„Laßt's Eng Zeit, Schrenk“, sagte der Koppengirgl, bis i Eng Botschaft bracht hab', bleibt's dahoam bis Mittag, i komm zu Eng und nachher is's allemeil Zeit, daß's andere Leut erfahr'n.“

Der Glasmacher erwiderte nichts mehr darauf. Mit verstörtem Ausdruck im Gesichte brach er sich Bahn durch das Dickicht und den mitunter noch hochgelegenen Schnee und eilte den steilen Hang hinab in der Richtung nach der Hopbergerhütte.

Frang lag noch im gesunden Schlafe. Ihm träumte von zukünftiger Größe; er sah sich als Hüttenherr und reich und angesehen. Seine Mutter war bei ihm und webte sein Schicksal mit einem goldenen Schiffslein und silbernen Fäden — und lächelte dabei so mild, so gut. Da kam der Vater und küßte ihn und — plötzlich ward er aufgeweckt. Sein erster Blick fiel auf das blasse, verstörte Antlitz seines Vaters.

„Frangi!“ sagte dieser, „i geh auf Kötting zum G'richt — was D' auch hör'n magst von mir — i bin unschuldig.“

„Himmlischer Vater!“ schrie Frang, sich erhebend, „was is g'scheh'n?“

Auch Xrannes kam in diesem Augenblicke herein und der niedergebeugte Schrenk erzählte dem Freunde und dem Sohne das blutige Abenteuer von heute Morgens.

Frang konnte vor Schmerz und Schluchzen nichts hervorbringen als: „Mei' Vater! mei' Vater!“ Auch Xrannes war auf's tiefste erregt und wischte sich Thränen aus den Augen, indem er dem Freunde zum Zeichen innigsten Mitgefühles die Hand reichte; aber er sagte sich bald wieder und sagte:

„Wie die Sach' steht, so können 'i Dir nix anhalt'n und i halt's selber für's beste, Du gehst auf Kötting und sagst 'n Landrichter alles, wie's g'gangen hat. Ich geh mit Dir, Schrenk, und — unser Herrgott wird da d'rein schaun'n!“

Frang wollte zwar auch mit, aber man fand es nach kurzer Berathung für besser, wenn er zu Hause bliebe.

Es war ein unaussprechlich schmerzlicher Abschied — so gar bald nach kaum erfolgtem Wiedersehen und unter so schrecklich jammervollen Verhältnissen.

„Unser Herrgott wird da d'reinschaun'n!“ rief Frangl, des Vaters Ausruf wiederholend und fiel wie ohnmächtig in die Arme der Frau Xrannes.

Die beiden Freunde aber eilten Köging zu, — gestern noch die lustigen Glasmacherstelzen', heute tiefgebeugt und die Herzen voll Zweifel, Furcht und Reue.

(Forts. folgt.)

---

*) Buchenschwämme.

Friedrich Overbeck.

Gedächtnißrede in der Künstlerversammlung zu München, von Prof. Dr. Sepp.

(Fortsetzung.)

Damals begann der Kriegslärm die bedeutendsten Künstler aus Deutschland zu verscheuchen, und sie sammelten sich in der Tiberstadt, um hier ihre erfolgreiche Thätigkeit zu beginnen. Joseph Koch machte den Tyroler Befreiungskrieg mit, seinen patriotischen Staffeleibildern mit, 1811 trat der Rheinländer Kornelius auf, aus Sachsen kam 1813 Vogel v. Vogelstein nach, sodann die Brüder Veit und Schadow von Berlin 1815, zuletzt noch Julius Schnorr aus Wien. Es waren die Missionäre eines neuen Kunstglaubens, die in Rom selbst die keherische Renaissance, oder das Ungethüm der Zopfzeit, mit allen Waffen zu bekämpfen hatten. Wer kennt nicht das Kloster Sant' Isidoro, in dessen Zellen sich diese wunderliche Brüderschaft niederließ? Sie führten eigene Küche, das Refektorium diente zum gemeinsamen Mahlsaale, und dieses geweihte Asyl sollte der Ausgangspunkt der neuen Kunstbewegung werden. Die böse

Digitized by Google

Welt hieß diese künstlerische Genossenschaft nach ihrem Ordensgelst, besonders im Hinblick auf Cornelius, die — Romantiker, später, als Overbeck (1813), Veit, Schadow und Vogel, dem Beispiel eines Novalis, Stolberg und Schlegel folgend, in den Schooß der alten Kirche übergetreten waren, die Nazarener, sofern sie und ihre Schüler ausschließlich der religiösen Malerei sich ergaben.

„Die wahre Malerei ist edel und fromm von selbst, denn schon das Ringen nach Vollkommenheit erhebt die Seele zur Andacht, indem es sie Gott nähert und vereinigt," schrieb Michel Angelo an seine Freundin Vittoria Colonna. Gleichwohl sollte diese religiöse Schule nur nach schwerem Kampfe zur Anerkennung im Leben gelangen. Besonders ärgerte sich Göthe, „der alte Heide" und Dichter einer neuen Iphigenie, über „diese Faselnprediger mit dem Pinsel statt mit dem Kreuz in der Hand." Er selber verabscheute im antiken Geist und muthete den Deutschen, die ihn zuweilen verstanden, Hellenismus zu, verzieh aber den gottbegabten Künstlern nicht die Wiederaufnahme der christlich mittelalterlichen Ideale — als ob die Restauration der Antike dem deutschen Volke nicht ungleich ferner läge.

Raffaels Zusammentreffen mit Michel Angelo konnte nicht folgenschwerer sein als Cornelius' Begegnung mit Overbeck. Nur besitzt der große Unterschied, daß der anmuthige Meister aus Urbina von dem titanischen Florentiner sich majestätische Kraft und überwältigende Hoheit aneignete, während umgekehrt Cornelius von Overbeck lernte, seine herbe Strenge durch teutsche Empfindung sänftigen, und über seine tiefgedachten Entwürfe eine feierliche Stimmung und religiöse Weihe verbreiten. Neben der männlichen Kraftnatur des Cornelius empfindet Overbeck allerdings mehr weiblich; er poetisirt das allversöhnende Gemüth neben dem kritischen Verstand, die heilige Poesie neben der Philosophie, den Glauben neben der Wissenschaft. Wer möchte nicht Raffael und Buonarotti erlebt zu haben, und wir waren so glücklich, ihre Ebenbilder unter unseren Augen wandeln zu sehen!

Aus dem reichen Schatz seiner Empfindung und mit aller coloristischen Meisterschaft stellt Overbeck neben Raffael in der Darstellung der heiligen Familie in München's neuer Pinakothek. Er gleicht dem vornehmeifigen Fra Angelico da Fiesole, der wie nach himmlischer Eingebung und kniend vor seiner Staffelei seine Madonnenbilder malte. Seine Frommigkeit prägte sich in Cartons voll rührender Andacht aus, und gleich er nicht selbst dem ascetischen Mönche von San Marco und den verwandten Sienesern? Er zeichnet keine Lady Macbeth, wie sie, ohne verstiennende Mildnis, im Wahnsinn das Mordbint von ihren Fingern wäscht, wohl aber mochte ihm, wie seinem andern die büßende Magdalena gelingen. Nicht ein Heldencyklus lag in seiner Art, wie J. Schnorr auf Grund der altdeutschen Epopeen ihn mit künstlerischer Willkürlichkeit unübertroffen entwirfelt. Dafür schafft er den Cyklus der Sakramente, wie er auch Erklärungen und sein künstlerisches Glaubensbekenntniß schriebe. Allzeit wird Overbecks Innigkeit und Sinnigkeit unser religiöses Gefühl befriedigen, während Cornelius' Charakterfiguren uns nie Kraft anregen.

Bezeichnend ist der Ausspruch des letztern: „Overbeck kann nur Engel malen, ich male auch Teufel." In der That scheint Overbeck zur Darstellung des Lasters nicht geneigt oder wenig geeignet. Sein Satan ist der bekehrungsfähige Abbadonna. Die menschlichen Verirrungen vorzustellen, fand er in sich keinen tiefen Anknüpfpunkt, ihn beseelte Ruhe aller Leidenschaften. Seine Heiligen sind es von Geburt aus und nicht durch lebenslangen Kampf es geworden, wogegen sie bei Cornelius Narben und Furchen zeigen. Seine Menschen haben den Sündenfall nicht durchgemacht, sie sind und bleiben göttlichen Geschlechts, wie Paulus den Athenern verkündet. Auch seine Naturwelt leuchtet in Verklärung. Er malt uns eine südliche, sonnige Gemüthsart, natürlich keine traurigen Eichen. Die Baumesmythe hat nie ein rasender Orkan geschüttelt. An diesen Felsen hat kein Sturm getost, kein Hagel seine Wuth ausgelassen. Der Friede Gottes ist über die Gegend ausgebreitet, der Garten Eden ist wieder eröffnet und Glückseligkeit erfüllt die Gefilde, die unter diesen Lauben wandeln.

Overbeck's Landschaft eignet sich für Jesaias Prophetie des zukünftigen Reichs, wo der Wolf und das Lamm friedlich neben einander spielen, oder zu Virgils vierter Ekloge vom Weltfrieden, herbeigeführt durch den Verheißenen vom Anfang der Tage. Er lebte und webte in Idealen, und suchte in seinen Bildern den Abglanz himmlischer Schönheit wiederzugeben, die unvergänglich ist.

Der streng dogmatische Overbeck ist vielleicht mehr vom italienischen an sich, Cornelius ist ganz deutsch geblieben. Rom übte einen wunderbaren Zauber auf ihn aus, und er hat dort seine Heimath gefunden, von der er sich kaum mehr zu trennen vermochte. Sechzig Jahre hat er als Künstler daselbst gewirkt, und der kunstsinnige Deutsche glaubte Rom nicht gesehen zu haben, wenn er daheim nicht von Overbeck erzählen konnte. Als König Ludwig von Bayern die Regierung angetreten, wurden Unterhandlungen eingeleitet, ihn gleich Cornelius nach München zu ziehen. Aber es fügte sich nicht, daß der Talentvon der christlichen Malerei zu dem gewaltigen Shakespeare an die Isar übersiedeln sollte. Die einmal ernöthlte Friedensstätte an der Tiber ließ sich schwer mit einer andern vertauschen; auch seine Ehehälfte verschloß sich gegen das Projekt, sowie er 1830 die Berufung zum Direktor des Städel'schen Instituts in Frankfurt a. M. ablehnte, wofür dann Ph. Veit und später der ihm werthwürdig ähnliche Steinle eintraten.

Was nun begann das neue goldene Zeitalter der monumentalen Malerei, indem die vier großen Meister Cornelius und Overbeck, Veit und Schadow 1815 sich die Hand reichten, und in der Casa Bartholdy die weltberühmten historischen Fresken aus dem alten Testament schufen. Overbeck schilderte den Verkauf Josephs nach Aegypten, sodann die sieben mageren Jahre. Mit einmal erwachte beim Anblick dieser Incunabeln der neuen Historienmalerei die Begeisterung, und da der Marchese Massimo seine Villa in der Nähe des Lateran 1817 mit Scenen aus den größten Dichterwerken schmücken zu lassen gedachte, wie konnte es glücklicher sich treffen, als daß Cornelius Dante's Divina Commedia, Schnorr den Orlando Furioso und Overbeck das ihm angemessene Thema aus Tasso's Gerusalemme liberata erwählte? Er vollendete das Bild „Sophronia und Olind auf dem Scheiterhaufen", um die weiteren Aufgaben seinem Schüler Führich abzutreten. In der Folge sehen wir ihn nach Assisi hinübergehen, um in der Kirche Degli Angeli mit Giotto, dem Urheber der selbstständigen italienischen Malerkunst, um die Palme zu ringen. Dort malte er 1827 bis 1830 an der Vorderwand der Portiunculakapelle das Rosenwunder des hl. Franziskus. Es ist ein wunderbares Zusammentreffen, daß, wie Dyonam in seinem Buche „Die Franziskanerdichter des 13. Jahrhunderts" nachgewiesen hat, damals die Begeisterung der demokratischen Mönche vom Orden des seraphischen Franziskus mit der Reform des kirchlichen Lebens zugleich die Erneuerung der Kunst und Poesie bedingte. Dante hat sich an diesem Quellbrunn erfrischt, und auch den Studium Dante's haben die genannten großen Künstler vor Neuzeit ihre großartigen Conceptionen erfaßt. Noch Overbeck's Zeichnungen sind ferner die Apostel und Evangelisten in der Kapelle der Villa Torlonia zu Castel Gandolfo am Albaner See al fresco ausgeführt.

Nicht geringere Begeisterung erweckte Overbeck durch seine Staffeleigemälde; doch da er sich keiner fremden Hände zur Ausführung bediente, ist ihre Zahl nicht groß. Gewaltsam epochemachend erschien für die europäische Künstlerwelt sein Triumph der Religion in der Kunst, oder der christliche Parnaß, nun im Städel'schen Institut in Frankfurt a. M. Ueber Raffaels Schule von Athen noch die Disputa haben ihm fühlbar vorgeschwebt, er weiß sich allzeit geistig frei zu halten. In der Dreigliederung dann das Bild sich auf. Kunstheroen strahlen als verklärte Repräsentanten der Künste in den Höhen des Himmels. Die heilige Jungfrau, das Magnificat aufzeichnend, als Sinnbild der christlichen Poesie. David mit der Harfe stellt die Musik, Salomo mit dem Modell des auf zwölf Stieren ruhenden ehernen Meeres die Bildnerei, Lukas die Malerei, Johannes mit dem Plane des himmlischen Jerusalem die Architektur dar. In der Mitte sprudelt der Brunnen des Lebens, dessen Wasserstrahlen in einem obern Becken gesammelt. Die Dichter des Aars reflektiren, während im untern Bassin sich die umgebende Natur spiegelt. Im Vordergrund sehen wir den Sänger der Göttlichen Komödie, die selber wie ein geistiger

Digitized by Google

Born den Garten der Künste durchrieselt. Er vertritt die Dichtkunst, Papst Gregorius der Große die Musik; in der Gruppe der Bildhauer erkennen wir Nikola Pisano, Ghiberti, Lucca della Robbia und Peter Vischer, als gothische Architekten Meister Pilgram mit dem Modell des Stephansmünsters, Erwin mit dem Plane des Straßburger Domes, als neurömische Brunelleschi und Bramante, daneben sitzt Michel Angelo, der Großmeister in allen drei bildenden Künsten, auf einem antiken Fragment. Masaccio und Pietro Banucci deuten als Maler den an der da kommen sollte, sie blicken darum auf Raffael. Diese, wie die um Dante gruppirten Giotto, Orcagna und Simone di Martino, dann Francia und Fra Bartolomeo haben aus dem obern Becken getrunken, wogegen die Realisten: Bellini, Tizian und die andern Venetianer, sowie Correggio in dem untern Wasserspiegel sich versehen, oder der trübsten Natur ihre Geheimnisse abgelernt haben. Der freie Kenner beurtheilt, warum Overbed, vom Cyel und Memling mit Pinsele und Bonogo Gozzoli zusammengestellt, sowie Dürrer mit Mantegna mit Leiden, endlich Holbein mit Bionardo. Die Vollendung dieses Meisterwerks fällt in die dreißiger Jahre. Genialer kann der Bund der Künste mit der Kirche unmöglich dargestellt werden. Die Kunst ist göttlichen Ursprungs, und nach des Meisters Wort ihm selbst eine Harfe Davids gewesen auf welcher er allezeit Psalmen zum Lobe Gottes ertönen lassen wollte. (Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

33 (3c)

Geschäfts-Empfehlung.

Unterzeichneter beehrt sich die ergebenste Anzeige zu machen, daß er das **reale Baderrecht** von der Frau Creszenz Schillinger, Baderswittwe, durch Kauf erworben hat.

Indem er sich daher den verehrlichen Einwohnern von Landshut und Umgebung bestens empfiehlt, bittet er um gewogenes Wohlwollen unter Zusicherung prompter Bedienung.

Landshut, den 3. Jänner 1870.

Hochachtungsvollst!

Franz Seraph Männer,
approb. Bader.

☞ Der Laden befindet sich Straßgasse Nr. 238 bei Herrn Zahn, Schuhmacher, vis à vis dem Thalerbräu. — Auch sind dortselbst immer frische Blutegel zu haben.

Zahl, Maß und Gewicht
oder
die Heimatberechtung und die neue Maß- und Gewichtsordnung für Bayern.

In ihrer Begründung auf das decimale Zahlensystem anschaulich dargestellt und ihre Anwendung an zahlreichen Beispielen erläutert für Lehrer und Schüler, wie auch zum Selbstunterrichte für Geschäfts- und Landleute unter steter Vergleichung alter und neuer Maße ꝛc., mit den nöthigen Abbildungen.

Von **Gregor Fischer.**

Im königl. Central-Schulbücher-Verlage.

Wir sind überzeugt, daß keines der bisher erschienenen Werke das Verständniß und das Rechnen mit den neuen Maßen und Gewichten auf eine so natürliche, anschauliche und gemeinfaßliche Weise darstellt, als das vorliegende Büchlein, welches in den nächsten vierzehn Tagen die Presse verläßt und zu einem äußerst billigen Preise zu haben ist.

Der Verfasser, welcher durch einen zehnjährigen Aufenthalt im Ausland die Praxis des metrischen Systems sowohl in der Schule als auch im Geschäftsleben gründlich kennen lernte, trägt den Bedürfnissen der Schule und der Praxis vollständig Rechnung. Er hatte seine Arbeit auf eine ganz originelle und äußerst einfache Darstellung des decimalen Zahlensystems, wie sie uns noch nicht vorgekommen ist. Nach dieser Methode haben die Dezimalbrüche ihren bisherigen Charakter gänzlich abgelegt. Wer das Lesen und das Einmal Eins gelernt hat, wird sich in wenigen Stunden den Gegenstandes so weit bemächtigen, daß er hinlänglich daran findet, der neuen Maße und Gewichte und der decimalen Rechnungsweise sich in der Praxis zu bedienen.

☞ Vorräthig in der **J. Thomann**'schen Buchhandlung in Landshut. (3b)9

Landshut.

A Wiener Fauteuils
vom Nußbaumholz und
einen amerikanischen Schaukelstuhl

habe ich in Commission zu verkaufen. Kaufslustige haben dahier Landshut freundlichst ein

Jakob Stoller.
Herrengasse.
3701(3b)

Es ist eine neue **Göpel Dreschmaschine**, welche mit zwei Pferden leicht betrieben werden kann und jede Fruchtgattung Getreide rein und sauber drischt, um den Preis von 250 fl. aus freier Hand zu verkaufen. Vielelbe leistet sowol, daß acht Personen nicht im Stande sind genug wegzuarbeiten. Ferner ist dieselbe auf die neueste Art construirt, und hält den Druck zwischen den Zähnen auf drei bis vier Pferde aus, auch wird ein Jahr Garantie geleistet, und bleibt 1/2 der Summe, 76 bis 150 fl., ein Jahr liegen. Nähere Auskunft ertheilt die Exped. d. Bl. (3a)9

Münchener telegraphischer Schranna-Bericht
vom 8 Januar 1870

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Gestalten.		Geblieben.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Waizen	2954	1295	19	52	18	12	16	14	—	17	—	—
Korn	1234	282	11	46	11	21	10	46	—	16	—	—
Gerste	2668	2349	14	23	13	33	11	55	—	11	—	—
Haber	1576	169	8	2	7	28	6	48	—	6	—	—

3261(7) **Kissinger Pastillen,**

bereitet aus den Salzen des Rakoczi, über dessen heilkräftige Wirkung die Schriften von Hofrath Dr. Balling, Hofrath Dr. Erhardt und Dr. Dirzl handeln. Besonders empfehlenswerth gegen Trägheit der Verdauungsorgane, mangelhafte Secretion, Bleichsucht, Blutleere, wie auch gegen Hämorrhoiden, Neigung zur Gicht und Skropheln. Preis per Flacon 30 kr. sämtlich in

Landshut bei Apotheker **M. Oeschey**
(vormals Hofbauer),
Deggendorf in der **Gall**'schen Apotheke.
Kgl. bahr. Mineralwasser-Versendung.

Eis-Pommade
(Pommade Glaciale.)

Die Vorzüglichkeit dieser köstlichen von mir schon über 30 Jahre bereiteten Pommade ist bei beiden Geschlechtern längst anerkannt. Sie hat das Aussehen und schmilzt in der Hand wie Eis, stärkt die Kopfhaut und Haarwurzeln, bringt der lästigen Schuppenbildung vor oder beht sie auf, macht die Haare kraus und lockig, verbindert das Ausfallen und Grauwerden, befördert den Wuchs und verleiht den Haaren die größte Geschmeidigkeit und den schönsten Glanz. Preis des großen Glases **24 kr.** des kleinen **12 kr.** Aechtes Kletternwurzel-Oel zu **6 kr.**, **9 kr.** und **18 kr.** das Glas. Auswärtige Bestellungen unter Beifügung der Beträge und **6 kr.** für Verpackung und Porto werden franco erbeten.

Karl Kreller, Chemiker in Nürnberg.
Allenverkauf in Landshut bei
95(1) **Anton Huber,** Kaufmann.

Ziegel und Cement,

gut gebrannt, sind zu haben bei

Martin Paustinger,
19(2) Königsfeldergasse Nro. 807 in Landshut.

Die billigste und beste Moden-Zeitung
ist unstreitig

Die Modenwelt.

Preis für das ganze Vierteljahr 36 kr.

In Deutschland hat die Modenwelt an Ruf und Verbreitung allen anderen Moden-Zeitungen den Rang abgelaufen, was sie ihrem vortrefflichen Inhalte, ihrer grossen Reichhaltigkeit und ihrem billigen Preise zu verdanken hat. — Vornehmlich nimmt die Modenwelt Rücksicht auf die Bedürfnisse in der Familie, weniger auf die der grossen Welt. Sie empfiehlt sich deshalb vorzugsweise allen Müttern und Töchtern, die Gefallen daran finden, ihre eigene und der Kinder-Toilette, wie die gesammte Leibwäsche selbst herzustellen. —

Abonnements werden jederzeit angenommen bei der **Jos. Thomann**'schen Buchhandlung in Landshut. (4b)2960

Ein Uhrmachergehilfe

sucht Condition. Das Uebrige in der Expedition d. Bl. 96

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 3. Den 16. Januar: Namen Jesufest.

Glasmacherleut'.

Kulturbild aus dem bayerischen Walde von Max. Schmidt.

(Fortsetzung.)

VII.

Am Platzl, wo Schrenk den Kramerjakl verlassen hatte, ereignete sich inzwischen eine andere Scene, welche für den Koppengirgl eben so heiter war als die vorige für die Glasmacher traurig und trostlos schien. Wir wissen, daß dieser Wilderer auf Schrenken's Mittheilung von dem stattgehabten Unglücke sofort den Entschluß faßte, sich von der Richtigkeit der Sache selbst zu überzeugen und außerdem Schrenk's Flinte und den erlegten Auerhahn in Verwahrung zu nehmen. Alsbald war er an dem verhängnißvollen Platz angelangt und fand in der That den Jäger, das Gesicht zur Erde gewandt, wie todt am Boden liegend.

„S'is dennat anders, wie auf der Bär'najgd'", murmelte der Alte und befaß sich etwas genauer den stillen Mann. Er forschte nach der Stelle, wo der Schuß eingedrungen, fand aber nirgends die geringste Spur; nicht ein Tropfen Blut zeigte sich an der Kleidung und auf dem Boden und neue Zweifel stiegen im Kopfe des Alten auf. Deshalb nahm er ihn bei der Hand und — sonderbarer Weise, sie war zwar kalt, aber kaum hielt er sie einige Sekunden in der seinen, war es ihm, als erwärmte sich allmälig die todte Hand. Der Koppengirgl fühlte sofort den Puls und rief erstaunt und erfreut: „Hadara! der lebt ja noch! Es is richtig, wie i g'sagt hab, grad wie auf der Bär'najgd! — No wart, Kropfeter", setzte er dann, gegen den Ohnmächtigen sich wendend hinzu, „diese Geigenheit will i nöd unbenutzt lassen, mit Dir ab'rechnen!" Er überlegte eine Weile und sein Lächeln zeigte, daß er mit seinem Einfalle zufrieden war.

„Er hält mi für an Hexenmeister; i will doch seh'n, wie weit er's Zutrau'n zu mir hat. Wenn er wieder zu sich kommt von seinem Schußfieber, so mach' i ihm weiß, er sei in an Auerhahn verzaubert wor'n."

Er hieb dem in der Nähe liegenden, von Schrenk erlegten Auerwild die Flügel ab und befestigte sie an dem Rücken des Ohnmächtigen der Art, daß dieser glauben sollte, — denn wie wir bereits wissen, der Kramerjakl glaubte Alles — es wären ihm während seiner Ohnmacht Flügel gewachsen und schraubte dann von des Jägers Flinte die Hähne ab. Während dieser Manipulation fing der Kramerjakl an, sich zu rühren. Der Kopp beeilte sich, auf die Seite zu laufen und die Stimme eines Dritten nachäffend zu schreien:

„Dort is an Auerhahn, a großmächtiger. Schuß!" Und seine eigene Stimme wieder annehmend, setzte er dazu:

„Dös is ja bennat a Hexerei, so a Hahn, so großmächtig! Wenn dös koa' verzauberter Hahn is, bin i a dana. Still, er rührt sich; wenn er vom Platz geht, druck i ab!"

Der Kramerjakl, der das Malheur hatte, bei jedem großen Schrecken ohnmächtig zu werden, hatte sich allmählig erholt; er konnte sich aber nicht recht darauf besinnen, ob er erschossen worden sei und also in der Ewigkeit erwache, oder ob er noch unter die lebende Menschheit gehöre. Er getraute sich die Augen nicht recht aufzumachen. Daß er nicht im Fegfeuer sei, das wußte er gewiß, weil er vor Frost zitterte; aber für die Hölle, wo es heißt, daß Heulen und Zähneklappern herrscht, war einige Wahrscheinlichkeit vorhanden. Wie gesagt, er druckte die Augen zu, denn das Alles konnte er immer noch früh genug erfahren.

Jetzt hörte er Menschenstimmen und eine Sprache, die er verstand. Unwillkürlich hob er den Kopf in die Höhe und blickte nach dem Sprechenden; er sah ein Gewehr auf sich gerichtet, er hörte Zächerl's Ruf. Der grelle Wechsel dieser Situation machte den ohnedieß nicht gescheidten Kramerjakl erst ganz dumm.

„Halt! halt!" rief er. „Wenn i wirklich noch nöd erschossen bin, so braucht's es nöd auch. Gott sieh mir bei, der Koppengirgl!" setzte er dann hinzu.

Dieser aber rief: „An Auerhahn, der schwatzen kann — was soll dös sein? — Das is a Hexenwerk!"

„Wo is denn an Auerhahn?" fragte der Kramer mit zitternder Stimme.

„Du bist einer", antwortete der Kopp.

„Was i? i wär an Auerhahn?"

Der Jäger befaß sich ringsum und bemerkte die an seinem Rücken herabhängenden Flügel. Wie ein Blitz durchzuckte ihn jetzt der Gedanke, er sei wirklich in einen Auerhahn verwandelt worden; vor seinem Geiste liefen die verzauberten Hasen vorbei, die einstens aus Koppens Hut hervorgegangen waren und die Nähe dieser unheimlichen Person, die Flügel an seinem Rücken, — es überlief ihn eisig kalt.

„I bin ja koa' Hahn", rief er jetzt, „i bin der Kramerjakl, schau nur mein Kopf an und meine Füß und meine Hos'n. — Hat denn a Auerhahn Hos'n an? — Zächerl, kennst mi denn nöd? — Tzua d' Fittchen aus'm Ausschlag und laß mit Dir schwagen."

„Nix da", schrie der Wilderer, „der Kramerkropfet wißt D' sei? so könnt sich a jeder Auerhahn austreben. „Ich seh koa Hos'n; i seh nix als lauter Feder."

„Lauter Federn?" rief der Kramer mit ängstlicher Stimme. „Ja, ja" dachte er, „es ist richtig; mit seinen eigenen Augen sieht man sich immer in seiner frühern Gestalt, während die anderen Leute einen nur in der verzauberten erblicken."

„Sollst aber wirklich a verzauberter Hahn sein", sagte jetzt der Kopp, „und wie D' sagst, der Kramerkropfet, so woaß i die Ursach, warum D' verzaubert bist. Du hast'n Schrenk erschiss'n woll'n. Z's so?"

„Ja — dös hab i woll'n", antwortete der Jäger mit zerknirschter Miene.

„Und warum?"

„Warum? Der Hüttenherr hat mir auftrag'n, wenig Umstand z'machen, wenn ich'n beim Wildern ertapp'."

„Der Hüttenherr? Was weiter? Sag Alles, denn i hab die Kraft, Dich wieder umzuzaubern."

„Eine Karolin als Schußgeld hat er mir g'hoaßen; aber nöd zammaschiss'n soll ich'n; nur auf d' Füß soll' i halten, hat er g'sagt. — Aber ach Du lieber Himmel, was fang i denn an, wenn i jetzt an Auerhahn bin!"

„Versprich mir zwoa Ding und i helf Dir wieder zu Deiner G'stalt."

„I versprich Dir's!"

„Laß'n Schrenk und mi in Fried künftig; such' uns nimmer auf, und was d' Hauptsach is, laß Di nimmer verleiten, auf uns z'schieß'n."

„I versprech's."

„Und beschwörst es?"

„I beschwör's."

„Dann versprich, daß D' Di bessern willst, wegen Deiner Dummheit —"

„Wegen meiner Dummheit?" Bin i denn gar so dumm?"

„I kann nöd Nein sag'n", entgegnete der Koppengirgl gerade hinauslachend.

Digitized by Google

Der Kramerjakl, in dem endlich Zweifel über seine Verzauberung rege wurden, befah sich noch einmal ringsum und versuchte, einen angehängten Flügel herabzureißen. Dieß war nicht schwer und da der Kopp von seiner Dummheit gesprochen und in solch' fürchterliches Gelächter ausbrach, mußte der betrogene, abergläubische Mann doch allmählich auf die Idee kommen, daß er am Ende zum Narren gehalten worden sei.

Der Wilderer erkannte sogleich, was in Kramer's Gehirn vor sich ging und hielt es für's Beste, sich demselben zu nähern und einzulenken, indem er sagte:

„Du hast g'schwor'n, Kramer, mir nix mehr anzuhab'n; drum sollst läzt wissen, daß D' ebensowenig in an Auerhahn verzaubert bist, als die Hasen von dajumal von mir verzaubert waren und i bei der Bärnjagd a Kraftpulver g'habt hab."

Der betrogene Jäger, erst niedergedonnert vor Scham, fühlte bei der allmäßig zunehmenden Geistheit seines Menschseins wieder menschliche Leidenschaft, und so groß auch der Aerger über seine Dummheit war, die er sich, vielleicht zum ersten Male jetzt redlich eingestand, so suchte er doch, nach Art aller kleinlichen Menschen, diesem Aerger über sich selbst schnell ein anderes Objekt zu geben und dieses war der Bärnkoppengizgl.

„Malefizlump!" rief er diesem jetzt zu. „Kerl, weil D' mi so dumm g'macht hast, so erschieß i Di!" Er nahm rasch seine Flinte zur Hand und wollte den Hahn spannen; aber welch Mißgeschick!" — der Hahn war abgeschraubt und wehrlos stand er dem Geschmähten gegenüber. Dieser lachte jetzt zum zweiten Male.

„Was bist läzt so hartb", rief er ihm dann zu. „Vorhin warst voller Jammer, daß D' in an Auerhahn verzaubert warst und läzt bist voller Wuth auf mi, daß' s nöd a so is. Vor a Paar Stunden schwörst, Du willst mir nix mehr thoa' und läzt hättst mi fröhi erschossen, wenn i nöd so g'scheit g'wen wa, von der Flint'n die Hähn abg'schraub'n. Woaßt was, Kramer, halt'n wir Verschwung, geh'n wir zum Schrent, und sag'n wir ihm, daß se umsonst in Angst um Gerg'n war, und weil Di die Waldung da eh nix angeht, so schmeißt nur koa' Wörtl von der heutigen Jagd, sonst geht's Dir grad' so schlecht, wie uns, und Kramer, denk an Dein Oab, wennst willst selig wern!"

Der beschämte Jäger ging nach weiterm Hin- und Herreden schließlich in den Wunsch des Koppen ein, mit ihm zu Schrent zu gehen und der Kopp versicherte ihm bei diesem Gange auf's neue, daß er niemals habe zaubern können, überhaupt eine große Geistesbeschränktheit dazu gehöre, an so verrücktes Zeug zu glauben.

Der Jäger, so vernünftig ihm auch Koppens Rede zu sein schien, schüttelte aber doch die ihn da unglaubig mit dem Kopfe und wenn er den Wilderer so von der Seite, wie er es in seiner Art hatte, betrachtete, überlief es ihn jedesmal eiskalt und er wünschte das Ende dieses Ganges herbei.

„Dös is natürlich", sagte er zu sich selbst, „der wird mir seine Zauberein so wenig auf d' Nas'n bind'n, wie i an Wilderer meine Garnspläz zeig; mag läzt die G'schicht mit dem Auerhahn wirklich a Hopperei g'wesen sein, — die Sach war doch nöd so recht, wie's hätt' sein soll'n, und — der Verdacht is ein Schelm". — Kurz und gut, der Kramer blieb trog seines Versprechens, sich zu bessern, auch fernerhin von Zaubergedanken umfangen; denn so ein alter, unter den Eindrücken von Kobolden und Hexenmeistern ganz geworbener Waldjäger kann seine Ideen nicht mehr ändern; sie sind ihm zur Gewohnheit geworden und der Glaube, der ihm sechzig Jahre gut gethan, sollte auch für den Rest seines Lebens noch aushalten. Das war seine Meinung und es kennzeichnet sich die Pfiffigkeit, mit welcher er trog aller Vernunftgründe den Jäckerl in seinem Wahne befangen war, daß er wenige Jahre nach diesem Vorfalle, wo sich nur immer eine Gelegenheit darbot und mit den heiligsten Betheuerungen erzählte, er sei einmal in einen Auerhahn verwandelt gewesen und im Vertrauen die Leute vor dem Jäckerl warnte, dem er selbst schon von weitem aus dem Wege ging.

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Overbeck.

Gedächtnißrede in der Künstlerversammlung zu München, von Prof. Dr. Sepp.

(Fortsetzung.)

In den Besitz König Ludwig's von Bayern gelangte ferner das Bildniß der Vittoria Caldoni aus Albano. Außerdem besitzt noch das Zentralkrankenhaus zu München von Overbeck den Tod Josef's und die Ligurianer am Altötting eine heilige Familie, was wohl nur wenige wissen. Christi Einkehr bei den Schwestern zu Bethanien befindet sich im Museum zu Zürich, die Bekehrung des heiligen Thomas gelangte 1851 nach England, die Himmelfahrt der Madonna 1855 in den Kölner Dom, der lebendgroße Heiland der auf dem Berge zu Nazareth wunderbar seinen Verfolgern entgeht, nach Antwerpen. Das Hospital zu Hamburg besitzt seinen Heiland am Oelberg, die dort neuerbaute Peterskirche ein Glasgemälde aus Kinmiller's Anstalt nach Overbeck's Karton. Eine kleine Krönung Mariä verirrte sich im Frühjahr 1866 bis nach Merito. Ebenso wanderten seine Jünger nach allen Landen, und wo wäre der christliche Maler, der sich ganz dem Einflusse des großen Künstlers entziehen hätte?

Overbeck's Erscheinung machte auf jeden einen unvergeßlichen Eindruck. Dieses leuchtende Auge im Kreidekosen Antlitz, diese ernste hagere Gestalt eines mahrhaften Asceten. Und wie geistreich waren seine Worte! Schreiber dieses hatte das Glück mit dem verehrungswürdigen Meister aus Lübeck persönlich bekannt zu werden, als dieser noch im düstern Palazzo Cenci am Judenquartier wohnte. Mit welcher Liebe hing er an seinen Freunden in München! Alsbald aber lenkte er das Gespräch auf Kaulbach's Reformationsbild und ließ es sich näher schildern mit all den Gegensätzen, die es durchkreuzen und die Einheit stören. Indem wir den Gegenstand eingehend besprachen, schien er ernstlich Verlangen zu tragen, denselben ein katholisches Seitenstück zu geben, worauf Kopernikus, Kolumbus, Dürer u. A. eine berechtigtere Stellung einnehmen sollten, als in jener protestantischen Umgebung. Im Geiste wurde rasch ein Karton entworfen und mit verzierter Phantasie die hervorragenden Gestalten komponirt. Ließ sich nicht der englischen Elisabeth die hochergige Isabella von Spanien gegenüberstellen, welche nicht blos die Mauren nach Afrika zurückwerfen half, sondern mit Hinopferung ihrer Schätze dem kühnen Genuesen auch die Entdeckung der neuen Welt ermöglichte? Konnte nicht dem Schwedenkönig mit historischer Gerechtigkeit ein Held gegenübergestellt werden, der zwar nicht über Christenblüter triumphirte, dafür aber die Macht des Islam brach — Don Juan, der Sieger von Lepanto? Gab es, nachdem der Norden sich der Kirche entfremdet, keinen neuen Weltapostel Paulus, der zu den äußersten Ländern gegen Osten, nach Indien und Japan fuhr, um durch Bekehrung der Heiden den Verlust in der katholischen Christenheit zu ersetzen? Verdienten Camoens, Calderon und Tasso nicht als katholische Dichter gefeiert zu werden, oder glänzen Calderon's Gestalten bei Lessing nicht als neue Schöpfer der Kirchenmusik? Meldet die Geschichte nichts von einer katholischen Reformation, und waren Paul III. Farnese, der die Kirchenversammlung zu Trient berief, Marcell II., der den Meister der Töne Pier Luigi von Präneste als Gesetzgeber der heiligen Musik für alle Zukunft erhob, oder Gregor XIII., der Kalenderverbesserer, nicht reformatorische Charaktere? Verdienen Giulio del Monte, Karl Borromäus und der deutsche Kardinal Hosius nicht als Häupter des reformatorischen Konzils von Trient auf den Leuchter gestellt zu werden?

Hier war die milde Auffassung Overbeck's bewundernswerth, der nicht blos von Erasmus und seinem Freunde Thomas Morus oder Kardinal Cajetan, den Humanisten, als Geistesvertretern des neuen Roms hören wollte, sondern vielmehr sich auf den wahrhaft evangelischen Filippo Neri berief, dessen Tugenden selbst Göthe in seinen Schriften verherrlicht hat. Ihm, dem Stifter der Oratorianer, gesellte er Matteo da Basti, den Gründer des Kapuzinerordens, an die Seite, welcher in apostolischer Einfachheit seine Jünger nach Christi Wort ohne Schuh, ohne Mantel, ohne Stab unter das Volk sandte, um demselben getistigen Trost zu spenden. Der Kardinal Caraffa, Bischof von Theate und Ordensstifter der Theatiner, stand ihm höher als

Digitized by Google

irgend ein Kriegsheld, und um Petrus von Alcantara, den Reformator der Franziskaner, wollte er gerne hundert Schlachtberichte hingeben. Wir schildern den Meister, wie er leibte und lebte. Die heilige Theresia und Johannes vom Kreuz mit ihren mystischen Schriften, die Erneuerer des Ordens vom Berge Carmel in männlicher und weiblicher Linie galten ihm für wirkliche Kirchenverbesserer, und einem Johann von Gott, dem Krankenpfleger und Joseph von Calasanza, dem Stifter der Piaristenschulen verlegte er nicht seine Bewunderung. Angela von Brescia und Franziska von Chantal, welche in den Ursulinerinnen und Salesianerinnen Institute für höhere weibliche Erziehung gründeten, waren in dem kirchlichen Reformdrib ihm entsprechende Gestalten, und neben einem Franz von Sales stellte er den großen nach allen Richtungen des christlichen Lebens thatigen Virzenz von Paula. Das romanische Element mog hier allerdings über das germanische vor, die Deutschen und Britten liegen sich eher zu einer Disputa über das Altarssakrament versammeln. Kurz, das katholische Reformationsbild stand im Geiste vor uns fertig, es fehlte zur Ausführung nur der Auftrag eines Königs; vielleicht findet sich aber der Entwurf unter seinen Handzeichnungen.

Overbeck befaßte sich damals bereits mit dem anfange für Bowman's Erben, die Prager Kunsthandlung, bestimmten Bilderzyklus aus dem Leben des göttlichen Erlösers. Dies war es, was ihn zum katholischen Geschichtschreiber des Lebens Jesu näher hinzog; aber seinen Ideenreichthum vermehren zu wollen, hieße Wasser in die Tiber tragen. Er führte mich auch zum Grabe seines einzigen Sohnes nach Lorenzo fuori le mura, wo er selbst einst seine Ruhestätte zu finden hoffte. Ich erinnere mich noch lebhaft, mit welcher Wehmuth er von der modernen Restauration der Paulskirche sprach. Aber wer konnte diese hindern? Die Eifersucht der italienischen Künstler war keine geringe, als selbst der Papst den deutschen Meister in seinem Atelier besuchte, und eben Pius IX. nach dem verhängnißvollen Dekenbruch auch in St. Agnese unserm Overbeck Zutritt verweigerte. Auf der Reise nach Malta begriffen, erhielten wir von des Meisters Hand noch ein Empfehlungsschreiben an seinen Schüler Cavaliere Enrico Casolani, aus einer der ersten Familien der Insel, welcher eben an einem Christus in der Glorie für die dortige Gefängnißkapelle malte, und über den Gruß seines deutschen Lehrers in der Kunst so hoch erfreut war, daß er den Dank an seinem Gast ausließ, und ihn von La Valetta nach Medina oder Gittavecchia und durch die ganze Insel herumführte.

Overbeck's Kunstschöpfungen sind bei ihrer reinen Ausdruck seines Wesens, er hat sie alle innerlich durchlebt und sie mit dem Hauche seiner gottfeligen Frömmigkeit beseelt. Seine 14 Leidensstationen sind eine imitatio Christi in Stift ausgeführt. Noch kostbarer sind die von unserm vortrefflichen Professor Koller in Düsseldorf und seinen Genossen in Kupfer gestochenen Zeichnungen aus dem Heilandsleben, die, soweit ein Gemeingut der christlichen Welt, einen Originalwerth haben, um welchen jede Königs- und Patrizierfamilie den dermaligen Besitzer Freiherrn v. Lotzbeck auf Schloß Weihern, halbwegs München und Augsburg, beneiden mag. Diese Arbeiten beschäftigten ihn eben damals und noch Jahre lang fort, und obwohl bei der vorletzten allgemeinen Kunstausstellung im Glaspallast zu München zur Ansicht gebracht, verdienten sie doch zu Ehren des Meisters eben bei Gelegenheit seines Todes abermals in unserem Kunstverein ausgestellt zu werden. Er ließ es dabei nicht an zeitgemäßen Beziehungen fehlen, wie die älteren Meister, deren persönliche Anzüglichkeiten wir oft nicht mehr verstehen, wenn uns ein Basari nicht aufmerksam macht. Der Bildhauer Martin Wagner aus Würzburg, ein Kraftgenie wie Genelli, und solang' als Overbeck in Rom eingebürgert, hatte bei seiner ernsten Richtung auf die Antike es nicht an Ausfällen gegen die Nazarener fehlen lassen; dafür zeichnete ihn der Nachbar aus Lübeck leibhaftig als Peiniger neben den kreuzschleppenden Heiland, eine Vorstellung, worin er übrigens wieder auffallend mit Raffael konkurrirt. Sein Motto: „Herodes schließt Freundschaft mit Pilatus," sollte eine empfindliche Ironie auf das Bündniß der Staatsgewalt mit dem Freimaurerthum zur Unterdrückung des Christenthums sein. Die Loslassung des Barabbas, welcher, obwohl Aufrührer und Mörder, von seinesgleichen auf den Schultern emporgehoben und im Triumph getragen wird, charakterisirt unnachahmlich den süßen Revolutionspöbel aller Zeiten.

(Schluß folgt.)

Reminiscenzen von der orientalischen Kaiserreise.

Hugo's Jagdzeitung, welche nun in ihr dreizehntes Jahr getreten ist und sich von Jahr zu Jahr an Reichhaltigkeit des Inhalts, an Frische und Sachgemäßheit der Darstellung gehoben hat, entzückt auch in ihrer diesmaligen Nummer eine Reihe von ebenso werthvollen als anziehenden Beiträgen. Wir entnehmen daraus als Stichprobe das Wesentlichste der „Reminiscenzen von der orientalischen Kaiserreise"; sie bringen kleine bezeichnende Züge, welche bisher noch nirgends mitgetheilt worden. Da heißt es: Die Gastfreundschaft des Sultans bethätigte sich in einer so großartigen und komfortablen Weise, daß man niemals Kostnlichs vorausgesetzt hätte. Selbst auf dem Marsche durch die Wüste herrschte bei dem Kaiserlichen derselbe Komfort, derselbe Luxus, als wenn Se. Majestät der Kaiser Franz Joseph sich in der Wiener Hofburg befunden hätte. An die fünfhundert Kameele waren mit all denen Geräthschaften beladen, die ausschließlich für die Bequemlichkeit und Behäbigkeit des Kaisers und seiner Suite bestimmt waren. Und welcher Luxus! So schlief Se. Majestät der Kaiser während der ganzen Reise allnächtlich in einem vier Zentner schweren, silbernen Bette, welches zerlegbar gewesen und auf Kameelen nach dem nächsten Nachtlager transportirt wurde. Die Menus waren ausschließlich französisch und von Kochkünstlern gekocht, welche im Abendlande die erste Rangstufe in der kulinarischen Hierarchie bekleidet haben würden. Ein schenerer Jagdboden soll sich nicht denken lassen, als das sumpfe karstartige Thal Jericho. Ungeachtet des gewaltigen Karawanenzuges, dem sich noch an die dreihundert Touristen aus Jaffa u. s. w. angeschlossen hatten, war das neben dem Wege befindliche Wild gleichsam so vertraut, wie die Bewohner eines kleinen Thiergartens. Starke Ketten von Steinhühnern standen nacheinander auf, Antilopen zogen trollend neben dem Wege fort, Schakale und Geier wären leicht erbeutet worden, selbst ein Panther ließ sich in der Nähe betrachten und wäre gewiß sammt manchem anderen Wilde in das Jagdprotokoll des Kaisers eingetragen worden, hätte nicht eine conventionelle Zurückhaltung wegen der immensen Gleichgiltigkeit der anwesenden hohen türkischen Würdenträger gegen das Waidwerk und die Voraussetzung, daß der Marsch der Karawane durch einen längeren Aufenthalt Verzögerung erleiden müßte, die Jagd nur auf bescheidene Verhältnisse beschränkt. Ein kleines, aber in Anbetracht der damaligen Umstände nicht uninteressantes Jagdabenteuer begegnete Sr. Majestät dem Kaiser am Bord des „Greif" bei Jaffa. Ungeachtet zahlreichen und fast einstimmigen Abrathens, bei der furchtbar tobenden See die Einschiffung zu unternehmen, wurde letztere bekanntlich dennoch gewagt und in der That unter den gefährlichsten Konjekturen, denn das Boot, in welchem der Kaiser und seine nächste Suite sich befand, war nicht blos von den thurmhohen Wellen, sondern in einem kurzthauren Momente auch von dem Scheitern an einem Felsen bedroht, bei welcher schon stark in Mitleidenschaft gezogenen Katastrophe keine Rettung möglich war. Kaum hatte indeß der Kaiser an Bord des „Greif" der überstandenen Schreckensgefahr sich einigermaßen entäußert, als er neben dem Schiffe in den brandenden Wellen einen großen lebenden Gegenstand erblickte, der, wie es schien, ein großes Vergnügen an den Kundgebungen der entfesselten Elemente bekundete. Es war eine Riesenschildkröte. Der Kaiser befahl einem der Leibjäger, rasch ein Gewehr herbeizubringen, und alsobald ward die Schildkröte aus Korn genommen, konnte jedoch nicht erbeutet werden, da sie, von dem zweiten Schusse gut getroffen, allsogleich in die Tiefe sank und nicht mehr zum Vorschein gekommen war. Die Festlichkeiten in Aegypten gestatteten keinen behäbigen Jagdausflug, während das bei Port-Said u. s. w. vorhandene Wasserwild und insbesondere die vielleicht in Millionen Exemplaren vorhandenen Flamingo's nur eine monotone Jagd zu gewähren im Stande waren. Auch Ibis war zahlreich vorhanden. Der Leibjäger des Fürsten Hohenlohe erlegte einen gleich in der Nähe des vicekönigl. Gartens, welche Trophäe ihm jedoch in Kleidertracht des Vorurtheils, welches noch herrschte auch in Nieder-

Digitized by Google

Regupfen bezüglich dieses Vogels herrscht, keine guten Früchte getragen hätte. Er animirte einige nackte Buben durch Verheißung von Backwerk, ihm den geschossenen Vogel aus dem Sumpfe zu holen, diese machten jedoch auffällig Striche, während herannahende Leute, mit allerhand Gegen Unheil verkündend, den erhaunten Jäger noch mehr in Verwunderung setzten. Ein ägyptischer Soldat, der bei dem Pachthore Wache hielt, kam glücklicher Weise noch zurecht, um den Jäger vor der Volkswuth wegen des erlegten geheiligten Vogels zu retten. Auch der Luxus, welchen der Khedive in Bezug auf seine erleuchten Gäste entfaltet hat, soll wahrhaft erstaunenswerth gewesen sein und erstreckte sich bis auf die minutiösesten Details. So bestanden z. B. die neben dem Bette des Kaisers zum Schutze gegen die Moskuitos befindlichen Wände aus den feinsten Damenschleiern, hinter welchen noch eine andere Wand von seinen Spitzen das allenfalls dennoch hindurchgedrungene Insekt abwehrte. Ob Se. Maj. der Kaiser während des Aufenthaltes im Palast des Khedive es nicht zuweilen vorgezogen hätte, in dem primitiven hölzernen Bett auf grünem Reisig in einer seiner Jägerhütten im Hochgebirge zu schlafen, kommt uns nicht zu ermessen zu, obgleich die Beschreibung von dem bewegten Repräsentationsleben inmitten des immerfort dröhnenden Höflichkeitslärmes der Kanonen- und pompöser Aktionen solch eine Möglichkeit allenfalls könnte voraussetzen lassen.

Gemeinnützige Mittheilungen
aus der
Kreis-Muster- und Modellsammlung in Landshut.

2) Die Centrifugaltrockenmaschine von Rudolph Volgt in Chemnitz.

Anknüpfend an die vorige Nummer bemerken wir über diese nützlichen Maschinen noch Folgendes. Allbekannt ist das Zusammenspiel, daß ein Lineal, welches an eine Schnur gebunden, im Kreise herumgeschwungen wird, mit Gerausch die Schnur zulegt, zerreißt. Die Kraft, welche diese Wirkung äußert, heißt Centrifugalkraft, und auf diesem Prinzipe beruhen auch die Trockenmaschinen, welche nämlich aus einer Trommel aus Kupfer mit durchlöcherten Seitenwänden bestehen, die mittelst eines sehr einfachen Mechanismus in eine sehr schnelle Umdrehung versetzt wird. Legt man nun nasse Wäsche, nasses Garn x. in die Trommel, und dreht dieselbe durch die Kurbel, so drängt die Centrifugalkraft die Wäsche x. mit großer Gewalt an die durchlöcherten Seitenwände der Trommel, preßt die Feuchtigkeit durch die Löcher, und trocknet auf diese Weise in kürzester Zeit alle in die Trommel gelegten Gegenstände. Alle Hausfrauen kennen die Schädlichkeit des Auswindens der Wäsche. Diese Maschine spart sohin Zeit, schont die Wäsche und macht deren Trocknen vom Wetter unabhängig. Nachdem diese Maschinen sehr billig sind, sich überall mit Leichtigkeit aufstellen lassen, und vorzüglich dauerhaft und solid gearbeitet sind, so eignen sie sich nicht nur für größere Haushaltungen, Krankenhäuser, Spitäler, Kasernen, Klöster x., sondern sie würden Jemanden, der einen größeren freien Platz zum Aufhängen der Wäsche zu vermeiden hat, einen bedeutenden Gewinn dadurch verschaffen, wenn er eine solche Maschine in der Nähe des Platzes aufstellt, und deren Benützung an solche Personen, welche mit nasser Wäsche zum Trocknen kommen, nach Körben oder der Zeitdauer vermiethet. Nach demselben Prinzipe werden in neuester Zeit auch Eismaschinen gebaut, und die empfindliche Abkühlung, welche der Luftzug in der letzten Maschine hervorbringt, zum Gefrieren benützt.

3) Apparat zum Einölen der Thürbänder.

Es gibt nicht leicht etwas Unerquicklicheres, als eine knarrende Thüre, die meisten Thüren sind aber so schwer, daß das Dienstpersonal zum Einölen der Angeln sich schwer entschließt, und gewöhnlich ein paar Personen zu Hilfe gerufen werden, welche mit Anstrengung die Thüre heben und in der Höhe halten. Der denkbar einfache als solide Apparat, welcher überdieß noch einen Oelbehälter mit Pinsel in sich schließt, gestattet auch schwächlicheren Personen, ohne fremde Beihilfe das Einölen jeder noch so schweren Thüre zu besorgen, weßhalb wir auf diesen praktischen und billigen Artikel aufmerksam machen.

4) Huteinlagen.

Alle Herrnhüte, namentlich helle Sommerhüte, leiden in sehr kurzer Zeit durch den Schweiß, welcher das Leder der Einlage durchdringt, und den Filz gleichfalls beschmutzt. Die neuen aus Kork hergestellten Einlagen machen diesen Uebelstand unmöglich, da sie zwischen Schweißleder und Hutfilz angebracht absolut keine Feuchtigkeit durchlassen.

5) Spahnschneidemaschinen.

Nicht immer steht bei dem Feuermachen gutes Kienholz zur Verfügung, weßhalb häufig Spähne ausheisen müssen. Bisher mußten dieselben, namentlich in Städten, mit einem starken Messer durch das Dienstpersonal aus dem oft nicht vollständig ausgetrockneten Scheitholze geschnitten werden, welches Geschäft überdieß nicht selten Verwundungen an der Hand nach sich zog. Durch den an jeder Wand leicht zu befestigenden Schneideapparat lassen sich mit Leichtigkeit aus weichem Holze ohne Anstrengung oder zu besorgende Verletzungen Spähne schneiden.

6) Frauenarbeiten.

Außer dem prachtvollen Muster eines orientalischen Teppichs im Journale Art des Arabes machen wir die Damen auf sehr schöne Muster für Arbeiten in Filet-Guipure — Passiflora, Borte, Flächenmuster und Einfassungen —, Litzenverzierungen auf Badhüte, Fußteppiche in Stramintstickerei, dann Kissen und Bortenmuster für Stramminarbeit im Journale „die Frauen-Arbeit" mit dem Bemerken aufmerksam, daß im Lesezimmer die Muster abgepaust werden können.

Literarisches.

* Im Literarischen Institut des Herrn Dr. Huttler zu Augsburg sind zwei Schriftchen erschienen, welche als theils recht angenehme, theils interessante literarische Gaben betrachtet werden müssen. Das Eine führt den Titel: Zu Fr. Overbeck's Heimgang. Ein Blatt der Erinnerung von Dr. H. Holland. Wer kennt nicht den Namen Overbeck und würde sich nicht freuen, aus gestreicher, guter Feder, wie die Dr. Hollands, eine anziehende Skizze über ihn zu lesen! Wie wohlthuend, in diesen zank- und streiterfüllten Tagen ein friedliches Künstlerleben zu betrachten! — Das zweite Schriftchen ist in anderer Beziehung interessant. „Distichа galatea von Antijanus" heißt es und ist gegen die berüchtigte Konzilsschrift von Janus gerichtet. Scharfe treffende Pfeile, geschnellt aus kunstgeübter Hand! Diese Epigramme haben auch getroffen, das beweisen die Erwiderungen in der bayer. Landeszig.! Irren wir nicht, so ist Antijanus Niemand Anderer als der rühmlichst bekannte Dichter Johannes Scherr! Wir hätten Lust, einige der Epigramme zu geben, aber der Raum mangelt und welche wären die besten? Nehme Jeder selbst und lese!

Glasbrenner's Montagszeitung bringt wieder einige lustige Proben von Stylverirrungen. Der Bote aus dem Riesengebirge (Nr. 25, 1865) enthält folgende: „Todesanzeige. Nach langjährigen schweren Leiden hat es Gott gefallen, meine innigstgeliebte jüngste Tochter Anna in sein himmlisches Reich aufzunehmen, wo wir ihren entseelten Leichnam künftigen Donnerstag Früh um 9 Uhr beerdigen wollen. Dieses auswärtigen Freunden und Bekannten zur ergebenstten Anzeige. Warmbrunn, den 27. März 1865. Tischlermeister J. Sch." — Berl. Intell.-Blatt März 1869: „Eine junge Damen von außerhalb und angenehmen Aeußern wünscht sich mit einem eben so denkenden Herrn zu verheirathen." Auf dem Berliner Haupt-Postamte langte im Juni 1869 ein Brief an, der folgende Adresse trug: „An die königliche Nichtigkeits-Beschwerde zu Berlin." Der Schreiber meinte das Kammergericht, an welches der Brief auch richtig befördert wurde.

Aus Florenz, Genua, Modena, Rom, Venedig u. s. w. kommen Berichte von ungewöhnlichem Schneefall. In Calabrien fanden Erdstöße statt. In Montelaone wurden viele Häuser beschädigt. Der Vulkan Stromboli hat Feuer gespieen!

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 4. Den 23. Januar: Mariä Vermählung.

Glasmacherleut'.

Kulturbild aus dem bayerischen Walde von Max. Schmidt.
(Fortsetzung.)

Galt in den Augen des abergläubischen Jägers der witzige Jächert für einen bösen Zauberer, so war er in Franzens Augen der allerliebste und willkommenste Herenmeister von der Welt; denn wie könnten wir die Freude schildern, welche der Knabe empfand, als Jächert den „lebendigen" Kramerkropfet hereintrachte? Er schrie gerade hinaus vor lauter Vergnügen und als Frau Prannes und das Liserl erschreckt herbeieilten, weil sie ein neues Unglück befürchteten, nahm er einen nach dem andern um den Leib und tanzte unter Jubl-Schreien mit ihnen im Zimmer herum; dann lüfte er alle der Reihe nach, selbst den Kramer und den Jächert, zog schnell den Rock an, setzte das Mützchen auf und — „B'hüt' Gott, ich lauf'n Vater nach Kötzting nach!" — eilte er fort, ohne daß man ein Wort mit ihm reden, noch weniger ihn hätte zurückhalten können.

Als er flüchtigen Schrittes Lohberg zueilte, kam ihm der Lehrer, durch die beiden Glasmacher von dem Unglücke auf dem Ossa bereits in Kenntniß gesetzt und soeben im Begriffe, die Leiche des Jägers durch mehrere Leute holen zu lassen, entgegen. Franz erzählte ihm in Kürze, welche glückliche Botschaft er dem Vater nachzubringen habe, was bei allen Anwesenden die aufrichtigste Freude hervorrief.

Der wackere Lehrer war sogleich bereit, Franz nach Kötzting zu begleiten, schlug aber vor, daß Kellermeier seinen Wagen einspannen lassen müsse, damit man schneller zum Ziele gelangen, womöglich den Schrenk noch unterwegs einholen könne. Der vor Freude zitternde Knabe konnte aber nicht abwarten, bis eingespannt war; es trieb ihn mit unwiderstehlicher Gewalt vorwärts; wußte er auch, daß ihn der Lehrer zu Wagen alsbald einholen müsse, er zog es doch vor, ohne Aufenthalt zu Fuß die Straße gegen Kötzting einzuschlagen. Die Freude beflügelte seine Schritte und so hatte er über eine Poststunde zurückgelegt, noch bevor der Lehrer mit dem Wagen in Lohberg abgefahren war, und vorwärts eilte er über Berg und Thal in dem freudigen Bewußtsein, daß er mit jedem Schritte dem geliebten Vater näher komme. Weit über die Hälfte des Weges hatte er zurückgelegt, als ihn der Lehrer mit dem Wägelchen endlich einholte. Er setzte sich hinein und ihm strengsten Trabe ging es nun weiter gegen Kötzting. Trotz all' dieser Eile war es aber nicht mehr möglich, die beiden Glasmacher auf dem Wege einzuholen, denn sie waren auf dem Gerichte eine Viertelstunde früher angelangt und hatten schon um eine Audienz beim Landrichter nachgesucht. Dieser, ein allgemein geehrter Biedermann, ließ die beiden Glasmacher gerne vor sich kommen; denn er kannte sie gar wohl von seinen Zufpeltlouse reisen her und hatte sich beim Kellermeier zu Lohberg manche Stunde mit den fröhlichen Leuten auf's Angenehmste unterhalten.

„Was seh ich? Die beiden Unzertrennlichen von Lohberg? Womit kann ich Euch dienen, meine lieben Freunde?" rief er ihnen entgegen, als sie in sein Zimmer eingetreten waren. Er reichte beiden die Hand, und erst jetzt bemerkte er mit Befremden die traurigen Mienen in den Gesichtern der sonst so fröhlichen Glasmacher.

„Was ist geschehen?" fragte er jetzt.

„A groß's Unglück," entgegnete Schrenk, „hat's heut' abg'setzt und i bin fröhl kommen, Gnad'n Herr Landrichter, selber Alles zu berichten, wie's gangen hat und wie weit i bei dieser Sach' betheiligt bin."

Er erzählte hierauf der Wahrheit gemäß das ganze Vorkommniß auf dem Ossa, betheuerte seine Unschuld an dem Tode des Jägers, welchen er einem unglücklichen Zufalle zuschrieb, und bat den Landrichter, gnädig zu richten in dieser verhängnißvollen Sache. Auch Prannes vereinigte seine Bitten mit denen Schrenk's.

Der Landrichter hatte der Erzählung des Glasmachers ruhig und ernst zugehört. Ein schmerzlicher Zug zeigte sich während derselben auf seinem Gesichte, man sah es ihm an, es that ihm wehe, gegen denjenigen, den er so gerne mit Wohlwollen behandelt hätte, als ernster und strenger Richter auftreten zu müssen.

Nachdem er Schrenk einige Momente fest in die Augen geblickt hatte, fragte er ihn:

„Ihr seid bereit, das Alles zu Protokoll zu geben, was Ihr mir soeben erzählt habt?"

„Ja, derentwegen bin i da, Herr Landrichter," entgegnete Schrenk. „Loßt's an' Schreiber kommen — was i g'sagt hab', bei dem bleib' i."

Der Landrichter war im Begriffe, einen Schreiber aus dem Nebenzimmer zu rufen, als sich die Thüre öffnete und Franz hereingesprungen kam.

„Vater," rief er, auf diesen zueilend und ihn umarmend — „er lebt! er lebt!"

Nun hätte man sehen sollen, wie dieser Ausruf die im Zimmer anwesenden Personen elektrisirte.

Schrenk zitterte wie ein Espenlaub; Freude und Zweifel machten ihm das Blut erstarren und mit großen Augen und geöffnetem Munde wartete er auf die Antwort seiner Frage: „Wer, Franzl? der Kropfet?"

Der Prannes, welcher sich bis jetzt nur mit seiner Zipfelkappe die Thränen von den Wangen gewischt und Schrenk's Rede fortwährend mit Kopfnicken begleitet hatte, sah auf Franzens Ruf erstaunt auf und sragte mit gespannter Erwartung: „Was sagt da Bua?"

Der Landrichter kehrte erstaunt um und rief: „Also nur verwundet? Nicht todt?"

Franz beantwortete die Fragen dieser drei Männer, indem er mit unendlichem Vergnügen sagte:

„Gritsch und g'sund is er. Nix fehlt dem Kramerkropfet, gar nix; i hab'n g'seh'n, und — nicht wahr, Herr Landrichter, jetzt erlauben S' schon, daß mein Vater wieder heim geht?"

Der Schrenk konnte sich von seinem freudigen Erstaunen kaum erholen; der Prannes hatte nichts Eiligeres zu thun, als sein Brüllglas herauszuziehen, und, nachdem er geschnupft, reichte er es Schrenk hin und sagte mit weitausgeholtem Athem:

„Jätzt schnupf'n wie a Mal auf den Schreck'n!"

Der Landrichter reichte Schrenk und seinem getreuen Freunde gerührt die Hand.

Nun kam auch der Lehrer von Lohberg und bestätigte Franzens glückliche Nachricht.

Das war ein Gepläuder und ein Glückwünschen! Der Lehrer, Schrenk, Prannes und Franz redeten alle zu gleicher Zeit; der Schluß von Prannes Ergießungen aber war: „No, den Rausch heunt!"

Aber dafür war etwas gut.

Der Landrichter hatte die Leute eine Weile in ihrer Freude sich ergehen lassen; dann trat er herzu und Franz bei der Hand nehmend, sagte er:

„Der Herr Student muß für seine frohe Botschaft auch etwas haben. Komm' mit mir, Franz; meine Frau hat gestern einen Kuchen gebacken, sie wird Dir ein Stück zum Verkosten geben. Ich habe dann mit Euch," dabei wandte er sich an die Uebrigen, „noch eigens zu sprechen."

Digitized by Google

Nachdem der wohlwollende Herr den kleinen Studenten der Frau Landrichterin bestens empfohlen, kehrte er in sein Amtszimmer zurück. Auf seinem Gesichte zeigte sich aber jetzt Ernst und Strenge.

Er trat Schrenk gegenüber und sagte:

„Schrenk, es freut mich, daß sich die Sachlage anders gestaltet hat, als Ihr befürchtetet. Gleichwohl kündige ich Euch hiemit an, daß Ihr als Arrestant hier zu bleiben habt."

Schrenk erschrack jetzt auf's neue und nicht weniger Prannes. Aber ersterer sprachlos, so vermochte letzterer wenigstens die Frage, welche beiden auf der Zunge schwebte, in gebrochenen Worten hervorzubringen:

„A—A—A—rrstant? Wie das, Gnaden Herr Landrichter? Für was lebt nachher der Andere?

„Dank sei unserm Herrgott," entgegnete streng der Landrichter, „daß er lebt! Glaubt Ihr übrigens deßhalb rein zu sein von aller Schuld? Will ich auch dem Jäger Kramer kein Recht einräumen, auf fremdem Grund und Boden Jagd ausznüben, wie aber könnt Ihr es wagen, Schrenk, in die Wälder hinauszujagen und zu wildern?"

„Herr Landrichter," besänftigte Prannes, „thuat ja kaum der Mah' werth weg'n deene Paar Stückl, die man kriegt; der Hüttenherr oder der Staat, wer 's g'rad is, die spürn ja so was gar nöd."

„Ah, e jemand Anderer spürt es," rief der Landrichter, „und dieser Andere ist das Gesetz. Das Gesetz hat das Wild, Herrn verboten und es mit schwerer Strafe belegt. Wer trotzdem ohne Befugniß auf die Jagd geht, der mißachtet das Gesetz und wer das Gesetz nicht achtet, der ist kein guter Bürger und Unterthan, der hat keine Liebe zu seinem König, unserm angestammten Landesherrn, und wer das Gesetz nicht selbst befolgt, ist auch nicht seines Schutzes würdig. Merkt Euch das, Schrenk, und auch Ihr, Prannes, könnt 's Euch merken. Ihr aber, Schrenk, seid wegen Wildfrevels der Strafe verfallen; das Verhör mit dem Jäger wird dann auch über das Andere entscheiden." Also sich zum Letztern wendend, sagte er: „Seien Sie so gütig, Herr Lehrer, und besorgen Sie, daß der Jäger Kramer noch heute bei Gericht erscheint."

Dann wandte er sich wieder etwas milder zu Schrenk mit den Worten: „Euer bis jetzt ungetrübter Leumund wird übrigens nicht unberücksichtigt bleiben."

„Na, na," erwiderte jetzt Schrenk, „Gnad'n Herr Landrichter; Leumund hin, Leumund, her; sperr'n S' mi nur ein, so lang S' woll'n; recht g'schieht mir; aber i hab 's heut' schon a Mal verschwor'n, nie mehr in mein' Leben nimm i zum Wildern a Büchs' in d' Hand, so wahr i selig wer'n will!"

„Und i auch nimmer!" setzte Prannes dazu. „Der Teufel soll das Wildern hol'n! Hätt' auch niemals denkt, daß das so weit g'fehlt is, wie der Herr Landrichter sag'n. Ka — 'n König woll'n wir nöd kränk'n weg'n deene Paar Schwanzeln, die wir 's Jahr über krieg'n! Damischen hab' i mi zwar noch nöd laff'n, aber Herr Landrichter, wenn S' woll'n, könn'n S' mi auch einsperr'n, damit i mir 's besser merk'. Grad recht g'schieht mir, mir elendigen, miserablen Menschen I!"

Der Landrichter hatte Mühe, sich des Lachens zu enthalten.

Dann sagte er zu Prannes:

„Also von heut' an wissen wir, was wir zu unterlassen haben, und auch wir zwei, Schrenk. Prannes versieht einstweilen an dem Studenten Vaterstelle. Ich hoffe, daß ich recht bald die Freude haben kann, Euch wieder frei zu lassen. Ich schick' Euch den Sohn wieder her, macht kurzen Abschied und hofft auf baldiges Wiedersehen."

Nachdem der Landrichter sich noch kurz mit dem Lehrer unterredet, verließ er das Zimmer. Alsbald kam Frau, und wenn auch mit Thränen, verabschiedete er sich doch gefaßt wieder von dem Vater. Der gütige Landrichter hatte ihm die Nothwendigkeit davon erläutert und ihm zugleich den Trost baldigsten Wiedersehens gegeben. Diesen im Herzen tragend, fuhr er dann mit dem Lehrer und dem Pathen zurück in die Heimat. Der Vater aber blieb zurück mit der festen Zuversicht: „War mir heut' unser Herrgott gnädig, der Herr Landrichter werd 's auch schon recht mach'n!"

(Fortsetzung folgt.)

Friedrich Overbeck.

Gedächtnißrede in der Künstlerversammlung zu München, von Prof. Dr. Sepp.

(Schluß.)

Sein letztes Vermächtniß bilden die großen Kartons der sieben Sakramente, wie bei Cornelius die grandiosen Entwürfe zu den Bildern des jüngsten Gerichts für den Berliner Campofanto. Beide Meister stehen hier, bei verschiedener Richtung, nach ihrer Genialität völlig ebenbürtig nebeneinander. Die Einsetzung der kirchlichen Mysterien des neuen Bundes wird uns historisch vorgeführt. Der Anfang der Völkertaufe hängt mit der Gründung der Kirche durch die Geistessendung zusammen; sie wird von den Aposteln im Vorhofe des Cenaculums sofort den Repräsentanten aller Nationen ertheilt.

Die Firmung wird zuerst von Petrus und Johannes in Samaria vorgenommen, und die Gesetzgebung am Sinai steht als entsprechendes Bekenntniß im alten Bunde in der Predella. Die Priesterweihe findet durch die Handauflegung der drei großen Apostel und Säulen der Kirche nach der Himmelfahrt statt, und als Vorbild steht Melchisedeks Opfer und die grünende Ruthe Aarons. Das Bußsakrament wird uns in der Bußpredigt des Vorläufers Johannes am Jordan veranschaulicht. Im Bilde der Ordnung wagt der Meister sogar den Engelsflug und das jüngste Gericht in der Umrahmung vorzustellen. Die Ehe segnet Christus zu Kana ein, und darüber und daneben sehen wir die Schöpfung der Eva, die Geschichte des Tobias und Christo Bund mit der Kirche, dargestellt in der Person der Madonna. Das Abendmahl endlich gestaltet sich zur Klause, indem die Apostel sich dabei den Bruderkuß geben; die Scenen der Weinernte und des Weinbaues, des Manna und der Brodvermehrung sind äußerst anziehend beigefügt.*)

Obwohl Italien seine zweite Heimath geworden, verlangte Overbeck doch nie sein deutsches Gemüth. Dreimal suchte ihn die Sehnsucht nach Deutschland zurück, und unvergeßlich ist der erste Empfang, den ihm München's Künstler 1859 bereiteten. Als er zum Oktoberfest 1855 zum andernmal herausgekommen und nach Rom zurückgekehrt war, schrieb er uns: „Auf der Höhe des Brenners habe ich mich noch einmal umgewandt, und allen nordwärts fließenden Gewässern Grüße an die deutsche Heimath aufgetragen." Welch ein Unterschied von dem unvergeßlichen Winkelmann, der beim letzten Gesuch Deutschlands sich von den Städten mit hohen Giebeldächern derart angeekelt fand, daß er mitleidig lächelte, um in Triest sein trauriges Ende zu finden — hundert Jahre vor Overbeck's Heimgang!

Während die Profanmalerei nach allen Richtungen überflüssig beschäftigt ist, finden wir den ernsten religiösen Maler seiner und vielleicht aller Zeiten fast zu wenig mit öffentlichen Bestellungen in Anspruch genommen. Aus Dalmatien erhielt er einen letzten Auftrag, eine Kathedrale zu malen, oder, da sein hohes Alter dieß nicht mehr erlaubte, die Kartons zu bestellen Fresken zu entwerfen, und selbst den Maler zu bestimmen, der sie an Ort und Stelle ausführen sollte. Als aber der ehrgeizige junge Mann aus einer Künstlerfamilie Münchens zugleich die Originalzeichnungen zu entwerfen wünschte, zeigte sich der christliche Meister gegen das ausstrebende Talent so wenig eifersüchtig oder gekränkt, daß er ihm ruhig den ganzen Auftrag überließ, welchen er seinerseits ohne schriftlichen Kontrakt übernommen. Hiedei wollen wir auch die Künstlerfamilie Hofmann nicht unerwähnt lassen, welche nach dem Tode seiner Frau ihm für die letzten Lebensjahre die Sorge für alles Leibliche abnahm und ihn als Vater ehrte.

In Rom war Overbeck der letzte Stammhalter der alten romantischen Zeit, der einzige, der den königlichen Kunstmäcen

*) Neuerdings werthvolle Handzeichnungen besitzt das Museum zu Basel aus dem Nachlaß der edlen Patrizierschen Fräulein Linder, welche als eine andere Vittoria Colonna Jahrzehnte hindurch in München Künstler und Gelehrte um sich versammelte. Eine trefende Darstellung der Hirten an der Krippe zu Bethlehem haben wir jüngst in Düsseldorf in der Privatsammlung von Frl. Opacinde Wiedweber, überaus der Kinderfreund als ausgezeichnet in Montmorillons Kunstbandlung zu München sogar käuflich ausgestellt. Wir selbst besitzen ein Unikum, sein mit eigener Hand radirtes Kentertest, daß er bei seinem vorletzten Besuch in Bayern uns zum Andenken überließ.

Digitized by Google

überliefert, dessen Gast er so oft in der Villa Malta gewesen. Bei dem berühmten *) Künstlerfest zu Rom 1818, welches gleichsam zur Eröffnungsfeier des neuen Zeitaltars und zur Einsetzung Ludwigs von Bayern in die deutsch-italienische Künstlerwelt diente, und in ganz Europa Aufsehen machte, hatte auch Overbeck mitgewirkt; er war es, der dem Monarchen an der Spitze der Genossen bis Ponte Molle zur Begrüßung entgegenkam, als König Ludwig 1835 zur halbhundertjährigen Jubelfeier seiner Romreisen wieder durch die Porta del Popolo einfahren sollte.

Overbeck starb ohne Krankheit, ein Achtziger, so daß sich auch an ihm bewährte, daß die Liebe zur Kunst das menschliche Leben verlängert. Umgeben von seinen letzten Entwürfen, der Heimkehr eines Brautpaars und dem jüngsten Gerichte, schloß er betend die Augen gerade am Vorabend des patikanischen Konzils.

Fürwahr, wie Raffael unter Verantragung seines letzten Werkes, der Transfiguration, unter der Begleitung von Purzurträgern und bewein vom Oberhaupte der Kirche nach dem Pantheon getragen wurde, um dort sein Grab zu finden, so hätte Overbeck als Wiederbeleber der christlichen Kunst und deren höchster Meister neben Raffael seine Ruhestätte verdient, und Deutschlands Bischöfe mochten ihm das Requiem singen. Hat doch auch Belgien jüngst seinen gefeierten, und zu Ehren der Kunst in den höheren Adelsstand erhobenen Maler Leys fast mit königlichen Ehren bestattet.

Münchens Künstlerfest beging die Exequien unter den erschütternden Klängen eines überaus majestätischen Tonwerks, nämlich von Eitz Requiem, in der Basilika St. Bonifaz und der goldene Vorbeerkranz mit der Inschrift: „Dem Altmeister und Regenerator der christlichen Kunst“ ist von seinem Katafalk nach Rom gewandert, um auf der Gruft des großen Meisters niedergelegt zu werden, die ihm in der Pfarrkirche St. Bernhard bereitet wird.

Hier und anderwärts wären die Vereine für christliche Kunst vielleicht nicht entstanden, noch zu solcher Blüthe gelangt, hätte Overbeck nicht die neue Schule begründet, und hätten nicht Männer wie Zolg und Büchner oder der liebenswürdige Dager, Utzenhofer, Andreas Müller u. A. in seinem Geiste fortgewirkt.

Treffender lassen sich die beiden Fürsten der Malerkunst seit Beginn des 19. Jahrhunderts ihrem Geiste nach nicht charakterisiren, als dieß König Ludwig I. von Bayern gethan, indem er Cornelius mit Paulus, Overbeck mit Johannes verglich. Von Johannes aber ging die Rede unter den Brüdern: „Dieser Jünger stirbt nicht“. So wird auch Overbeck unsterblich in seinen Werken fortleben, so lange das Christenthum im Herzen der Menschen pündet, und mit Cornelius als Dioskurenpaar in die fernsten Jahrthunderte am Kunsthimmel leuchten. —

Zur Ammergauer Passion **).

München, 9. Jan. Im Laufe des heurigen Sommers wird die bekanntlich alle 10 Jahre wiederkehrende „Passion“ im altbayerischen Dorfe Oberammergau zur Aufführung gelangen. Es ist der letzte große bemerkenswerthe Rest der mittelalterlichen Mysterienspiele. Die Gemeinde unterzieht sich hiefür Darstellung kraft eines aus dem Jahre 1633 datirten Gelöbnisses für Abwendung einer Pest. Nachdem man im Jahr 1634 zum erstenmal ex voto gespielt hatte, hielt man die Decadenzahl fest bis 1674, darauf wurde 1680 wieder gespielt und von da an die runde Zahl beibehalten. Das Spiel ist indeß sicherlich älteren Ursprungs, obwohl hierüber jede weitere urkundliche Beglaubigung fehlt; doch spricht das Gelöbniß deutlich als von einer damals schon bekannten und bestehenden Sache, und nur die Zeit der Aufführung wird auf 10jährige Wiederholung festgesetzt. Das älteste aus dem Jahr 1662 stammende Textbuch zeigt es der Hauptsache nach in der heute noch beibehaltenen Anlage, welche jedoch in verschiedenen Einzelheiten vortheilhafte Aenderungen erlitt; dasselbe enthält sowohl nach dem Aufbau der Bühne, als auch in der merkwürdigen Einfügung der „lebenden Bilder“ viele Züge, welche im Vergleich mit andern älteren mittelhochdeutschen Mysterien, oder zusammengehalten mit der Melerische und Dorfmeldungsmeiß der vor-Dürer'schen Meister, als ganz mittelalterliche Eigenthümer sich ergeben, so daß wir jedenfalls ein über das 17. Jahrhundert hinausgehendes Alter dafür beanspruchen dürfen. Das Passionsspiel ist wahrscheinlich, ebenso wie die zu Ammergau heute noch geübte Bildschnitzerei, aus einem der benachbarten Klöster in das Dorf verpflanzt worden. Im nahen Kloster Rothenbuch bildete die Schnitzerei die besondere Beschäftigung der Brüder. Als zu Anfang des 12. Jahrhunderts der Probst Ekkewin mit drei Priestern und 4 Brüdern von Ulrich den ersten Akte des neugegründeten Klosters Rothenbuch) aufgesendet wurde, um in der Wildnis zu Berchtesgaden ein neues Stift zu gründen, da übten eben diese Brüder die aus Ammergau mitgebrachte Kunst, allerlei Hausrath zu schnitzen und zu drehen auch zu Berchtesgaden, und verbreiteten dieselbe unter die dortigen Ansiedler. Ebenso merkwürdig ist der Einfluß Ammergau's auf das Tirolerdorf Erdben, wo seit 1703 die „Schnitzkunst“ auftam; die Erdbener lieferten ihre Produkte nach Ammergau, wo sie lange Zeit erst gesetzt und bemalt wurden, bis die Erdbener die Bereitung der Saftfarben und der Firnisse den Ammergauern endlich abternten. |

Ebenso wurden in Bayern allein in nahezu 80 Ortschaften solcherlei geistliche Spiele aufgeführt; sie stammten alle aus den Klöstern, wo sie von einem in das andere übergingen. Wir haben dafür ein gar lehrreiches Beispiel aus dem 12. Jahrhundert, wie ein Stück, das aus dem Kloster Tegernsee um diese Zeit aufwandette, in Benediktbeuern mit neuen Zutaten prachtvoll aufgeputzt, gleichsam in verbesserter Auflage und Gestalt neu über die Bretter ging. Von da an jog es vielleicht den ganzen sogenannten „Pfaffenwinkel“ entlang nach Kochel und Mittenwald (woselbst gleichfalls eine berühmte „Passion“ bis in die neuere Zeit spielte), nach Rothenbuch und von da nach Ammergau; im weiteren Zusammenhange damit standen die Spiele zu Dötning (bei Landsberg), Peißenberg, Mühlfelden u. a.

Das Ammergauer Passionsspiel erweist sich wirklich eines europäischen Rufes; England, Frankreich und Amerika lieferten im Jahre 1860 Zuschauer und Berichterstatter; in Deutschland erblühte eine ganz eigene Literatur darüber; man denke an die schönen Schriften von Devrient (mit Illustrationen von Fr. Pecht), Clarus, Steub, Guido Görres, Brecht, Deutinger, der in einem 630 Seiten umfassenden Band alle bis zum Jahr 1851 gedruckten Berichte gesammelt hat, und von vielen andern. Das Interesse daran ist seitdem sichtlich in's Wachsen gerathen, so daß eine Angabe der Spieltage im voraus schon erwünscht sein dürfte. Die Tage sind am 22. und 29. Mai; 6., 12., 19. und 25. Juni; 3., 10., 17., 24. und 31. Juli; 7., 14., 21. und 28. August; 8., 11., 18., 25. und 29. September. Sollte an einem der bezeichneten Tage der Zuschauerraum nicht ausreichen, so wird die Vorstellung am darauffolgenden Tage vollständig wiederholt. Die Rollen sind theils mit den aus dem Jahr 1860 wohlbekannten, theils mit unterdessen neu nachgewachsen en Kräften besetzt.

Todesfälle. *)

Am 21. August † zu Columbus in Nordamerika im 52. Lebensjahre der ehemalige Schullehrer von Pfaffenhofen in Oberbayern, Franz Bacherl, der in den 50er Jahren viele deutsche Städte behufs Vorlesung seiner Dramen heimsuchte. Am meisten genannt wurde sein Name in den Jahren 1854 bis 1856, als „Der Fechter von Ravenna“ mit großem Erfolg über die deutschen Bühnen ging. Bacherl beanspruchte die Autorschaft des anonymen Drama's, weil er 1852 an Laube für das Wiener Burgtheater ein Trauerspiel „Die Ehernsäle in Rom“ eingesandt hatte, welches nach seiner Behauptung für den „Fechter“ stark ausgenutzt wurde. Später bekannte Friedr. Halm sich als Autor des Stückes.

Am 26. Aug. † in seiner Vaterstadt Antwerpen, 58 J. alt, der große belgische Genremaler Jean Aug. Henry Leys.

Am 9. September † zu Göttingen nach kurzer Krankheit eines der bedeutendsten Mitglieder der Bonner Universität,

*) Nach von Rückert mitgetheilt.
**) Aus der Allg. Ztg.

*) Aus dem liter. Handwörter.

Digitized by Google

Professor Otto Jahn. Er war 1813 zu Kiel geboren, wurde dort 36 Dr. phil., bereiste darauf Frankreich und Italien, habilitirte sich 39 in Kiel, ging 42 als Extraord. nach Greifswald und wurde hier 45 zum Ord. befördert. 1847 folgte er einem Rufe nach Leipzig, wurde hier aber in Folge politischer Konflikte 51 zugleich mit Haupt und Mommsen verabschiedet, und privatisirte bis er 55 nach Bonn berufen wurde. Seine dortigen Zwiste mit Ritschl hatten schließlich den Abgang des Letzteren nach Leipzig zur Folge. Jahn war auf vielen Gebieten des Wissens heimisch, als Philolog und Literarhistoriker bedeutend, als Archäolog und Musikkenner eine Celebrität. Seine zahlreichen Schriften zeichnen sich aus durch Feinsinn, Schärfe und außerordentliche Sorgfalt, vor Allem aber durch eine seltene Vollendung der Form; insbesondere war ihm die Gabe einer klaren und edlen populären Darstellung in hohem Grade eigen. Mit Uebergehung seiner vielen, theils separat, theils in Zeitschriften veröffentlichten Monographien nennen wir die kritischen Ausgaben des Persius (1843), Censorinus (45), Florus (52), der Elektra des Sophokles (61), und besonders das Juvenal (1. Band 62); Besorgung der Gesammlung König Ludwig's I. von Bayern (54); Mozart's Leben (4 Bände 1856—59; 2 Aufl. 2 Bände 67); biographische Aufsätze (66; 2. Auflage 67); gesammelte Aufsätze über Musik (66); populäre Aufsätze aus der Alterthumswissenschaft (68).

Am 14. September † in Pertisau der Münchener Prof. Obermedizinalrath Dr. Karl v. Pfeufer, 63 J. alt.

Am 26. Sept. starb zu Frankfurt der auch als Germanist bekannte Archivsekretär Dr. Franz Roth.

Am 28. September † in Stuttgart der dortige Hofschauspieler Karl Grunert. Er war 1809 zu Leipzig geboren und studirte anfangs Theologie, ging aber schon 1830 zur Bühne über. 35 wurde er in Hannover und 46 als Nachfolger Seydelmann's in Stuttgart engagirt. Grunert gehörte zu den besten und achtungswürdigsten Charakterdarstellern der Gegenwart. Auf Grund einer Arbeit über den Charakter des Shakespeare'schen Macbeth hatte die Tübinger philos. Fakultät ihn zum Doctor promovirt.

Im Sept. † zu London einer der bedeutendsten Chemiker Englands, Thomas Graham, vorm. Professor, seit 1855 Obermünzwardein.

Am 1. Oktober † in Köln der Senior des dortigen Metropolitankapitels, Dr. Peter Nik. Schweitzer. Er war zu Elsenborn bei Malmedy 1788 geboren, studirte in Köln und Münster, wurde 1813 Priester und Hauskaplan in St. Vith, bald darauf Pfarrverwalter und schon 1815 Kantonal-Pfarrer daselbst und 16 auch Schulinspektor des dort. Kreises, 21 Direktor des neuen Lehrerseminars in Brühl, 26 Domkapitular und Präses des Priesterseminars in Köln, 33 unter Aufgabe des letztgenannten Amtes, welches Weih erhielt, Regierungs-Schulrath, später mit dem Titel Geh.-Reg.-Rath. Erst 63 trat er auch von diesem Posten zurück.

Am 12. Oct. † in Madrid der Prof. Don Julio Sanz del Rio.

Am 13. Oct. † zu Paris im 65. Lebensjahre der französ. Akademiker und Senator Charles Aug. St. Beuve.

Am 17. October † zu Nürnberg der Historiker Franz v. Soden.

Am 20. Octbr. † zu München der bekannte Schriftsteller, Politiker u. Landtagsabgeordnete Dr. Karl Brater, in weiteren Kreisen namentlich durch das von ihm und Blumhöfl herausgegebene neue Staatslexikon bekannt.

Am 27. Oct. † in Paris Prof. Berger, einer der besten französischen Philologen.

Am 27. Octbr. † in Würzburg der pensionirte Rechtsrath Joh. Jos. Rosbach, Verfasser der „Geschichte der Gesellschaft" und anderer sozialer Schriften.

Im Oct. † zu Boston in Lincolnshire, erst 44 Jahre alt, John Conington, Prof. der latein. Lit. in Oxford und Verfasser eines Commentars zu Virgil.

Im Novbr. † zu London, 66 Jahre alt, John Bruce, namentlich bekannt durch seine Untersuchungen über die mittelalterliche Literatur Englands.

Am 6. Nov. † in Stralsund, 70 J. alt, der durch seine Schriften zur Geschichte jener Stadt bekannte Gymnasial-Prof. Dr. Ernst Zober.

Am 19. Novbr. † in Berlin, über 94 J. alt, der letzte protestantische „Bischof" in Preußen, Dr. Amad. Neander, vormals Generalsuperintendent und Probst in Berlin. Er war 1775 zu Lengefeld in Sachsen geboren. Mit dem längst verstorbenen berühmten Kirchenhistoriker August N., welcher 1789 zu Hamburg von jüdischen Eltern geboren wurde und seit 1813 in Berlin als Professor wirkte, darf man den greisen „Bischof" nicht verwechseln.

Mitte Nov. † in Lund, 78 J. alt, der schwedische Archäolog Prof. Brunius.

Am 24. Novbr. † in Leipzig der bekannte Philolog Prof. Dr. Anton Westermann, 64 J. alt.

Am 25. Nov. † in Klausthal, 60 J. alt, der Geolog und Archäolog Bergrath Dr. Friedr. Ad. Römer, bis vor zwei Jahren Direktor der dortigen Bergakademie.

Am 2. Dezbr. † in Leipzig der außerord. Prof. Dr. med. E. H. Kneschke, Verfasser des noch unvollendeten großen Adelslexikons.

Am 2. Dez. † in Stockholm der berühmte Geognost Prof. Axel Erdmann Erdmann, 55 J. alt.

Am 6. Dez. † in Berlin der bekannte juristische Schriftsteller und Sekretär des deutschen Juristentages Stadtrichter Eduard Hiersemenzel.

Am 13. Dez. † der hochw. Bischof von Speyer, Dr. Nic. v. Weis. Er war am 8. März 1796 zu Schönhof im Bisthum Metz geb., wurde im Vereine mit Follot und Räß durch Liebermann in Mainz gebildet, kam 1820 als Pfarrer nach Dudenhofen und schon 2 Jahre darauf als Domkapitular nach Speyer, wurde hier später zum Domdekan ernannt und am 10. Juli 1842 als Nachfolger des zum Coadjutor des Erzbischofes Clemens August v. Droste nach Köln berufenen späteren Kardinals Joh. v. Geissel zum Bischofe konsekrirt. Für die kath. Literatur Deutschlands knüpft sich der Name Weis eng an den seines Freundes Andreas Räß, des gegenwärtigen Bischofs von Straßburg. Durch ihre Gründung des „Katholik", der in diesem Jahre sein 50jähr. Jubiläum feiert, durch ihre deutsche Bearbeitung der großen Butler'schen Heiligenlegende und durch die Abfassung, Ueberlegung und Publikation vieler andern hauptsächlich dem erbaulich-belehrenden Gebiete angehörenden Schriften haben sie in dem ersten und zweiten Jahrzehnt nach den wirren und traurigen Kriegsjahren zu der Wiederbelebung des religiös-kirchlichen Bewußtseins im katholischen Deutschland sehr viel beigetragen.

Am 20. Dezbr. † plötzlich in Gießen der Philosoph Dr. Leop. Schmid. Früher als Professor der Dogmatik bei der dortigen katholisch-theol. Fakultät angehörig, übernahm er nach dem Eingehen derselben die Professur der Philosophie. 1849 wurde er zum Bischofe von Mainz gewählt, von dem hl. Stuhle aber nicht bestätigt; dann stellte er sich dem neuernannten Bischofe M. E. v. Ketteler in Opposition und gab später seine priesterlichen Funktionen auf. Von seinen Schriften nennen wir die Erklärung der Genesis (1835) und die „Grundzüge der Einleitung in die Philosophie" (1860).

Folgendes ist die Visitenkarte des neuangekommenen Fremden, die u. A. auch sämmtlichen Hh. Abgeordneten zugesendet wurde. Dessen behält sich die Ehre vor, sich nächstens persönlich vorzustellen.

— 93'075,969 fl. Ausgaben. —

3'695,000 fl. neue Steuern. — 2'792,000 fl. über Deficites.

Deficit

pour faire visite.

— 3'419,600 fl. Steuererhöhung. — (Bunsch.)

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 5. Den 30. Januar: Martina.

Glasmacherleut'.

Kulturbild aus dem bayerischen Walde von Max. Schmidt.

(Fortsetzung.)

VIII.

Die nun folgende Charwoche war für alle uns bis jetzt bekannten Personen eine wirkliche Leidenswoche geworden.

Der Jäger ward, wie oben erwähnt, auf Befehl des Landrichters nach Kötzting gesendet, nachdem er zuvor noch dem Lehrer und dem Prannes gründlichen Bericht über die ganze Angelegenheit abgestattet. Er bestätigte auch wiederholt auf Bächerl's Anhalten, daß der Hüttenherr ihm auf Schrenk ein Schußgeld gesetzt habe, eine Handlung, welche den Prannes und sein Weib sowohl, wie auch den Schulmeister auf's Tiefste empörte.

„Wenn dem so is", sagte Prannes, „so hat man sich vorz'seh'n; i weiß, was i thu'."

Am Vorauf folgenden Tage zog er sein besseres Gewand an, nahm den Gebirgsstock und ging Zwiefel zu. Er suchte Herrn von Poschinger in Zwiesel au, welcher sich schon früher Mühe gegeben hatte, den tüchtigen Schmelzmeister für seine Spiegelfabrik zu gewinnen, und dieser unterhandelte mit dem freundlichen Hüttenherrn nur eine kurze Weile, so war er bei ihm in gleicher Eigenschaft, wie auf der Lohberger-Hütte, angestellt und konnte seine neue Stelle zu jeder Zeit antreten. Nachdem dieses geordnet, ging er auf dem Rückwege über Rabenstein und suchte Herrn Steigerwald, den Besitzer der weltberühmten Glashütten zu „Regenhütte" und „Schachtenbach" auf, um hier für Schrenk einen Platz zu erhalten, da für dieses Herr von Poschinger gerade keine freie Stelle mehr hatte. Er wußte, daß Herr Steigerwald einen kräftigen Glasmacher brauchte, der im Stande wäre, die kolossalen Glasfürze zu fabrizieren, und da sich, was Kraft und Geschicklichkeit anbelangt, nicht leicht ein anderer mit Schrenk messen konnte, so nahm Herr Steigerwald das Anerbieten von Prannes mit Freuden an, daß Schrenk bei ihm Dienste nehme, und war hiebei auf den Vortheil des Freundes redlich Bedacht genommen.

Nachdem Prannes seinen Zweck erreicht, trat er den Rückweg nach Lohberg wieder an und ließ sich, hier angekommen, sofort bei Herrn von Pladl melden.

Der Hüttenherr ließ ihn in sein Zimmer treten und fragte nach seinem Begehr.

„Herr von Pladl", entgegnete Prannes, „i begehr' nöd mehr und nöd weniger, als mein Abschied."

Pladl war auf so etwas nicht vorbereitet, und nicht ohne einige Verlegenheit stand er jetzt dem Schmelzmeister gegenüber. Er suchte sich aber zu fassen und fragte mit anscheinender Ruhe:

„Und darf man fragen, warum?"

„Das Warum können Sie sich leicht denken. Mir is mein Kamerad Schrenk mehr werth, als alle andern Leut' auf der Welt, mei Bei und mei Deandl ausg'nommen, — — und wer dem Schrenk an's Leben geht, der geht auch mir d'ran, und wer sän'n Schrenk a Kardln Schußgeld zahlt, der is mein Feind und — daß i 's g'rad' 'raus sag' — der Feind sein Sie und mit uns zwoa is 's vorbei. Jätzt wiss'n S' es. Mir für unguat."

„Ich bitt' mir mehr Respekt aus!" rief jetzt der stolze Hüttenherr. „Ihr vergeßt, mit wem Ihr sprecht. Ich weiß längst, daß Ihr zur Schrenken-Sippschaft gehört und halt' Euch auch nicht auf, wenn Ihr fort wollt. Was aber das Schußgeld anbelangt, so möcht' ich wissen, welcher Schurk so was behaupten kann?"

„Der behaupt's, dem Sie den saubern Auftrag geb'n hab'n, 'n Schrenk in's Unglück z' stürzen; der Kramerkropfet behaupt's und Niemand zweifelt d'ran, daß 's nöd so is."

„So steht's?" rief der Hüttenherr. „Noch heut' sag' ich den Kerl aus meinem Dienst. Von solchen Leuten bin ich umgeben? — da will ich mir Luft machen! Elle g'sagt, Prannes, Ihr könnt geh'n, wann Ihr wollt; Schmelzmeister gibt's genug und Ihr werdet leicht zu ersetzen sein, so gut, wie Euer Kamerad, der Schrenk."

„Da d'rauf, Herr von Pladl, muaß i Ihnen dennaft Epas erwidern. Was mi anbelangt, so kann's wohl sein, daß S' bald an' andern Schmelzmeister hab'n, aber wie's mit sein' G'schick und seiner Dexterität beschaffen is, da wird sich Ihr Geldbeutel am besten recht bald ausklemmen. I bin nöd hochmüthig, aber i bilt' mir dennaft ein, i hätt' mei Sach' nöd schlecht g'macht und der Herr von Pladl sein durch mi g'rad' auch nöd ärmer wor'n. Nix mehr tötzt von mir; weil Sie mi verächtlich wegwerfen, muaß i mi selber dennaft a wenig ehr'n. Was aber mein' Kamerad'n 'n Schrenk betrifft, so muaß i Ihnen 's g'rad' 'raus sag'n, daß Sie 's bitter bereu'n wer'n, den Mann so behandelt zu hab'n. Wer denn soll künftig die groß'n Spiegel blas'n? Wer denn? In der Hütt'n is koaner und weit und breit is auch koaner; und an' bravern Menschen gibt's nöd, so weit die Welt steht, als 'n Schrenk. Herr von Pladl, dös hab' i Ihnen sag'n woll'n; nix für unguat."

Der Hüttenherr hatte keine Luft, sich länger mit dem gereizten Manne abzugeben. Sein Hochmuth erlaubte ihm auch nicht, beschwichtigend auf den offenen Charakter des Prannes einzuwirken: im Gegentheile, er hatte ein Mittel, den Uebermuth dieses Arbeiters am fühlbarsten zu strafen, ein Mittel, welches er in der Regel gegen seine Untergebenen gebrauchte: die Verachtung. Mit anscheinend vollkommener Ruhe und Kälte sagte er daher nach einer kleinen Pause:

„Am ersten Mai ist dem Schrenk seine Zeit aus; von mir aus seid Ihr nicht aufgehalten, Prannes, wenn Ihr gleich mit ihm fort wollt."

„Soll a Wort sein!" entgegnete Prannes.

„Euer Geld soll Euch der Buchhalter ausbezahlen", setzte Herr von Pladl noch hinzu. „Ich erlaß' Euch und Euerm Kameraden, der ohnedies noch in Kötzting sitzt, den Abschied von mir."

Stolz wandte er dann Prannes den Rücken und entfernte sich aus dem Zimmer.

Prannes war etwas verwirrt geworden. Die Ruhe Pladl's hatte ihn aus seiner Fassung gebracht; er wollte noch etwas entgegnen, aber der Hüttenherr hatte sich bereits entfernt. Daß dieser so wenig Umstände mit seinem Abschiede machte, das hatte er sich in der That nicht erwartet. Das kränkte ihn; aber sein Zorn auf Pladl ward dadurch nicht vergrößert, es bemächtigte sich seiner im Gegentheile ein Gefühl der Reue.

„Am End bin i dennaft z' voreilig g'wen", sagte er zu sich selbst. „Es hat ihm weh tho, daß wir ihn alle verlass'n woll'n."

Prannes, welcher noch vor einigen Minuten dem Pladl die schönsten Grabsteiten in's Gesicht hätte sagen können, wäre jetzt, wenn dieser wieder herausgetreten und ein freundliches Wort zu ihm gesagt hätte, für ihn, so zu sagen, in's Feuer gegangen. Aber der Hüttenherr kam nicht mehr heraus. Der Schmelzmeister, der jedes Mal, wenn er nach einem Gedanken suchte, sein Brillglas zu Rathe zog, nahm eine tüchtige Prise Schmalzler und verließ langsam die Stube und das Haus

Digitized by Google

des Hüttenherrn. Er blickte noch von der Straße einige Male zum Fenster hinan, ob ihn Pladl nicht mehr zurückriefe, aber — es geschah nicht. In Gedanken verloren entfernte er sich und war in der Wirthsstube des Kellermeister angekommen, ohne daß er sich gesprächig bemerkbar hatte — Lassen wir ihn. Er war hier in Gesellschaft des Wirthes und des Jägers, welchen die Theilnahme um Schrenk herbeitrieb, gut aufgehoben und schien sich auch nach und nach wieder zu fassen und zu der Ueberzeugung zu kommen, daß er dem Hüttenherrn Recht, ja ganz Recht gethan habe; denn als er spät Abends in Begleitung eines „Bedeutenden" nach Hause kam, sagte er blos noch:

„Frau, pad ein, in acht Tag'n zieh'n wir fort auf Zwiefalau; der Herr von Poschinger is a braver und an anderer Mann, wie unser Hüttenherr, — und somit guate Nacht!" —

Der Kramerfatel, welchen der Schulmeister nach Köstring geschickt, hatte dort ein Verhör zu bestehen und wurde wegen seines blinden Dienfteifers, und weil er es versuchte, auf Schrenk einen Schuß abzugeben, wozu er nicht berechtigt war, ebenfalls eingesperrt.

Der Schullehrer, welcher sich um die Glasmacher mader annahm, sog sich deshalb den Unwillen des Hüttenherrn gleichfalls zu; es kam zu unangenehmen Erörterungen; Pladl wurde grob und der Schulmeister hatte auch keine Ursache, besonders zart zu sein, kurz, auch der Lehrer sagte dem Hüttenherrn seinen Dienst als Buchhalter auf und so brachte die Leidenswoche allen uns bekannten Personen wirklich mehr oder weniger große Widerwärtigkeiten.

Franzl hatte schlechte Ferien. Sein Vater war eingesperrt, bei Trannes ging auch nichts Rechtes mehr zusammen, der Lehrer war ebenfalls mißvergnügt und die munteren Hüttenbuben übten unter den obwaltenden Verhältnissen auch keine besondere Anziehungskraft auf ihn aus.

Die kleine Liste war das einzige Geschöpf, welches ihm auf einige Augenblicke seine traurige Lage vergessen machen konnte. Sie schwatte in einem fort, sprach ihm Muth und Hoffnung zu und brachte Franzens ganzen Jammer mit der Leidensgeschichte des Erlösers in recht sinnliche Vergleichungen. „Am Samstag", setzte sie dann immer hinzu, „is in der Lamerer Kirch d' Auferstehung und am Samstag wird auch Dein Vater wieder befreit wern aus'm Gefängniß und wie unser Herrgott nach 40 Tag'n in Himmel g'fahr'n is, so fahr'n wir alle mit anand in noch kürzerer Zeit ummi auf Zwiefel, wo der Herr Steigerwald und die Herrn von Poschinger haus'n, die und alle glücklich mach'n wern."

Sie gab ihm dann Anleitungen, wie er es machen müsse, um auch ein Hüttenherr zu werden und versprach ihm jedesmal, wenn er etwas kleinmüthig bei diesem Thema wurde, daß sie selbst mit Herrn von Steigerwald das Nähere in dieser Angelegenheit besprechen wolle. Trotz alledem wollte sich Franz nicht erheitern; denn er dachte stets an den abwesenden, in Haft gehaltenen Vater.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Dalmatien und Montenegro.

Von Dr. Du Prel.

(Aus der „Süddeutschen Presse".)

Der Reisende, der in Triest den Lloyddampfer besteigt, um die etwa tägige Fahrt nach Cattaro zu machen, würde sich arg enttäuscht finden, wenn er mit der Erwartung zu Schiffe gegangen wäre, an den östlichen Ufern der Adria jene Schönheiten und Reichthümer der Natur zu sehen, mit welchen unsere Phantasie die südlichen Länder gemeiniglich ausschmückt. So lange man gegen Pola segelnd noch die Küsten der istrischen Halbinsel zur Linken hat, mag man noch wenig in seinen Illusionen gestört werden, und auch wenn man um das stürmische Vorgebirge an der südlichen Spitze der Insel, um die Punta di Promontore — das Promontorium Polaticum der Römer — herumgefahren und endlich zwischen Inseln mit Olivenanpflanzungen hindurchsegelnd in Zara — der Hauptstadt des römischen Illyriums und jetzigen Dalmatien — gelandet ist, mag man noch immer nicht hinreichende Anhaltspunkte gefunden haben, um auf die späteren Erscheinungen vorbereitet zu sein.

Weniger überrascht wird derjenige sein, der die andere Route des Lloyddampfers wählt, in Fiume einsteigt und durch den stürmischen Quarnero, sowie durch den ruhigeren, weil durch die vorliegenden Inseln geschützten Quarnerolo gegen Zara segelt, dem Vereinigungspunkte der beiden Linien der Lloyddampfer. Auch er wird zwar durch den Anblick der kroatischen Küste zur Linken sich keineswegs abgelosen fühlen und auch von den Inseln, an welchen der Dampfer vorüberzieht, wird ihm manche einen erfreulichen Einbruck machen durch ihre Weingärten und Olivenhaine; aber schon wird er so und dann Inseln sehen, die ganz andersartig sich präsentiren, sogenannte Scoglien, die nur wenig über die Meeresfläche sich hebend nacktes knochenfarbiges Gestein zeigen, und es wird ihm wunderbar vorkommen, daß auf diesen kahlen Häuptern, die aus dem Meere tauchen, oft etliche hundert Einwohner — Scogliani genannt — nicht nur in elenden Fischerhütten ihr eigenes Leben fristen, sondern auch noch Schafheerden halten. Sollte die günstige Witterung dem Kapitäne die Muße lassen, sich mit seinen Passagieren zu unterhalten, so wird er ihre Blicke auf manche Scoglie lenken, die vielleicht nicht größer als ein Tennis ist, aus dem Meere ragt, doch aber weniger zu fürchten ist als andere, welche den Spiegel des Meeres nicht erreichen. Dies macht die Gefahren der Schiffahrt im Quarnero bei stürmischem Wetter begreiflich, die man bei ruhiger See nicht ahnt. Sollte aber die kalte Bora oben über das Verdeck des Dampfers fegen, so wird der Reisende sich erklären können, daß auf dem Boden flacher waldloser Inseln, die einem Winde von solcher Heftigkeit schutzlos ausgesetzt sind, jede Ansiedlung unmöglich ist. Freilich wechselt die Bora mit dem Sirocco, der über die heißen Sandflächen der Sahara kommend auf seiner Wanderung über das mittelländische Meer noch nicht völlig sich abgekältet hat. Aber auch dieser Wind ist meist von gleicher Heftigkeit und bringt nur dem gegen Fiume zu haltenden Dampfer den Vortheil einer beschleunigten Fahrt. Dann entfalten sich nämlich auch auf den Dampfschiffen Segel, welche von südwestlichem Winde getrieben die konvexe Fläche der kroatischen Küste aufgeben, während der Dampfer, der anderseits von dem kräftigen Arme des Steuermannes in abweichender Richtung gelenkt wird, nach dem Lehrsatze der Parallelogramme der Kräfte die Diagonale gegen Fiume einhält. Ein solches Schiff schwankt freilich gleich einer contradictio in adjecto in einem philosophischen Systeme in der unangenehmsten Weise hin und her und jene Passagiere, welche zu den Landratten zählen, würden vielleicht gerne auf die erhöhte Schnelligkeit der Fahrt verzichten, die sie mit Seekrankheit zu bezahlen haben.

Wirft man einen Blick auf die Karte der östlichen Küste des adriatischen Meeres, soweit dieselbe unter österreichischer Herrschaft steht, so läßt sich schon hieraus ein Stück Geschichte dieses interessanten Landes konstruiren. Im nördlichen Theile begegnen uns Namen wie Zengg, Ottochatz, Golpich, Brachatz, welche ganz anders lauten als die Namen der Orte im dalmatinischen Binnenlande, wie Novigrad, Obrovizzo, Sterlicca, Dernis, Sign 77, die wiederum sich unterscheiden von den wohllautenden Städte- und Inselnamen an der Küste, die beinahe sämmtlich italienisch lauten. Es ist ein Stück Geschichte hierdurch dargestellt. — Die Erklärung dieser sprachlichen Verschiedenheit ergiebt sich beim bloßen Anblick der vielgewundenen und oft durchbrochenen Küstenlinie, welche mit zahllosen vorliegenden Inseln und einem wahren Ueberfluß an Häfen und Einbuchtungen gesegnet ist, so daß hier die Natur wie absichtlich den bei stürmischem Wetter bedrohten Seefahrern die sicherste Bucht in nächste Nähe gelegt zu haben scheint. So giebt es in Indien eine Art Schlange, die sich in den Blättern eben der Pflanze aufzuhalten pflegt, welche ihren Biß heilt. Diese geographische Konfiguration des Landes kontrastirt augenfällig gegen die westliche italienische Küste des adriatischen Meeres. Ein solches Land war von Natur aus dazu bestimmt, die Adria zu beherrschen und ohne die Bilder der Geschichte aufzuschlagen lassen die beiden erwähnten sprachlichen und geographischen Phänomene darauf schließen, daß sich auf diesem Terrain mehr Nationen kreuzten als auf irgend einem anderen des europäischen Kontinents. Normannen und Briten, Rö-

Digitized by Google

mer, Venezianer, Byzantiner, Griechen, Italiener, Spanier, Ungarn, Albanesen, Türken und Franzosen sind hier gelandet und haben die Herrschaft abwechselnd in Händen gehabt.

Der Reisende von heut zu Tage wird gleichwohl sich die Frage stellen, wie es zu erklären sei, daß so viele Jahrhunderte hindurch so viel Blut an die Eroberung dieses Küstenstriches gesetzt wurde, denn außer den in der geographischen Lage des Landes gelegenen Vortheilen wird er nichts entdecken, was das Interesse der genannten Nationen in so hohem Grade erwecken konnte. Ein halbes Dutzend am Meere gelegener Städte mit einem Anflug von Kultur, zu deren Erklärung und die geschichtliche Vergangenheit dieses Landes kaum nöthig zu sein scheint und die wir hierüber dem wichtigen Umstande zuschreiben zu können glauben, daß die Dampfer des Lloyd hier ihre Haltstellen haben; im übrigen aber ein armes selliges Land, das seinen Bewohnern den Kampf um's Dasein so erschwert, daß der räuberische Charakter derselben, über den sich übrigens schon Strabo beklagt, sich daraus wohl erklären läßt: dies ist das Dalmatien unserer Tage.

Ich beabsichtige hier nicht, die Gründe zu untersuchen, aus welchen dieses Land sein jetziges Aussehen erlangt, das vielleicht zum geringsten Theile der Verwaltung des jetzigen Mutterlandes zuzuschreiben ist. Aber es ist offenbar, daß die dalmatinische Küste ein ganz anderes Aussehen hatte beim Beginne der venezianischen Herrschaft, welche acht Jahrhunderte hindurch bestand und erst die lange Dauer dieser Herrschaft mag einer der Hauptgründe dieser Veränderung sein. Wie die zahlreichen Ziegenheerden des Landes jetzt die spärlichen Büsche abnagen, die sich auf dem Felsenboden kümmerlich fortdringen, so haben einst die schiffbauenden Venezianer die stolzen Wälder benagt, welche früher die südlichen Ausläufer unserer Alpen bedeckten. Die Kahlheit der Berge erstreckt sich so weit, als ehemals die Herrschaft der venezianischen Republik und der Name Lesina, „die Hyazinthe", zur Bezeichnung der Insel, die noch jetzt diesen Namen führt, erscheint und jetzt übel gewählt; es ist nichts mehr zu sehen von den Wäldern, die einst dort gestanden. (Forts. folgt.)

Robinson Crusoe's Insel eine deutsche Kolonie.

Die Lieblingserzählung unserer Kindheit mit allen Abenteuern und Schicksalen ihres Helden und seines treuen Gefährten knüpft sich der allgemein verbreiteten Annahme zur Folge an eine einsame Insel, welche 400 englische Meilen von der Küste Chili's entfernt auf der Breite von Valparaiso im Stillen Ozean liegt und unter dem Namen Juan Fernandes bekannt ist. Hier ließ sich im Jahre 1704 ein schottischer Seemann, Alexander Selkirk, mit Kleidung, Waffen u. s. w. versehen, von seinem Schiffskapitän an's Land setzen, um fünf Jahre in ungestörter Einsamkeit zu verleben. Seine in Edinburg veröffentlichten Erlebnisse gaben Defoe den Stoff für seinen Robinson Crusoe, welcher noch immer die jugendliche Einbildungskraft der Knaben alter Länder mit Phantasiegebilden kommender Thaten und zu bestehender Abenteuer erfüllt.

Wer nähme daher kein Interesse an jener fabelhaften Insel, welche in neuester Zeit deutscher Unternehmungslust dem wirklichen praktischen Leben nutzbar zu machen versuchen will. Es handelt sich nämlich im gegenwärtigen Augenblick um die Colonisirung zweier fast in Vergessenheit gerathenen Erdschollen, welche der Republik Chili angehörten und von denen die größere Mas a tierra, die kleinere fernere Mas a fuera genannt wird.

Die erste von beiden ist das bekannte Juan Fernandez, welche bei einer Länge von 15 englischen Meilen und bei einer Breite von 5—6 ein herrliches Klima und reichen kulturfähigen Boden dem Ansiedler darbietet. Malerisch erhebt auf dieser Basis sich der Boden in scharfen Formen und steigt in seiner höchsten Spitze dem Cerro Yunghue bis zu 4000 Fuß über den Meeresspiegel an, umgeben von luxuriösem Pflanzenwuchs, Sandelholzbäume wechseln mit der Korkeiche ab, Pfirsiche, Feigen und andere Bäume vollenden den Naturpark, in welchem wilde Ziegen und viele wilde Pferde zu Zeiten die einzigen Herren waren. Fügt man diesen Attraktionen noch den reichen Fischfang an der Küste, das prachtvolle frische Quellwasser im Innern, die gesunderhe und reinste Luft und einen brauchbaren Hafen an der Nordküste hinzu, so erhält man ein kleines Paradies, welches der Mühe der Besitznahme wohl werth zu sein scheint. —

Dieser Meinung waren zuerst die Bucaniers, welche die Insel zu einem ihrer Schlupfwinkel für ihre Piraterie auf dem pacifischen Ocean machten. Derselben Meinung waren auch die englischen und amerikanischen Wallfischfänger, welche hier eine günstige Station für den Fischfang in der Südsee entdeckten. Die Regierung der Republik Chili war und blieb politisch die einzige Besitzerin des Landes, und kein sie vortheilig nichts Besseres zu machen wußte, als — eine Strafkolonie.

Zwanzig Jahre sind seitdem verflossen, ohne daß man hörte, daß Juan Fernandez irgendwie nutzbar gemacht worden wäre. Im letzten Winter aber trat die Chilenische Regierung die Insel einer deutschen Kompagnie ab, an deren Spitze ein geborener Sachse, Herr Wehrmann, steht. Derselbe hatte nach elfjähriger wechselnder Thätigkeit als Ingenieur und Projektenmacher in England und Südamerika endlich 60—70 Individuen gefunden, welche sich seiner Führung anvertrauten und mit denen er von der Insel Besitz nehmen hat. Mit Kühen, Schweinen, Geflügel, mit Ackerbauergeräthschaften, Booten und Materialien zum Fischfang versehen, ist diese Kolonisationsgesellschaft die erste, welche festen Fuß zu fassen versucht. Wenn nicht, wie so oft, wo Deutsche allein ein Unternehmen dieser Art auszuführen versuchen, Zwietracht unter den Kolonisten ausbrechen sollte, kann man denselben nur den besten Erfolg versprechen. Die Welt wird bald Gelegenheit bieter kleinen Kolonie auf jenem interessanten Felseneiland mit steigendem Interesse zu verfolgen. Hoffen wir also, daß ein glückliches und einiges Kleinbeurschland auf dem Erbe Robinson Crusoe's entstehen möge. (St. b. M.)

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Bekanntmachung.

Carl des Mechanikers Benno Oswald von Oberstall betreffend.

Gemäß Auftrag des k. Bezirksgerichtes Landshut vertrieben ich am Montag den 21. Februar l. Js. Vormittags 10—11 Uhr im Hause des Bäckermeisters Benno Oswald zu Oberstall dessen Anwesen Hs.-Nr. 18 in Oberstall mit Wohnhaus, Stall, Stadl, Schuppe, Werkstätte und Hofraum Pl.-Nr. 763 zu 0 Dez. 24 Dezim., Pl.-Nr. 751 Gartenacker zu 0 Tgw. 19 Dez., mit Gemeinderecht und realer Krämerzerechtsame, laut Schätzung vom 12. Juli 1869 auf 5730 fl. gewerthet.

Das Verfahren bleibt nicht aus nach §. 64 des Hypothekengesetzes und §. 99 u. ff. des Vollzugsgesetzes vom Jahre 1857 und erfolgt der Zuschlag an den Meistbietenden bei dieser zweiten Versteigerungsverkommission ohne Rücksicht auf den Schätzungswerth.

Zur Uebrigen und nementlich bezüglich der Steigerungsverhältnisse wird auf die frühere Versteigerungs-Ausschreibung vom 30. November vor. Js. Bezug genommen.

Rottenburg, am 28. Jänner 1870.

J. Mühldauer, k. Notar.

Stroh,

sowohl Roggen- als Weizen-, Gersten- und Haberstroh ist im Pfarrhofe zu Laberweinting zu verkaufen. (3c) 272

Mehl-Tarif
vom 29. Jen. bis 5. Febr. 1870.

Mehlsa.	Mezen.		Mehl.	
	fl.	kr.	kl.	pf.
Semmelmehl	3	18	—	12
Kernmehl	2	32	—	9
Backmehl	1	44	—	6
Türkisch-Roggen	1	16	—	8
Badmehl	1	44	—	6

Einladung.

Die unerwartet große und allseitige Theilnahme, unter welcher am Fastchingsmontag vor. Js. auf freien Vielseyplatzen nächst Teffern die „Sendlingerschlacht" als Volksschauspiel leicht gelungen aufgeführt wurde, ermuthigte Bürger und Bauern, Bürger- und Bauernsöhne Artisten und der Umgebung, auch am heurigen Fastnachtmontag den 28. Februar ein ähnliches Stück aus der vaterländischen Geschichte, nemlich

„die Schlacht bei Aidenbach"

in einem großartigen Schlachtbilde möglichst naturgetreu zur Aufführung zu bringen.

Da der hiebei Name dieses Ortes schon jedes vaterländisch gesinnte Herz, um so mehr jenen Niederbayer, mit hohem Interesse erfüllt, so sieht man zahlreicher Theilnahme von Nah und Fern entgegen.

Den Abend wird ein imposant Tableau vivant mit Musik und benagalischem Feuer im Freien verherrlichen. Das Nähere besagen die Plakate.

Teffern, 26. Jänner 1870.

Das Comité.

(3c) 308

Digitized by Google

Aufruf an die Frauen und Jungfrauen Niederbayerns.

Ihre Majestät die Königin-Mutter beabsichtigen im Anschlusse an den schon bestehenden „Verein zur Pflege und Unterstützung der im Felde verwundeten und erkrankten Krieger“ zu gleichem Zwecke einen Verein unter dem Namen:

„Bayerischer Frauenverein“

zu gründen und haben bereits in zahlreichen Aufrufen an Bayerns Frauen und Jungfrauen, zum Eintritt in dieses wohlthätige Institut, dessen provisorische Satzungen ebenfalls in vielen Exemplaren veröffentlicht sind, eingeladen.

Indem wir besonders darauf hinweisen, möge zur Nachricht dienen, daß durch Allerhöchstes Handbillet der hohen Gründerin d. d. München den 7. Januar 1870 Frau Oberstleutenant **Ireda Freifrau von Podewils** in Landshut betraut ist, „den Kreisausschuß für den Verein von Niederbayern ins Leben zu rufen, sich für die erste Wahlperiode an die Spitze desselben zu stellen, und dahin zu wirken, daß sich an allen Sitzen der Bezirksämter und an andern Orten, wo sich ein Bedürfniß dafür zeigt, Zweigvereine bilden und ihre Thätigkeit baldmöglichst beginnen.“

Frauen und Jungfrauen Landshuts!

Schon seit Jahren sind in den benachbarten Staaten Vereine geschaffen worden, welche durch ihre treffliche Organisation belehrt sind, jeden Augenblick den ergiebigsten Beistand zu leisten. Wenn immer auch die Aussicht auf kriegerische Ereignisse in weite Ferne gerückt erscheint, so läßt es und dennoch als eine heilige Pflicht erachten, solchem Beispiele zu folgen! Es ist durchaus nicht zu früh, wenn wir schon jetzt die Mittel sammeln, dermal einst, unsern Vätern, Söhnen und Brüdern unsere thätige Christenliebe zu weihen, es ist nicht zu früh, wenn jetzt freiwillig ermogen wird, wie und wo der Verein am zweckmäßigsten eingreifen kann.

Möge demnach dieser große Gedanke Ihrer Majestät der Königin, einen Bund zu gründen, der alle Frauen und Jungfrauen Bayerns zu den edelsten Zwecken vereiniget, in allen Herzen freudigen Anklang finden, und dieser durch zahlreiche Einzeichnung in das Mitgliedervorzeichniß bethätiget werden!

Landshut, den 29. Januar 1870.

Das Comite zur Bildung des Frauenvereins für Niederbayern.

Freifrau von Podewils.

Therese Althammer. Fanny Bachmaier. Jos. Freifrau v. Berchem. Marie Bitzel. Mathilde Bogner. Bertha Freifrau von Ditfurth. Anna Ehrlich. Freifrau v. Eyb. Wilhelmine Garei. Marie Geiger. Pauline Gehring. Magdalena Götz. Adelheid Guillemo. Friederike Harrasser. Wilh. Freifrau von Hertling. Therese Huber. Henriette Kaisenberg. Rosalie Keck. Mathilde Kollmann. Henriette Martin. Clotilde Freiin du Prel. Fanny Reichreiter. Freifrau von Reibeld. Frau von Stetten. Fanny Steiner. Gräfin Tattenbach. Wally Schmaizl. Charlotte Syßler. Anna Wagner. Mathilde Weber. Therese Waldmann. Amalie Wälfle. 316

Landshut, 29. Januar. Dem Vernehmen nach wird beabsichtiget, eine Filiale des von Ihrer Majestät der Königin-Mutter angeregten „Bayerischen Frauen-Vereines“ dahier ins Leben zu rufen. Bekanntlich schließt sich dieser Verein dem bereits bestehenden „bayer. Verein zur Pflege und Unterstützung im Felde verwundeter und erkrankter Krieger“ an und stellt sich zur besonderen Aufgabe, in Friedenszeiten Gebrmittel zu diesem Zwecke anzusammeln, schon vorhandene Vorräthe an Verbandzeug ꝛc. aufzubewahren, gut zu erhalten, zu vermehren und zu ergänzen, geeignete Krankenwärterinnen auszubilden u. s. w.

Wer im Jahre 1866 beobachtet hat, wie sehr es beim Eintritt der kriegerischen Ereignisse gerade in dieser Beziehung an Allem gefehlt hat und welche Anstrengungen gemacht werden mußten, um in den ersten Wochen nur das Nöthigste zu beschaffen, wer ferner Gelegenheit hatte, beim Durchtransporte Verwundeter sich selbst von den Leiden und der Hülflosigkeit dieser Bedauernswerthen zu überzeugen, der kann dieß Vorhaben nur mit Freuden begrüßen und wir wünschen nur, daß sich alle hiesigen Frauen des Beamten- und Bürgerstandes an diesem zu gründenden Filial-Verein betheiligen möchten. Mit vereinten Kräften und durch andauerndes Sammeln auch nur geringer Beiträge kann während der — wie wir hoffen — noch lange dauernden Friedenszeit Außerordentliches geleistet werden und man ist dann, falls ein unerwartetes Kriegsunglück über das Vaterland hereinbrechte, nicht mehr in der peinlichen Lage, gerade in der ersten schweren Zeit nicht helfen zu können. Es ist bekannt, daß zu Ende des letzten Krieges alle Feldspitäler Ueberfluß an Verbandzeug, Linnen, Charpie ꝛc. hatten, während zu Anfang desselben ein solcher Mangel hieran war, daß die armen Verwundeten mit den elendesten Behelfen verbunden werden mußten; eben so war es mit der Krankenpflege der gleiche Fall! Hätte man in Friedenszeiten daran gedacht, hiefür zu sorgen, wie viele unnöthige Leiden hätten erspart werden können!

Hiezu nun soll der „Frauen-Verein“ gegründet werden; wir begrüßen ihn mit dem Wunsche bestes Gedeihens und hoffen von unseren Frauen, daß sie es als Ehrensache betrachten werden, sich den edlen Absichten der Königin-Mutter anzuschließen und sich zu diesem ebenso wichtigen als wohlthätigen Zwecke zu vereinen.

Bekanntmachung. 317

Verlassenschaft des Privatiers Michael Strasser von Landshut betreffend.

Der unterfertigte k. Notar verbringert in nahe Beilassenschaft am

Montag den 7. Februar l. Js. Vormittags von 9 — 12 Uhr und Nachmittags von 2 — 5 Uhr

im Hause des Herrn Privatiers Johann Mang in der Ludwigsstraße Hs.-Nr. 778b dahier die zum Nachlaßvermögen des selig Verstorbenen vormaligen Bierbrauers Michael Strasser aus Staudamhof gehörigen Mobilien bestehend in Pretiosen, Colonialien, Tüchern, Kühen, Betten, Leinzeug, Spezeln und andern Zimmereinrichtungsgegenständen, sowie in mehreren Gold- und Silbermünzen dem zunächstigen Werthe öffentlich und gegen gleich baare Bezahlung an den Meistbietenden, wozu Kaufslustige einzuladen werden.

Sollte die Versteigerung am Eingangs genannten Tage nicht beendiget werden können, dann wird dieselbe am darauffolgenden Dienstag den 8. Februar l. Js. fortgesetzt werden.

Landshut, am 26. Jänner 1870. **J. Wein**, k. Notar.

Es werden zu Lehren gesucht: von Zistlberg's Geschichte der Religion Jesu Christi 3. 4. 5. 16. 17. und 18. Band, welche bei der Versteigerung des sel. Herrn Pfarrers von Adelstetten abhanden kamen. Wer solche besitzt beliebe sie gefl. der Exp. d. Bl. 318

Ein entzogener Junge kann in die Lehre treten bei **Schön, Schuhmacher.** 319

Eine Wohnung mit 2 Zimmern und Boden-Antheil ist sogleich zu vermiethen. Das Uebr. d. Exp. d. Bl. (3.) 320

Alte deutsche Sprüchwörter.

Nicht immer sind beinand, Ein Amt und der Verstand! 181

(Forts. folgt.)

Jagd-Verpachtung.

Samstag den 12. Febr. l. Js. von 1 bis 3 Uhr wird die Gemeinde-Jagd Stollnried, 1744 Tagw. umfassend, öffentlich verpachtet.

Die näheren Bedingnisse werden am Verpachtungstermine bekannt gegeben.

Dazu werden Jagdpachtlustige freundlichst eingeladen.

Am 28. Jänner 1870.

Gemeinde-Verwaltung Stollnried.

Sigl, Bürgermeister. 321

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnetzig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur

Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 6. Den 6. Februar: Dorothea.

Glasmacherlust.

Kulturbild aus dem bayerischen Walde von Max. Schmidt.

(Fortsetzung.)

Als an Donnerstag wieder in der Hütte gearbeitet wurde, hat Franz seinen Vater, er möge ihn bei der Arbeit zuschauen lassen, da er ja selbst in Stelle zu den Glasmachern zählen würde. Prannes gewährte ihm gerne, und während er seinen Geschäften oblag, besah sich Franz mit eigenthümlichen Gefühlen die Räume, welche künftig seine Welt ausmachen sollten, in denen er seine Erfolge gründen und wie die Meisten thaten, ein reicher Mann werden sollte. Er belauschte sich die geheizten Glasöfen, in welchen die großen Schmelztiegel voll feurig flüssiger Glasmasse standen, und mit verdoppeltem Interesse beobachtete er jetzt die Arbeiter, welche durch fensterähnliche Oeffnungen aus dem Schmelzofen mittelst einer Pfeife*) die nöthige Glasmasse herausnahmen, um sie zu einer hohlen Kugel und durch Schwenkungen in der Luft zu einem Cylinder zu blasen. Es freute ihn, wenn diese Cylinder mittelst einer Scheere geöffnet wurden und die eingesperrte Luft lustig herauspfiff, wenn das „Walgl" gut gelang und in thönernen Formen zum Kühlofen und von da zum Streckofen gebracht werden konnte, woraus das fertige Glas in Form von sich ausgebreiteten, glänzend weißen Tafeln hervorging.

Als während dieser eifrigen Betrachtungen Franz zum Ofen kam, wo sein Vater in der Regel arbeitete und dessen Platz leer sah, überkam ihn plötzlich eine unaussprechliche Traurigkeit; es war ihm gerade zu Muthe, als wenn der Vater gestorben wäre. Das Gefühl des Verlassenseins beschwerte seine großen, schwarzen Augen und entpreßte ihm bittere Thränen. Die feierliche Stille in dem großen Gebäude, die Düsterheit, welche darin herrschte, zugen dem bei, daß der arme Knabe aus seinem Jammer gar nicht mehr herauskommen konnte, und so fand ihn sein Vater, hinter einem Ofen auf einem Holzstoße sitzend, in recht trostloser Lage. Prannes sprach ihm Muth zu und führte ihn wieder an den Platz zurück, welcher so trübe Gefühle in Franzens Gemüth hervorgerufen, nämlich an den Ofen, wo der alte Schrenk in der Nähe arbeitete und in dessen Nähe sich die Werkzeuge befanden, welche zerstörende Fabrikation der Spiegelcylinder gebrauchte. Er sagte zu ihm auf die feurige Glasmasse in dem Glastiegel weisend: „Siehst, Franzl, das da d'rin in dem Hafen heißt man Glashetz und wenn der nix mag is, war'n die Spiegel auch nix nuh, so schön man i' auch blas'n. Man muß 's verstehn, den Quarn oder d' Kieselerd' durch ordentliche Flußmittel, wie: Soda, Salz, Kalk, Asch'n und andere Dinge in's Schmelz'n z'bringen und muß die rechten Mittel kennen, wie man's G'meng rein macht und entfärbt. A jed's Ding hat sein guat'n Grund; der Arsenik macht rein, der Kalk bewirkt 'n Glanz, das Soda löst auf und die Kohl'n heb'n Hitz — aber a Bissel z'viel oder z'wenig von 'n oan oder 'n andern und — nix is 's. Das muß der Schmelzmeister gründlich kennen und wie d' Sammeln nix taug'n, wenn der Bäcker an schlecht'n Teig knet, so taugt auch 's Glas nix, wenn's der Schmelzmeister nöd versteht, an tüchtig'n Glashafn herzustell'n. Dös merk Dir und merk Dir auch dös: die Gläser von unserer Hütt'n da war'n bis dahenfig die schönst'n weit und breit und wenn Di Einer fragt, warum? so sagst ihm nacha, weil Dei' Dod der Schmelzmeister g'wen is und kannt ihm auch sag'n, daß Dei' Dod der Prannes is, den der Herr Pladl wie a an alten Schlappschnuh weg'worf'n hat."

Nachdem er so seinen Aerger einige Luft gemacht, nahm er von den Werkzeugen des alten Schrenk die Glaspfeife und reichte sie Franzen mit den Worten hin:

„Da Franzl, laug' amal eini in d' Schmelz und probir', ob's a Kugl blas'n kannst. Je größer Du's z'ambringst zum erst'n Mal, um so größer wirst Dei' Glück mach'n als Glasmacher. Nimm Di z'samm, faß d' Pfeif'n fest an und schwing s' in d' Höh; denk, Du blas'st Dei' künftig's G'schick. So, itzt fang an."

Franz ergriff jetzt seinen Jammer und mit lebhafter Begierde ergriff er die Pfeife, an deren Kopfe sich die zähflüssige Glasmasse angehängt hatte. Er wollte dem Vathen zeigen, daß er zum Glasmacher besser tauge, als zum Studenten und daß er mit Leichtigkeit die größte Kugel zu blasen im Stande sei. Er lächelte schon im Voraus triumphirend; aber er hatte zwei wichtige Dinge außer Acht gelassen, die beim Anfertigen eines Glascylinders vor allem nöthig sind: feste Arme zum Halten der Pfeife und eine kräftige Lunge zum Blasen der Kugel. Mit Anwendung ungeheurer Willenskraft war es ihm zwar möglich, die Pfeife in die Höhe zu heben und einige Male in das Mundstück zu blasen, aber schon nach wenigen Augenblicken verlor er das Gleichgewicht, und ehe er sich versah, lag die Pfeife zu seinen Füßen und zischte die feurige Glasmasse auf dem feuchten Thonboden des Gebäudes.

Prannes schüttelte etwas bedenklich den Kopf.

„Mit mein Geschick sieht's traurig aus," sagte der Knabe verzagt, „mit'n besten Will'n kannt's nöd besser mach'n."

Prannes legte dem Knaben die Hand auf die Schulter und sagte dann im freundlichen Tone:

„Das thuat nix, Franzl; mit Dein Glück hat das gar nix z'schaff'n; es is a Dummheit, daß man Einem solche Sachen weis macht; aber mit Dir's, was i Dir itzt sag': Den Hafn Will'n hast Di' g'spart, a schöne Kugel g'blas'n, aber können hast nix. Herum mußt es lernen und mit der Zeit wirst Du's grad so gut können, wie die andern Glasmacher. So is's auch mit Dein G'schick. Der gute Will'n allein reicht nirgends aus. Wiss'n muaß man a Sach' und könn'n muaß man a Sach' und wer's nachher zu nix G'scheid'n bringt, den haßt kein G'schick oder er is a Lump."

„I will's schon lernen!" entgegnete der Knabe zuversichtlich, „Ihr dürft Euch d'ran verlossen, Vat'r"

„I glaub's und unser Herrgott wird Di beschützen," sagte Prannes.

In diesem Augenblicke wurde die Stille im Hüttengebäude durch einen grotesquen Spektakel unterbrochen.

„Hui' D' Raschenbuem!" rief Franz und Glaskugel, Vathen und sein Schicksal vergessend, machte er sich von Prannes los und eilte zum Eingange des Gebäudes hin, wo die „Raschenbuben" sich postirt und ihre ohrenzerreissende Musik angestimmt hatten.

Am Gründonnerstage, wo in den Kirchen das Läuten mit Glocken während der nun beginnenden Trauerzeit verboten ist, weil, wie es heißt, „die Glocken nach Rom gehen", bedient man sich allenthalben in katholischen Ländern der „Raschen", um mittelst derselben den Anfang des Gottesdienstes oder die Ave Maria-Zeiten anzuzeigen. In innern Walde, wo gar viele im nahen Böhmen katholisirende Gebräuche sich auch diesseits eingebürgert haben, ziehen am Gründonnerstag und Charfreitag die Schulknaben im Dorfe herum, postiren sich mit Raschen, Hämmerchen, Knarren, Klöppeln und anderen Lärmwerkzeugen versehen am Eingange der Häuser und setzen ihre Schnarrinstrumente in Bewegung, sobald die Thurmuhr Zwölf oder Sechs schlägt. Dabei rufen sie einstimmig:

*) Ein eisernes Rohr, das unten einen hohlen Knopf und oben ein Mundstück hat.

Digitized by Google

„Wir raschen, wir raschen zum englischen Gruß,
Daß jeder katholische Christ heute muß!“

Die Buben knieen sich dabei auf ihre Ratschen, um sie auf dem Boden fest zu halten.

Am Charsamstag kommen sie dann mit einem großen Korbe und sammeln Eier, Kuchen und Geld für ihre Bemühungen.

Dieser Gebrauch wurde in Lohberg, gleich dem Pueriziehen am Palmsonntage von den Hüttenbuben ausgeübt und es läßt sich leicht denken, daß dieselben von der ganzen übrigen Jugend des Pfarrdorfes dabei begleitet wurden.

Die kleine Lise stand jetzt natürlich auch bei den Ratschenbuben und als sie Franz anrufen wurde, nahm sie ihn bei der Hand und sagte, er möchte mit ihr nach Hause kommen, damit sie zum Fenster heraus sehen könnten, wenn vor ihrer Wohnung gerasselt würde und daß sie dabei Spinatkrapfen*) zu essen bekämen, welche die Mutter sodann gebacken habe. Franz war mit Vergnügen dazu bereit und wohlgefällig lehnte er, als die „Natscher“ dort angekommen, bei Prannes am Fenster und nickte heuer den Buben mit einer gewissen Herablassung zu, denn voriges Jahr war er ja selbst noch einer der Ratschenden.

Kurz, diese unbedeutenden Zwischenfälle, hernach das Zurichten zum Färben der rothen Eier, worin Frau Prannes ebenso Meisterin war, wie im Backen famoser Osterkuchen; dann der Besuch des heiligen Grabes und die Grabmusik im kleinen Lohbergerkirchlein, bei welch letzterer auf Wunsch des Lehrers auch Franz und Lise mitzuwirken hatten; alle diese Dinge trugen begreiflicher Weise dazu bei, Franz zu zerstreuen und seinen Schmerz über die Abwesenheit seines Vaters zu lindern.

Am Charsamstag wurde auf der Hütte die Arbeit eingestellt und es richtete sich Alles her, was nur immer abkommen konnte, nach Lam zu gehen, um der feierlichen Auferstehung in der dortigen Pfarrkirche beiwohnen zu können. Fast alle Hüttenleute gingen dorthin und die Familie Prannes nebst Franz war unter den ersten auf dem Wege nach dem Pfarrdorfe. Auf allen Gesichtern drückte sich eine gewisse Zufriedenheit aus, daß die traurigen Tage der Leidenswoche ihrem Ende nahe waren und man sich allmälig wieder freieren Gefühlen überlassen durfte. Die bellommenen Herzen, welche in Folge der kirchlichen Zeremonien die ganze Leidenstagende, vom Oelberge bis auf Golgatha, auf's tiefste mit empfunden hatten, wandten sich von der Mutterluft des Grabes wieder dem durch den Tod des Erlösers neuergrünten Baume des Lebens zu.

Alle klangen „die wieder aus Rom mit Eiern und Fleden zurückgekehrten Glocken“ so feierlich und rein von dem Thurme der hochgelegenen Pfarrkirche hinaus in das wildschöne romantische Thal des Saumerwinkels! wie schön hallte das Echo dieser Klänge, weithin die Kunde bringend von der nahe bevorstehenden Auferstehung des Herrn!

Alles frömte zur Kirche, welche mit unzähligen Lichtern beleuchtet ward, nachdem die untergehende Sonne ihre letzten Strahlen freundlich auf den mit Weihrauch umduftenen Frohnaltar gesendet hatte. Die mächtigen Töne der Orgel klangen freudig durch das Schiff des Gotteshauses und mit ihnen vereinigte sich der vielhundertstimmige, rührend schöne Jubelgesang der gläubigen Menge.

Franz stand vorn in der Nähe des Speisegitters; auch er vereinte seine schöne Stimme mit dem Gesange der Anderen. Aber in seine feierliche Stimmung glitterte doch ein greller Mißton; denn das Gedenken an seinen fernen Vater konnte er sich nicht erwehren. — Da hörte er hinter sich den Gesang einer kräftigen Männerstimme, welche absichtlich den Gesang des Knaben zu begleiten schien, so daß Franz, darauf aufmerksam gemacht, sich nach dem Sänger umsah. Wer beschreibt den freudigen Schrecken, als er jetzt in das gute, treuherzige, liebe Gesicht seines Vaters blickte?

„Vater,“ rief er, „Vater, seid Ihr's wirklich? Ihr seid frei?“

„Frei und verschont,“ antwortete der Vater mit gleich freudigem Empfinden, dem Sohne herzlich die Hand drückend, „frei und verschont mit Dem da.“

Erst jetzt bemerkte Franz, daß der Kramerjackl, welcher neben seinem Vater stand, ihm die Hand zum Gruße hinreichte.

„So, Franz!“, sagte der Vater, läßt fing nur wieder fort; nach der Kirch' schwatzen wir dann mit anander, fing' läßt nur wieder zua.“

„Vater“, entgegnete Franz lächelnd, „i kann jetzt nimmer singen vor lauter Freud'!“

„So bet'!“ erwiderte der alte Schrenk lächelnd, „und dank unserm Herrgott, daß wir quate Feiertag' kriegt hab'n.“

Das geschah denn auch von ganzem Herzen.

Mit den freudigsten Gefühlen schlugen nach Beendigung der kirchlichen Feier unsere Hüttenleute den Weg nach Hause ein. Freunde und Bekannte drängten sich herbei, Schrenk zu dem günstigen Ausgange seiner Sache zu gratulieren und „glückliche Feiertage!“ rief man den Hüttenleuten von allen Seiten zu. Dieser Wunsch fand aber auch seine schönste Verwirklichung; denn unsere seit wenigen Tagen so schwer geprüften Freunde feierten in der That fröhliche, recht fröhliche Ostern!

(Forts. folgt.)

Reiseskizzen aus Dalmatien und Montenegro.

Von Dr. Du Prel.

(Fortsetzung.)

Daß aber selbst unter solchen Verhältnissen auch dem Bande etwas anderes hätte gemacht werden können, als es unter der Herrschaft Oesterreichs geworden, ist nicht zu bezweifeln. Man braucht nur einen Blick in die Memoiren des Marschalls Marmont, des Herzogs von Ragusa, zu werfen, um sich zu überzeugen, daß unter rationeller Benützung der vorhandenen Verhältnisse Großartiges hätte geschaffen werden können. Ja den acht Jahren der französischen Fremdherrschaft ist fast weit mehr geschehen, als seither unter der Herrschaft des Mutterlandes. Oesterreich hat nicht unbeträchtliche Garnisonen auf den Inseln und in den Küstenstädten besonders zu einer Zeit gehabt, in der man die Umgebung des nunmehr italienischen Festungsviereckes über Dalmatien fürchtete. Nichts deso weniger ist diese Militärmacht nicht im Stande, den Räubereien der Bewohner Einhalt zu thun. Am gleichen Tage, an welchem ich in Zara mit meinem Reisegefährten landete, wurde der aus Kroatien kommende Postomnibus in nächster Nähe der Hauptstadt überfallen.

Man hat in Zara den Versuch gemacht, durch eine ganz nach Art der dortigen Landbewohner ausgerüstete Truppe die Ordnung unter den räuberischen Morlaken herzustellen. Der Kommandant derselben, Schröder von Schreckenstein, ist vielleicht den Lesern der „Illustrirten Zeitung“ noch in Erinnerung. Aber auch das half nichts und selbst die persönlichen Unterhandlungen Mamula's mit den Räubern hatten seinen Zeit keinen Erfolg. In den nahen Gebirgswinkeln des Velebich ist der Räuber und der Raub geschert und im schlimmsten Falle ist die türkische Grenze leicht erreichbar. Reiche Kaufleute oder Grundbesitzer in Zara erhalten zuweilen Drohbriefe, mittels welcher man Geld von ihnen zu erpressen sucht. Es steht ihnen natürlich frei, diesen Einladungen keine Folge zu leisten; dann aber müssen sie auch darauf verzichten, ihre Besitzungen außerhalb der Stadt zu besuchen oder auf ihren Spaziergängen sich von den Mauern der letzteren zu weit zu entfernen.*)

Der Herzog von Ragusa verwendete seine geringe Truppenmacht nicht bloß zur Bekämpfung seiner Feinde, sondern auch in den Friedenspausen in höchst produktiver Weise, während Oesterreich nur einige Strofen von militärischer Bedeutung angelegt hat. Oesterreich läßt seine Morlaken hungern, Marmont verwendete sie zu Tausenden zu Straßenarbeiten und in

*) Es ist üblich, am Ständonnerstage etwas Grünes zu genießen; in Böhmen und an der Grenze macht man unter anderm mit Spinat gefüllte Krapfen, wie man in Schwaben mit Gemüse gefüllte Nudeln, die sogenannten Kaufsröße oder Maultäschlen an diesem Tage bereitet.

*) Es liegt nicht im Zwecke dieser Reiseskizzen, den Charakter der Morlaken nach allen Seiten zu schildern. Es heißt ihnen durchaus nicht an Tugendeigenschaften, deren Erwähnung geeignet wäre, das Ebenerwähnte als einseitige Beurtheilung erscheinen zu lassen. Den Leser, der sich hierüber interessirt, verweise ich auf die „Malerischerreisung von Dalmatien“ von Fortis (aus d. Ital. 2 Bde. Bern) und auf den Roman „Die Morlaken von J. Wynne, Gräfin von Ulrine und Rosenberg“, das mit von den besten Werken über Einwohnen der Morlaken zu erzählen weiß. Beide Werke sind aus dem Ende des vorigen Jahrhunderts; das hat nichts zu sagen bei einem Volke, daß wie dieses so streng konservativ in seinen Sitten ist.

Digitized by Google

der kurzen Zeit seiner Anwesenheit hat er sich mehr Lokalkenntnisse erworben, als man sich in Wien rühmen kann zu besitzen. —

Die Verbindung mit dem Mutterlande wird einzig durch die Dampfschiffahrt längs der Küste erhalten; durch keine Eisenbahnschiene ist der Versuch gemacht worden, die Ausfuhrartikel der Inseln und der Küste, Wein, Oel und Marmor in's Ausland zu bringen und dadurch der Armuth der Bevölkerung abzuhelfen. Die Weine sind von ausgezeichneter Qualität und könnten den ungarischen und französischen Weinen sicherlich Konkurrenz machen; jede Insel beinahe hat ihr eigenes Gewächs. Die Versuche, den Wein in's Ausland zu bringen, sind schon mehrfach gemacht worden und mißlungen; man sagt, der Seetransport verderbe den Wein. Dies liegt aber sicher nur daran, daß die Behandlung des Weines selbst noch im Argen liegt. Nicht selten sieht man statt der Weingärten, welche bei sorgfältigerer Pflege daselben könnten, verwahrloste Rebenwildnisse, in welchen die Natur sich selbst überlassen wird, weil ein reichlicherer Ertrag dem Besitzer nur ungewohnte Last verursachen würde.

Der Tabak würde in Dalmatien ausgezeichnet gedeihen; aber das Monopol des Staates verbietet den Anbau desselben und statt den Bewohnern einen sicheren Gewinn zu ermöglichen, zwingt man sie, diesen Artikel aus der Türkei zu beziehen. Die Beaufsichtigung der Grenze verhindert dies keineswegs und es ist eine der unsinnigsten Spekulationen, ein schmales Küstenland seiner ganzen Länge nach mit Finanzwachen zu umgeben, um den Tabakschmuggel zu verhindern, welcher — das versteht sich bei einer am Hungertuch nagenden und kühnen Bevölkerung von selbst — trotzdem in großem Maße betrieben wird.

Die Bevölkerung der Küstenstädte Dalmatiens ist größtentheils italienisch und deutsch. Einzelne dieser Städte, wie Spalato, Ragusa und das jetzt viel genannte Cattaro sind von einer Vegetation umgeben, welche die ganze Herrlichkeit des Südens entfaltet. Die Wiesen sind von einem dunklen, saftigen Grün, Kaktussträuche wachsen wild an der Landstraße; wilde Feigen, Oelbäume, Weinranken, Cypressen, einzelne Palmenbäume und in der Umgebung der Bocca von Cattaro Orangenbäume zeigen uns, was dieses Land früher war und unter rationeller Verwaltung vielleicht noch werden könnte. Ein anderes Bild aber bieten das Innere des Landes und die Zwischenräume zwischen den genannten Städten.

(Fortsetzung folgt.)

Amerikanische Arbeitsscheu.

Sehr wahr bemerkt eines unserer englischen Wechselblätter über die Arbeitsscheu der unbemittelten Amerikaner: „Hülfe und nicht das eingewanderte Element und der Neger aus, dann würde das amerikanische Volk in der That schlimm daran sein. Frauenskleute verhungern lieber als Nähterinnen, als daß sie sich als Dienstmädchen verdingen. Die herrschsüchtigen jungen Männer, die man einst kannte, und die im Sommer arbeiteten, um im Winter in die Schule gehen zu können, und welche die beste Klasse unserer Bürger bildeten, scheinen zu verschwinden, und an ihrer Stelle haben wir ganze Schwärme von jungen Leuten mit dünnhäutiger Eitelkeit, die Cigarren rauchen und so schnell als möglich die Extravanze der letzten Generation verschwenden. Versuchen sie, ihr Leben zu machen, so thun sie dies als Clerks, Agenten von Patentmedicinen, Lebensversicherungsgesellschaften oder werthlosen Bilderwerken, und von dort entwickeln sie sich als Billardmarkeure und Barkeeper. Die Reform muß damit beginnen, daß man die jungen Leute die Nothwendigkeit und Würde der Arbeit lehrt und ihnen die Thatsache begreiflich macht, daß Arbeit außerordentlich interessanter ist als Müssiggang."

(Hinrichtungen in Japan.) Dem Privatbrief eines Kölners, der als Stabsgefreiter auf dem preußischen Schiffe Medusa dient, entnimmt die „Köln. Ztg." folgende Beiträge zur Charakteristik der Kultur in Japan: „Am 9. Sept. v. J. wurden neun Japaner auf verschiedene Art hingerichtet. Es saßen im Ganzen über 40 Mann vom Leben zum Tode befördert werden. Diese sind Rebellen und Aufwiegler aus dem letzten Kriege, von dem ich Euch geschrieben habe. Die Mehrzahl wurde mit dem Schwerte enthauptet, die Haupttaufwiegler aber auf andere Weise getödtet. Wir waren an Land, um die Folterungen mit anzusehen. Ein großer, blasser, eher einem Geiste als einem lebenden Wesen ähnlicher Mann wurde an ein Kreuz gebunden, die Beine weit auseinander; zwischen denselben befand sich ein Holzklotz, welcher oben spitz zulief und ihm als qualvolle Stütze diente. Um den Hals war ein Strick gewunden, welcher an dem Kreuze befestigt war. Oben und Unterarme waren ebenfalls mit Stricken umwunden. Als dies geschehen war, blieb er ungefähr ein halbe Stunde hängen und mußte sehen, wie seine acht Gefährten, einer nach dem andern, den Kopf durch das Schwert verloren. Die Köpfe wurden, rein gewaschen und gekämmt, auf viereckigen Postamenten aufgestellt bis zum Abend, wo sie mitsammt den Leibern auf dem Richtplatze eingescharrt wurden. Nachdem der Gekreuzigte nun zugesehen, wie es seinen Gefährten geschehen, wurde ihm mit einem Speiß in die Seite gestochen, worauf eine Menge Blut floß. Das Gesicht verzerrte sich auf eine gräßliche Weise; nach ungefähr zehn Sekunden bekam er einen zweiten Stich in die andere Seite. Vor Schmerz biß er in den Knoten des am Halse befestigten Strickes und starb auch in dieser Stellung. Kurz bevor er den letzten Athemzug that, wurde ihm mit einem anderen Spieße, welcher Gegenbauden hatte, in den Bauch gestochen und die Gedärme herausgezogen. Ihr könnt Euch nicht denken, wie schauderhaft es für mich war, diese Zuckungen und Verzerrungen des Gesichtes und des ganzen Körpers anzusehen; es war mir, als hätte ich die Ersten selbst bekommen. So blieb er den ganzen Tag über hängen zum warnenden Beispiele für die Menschheit. Diese Exekutionen kommen jetzt täglich vor, bis alle hingemartert sind. Die Japaner sehen dies mit der größten Gleichgültigkeit an."

(Der Herrlebener Wetterprophet †.) Am 6. Januar d. J. ist der Herrlebener Wetterprophet, Hr. Dr. Joh. Ant. Heidenschreiber, praktischer Arzt und Meteorolog, Mitglied verschiedener in- und ausländischer Gesellschaften. Der Entschlafene war am 14. Jan. 1826 als der Sohn des damaligen k. Landgerichtsphysikus Dr. Klois Heidenschreiber in Herrlieben, daselbst geboren worden. Schon in seiner frühesten Jugend zeigte er eine besondere Vorliebe zur Natur, die sich hauptsächlich in häufigen Ausflügen, im Sammeln von Schmetterlingen und Pflanzen und im eifrigen Studium derselben kundgab. Bereits vom Jahre 1839 an führte er die Aufzeichnungen der meteorologischen Beobachtungen, die sein Oheim Dr. Meier in Herrlieben im Jahre 1811 begonnen und für welche er, nach Fortsetzung durch seinen Vater, schon in frühester Jugend große Vorliebe gezeigt hatte. In seiner Dissertation, „die medizinische Topographie des Landgerichtsbezirks Herrlieben", Erlangen 1854, hat er die örtlichen Verhältnisse und die Ergebnisse der bis dahin ununterbrochen gesammelten meteorologischen Beobachtungen veröffentlicht. Durch die täglichen Mittheilungen des Bulletin international de l'observatoire Imperial de Paris und durch die Verbindung mit der Association scientifique de France, deren Mitglied er wurde, blieb er ständig mit den Fortschritten und Erfahrungen der Meteorologie vertraut. Die sorgfältige Buchführung über alle seine Patienten (ambulatorische und besuchte) gab ihm, da er jeden neuen numerirte, große Zahlen seiner Kranken, und er suchte die Ermittlung des Zusammenhanges der Krankenbewegung und der Mortalität mit den meteorologischen Vorgängen, den Pegelständen und Grundwasserbewegungen anzubahnen.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Digitized by Google

Bekanntmachung.

Laut von dem Herrn **Adam Mayer**, gewesenen Hofrichter des Jungfrauenklosters Niedernburg, mit Testament vom 4. Mai 1706 gestiftete Stipendium für studierende Agnaten oder sonstige Verwandte des Herrn Stifters, welche sich dem Studium widmen oder widmen wollen, ist seit dem 1. Jänner 1870, erledigt und soll dem unterfertigten Magistrate als Verwaltung des Fondes die Wiederverleihung zu.

Allenfallsige Agnaten oder doch Verwandte des Herrn Stifters, welche sich den humanistischen Studien vorerst widmen oder widmen wollen, und um Verleihung des erledigten Stipendiums im vermög des hierüber vorhandenen Briefes, ihre auf Grossen bezug gestempelten Gesuche, belegt mit legalen Nachweisen über Verwandtschaft mit dem Stifter und Studien binnen 4 Wochen von heute an gerechnet bei Meidung des Ausschlusses bei unterfertigtem Stadtmagistrate einzureichen.

Schließlich wird noch beigefügt, daß bei Mangel berechtigter Bewerber die Renten des Stipendiums ausnahmsweise wieder als frei werden ein geeigneter Bewerber vorhanden.

Moosburg, am 4. Februar 1870.

Stadtmagistrat Moosburg.
Bürgermeister.

391

Zur gefälligen Beachtung!

Unterzeichneter erlaubt sich, seine

Cylinder-Nähmaschinen

neuester Construktion,

welche alle anderen Nähmaschinen übertreffen, als auch seine Wringmaschinen in empfehlende Erinnerung zu bringen.

Ferners sind Maschinen-Nadeln in allen Sorten, sowie selbst verfertigte Schäfte in Leder und Zeug für Herren und Damen und alle in dieses Fach einschlagenden Artikel stets vorräthig.

Landshut, den 5. Febr. 1870.

Johann Kaiser,
Schirmgasse.

392

Montag den 7. Februar Abends 7 Uhr

Haus-Ball

im Café Steiner,

wozu ergebenst einladet

393 **Franz Steiner.**

Ein tüchtiger und gewandter Gärtner

mit guten Zeugnissen wird gesucht auf das Schloß gut **Niederaichbach**, Post Wörth a. D. (Db)370

Am Freitag vor 8 Tagen wurde zwischen Landshut und Furth ein

Sack Gerste

gefunden, und kann solcher bei dem Wirth **Ernst** in Furth gegen Erlegung der Kosten abgeholt werden. 394

Eine Wohnung

vorderhaus mit 3 bis 4 Zimmern ist in Adlhorn sogleich zu vermiethen. Das Nähere in der Expedit d. Bl. 395

Mehl-Tarif

vom 5. bis 19. Februar 1870.

Mehlsorten.	Preis. fl.	kr.	Gewicht. lb.	Loth.
Semmelmehl	3	12	—	—
Kochmehl	2	32	—	3
Nachmehl	1	44	—	2
Römisch-Roggen	2	16	—	8
Backmehl	1	44	—	2

Münchener telegraphischer Schrannen-Bericht

vom 5. Februar 1870.

Getreide-Gattung.	Zufuhr Metzen.	Preis.	Höchster Preis.	Mittlerer Preis.	Niederster Preis.	Schätzung. fl.	kr.	Steigen. fl.	kr.
	Sch.	Sch.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.		fl. kr.	
Weizen	2240	1002	19	38	18	1	15	53	— 15
Korn	1005	160	12	7	11	44	11	20	— 26
Gerste	2618	2995	14	32	13	36	12	50	— 14
Haber	1365	216	8	13	7	41	6	53	— 14

Ein solider Mädchen

sucht sogleich einen Platz. Das Nähere zu erfragen bei Frau Furtner auf der Hauptwache. 396

600 fl.

werden gegen gute Zinsen aufzunehmen gesucht. Gef. Ref. unter D. M. bei der Exped. d. Bl. (2a) 397

Eine Balkenwaage, Tragkraft 3—4 Ztr., und **2 Oelständer** sind billig zu verkaufen untere Neustadt Nr. 529. 398

Waldung

bei Landshut, theils schlagbar und schönen Jungholz in größeren und kleineren Parzellen, ist um annehmbaren Preis zu verkaufen. Näheres am Hilgenhof in Altheim. (2b)399

Zu vermiethen.

Zwei helle geräumige Werkstätten,

die eine vorzüglich für Schlosser, Schmiede ꝛc. ꝛc geeignet und mit dem vollständigen Handwerkszeug versehen, sind sogleich zu vermiethen. Das Nähere die Expedition. (3c)349

Zwei Wohnungen,

eine mit 4 Zimmern, Küche ꝛc., vorderhaus, und eine solche mit 3 Zimmern, rückwärts, sind im Hause Nr. 16 mittlere Kirchgasse sogleich zu beziehen. (3b) 363

Der Unterzeichnete sucht sogleich oder bis Ziel Georgi eine **Wohnung.** Eine solche mit Garten wäre erwünscht.

Rektor **Sperl.**

377 (2)

Eine Wohnung im 1. Stocke,

bestehend aus 2 Zimmern, Küche und übrigen Bequemlichkeiten ist bis nächstes Ziel Georgi zu vermiethen Landgasse Nr. 126 (2b) 382

Ein Laden

mit 3 Zimmern auf frequentem Platze ist auf Georgi zu vermiethen. Zu erfragen Neustadt Nr. 495 im III. Stock. (2b)371

Braunschweig, 1. Febr. Bei der heute stattgefundenen Serienziehung der Braunschweiger 20 Thlr.-Loose wurden folgende Serien gezogen: 2936, 3944, 5465, 6314, 6545, 8824, 9458, 9681, 9894.

Braunschweig, 1. Febr. Bei der heute stattgefundenen Serienziehung der Braunschweiger 20 Thlr.-Loose wurden folgende Serien gezogen: 2936, 3944, 5465, 6314, 6545, 8824, 9458, 9681, 9894.

Ein Laden

mit 3 Zimmern auf frequentem Platze ist auf Georgi zu vermiethen. Zu erfragen Neustadt Nr. 495 im III. Stock. (2b)371

Die Lieferungen unseres Bieres pro 1. Febr. vorgenommenen **XI.** Serienziehung des fürstlich Lotterie-Anlehens die 15 Serien:

Nr. 169. 464. 725. 731. 855. 909. 1024. 1294. 1670. 1689. 1709. 1764. 1777. 1855. und 2021. gezogen. — Die Prämienobligationen findet am 1. März l. Js. statt.

Braunschweig, 1. Febr. Bei der heute stattgefundenen Serienziehung der fürstlich Lotterie-Anlehens die 15 Serien:

Nr. 169. 464. 725. 731. 855. 909. 1024. 1294. 1670. 1689. 1709. 1764. 1777. 1855. und 2021. gezogen. — Die Prämienobligationen findet am 1. März l. Js. statt.

Verbleibungs-Anzeige.

In der Stadtpfarrei St. Martin.

Geboren.

Den 26. Jan.: Magdalena, Töchterlein des bgl. Lohnkutschers Math. Geitzinger.

Den 29. Jan.: Anton Johann, Söhnchen des Joh. Schmid, Weißgerbergesellen. Anna Theresia, Töchterlein des bgl. Kutschers Carl Xav. Reiter.

Den 31. Jan.: Franziska, Töchterlein des Jos. Eigner, Taglöhner.

Den 1. Febr.: Anton, Söhnchen des Ant. Stömer, Bräuergehilfe.

Den 2. Febr.: Franz Ser., Söhnchen des d. Zimmermeisters Andr. Ettenhofer.

Getraut.

Den 1. Febr.: Herr Ant. Röhner, Wirthschaftstochter in Oberlaichbach, mit Jungfrau Cäcilia Walter, Pfründnerswirthstochter von hier.

Gestorben.

Den 29. Jan.: Mathias Heimgreitner, bgl. Korbmacher, 73 J. alt.

Den 30. Jan.: Anna Schmid, Korbmacher-Töchterlein, 1 J. 8 Mon. alt.

Den 1. Febr.: Jos. Rögl, Bräuergeschilfe von Engshausen, 21 J. alt.

In der Stadtpfarrei St. Jodok.

Geboren.

Den 25. Jan.: Katharina, Kind des Michael Knott, Nagelschmiedgesellen dahier.

Den 28. Jan.: Ulrich, Kind des Joseph Böhel, Maschinenheizer dahier.

Den 2. Febr.: Maria, Ludwig.

Den 2. Febr.: Joseph Anton, Kind des Florian Mollier, Taglöhners dahier.

Den 4. Febr.: Franziska Sabina, Kind des Georg Birnkammer, Taglöhners dahier.

Gestorben.

Den 30. Jan.: Jungfrau Theresia Schmid, Näherin von Oberlaichbach, 44 J. alt.

Den 1. Febr.: Maria Ott, Privatiers-Gattin, 67 J. alt. — Franz, Kind des Herrn Franz Decrignis, Privatiers, 1 J. 8 Mon. alt. — Frau Magdalena Graf, bgl. Bierwirth-Wittwe von hier, 54 J. alt.

In der Stadtpfarrei St. Nikola.

Geboren.

Den 30. Jan.: Maria, Töchterlein des Matthäus Strasser, bgl. Schuhmachers von Neuenmg. — Joseph Johann, Sohnlein des Sebastian Obermaier, bgl. Schmiedgesellen von hier. — Joseph Johann, Söhnlein des Johann Pointner, d. Schwaigers von hier.

Gestorben.

Den 28. Jan.: Anna Kaltmeier, Austrüglerin von Engshorf, 91 Jahre alt.

Den 2. Febr.: Franziska, Töchterlein des Jakob Obhofer, Schwaigers in Pilsach, 11 Mon. alt.

Ein Hühnerhund,

weißbraun, weiblichen Geschlechtes, weiß mit rothen Flecken, ist seit Montag entlaufen. Wer über denselben Auskunft geben kann, oder denselben abliefert, erhält eine gute Belohnung von **Xaver Zirngibl**, Bauer von Pfeffelsau, Gemeinde Wolfsdorf, Post Wörth a. d. Isar. 389

Im Hause Nr. 473 unter Neustadt ist im II. Stock eine Wohnung mit 4 Zimmern, Küche, Speis ꝛc. ꝛc auf das Ziel Georgi zu vermiethen. Auch ist im I. Stock ein **hübsch möblirtes Zimmer** mit Alkoven auf nächstes Monat zu vermiethen. (2b)350

Gedinger Schranne vom 3. Februar 1870.

	Marg. fl.	kr.	Korn. fl.	kr.	Gerste fl.	kr.	Haber fl.	kr.
Buriger Kist . . .	56	15			23		9	
Neue Zufuhr . . .	364	108			783		195	
Schrannenstand . .	420	117			806		208	
Dagegen Vorjahr .	574	103			749		63	
Mehr	45	14			57		15	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Höchster Preis . .	17	58	11	10	13	24	7	14
Mittlerer „ . .	16	27	10	10	12	15	6	54
Niederster „ . .	14	30	10	25	11	18	6	8
Steigungen . . .		—	1	—	—	—	—	7
Fallenden		—		—		—		—

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahneknig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 7. Den 13. Februar: Katharina v. Ricci.

Glasmacherleut'.

Kulturbild aus dem bayerischen Walde von Max. Schmidt.

(Fortsetzung.)

Das Eldorado der Glasmacher im bayerischen Walde ist die freundliche Umgebung des am Vereinigungspunkte des großen und kleinen Regens schön gelegenen Marktes Zwiesel, wo der König des Waldes, der doppelköpfige Aar, der mit Urwald bedeckte Falkenstein, der sagenreiche Rachel und der von letzterem ausgehende Rinchnacher Hochwald einen allseitig von Bergen umschlossenen, anderthalb Stunden langen Kessel, „Zwiesler Winkel" genannt, bilden, welcher von vielen Bächen durchflossen, durch Hügel unterbrochen und mit seinen abwechselnden Nadel- und Laubwäldern, Wiesen, Feldern und Ortschaften ein äußerst freundliches Bild und eine der reizendsten Gegenden des Bayerwaldes darbietet. Der goldene Steig (semita aurea), welchen schon im elften Jahrhundert ein aus dem erlauchten Geschlechte der Landgrafen von Hessen entsprossener Einsiedler, Namens Gunther, angelegt hatte, durchzieht gleich einem lichten Bande die schöne Landschaft und bildet die Verbindungsstraße mit dem nahen böhmischen Königreiche. Zu beiden Seiten desselben oder am Saume der nahen Hochwälder bezeichnen die rauchenden Schlote die zahlreichen Stätten des weltberühmten Waldfabrikates. Die bedeutenden Fabriken zu Theresienthal, Obergwiesleau, Ludwigsthal, Frauenau, Buchenau, Schachtenbach, Regenhütte, Lichtenthal ꝛc. liegen hier in einem Umkreise von wenigen Meilen beisammen. — Die Flachsschenkeln der Glasfürsten ist bekannt. Manche von ihnen besitzen viele tausend Tagwerke eigenen Forst und an den lustigen Säumen der Hochwälder haben sie sich schöne Herrenhäuser erbaut, deren wohnliche Räume Alles enthalten, was zur Bequemlichkeit des Lebens gehört.

Die Perle unter diesen Landsitzen ist unstreitig die Villa des Herrn Wilhelm Steigerwald in Rabenstein, welche mit kunstsinniger Pracht eingerichtet und von einem dunkelschattigen, in einen wundervollen Park verwandelten Wald umgeben ist.

Wer kennt Herrn Steigerwald nicht schon dem Namen nach? Die Erzeugnisse seiner Fabrik sind weithin berühmt durch die Kunst, Eleganz und vollendete Schönheit der Formen und ihre auf den größeren Ausstellungen siegreiche Konkurrenz. Und welcher Besucher von Rabenstein wüßte nicht zu erzählen von der Liebenswürdigkeit seiner Besitzer, in deren Hause die Heimat der Gastfreundschaft und die Stätte häuslichen Glückes ist? Welcher Arme hätte jemals umsonst an die Thüre von Rabenstein geklopft und welcher Arbeiter hätte nicht die Freundlichkeit und Güte dieses Hüttenherrn kennen gelernt? Herr Steigerwald war zur Zeit unserer Erzählung im schönsten Mannesalter; das Glück seines Lebens bildeten sein mit acht deutschen Tugenden ausgestattetes Weib, sein reizendes, noch in zartester Blüthe stehendes Töchterlein und ein frischer, lebensfroher Knabe.

Die reiche Hüttenbesitzerin war ebenso tüchtig als Hausfrau, wie es Herr Steigerwald als Hüttenherr war. Sorgte dieser bis in das Kleinste und scheinbar Unbedeutendste in der großartigen Fabrik und vereinigten sich alle Zügel in seiner sicheren und unermüdeten Hand, so suchte die erstere ihre schönste Bestimmung in der Pflege des Hauses, in der wahren Häuslichkeit und in der Erziehung ihrer Kinder; denn sie war eine jener deutschen Frauen, welche das Große und Ehrenvolle ihrer Bestimmung erkennen und mit Freude und Stolz sich derselben unterziehen. Eintracht und Liebe zogen darin in diesem Hause den Himmel auf die Erde, weil man hier gewohnt war, im Häuslichen das wahre Glück zu finden.

Frau Steigerwald, welche vermöge ihrer glänzenden Verhältnisse mit prunkendem Schimmer sich umgeben konnte, fand die Hitze in der Küche und im Bügelzimmer nicht unerträglich und gleich den ärmsten Weibern in der Umgegend saß sie in langen Winterabenden am schnurrenden Rade und mit freudiger Genugthuung bereitete sie das auf ihrer Hand hervorgegangene Linnenzeug zum häuslichen Gebrauche.

Trotz der Abgeschiedenheit jenes Herrenhauses von den scheinbar unentbehrlichen Zerstreuungen der großen Welt, gähnte nie kalte Langweile in der Wohnung Steigerwalds; denn Vater, Mutter und Kinder waren durch herzliche, thätige Liebe innig verbunden und fühlten sich eben dadurch am glücklichsten in ihrem Kreise. Häusliche Stille und häusliches Glück — nichts Besseres bietet die Erde, und durch den Besitz dieser Güter, nicht durch den großen Reichthum, war die Familie Steigerwald eine der glücklichsten, aber auch eine der angefeindetsten im bayerischen Walde.

Die Glashütten Steigerwald's waren Schachtenbach und Regenhütte. Auf letzterer finden wir unsere Freunde, die beiden Schrenk wieder, deren Schicksal die Aufgabe unserer Erzählung ist. Aus dem Vorbeschriebenen ist ersichtlich, daß Schrenk in Bezug auf die Hüttenherrschaft einen sehr vortheilhaften Tausch gemacht und er hatte in den fünf Vierteljahren, welche er sich bereits auf der Regenhütte befand, alle Ursache, mit seinen Dienstverhältnissen zufrieden zu sein.

Die Regenhütte befindet sich am südöstlichen Abhange des großen Arbers, [illegible] Fuß über [illegible] Sie liegt in dem schmalen, von der Gebirgsmasse des Arbers und Falkensteins eingeschlossenen Gebirgsthale hindurchgehängt. Die Hütte ist von Waldwildniß rings umgeben. Wohin das Auge schweift, erblickt man nichts als Wald und wieder Wald und eine seierliche Stille ist über dieses Meer von tannendunklen Forsten ausgebreitet. Nur in der Nähe der Hütte und in dieser selbst ist diese Stille unterbrochen, denn Hunderte von Leuten wohnen und arbeiten hier in dieser Abgeschiedenheit und bereiten, selbst entfremdet den beschränkten Genüssen des Lebens, die bewundernswürdigsten Gegenstände für den Luxus und die Freude der Großen in der Welt, welche den meisten Arbeitern nur dem Namen nach bekannt sind, weil sie selten hinausgekommen über die heimatlichen Berge, aber auch selten eine Sehnsucht darnach empfunden.

Wie erwähnt, waren jetzt hier auch die beiden Schrenk beschäftigt, der Vater als Obergeselle, der Sohn als Schürbube. Wir wissen aus dem Vorhergehenden, was diese Stellungen in der Hütte zu bedeuten haben, wir wissen, daß Schrenk in Mabl's Hütte der geschickteste Arbeiter war und daselbst Urtheil hatte er sich auch bald auf der Regenhütte erworben, weshalb ihm Herr Steigerwald die Stelle eines Obergesellen anvertraute, ein Amt, welches bei Schrenk in den besten Händen war.

Franz, der angehende Glasmacher, mußte sich, trotzdem es sein Vater hätte anders machen können, allen Arbeiten eines Hüttenbuben unterziehen und das waren oft harte und anstrengende Dinge. Anfangs mußte er das gespreißelte Holz auf den Horst, d. i. die Dörr-Vorrichtung oder den Glasofen oder zu diesen selbst schleppen und die Oefen schüren, eine Beschäftigung, welche Tag und Nacht ohne Unterbrechung stattzufinden hatte und welche daher von Einer Person wohl nicht leicht verrichtet werden konnte. Es waren daher in der Regel zwei solcher Schürbuben in Thätigkeit, welche sich gegenseitig alle drei Stunden ablösten. In der Zwischenzeit ruhten sie aus, gingen in ihre Wohnung oder legten sich im Hüttenraume je

Digitized by Google

nach der Jahreszeit an einem kühlen oder warmen Ort auf einen Bund Stroh nieder und gaben sich der willkommenen Ruhe und dem Schlummer hin, bis sie wieder zu ihrer anstrengenden Arbeit geweckt wurden; Franzl blieb auch während der Ablösung im Hüttengebäude, entweder sah er dem Vater bei der Arbeit zu, welcher ihm dabei alle Vortheile und Kunstgriffe anwies, oder er legte sich in der Nähe von dessen Arbeitsplatz auf eine Decke oder einen Bund Stroh und schlief in den wenigen ihm zur Erholung vergönnten Stunden.

Mit liebender Sorgfalt ruhten dann die Augen des Vaters auf dem friedlichen Gesichte des geliebten Knaben, dessen Nähe stets ein wohlthuendes und zufriedenes Gefühl auf ihn ausübte. Oft schmerzte es ihn zwar, wenn der süße Schlummer des Knaben mitten in der Nacht wieder unterbrochen werden und er wieder seinen schweren Dienst verrichten mußte; aber der Alte suchte dieses Gefühl zu unterdrücken; denn ohne Abhärtung kann man es nie zu einem tüchtigen Glasmacher bringen und nur einen solchen wollte Schrenk aus Franzl seiner Zeit machen. Dadurch suchte er dem Sohne seine Liebe zu erweisen, daß er ihn mit Strenge erhielt, die niedrigste und anstrengendste Arbeit mit frohem Muthe zu verrichten und ihn an Entbehrungen gewöhnte; denn je weniger Bedürfnisse der Mensch habe, meinte er, desto weniger Ansprüche mache er an das Leben und desto glücklicher würde er sich nachher fühlen. So dachte der alte Schrenk und sein zufriedenes Gefühl sagte ihm, daß es schon das Rechte sei, so zu denken. Franz hatte zwar den Wunsch hie und da laut werden lassen, in seinen wenigen freien Stunden die Bücher zur Hand nehmen und lernen zu dürfen; aber der Vater erlaubte das in der ersten Zeit durchaus nicht. Wenn Körper und Geist zu gleicher Zeit angestrengt würden, sagte er, könne bei keinem etwas Ersprießliches erwartet werden. Wenn er einmal Gesell wäre, könne er nebenbei studiren, soviel er wolle; aber zuerst müsse er kräftig und gesund heranwachsen sein; sonst ginge es wie bei den Pflanzen, welche, noch so große Früchte zur Welt bringend, doch wegen ihres schwachen Stammes zu einem elenden Leben gezwungen seien und sich nie selbstständig über den Boden aufschwingen können. — Aber ein Apfelbaum — das sei das rechte Standbild, hart am Stamm und viele kleine Früchte tragend, und Früchte, die an Größe mit dem Gelbe zu vergleichen. Mensch stark und gesund und tüchtig sei, kriegst alle Jahr Aepfel grad gnua und wirst a rechter Mann, wennst es verstehst, mit dem auszukommen, was d' hast, denn derselb ist reich, der nix mehr braucht als er hat und damit zufrieden is. Du mußt aber d' Aepfel nix auf amal essn; Spaltln muaßt d'raus mach'n, daß d' es aufbrenna kannst und damit auskummst, bis wieder neue wachsen, nachher kannst das ganze Jahr davon essn; denn a guater Aepfelbaum tragt guat, macht d' Taschen voll, d' Haar voll und Mepen und Schaffel'sacl voll."

Der Franzl erwiderte hierauf: „Ich will schon schaun, daß ich recht viel Aepfel kriag', Vater."

„Und guate Aepfel, Franzl, muaßt kriag'n; i moa, a Sag'n muaß dabei sein, denn wenn d' Baum' alleweil im Schatten steh'n, wer'n d' Aepfel sauer; a Sonnenschein g'hört dazua und der Sonnenschein is a guats G'wiss'n, is brav und ehrli sein, is a Religion hab'n; nachher kannst auch lustig dazua sein — und alle heilig'n Zeiten an' Koan' Tips schänd't di grob auch nöt; das is mei Glaub'n und i moa, es wär so weit nöt g'fehlt, wennst auch der bei wärst."

Nachdem Franz ungefähr drei Monate Schürbube gewesen, wurde er als eigentlicher Lehrling oder Eintrapbub' verwendet. Er hatte den Glasmachern die Pfeife zum Blasen herzureichen, den Glasfluß anzurühren, mit den nöthigen Werkzeugen zur Hand zu sein, die Formen in Bereitschaft zu halten, kurz alle die kleinen Nebendienste beim Glasmachen zu verrichten und stellte sich dabei so geschickt, daß er bald zum Vorblasen verwendet werden konnte.

So zufrieden und glücklich übrigens der alte Schrenk in seiner Stellung zu sein schien, so konnte er doch nicht mehr so recht froh werden; er hatte Heimweh nach der Familie Prannes. Alles war sonst nach seinem Wunsche, nichts ging ihm abher hatte alle Ursache, zufrieden zu sein; aber halt doch — der Prannes war nicht da, sein treuer Kamerad. Das Essen von der Schenke mundete ihm auch nicht so gut, wie aus der Küche der Frau Prannes; an der Wäsche fehlte vollkommen eines und das andere; Tisch und Bänke waren auch nicht mehr so schneeweiß, wie früher, und wenn das kleine Liserl dagegen wäre, hätte der Franzl auch nach der anstrengenden Arbeit eine Unterhaltung gehabt und wäre es nicht immer nöthig gewesen, daheim zu bleiben.

Wenn alle Leute ihre Gewohnheit ändern", sagte er zu sich selbst, „kann sterben i' bald". Sonst, wenn er nicht wußte, wie er besser die freie Zeit hinbringen konnte, nahm er die Flinte zur Hand und streifte in den Wäldern umher; das ging jetzt nicht mehr, er hatte es verschworen, nie wieder zu wildern und — damit war's aus. Seine Augen schweiften freilich oft mit sehnsüchtigen Blicken an den Hochwaldungen hinan, — er zuckte jedesmal am ganzen Leibe, wenn aus den stillen Forsten ein Schuß ertönte und konnte sich dann des mit einem stillen Seufzer begleiteten Ausrufes nicht erwehren: „Damit is 's auch Tralarum!" Aus diesem lauten Seufzer war zu entnehmen, daß es noch mit etwas Tralarum sei, und so war es auch wirklich.

Früher war Schrenk gewohnt, nach der meistentheils mehrtägigen anstrengenden Arbeit dem guten Biere nachzugehen und an Feiertagen zumal so recht nach Herzenslust, selbst auf die Rechnung eines „Gehörigen", sitzen bleiben zu können; aber in neuerer Zeit war es auch mit diesem „Tralarum". Meistens saß er jetzt vor seiner Brettershütte und ließ sich von Franzl einen Krug aus der Schenke holen. Er vergnügte sich beschleden damit, dem Franzl das Schießen nach der Scheibe mittelst eines Bolzrohres zu lernen, sich von ihm etwas auf der Flöte vorblasen oder aus dem Gesangleumbuch vorlesen zu lassen. Aber der Alte dachte dabei doch meistens an die Jagd, an's Wirthshaus und an Prannes. Es hatte sich bis jetzt gar selten getroffen, daß Prannes und er an ein und demselben Tage frei gehabt und sich an Feiertagen zu Zwiesel zusammengefunden hätten; denn aufs Gerathewohl bis Bayerfeld, welche sie sonst an diesen Tage bereitete, heuer war es auch damit „Tralarum"; —

So saßen sie am Vorabende dieses Festes wieder auf der Bank ihrer Wohnung. Es war so friedlich, so feierlich still. Die Waldungen am Arber und Falkenstein erglühten in den Strahlen der scheidenden Sonne. Vater und Sohn blickten schweigend nach diesem herrlichen, das Herz erwärmenden und das Gemüth erquickenden Spiele der Natur; Franzl nahm die Flöte zur Hand und blies abschiedlich das Lieblingslied von Prannes. Es war die Melodie zu dem Liede: „Ich hatt' einen Kameraden."

Der alte Schrenk, durch dieses Spiel aus seinen Träumereien geweckt, ward sogleich mächtig davon ergriffen. Prannes, der gute Kamerad, stand vor seinem Geiste und mit großer Rührung sang er die Worte zu Franzens Flötenspiel:

Ich hatt' einen Kameraden,
Einen bessern find'n Du nit;
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.

Eine Kugel kam gesogen:
Gilt's mir oder gilt es Dir?
Ihn hat es getroffen,
Er liegt mir vor den Füßen,
Als wär's ein Stück von mir.

Will mir die Hand noch reichen,
Derweil ich eben kann:
„Komm Bruder, gib die Hand noch geben,
Bleib Du im ewigen Leben
Mein guter Kamerad!"

Während dieses Gesanges hatten sich unbemerkt von den beiden Schrenk drei Personen von rückwärts genähert und der

Digitized by Google

letzte Ton von Flöte und Gesang war noch nicht verhallt, als beide ihre Augen von je zwei fremden Händen bedeckt fühlten und die Frage ertönte:

„Wer is 's?"

Der alte Schrenk konnte hierauf nicht sogleich Antwort geben; schneller aber war Franz im Erraten der hinter ihm stehenden Person und mit einem wahren Jubel rief er:

„S' Liesel is 's!"

„Errathen!" entgegnete dieses und ließ Franzens Augen wieder frei, um dem kleinen Freunde die Hände zum Gruße zu reichen, worin sich die daneben stehende Mutter lächelnd theilte. —

Auch der alte Schrenk, nachdem er jetzt freudigst „Franznes!" ausgerufen und sich umfehrend den „guten Kameraden" vor sich sah, schüttelte dessen Hände. Beide Männer schimpften sich jetzt eine Weile gegenseitig herzhaft herunter, während Thränen der Freude aus ihren Augen flossen, und sie wären lange zu keinem vernünftigen Worte gekommen, hätten nicht Frau Prannes und Liesel, dawischen tretend, verlangt, daß man von ihrer Anwesenheit auch eine kleine Notiz nehmen möge.

„Ja, was bös' du denn?" rief der Schrenk aus. — „Alle drei leib's da? Geht's nur glei eini in d' Stub'n und macht's Eng's bequem, und Du, Franzl, mußt im Regnbach a Paar Aesch'n fang'n, daß wir mit Mak auwart'n können. — Na, die Ueberraschung, sadara noch einmal, i kann's Eng gar nöt sag'n, wie viel mi dös g'freut!"

Frau Prannes erwiederte, auf ihren Arm voll weisend, daß sie für alles im Voraus bedacht gewesen, daß sie Fleisch, Würste und Brod von Zwiesel und neunerlei gebackene Küchein*) von zu Hause mitgebracht habe. Prannes aber trage auf Schrenkens Anerbieten sogleich:

„Hab's a guats Bier auf der Hütt'n? Ich hab' seit acht Woch'n koan g'scheit'n Tropf'n mehr trunk'n."

„Franzl!" rief der Schrenk, „Lauf' nur glei aufi in d' Schenk, sag'n Wirth, i trink' koan Tropf'n mehr von ihm, wenn er mit nöd glei a Faß mit a Stuck fünfzehn abschickt, sag' ihm nur, der Prannes is da; Franzl lauf und kämm glei wieder!"

Nachdem dieser Hauptgegenstand erledigt war, gingen eine Menge von Fragen und Antworten hin und her.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Dalmatien und Montenegro.

Von Dr. Du Prel.

(Fortsetzung.)

Auf mancher tagelangen Wanderung wird der Wanderer Eindrücke empfangen, welche nicht im Widerspruche stehen mit der in Verse gebrachten Verwünschung eines italienischen Dichters, die ich in dem Reisehandbuch von Kohl gefunden habe und deren Uebersetzung ich hier folgen lasse:

„Einsame Versteke — fürchterliche Felsen — schauerliche Abgründe — jähe Schlünde — verfallene Baracken — elende Hütten — verpestete Häuser — zertrümmertes Gemäuer — schmutzige Herbergen voll Grauen — finstere Wüsteneien — ungastliche Gebirgsgegenden — tiefe Höhlen, die Schlupfwinkel der Raben und die Behausung der Wölfe — von allem Garstigen das Allerwiderwärtigste — giftige Skorpione, Molche und Drachen — Elend, Hunger, Krieg, blasser Schrecken, Krankheit und Pest — braune Mörtaken, gottlose infame Räuber, Gespenster, Larven, traurige Schatten und entsetzliche Ausgeburten der Phantasie, Fäunen und Dämonen! — Dies, o Dalmatien, sind deine Reize!"

Eine solche Wanderung ist in meinen Erinnerungen verzeichnet. Nach einer Nacht, die wir gezwungen waren auf dem Dampfschiffe zu verbringen, das der unruhigen See wegen nicht wagte, noch Abends die sogliencreichen Eingänge zum Hafen von Sebenico zu passiren, beschloß ich mit meinem Reisegefährten die Fortsetzung der Reise zu Fuß. Durch einen engen Felsendamm und an dem auf einer Scoglie gebauten Fort St. Nicolo vorüber fuhren wir mit nach Sonnenaufgang, nachdem die Anker gelichtet waren, in den großen Hafen von Sebenico — den Geburtsort Marco Polo's — ein. Die Scoglien, die da und dort aus dem Meere wie Nadeln tauchen und polirten welchen wir hindurchfuhren, ließen uns die gehörige Vorsicht des Kapitäns, außerhalb des Hafens Anker zu werfen, nicht mehr übertrieben erscheinen. Die Stadt — ein Gewirre schmutziger Straßen — liegt terrassenförmig an glühende Felswände angelehnt, auf welche die versengenden Strahlen der Sonne fallen. Hier hielten uns nicht länger auf als nöthig war, uns mit einigem Proviant zu versehen, und uns die Ueberzeugung zu verschaffen, daß der Marktschwindel ein ebenbürtiger Konkurrent des spanischen Terra sei.

Die Höhen, auf welchen wir wanderten, zeigten uns den allgemeinen Charakter des dalmatinischen Küstenlandes in seiner nichts weniger als reizenden Eigenthümlichkeit. Die Umgebungen der Stadt boten dem Auge noch Wein und Oelpflanzungen, aber bald gingen wir auf felsigem Boden, desgleichen in der Heimath zu sehen, die Besteigung der höchsten Spitzen unserer Berge nothwendig wäre. Wir hatten uns an den Pfarrer des 2—3 Stunden entfernten Dorfes durch den freundlichen Wirth von Sebenico empfehlen lassen, denn Gasthäuser sind nur in den Küstenstädten zu finden. Dorfpolitik besteht aus einer Anzahl niedriger durch blosses Aufeinanderlegen von Steinen gebildeter, mit Strohdächern versehener Wohnungen, zwischen welchen sich ein einziges gemauertes Häuschen bemerkbar machte. Dies mußte wohl die Wohnung sein, auf die wir nun über ein wahres Schutfeld zerbröckelten Gesteins zuschritten. Mit Vorsichtigkeit Wein, dem Einzigen und Besten, was bei bescheidene Haushalt zu bieten vermochte, wurden wir freundlich regalirt und mit den Bitte entlassen, uns unserer Zahlungsverpflichtung in Form von Almosen zu entledigen, zu deren Spendung uns auf der Weiterreise die Gelegenheit sich oft genug bieten werde. Dies war gleichwohl nicht der Fall. Hier begegneten nur selten einem Menschen, während wir durch die öde Felsenwüstenei, welche die Phantasie sich vorzustellen vermag, weiter wanderten. Kein Baum — kein Grashalm — nichts als der nackte harte Fels, der überdies noch, als wäre hier der Mensch teilnehmend gewesen, in zerbröckelten, verwitterten Kalkfliesen bedeckt war, das unsere Stiefelsohlen und durch dieselben unsere Fußsohlen arg mitnahm. Kein rauschendes Wasser unterbrach das trostlose Einerlei dieser Landschaft und die Todtenstille derselben. Der Anblick des Meeres war uns genommen, ein Höhenzug zur Rechten, ein Gewirre von Felsen trennte uns davon, so erschien die ganze Gegend, soweit wir sie überblicken konnten, nur in eine einzige farbe getaucht, die graue Farbe des nackten Gesteins. Darüber aber spannte sich ein Himmel von so tiefem Blau, wie man ihn nur im Süden erblickt.

Dieser graulichen Felseneinöde von meilenlanger Nacktheit, dieser Wüsteneі von Steinen, in der außer Telegraphenstangen meist nichts an den Menschen erinnert, fehlt es gleichwohl nicht ganz an Bewohnern. Auf der Karte, die wir mit uns führten, prangten die Namen von etlichen Ortschaften, die abseits der Straße an die Felsen geklebt sind. Aber so wenig heben sie sich von diesen Felsen ab, daß wir in geringer Entfernung daran vorübergegangen wären, hätten wir nicht ein Fernglas gehabt. Es ist ein elendes Leben, welches die Menschen in diesen niedrigen Hütten von auf einander gelegten, durch keinen Mörtel verbundenen Steinen führen und man staunt, wenn man sieht, daß sie auch noch der Schafzucht obliegen. Von Zeit zu Zeit begegneten wir auf der Straße einem Mortaken mit seiner Frau, er einen mit einer kleinen Ladung von Holz oder Strauchwerk beladenen Esel vor sich hertreibend, sie mit einem gleichen Bündel auf dem Kopfe und die Spindel unter dem Arm, im Gehen spinnend. So wandern diese Leute oft Stunden weit in die nächste Stadt, um für einige Soldi ihre geringen Vorräthe zu verkaufen.

Der Mensch im Kampfe um's Dasein erscheint in solchen Gegenden in seiner ganzen Machtlosigkeit der Natur gegenüber. Die heftige Bora, die durch dieses todte Felsenhochplateau saust, erhält den steinigen Boden in seiner ewigen Kahlheit und würde alle Anstrengungen der Menschen, ihm Produkte zu entlocken, zu nichte machen; und wenn dann in der Regenzeit die sonst ganz trocken liegenden Rinnsale der Gebirgsbäche in den Einsattlungen der Berge anschwellen, wenn das durch keinerlei

*) Man pflegt zu Johanni Küchlein von „neunerlei" Art zu backen.

Digitized by Google

Vegetation in seiner raschen Aufammlung gehinderte Wasser von den Abhängen herabstürzt, dann wird noch durch Ueberschwemmungen mit fortgerissen, was allenfalls die Bora verschont hat. So leiden die Morlaken bald am Ueberfluß, bald am bittersten Mangel des Wassers; wenige Tage nach dem fruchtbringenden Regen ist außer in den abhängigen gegrabenen trichterförmigen Löchern keines mehr zu finden und die Berge an der Küste wenden wieder die grell beleuchteten in der Sonne glühenden zerklüfteten Flächen, auf welchen nur selten der große Schatten einer Wolke weiter zieht, dem Meere zu, das in seiner ajurnen Bläue mit dem Himmel wetteifern zu wollen scheint. — (Fortsetzung folgt.)

Für Romreisende!

Einem Aufsatze der Donauzeitung über diesen Gegenstand entnehmen wir Folgendes:

Aber fragt ein Freund, wie ist es mit dem Essen? Man ißt dort wie bei uns und mit der rechten Hand und denselben Instrumenten. Freilich ist das, was man ißt, anders bereitet, oder gar uns unbekannt. Indessen gewöhnt man sich auch bald an die Küche, besonders wenn man die geeigneten Speisen zu bestellen weiß. Am schwersten thun der Deutsche an den giorni magri — Fasttagen, besonders wenn sie streito — streng sind und alle Speisen mit Oel gekocht werden. An solchen giorni magri bestelle man Zuppa di pane, oder del cappelini (Art Nudeln), pesce nell' acqua cotte (Fische abgesotten); pesce arroste (gebraten) haben wir nicht essen können. Ordentlich sind die omletto, aber man muß sie molto caldo (sehr warm) verlangen, weil man dann das Oel weniger merkt. Die Italiener essen auch Maccaroni collo formaggio gerno — Käsknöpflein. An Fleischtagen beliebt man zu beßen dieselbe Suppe wie oben, dann manzo (Rindfleisch) collo patato (mit Kartoffeln), erdlich arrosto d'agnello in salsa (Lammbraten in Sauce), oder arrosto di vitello, Kalbsbraten — oder Bisteka; als Nachtisch dolce (Kuchen). Trinkt man dazu 1 foglietta (Schoppen) vino rosso non dolce — oder vino bianco, so hat man gut gegessen, und zahlt in Rom etwa 35 trenta cinque Soldi. Den vino dolce kann man wegen seiner Süße nicht trinken. Kalte Speisen sind prosciutto (Schinken), formaggio (Käse), salsiccia (Wurst). Man sieht aus diesem Speisezettel, daß man mit der italienischen Sprache etwas vertraut sein sollte, bevor man nach Italien kommt, schon um ordentlich essen und sich bei der großen Anstrengung gehörig restaurieren zu können. Das Unangenehmste ist, daß man nirgends Speisekarten hat, sondern daß der Kellner die unbekannten Speisen herabrorgellt. — Man begreift leicht, wie gut es wäre, wenn man der italienischen Sprache ganz mächtig wäre. Wir konnten uns annähernd verständlich machen und verstanden, was unsere italienischen Führer uns erklärten. Wenn wir allein waren, haben wir piano parlare, sianno stecchi, kann ginge gut. Grammatik oder Lexikon helfen auf der Reise nicht mehr, man hat keine Zeit; ein kleines Hilfsbüchlein mit kurzen Sätzchen, das man leicht in der Tasche neben dem Reisehandbuch mitschleppen könnte, würde mandymal etwa aber Tisch zu einigen Phrasen verhelfen. Unser Doktor hatte ein solches bei sich, leider weiß ich den Titel nicht mehr. Einer sollte sich unter der Reisegesellschaft befinden, der entweder italienisch oder französisch sich verständlich machen kann. Als Reisehandbücher ist entschieden Bädeker in 3 Theilen der Vorzug zu geben — Ueber, Mittel- und Unteritalien. Försters Reisehandbuch ist furchtbar schwer und lästig. Ich habe es mitgeschleppt, würde es aber nicht mehr thun. Für Rom ist die neue Auflage von „Mollitor's Rom" unentbehrlich. Die neue Ausgabe entspricht ganz. Die Sprache ist den andern Reisebüchern — Bädeker und besonders Förster beleidigt sehr oft Herz und Ohr. Förster spricht z. B. gerne von den Knochen der Heiligen u. a. Wahrhaft erquidend ist an der Hand eines kath. Führers die Heiligthümer Roms kennen zu lernen. Eine der ersten Sorgen bei der Ankunft in Rom muß die Erlangung einer Audienz beim hl. Vater sein. Es braucht oft sehr viel. Es gibt noch einige gute Adressen; — an den hochw. ganz dienstwilligen und freundlichen Landsmann, Pfarrer Kuttler in der Anima; an Herrn Capitano Schmidt in dem Quirinal; an hochw. Herrn Inspektor Niederma yer aus Frankfurt, der im Quirinal wohnt und besonders mit Herrn Kapitän Schmidt in der Trattoria della Sabina in der Nähe der Fontana di Trevi zu treffen ist. — Für die Reise notire ich noch folgende Hotels, in denen Deutsche gut logiren: Verona, Hotel Rainer (deutsch); Venedig, Stadt München, Hôtel di Monaco (deutsch), besonders findet sich da ein sehr guter deutscher Führer, dem man sich ganz überlassen kann. Er zahlt die Gondeln und Trinkgelder); Padua, Hôtel de l'Aigle d'or (nahe bei der schönen Kathedrale). In der Kathedrale findet man den sehr freundlichen deutschen Beichtvater P. Ignatius. Bologna, Hôtel Bruno; Assissi, Albergo Andrea Rossi; Loretto, Giuseppe Papi, Piazza della Madonna — man gebe acht, daß man nicht in das Hôtel della Pace kommt. In der Kirche gehe man gleich zum deutschen Beichtvater P. Bonaventura, ein sehr lieber Freund der Deutschen; Roma, wenn man bei der Nacht ankommt und keine Privatlogis hat, Hôtel Minerva, theuer aber deutsch. Wir logirten sehr gut und billig bei Hrn. Deutsch Monte Giordano Nr. 3 in der Nähe der Anima. Deutsch spricht deutsch und hat Logis für 6 oder 7 Herren; Neapel, Zepi-Weber Molo 2, (deutsch, sehr gut, man gebe acht, daß man nicht in ein anderes Hotel kommt.) Pompeji, Hôtel Diomede (Lacrymae Christi); Florenz, Hôtel della Roma Gruth von Waldsee (Genua, (Hotel Nationale nahe am Bahnhof); Turin, Hôtel della Ligurie (sehr gut und billig); Mailand, Tre Svizeri.

Straubing, 11. Febr. (94. Schwurgericht für Niederbayern. 7. Fall.) Staatsanwalt: königl. II. Staatsanwalt Hellmannsberger. Vertheidiger: Rechtsconcipient: Furwian. Geschworne: die H.-H. Bed, Kohlhammer, Meyer, Eiß, Stoffel, Schmaß, Eberl, Simmel, Sorentzer, Regermeier, Hansbauer. — Die heutige Verhandlung betraf die Anklage gegen den 36 Jahre alten verheiratheten Häusler Joh. Hafner von Rankam, Lg. Bogen, wegen 2 Verbrechen des Diebstahles und eines Verbrechens des Todtschlagversuches. Bei einem der Schwurgerichte des Vorjahres wurden der Viktualienhändler Fischer von Wörth und der Weggeregselle Wolfgang Brandmeixner wegen des am 20. October 1868 verübten Diebstahls zum Schaden des Cooperativs Geiger von Mariaposch ohne urtheilt. Wegen des nämlichen Aktes war auch gegen Hafner Untersuchung eingeleitet worden, denn es jedoch gelang, aus der Untersuchungshaft zu Bogen zu entspringen. Erst im Juli v. J. ward man seiner wieder habhaft, am nämlichen Tage, an welchem das Contumazialurtheil gegen ihn verkündet wurde. In der Angeklagte hiegegen Einspruch erhob, so wurde die Sache heute wiederholt zur Verhandlung gezogen, aus welcher sich ergab, daß er nicht nur zur Verübung der damals entwendeten Papiere, zwei 5 ℔ ige öfterr. Obligationen zu je 1000 fl. und eine solche zu 100 fl., sondern auch zur Verübung des Diebstahls selbst mitgeholfen habe. Hörner hat sich außerdem einer weiteren Entwendung, dessen er im Wesentlichen geständig ist, zum Schaden des Bauers Andreas Wenzauer von Zeltendorf und seiner Schwester Therese Wenzauer schuldig gemacht. Da dieser Diebstahl, zu dem der Angeklagte sich mit einem geladenen Doppelterzerole versehen hatte, alsbald bemerkt wurde, so wurde sofort Jagd auf ihn gemacht. Im hartnäckigsten verfolgte ihn der Dienstknecht Berlinger, der ihm trotz der bekannten Bewegenheit Hafners nicht von der Seite wich. Plötzlich feuerte der Angeklagte einen Schuß gegen seinen Verfolger ab, ohne ihn zu treffen, und als dieser sich nach einem Scheit Holz bücken wollte, einen zweiten, der Berlinger in die linke Seite traf. Die Verwundung verursachte zwar nur eine 14tägige Arbeitsunfähigkeit; jedoch mit Rücksicht auf die Gefährlichkeit der Waffe und die Richtung des Schusses plaidirte die k. Staatsbehörde der Verweisung gemäß auf Todtschlagsversuch, während von der Vertheidigung die Absicht zu tödten widersprochen wurde, da dem Hafner nur darum zu thun gewesen sei, durch Verletzung Berlinger's sich des Verfolgers zu entledigen. Den Geschwornen waren aber sämmtliche Reate 6 Fragen vorgelegt, von denen die 4 ersten der Anklage gemäß bejaht wurden, wodurch die auf Anregung der Vertheidigung gestellten Unterfragen von selbst in Wegfall kamen. Der Gerichtshof erkannte sodann gegen Johann Hafner auf die höchste gesetzlich zulässige Strafe, auf 20jähriges Zuchthaus.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabusnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. Nr 8. Den 20. Februar: Eucharius.

Glasmacherleut'.

Kulturbild aus dem bayerischen Walde von Max. Schmidt.

(Fortsetzung.)

Prannes erklärte die Ursache ihrer unerwarteten Ankunft. Sämmtliche von den Poschingerfabriken von Ludwigs-, Theresien- und Sichtenthal, dann von den böhmischen Hütten, sagte er, hätten sich verabredet, den morgigen Johannitag auf dem großen Falkenstein zu feiern und da sei er nun gekommen, den Schrenk und die Arbeiter auf der Regenhütte auch dazu einzuladen; denn gar lustig solle es auf der Bergspitze dort oben werden, — ein Preisschießen schließen solche veranstaltet; Musikanten kämen hinauf und für Speise und Trank sei auf's beste gesorgt.

Schrenk sagte sogleich für sich und alle Arbeiter auf der Hütte zu; seinen Nachbarn rief ex's aus dem Fenster zu und diese theilten es wieder den anderm mit, so daß binnen wenigen Minuten auf dem sonst so stillen Platze ein freudiges Leben begann und eine allgemeine Verabredung stattfand zu der unerwarteten Bergpartie auf den schönen Falkenstein.

Franz hatte nichts Eiligeres zu thun, als die Hüttenbuben zusammenzurufen, welche unter seiner Leitung eine kleine Musikbande gebildet hatten, und die bei allen festlichen Gelegenheiten, also auch morgen, in Bereitschaft zu sein hatte.

In Schrenk's Stube aber saßen die längere Zeit Getrennten wieder in der fröhlichsten Unterhaltung bei gutem Stoffe beisammen und theilten sich die gegenseitigen Erlebnisse seit ihrer letzten Trennung mit.

Die kleine Lise brach fast in Thränen aus, als sie die Strümpfen an Frangens sonst so feinen Händen sah; aber sie tröstete sich wieder, als ihr der Freund versicherte, daß ihm dieses gar nicht weh thue und er sogar stolz darauf sei, daß man schon an seiner Hand bemerke, mit welchem Eifer er seine Lehrzeit begonnen habe. Prannes stimmte dem Knaben vollkommen bei und ermunterte ihn auf die freundlichste Weise. Frau Prannes musterte das Hauswesen des Schrenk und war nicht am besten damit zufrieden. Sie zankte auch mitunter über dieses oder jenes und versprach, von nun an öfter kommen und ordnen zu wollen, wo es nöthig sei. Prannes hingegen saß mit Schrenk am großen Tische, und erzählte ihm mit größter Zufriedenheit von seiner jetzigen Stellung bei Herrn von Poschinger und wie auch der neue Herr mit ihm zufrieden sei und ihn mit Güte und Freundlichkeit überhäufe; aber daß er halt doch nicht recht vergnügt sein könne — ersten fehle ihm Schrenk, der treue Kamerad, und dann habe ihm das Bier in Zwieselau seinen Magen verdorben.

Nachdem er so über Leid und Freud' gesprochen und sich von seinem Marsche mit Speise und Trank erholt hatte, sagte er:

„So, itzt fing'n wir amal und nachher lag'n wir uns nieder."

„Jessas!" schrie der alte Schrenk, „itzt is's racht; Engere Sach'n haben wir Eng z'ausgess'n, aber an's Niederleg'n hab'n wir nöt denkt. Wie mach'n wir 's itzt doch glei? sein unser drei Mannets und zwoa Weibats und hab'n nur zwoa Bett'n! — Da wird's g'scheib'ste sein, wir lass'n z'erst d' Bleiba schlof'n und wir Mannets bleib'n bei dem guat'n Bier sitzen, bis i' ausg'schlaf'n hab'n und wenn nachher noch 4 Stunderl für uns bleibt, könn'n wir 's ja allemeil noch benutzen; der Frangl soll sich auf d' Ketzen am Stub'nbod'n leg'n und so is nachher allen biarmt."

Prannes war mit diesem Vorschlage vollkommen einverstanden und meinte, bis das Fäßchen ausgetrunken wäre, ging es ohnehin schon stark in den Morgen hinein; aber Frau Prannes legte feierlichst Verwahrung ein. Sie beseitigte die Besorgniß wegen des Uebernächtens durch die Mittheilung, daß sie im Wirthshause bereits eine Kammer gemiethet habe und dort für das Nöthige gesorgt wäre, daß es jetzt Zeit sei, das Fäßchen zuzuschlagen und alles zur Ruhe gehen solle, um morgen bei guter Zeit auf den Berg steigen zu können.

„S Bei hat recht; i hätt' freili noch ein starken Durst, aber 's Bei hat recht, leg'n wir uns nieder," meinte Prannes, und Schrenk wollte auch nicht widersprechen. Es wurde aber trotzdem spät, bis sich die beiden Familien trennten und als Frau Prannes das Fäßchen zuschlagen wollte, meinte Schrenk, sie solle sich keine Mühe mehr machen, es gäbe nichts mehr aufzuheben.

Man wünschte sich gegenseitig eine rechte gute Nacht. Frang und Lise jubelten dem morgigen Tag entgegen und freuten sich kindisch auf das Sonnwendfest am großen Falkenstein und auf die Sonnwendfeuer, über welche sie springen wollten. Die jugendlichen Herzen ahnten nicht, wie viel größere Ursache sie noch zur Freude hatten, wie dort oben auf dem Berge morgen auch ihr Schicksal eine neue Wendung nehmen und gleichsam der Anfang ihres Glückes beginnen sollte.

II.

Als am andern Morgen das auf einer kleinen Erhöhung angebrachte Hüttenglöcklein zum Ave Maria geläutet wurde, umstanden dasselbe bereits eine große Anzahl von Kindern, welche in freudiger Aufregung über die bevorstehende Bergfahrt den kommenden Morgen kaum erwarten konnten. Vor dem Gebetläuten nahm sich das junge Volk noch etwas zusammen; aber nach demselben ließ sich Alles frei gehen und die noch in den Hütten befindlichen, älteren Leute wurden durch Schreien, Juchzen und Schüsse aus Schlafselbächsen aufmerksam gemacht, daß es Zeit sei, die Bergfahrt anzutreten.

Wie es an allen Festtagen üblich, sollte auch heute vom Hüttenglöcklein aus eine Tagreveille abgehalten werden. Die Musikanten, bestehend in vier jugendlichen Klarinettblässern, zwei Flötisten, worunter auch Franz Schrenk, zwei Hornisten und einem Zinellenschläger, dann mehreren Gehern, einer Zugharmonika und zwei Mundharmonikaspielern, hatten sich schon lange vor der festgesetzten Zeit hier zusammengefunden und stimmten ihre Instrumente mit einer Wichtigkeit, als gelte es, eine Komposition von hohem Werthe zur Aufführung zu bringen.

Ein jeder der Musikanten hatte bereits ein Eichenlaub auf seiner Kappe von solch' einer Größe, daß man glauben konnte, man sähe wandelnde Bäume. Als das Glöcklein ertönte, herrschte plötzlich die größte Ruhe; das Mädchen, welches für diese Woche bei dem Aromarialuten die Vorbereitn zu machen hatte, verrichtete ihren Dienst und die ganze Versammlung betete andächtig nach.

Nachdem dies vorüber, gab Franz, der kleine Kapellmeister, das Zeichen zum Beginne eines Standständes. Dies war nichts anderes, als die Nationalhymne: „Heil unserm König, Heil!" Die Buben und Mädchen, welche die Musikanten umstanden und welche dieses Lied alle auswendig wußten, sangen sogleich mit und in der frischen Morgenluft klang es so schön, so feierlich, wie ein Gebet, und wie die Töne von den Bergen widerhallten, so hallte es in den Herzen der kleinen Sänger wider, die gelernt hatten, Gott zu loben und den König zu ehren.

Dann aber begann die Tagreveille. Die Musikanten setzten sich in Bewegung und spielten einen lustigen Marsch die Hüttengebäude auf und ab, begleitet von der Jugend des Platzes, die mit Juchzen und Schüssen die Musik begleitete.

Alle Bewohner der Regenhütte streckten die Köpfe vor die Fenster, oder kamen selbst heraus, sich an den kleinen Musikanten zu ergötzen.

Digitized by Google

Diese waren jetzt vor der Schenke angekommen, wo Prannes sein Nachtquartier hatte. Auf Franzens Wunsch sollte diesem hier ein „Hoferch“*) gemacht werden und nachdem sie sich unter dem Fenster von Prannes postirt hatten, spielten sie sein Lieblied:

„Ich hatt' einen Kameraden“ ꝛc.

Prannes war bis zu Thränen gerührt über die ihm gewordene Auszeichnung und warf den Buben einen Zwanziger herab, wofür ihm noch ein ordentlicher Tusch gemacht wurde. Dann marschirte die Musikbande nach Rabenstein, um dem allverehrten Hüttenherrn gleichfalls ein „Hofrech“ zu spielen. Auch hier wurden sie beschenkt und mußten ein Frühstück zu sich nehmen. Besonders Jubel verursachte Herrn Steigerwald's Versprechen, daß er selbst im Laufe des Nachmittags mit seiner ganzen Familie auf den Falkenstein kommen und das Fest der Hüttenleute mitfeiern wolle. Dann ging es wieder zurück nach der Hütte, wo sich inzwischen Alt und Jung zur Bergfahrt hergerichtet hatte.

Es war ein prachtvoller Sommertag; kein einziges Wölkchen unterbrach die wundervolle Bläue des Juniphimmels, kein Nebelstreifen schwebte über den dunklen Waldungen nah und fern; es grünte und blühte ringsumher. Die Rose am Strauch, das Blümlein in der Wiese und am Bache, die Tannen und Buchen des Waldes — alle strömten erquickenden Duft den frohen Bergfahrern entgegen und hunderte von kleinen Vögeln sangen den Morgengruß in jubelnden Tönen. Die Mädchen pflückten frische Blumen nächst dem Wege und schmückten mit zierlichen Sträußchen den Hut der Männer und die Brust der Frauen, sich selbst aber wanden sie Kränze um die Stirn aus den goldgelben gefärbten Blumen das heiligen Johannes. Auch für Franz hatte Lise einen solchen Kranz gewunden und die Bedeutung der Johannesblume, die am heutigen Tage besonderen Segen ausspende, in eingehender Weise erklärt. Als nämlich der heilige Johannes zum Märtyrertode geführt wurde, weinten diese gelben Blümchen und der Heilige vermachte ihnen zum Danke dafür sein Blut auf ewige Zeiten, wovon man sich gar leicht überzeugen kann, denn drückt man ein solches Blümlein zwischen den Fingern, so rinnt rothes Blut heraus. Deshalb wird die Johannesblume überall für ein heiliges Kraut gehalten und das Haus, in welchem man sie in Ehren hält, ist bewahrt vor dem bösen Feinde, vor Kobolden und Hexen. Das vermag die bösen Hexen so gewaltig, daß sie mit Nadelstichen die Blümchen zu Tode peinigen wollten; aber je mehr sie die Blütlichen durchlöcherten, desto üppiger gedieh die goldene Blüthe, an welcher die Kraft der Bösen erlahmte. Darum sieht man noch heutigen Tags die Blütlichen viel dunkert Mal durchstochen, aber dennoch grün und frisch, worüber die Hexen so erzürnt sind, daß sie den Blümchen schon von weitem aus dem Wege gehen, denn ihre Macht erlahmt, wo Johannesblümchen prangen.

Aeltere Mädchen wieder wanden sich Kränze aus „neunerlei Blume“, manche in der lühnen Absicht, eine Frage an das Schicksal zu wagen; denn es geht die Sage, daß diejenige, welche zu Johanni die jungfräuliche Stirne mit einem solchen Kranze geschmückt hat und bei sternklarem Himmel zunächst einem Baume hineinkniet in die dunkle Fluth des Regenbaches, darin das Bild des zukünftigen Gatten erblickt. Manche neigte sich schon jetzt, als sie über den Steg hinüber, bedeutungsvoll hinab in das rauschende Wasser, wo die rothgefleckten Forellen lustig herumschwommen und neugierig und übermüthig heraufschauten zu der Menge von Leuten und der ungewohnten Lustbarkeit da oben.

(Fortsetzung folgt.)

*) Staatsl. Gläschen.

Reiseskizzen aus Dalmatien und Montenegro.

Von Dr. Du Prel.

(Fortsetzung.)

Dies sind die Folgen der vollständigen Entholzung eines Landes, das früher sicherlich ein anderes Aussehen hatte. Erdreich und Wälder würden den strömenden Regen absorbiren oder wenigstens dessen schnelle Ansammlung verhindern; von den baumlosen Bergabhängen aber stürzen die Gebirgsbäche mit mächtiger herab, die mit größeren und kleineren Felsstücken angefüllten Rinnsale, deren Breite unerklärlich erscheint, weil man meist kein Wasser darin fließen sieht, genügen dann nicht mehr, um die Masse des herabströmenden Regenwassers aufzunehmen und der Fuß der Berge verwandelt sich in kürzester Zeit in einen See.

Es ist jedoch keineswegs nöthig, bis nach Dalmatien zu reisen, um die Folgen einer so heillosen Bewirthschaftung eines Landes zu sehen. Der Forstmann, der sich hiefür interessiren möchte, kann auf weit näher Gelegenes verwiesen werden und wird die gleiche Belehrung von einer Wanderung von Villach nach Ubine nach Hause bringen. Rechts und links von der Straße wird er dort von den Bergabhängen kleine Gewässer herunterkommen sehen, aber die Breite der mit Baumstämmen und Steinen angefüllten Betten, in welchen sie sich förmlich verlieren, wird ihm einen Begriff geben von den Verwüstungen, welche das Hochwasser anrichtet. Weit gedehnte Flächen herumtergeschwemmten wohlen verwitterten und verwälzenden Gerölles — man nennt es „Gries“ — von ferne wie Schneeflächen anzusehen, breiten sich am Fuße der Bergfalten aus; das alles kommt von den Bergen herunter, wenn oben der Schnee schmilzt. Hölzerne Brücken, ja Wohnhäuser an den Ufern der Felle unterliegen dann der Verheerung und werden oft wie fortgerissen. Die steinerne Brücke, welche Pontebl und Pontebba an der Grenze Venetiens verbindet, erwies sich zwar als fest genug, mußte aber abgebrochen werden, weil das durch den schweren Bau aufgehaltene Wasser zu beiden Seiten herausstrat und etliche Häuser mit sortnahm. Das Beste ist der Feind des Guten — man hat die Brücke durch eine andere ersetzt.

Auch das dalmatinische Gebirge ist ein Kalkgebirge, aber es hat durch die Elemente schon viel mehr gelitten. Es ist nicht nur verwittert und zerbröckelt, sondern durchhöhlt und unterminirt. Ein großer Theil des Regenwassers wird auf diesem Wege unterirdisch abgeleitet und erscheint dann oft erst wieder am Fuße der Berge oder in unmittelbarer Nähe des Meeres, wo es mit mächtigem Strahl als Katarakt aus Höhlungen stürzt. So verlieren sich beispielsweise die Gewässer des Thales von Trebinje in dem zerklüfteten Gestein und kommen erst bei Ragusa an der Küste wieder zum Vorschein. Ebenso die Cimbla und der Zadero.

Diese Küstenstädte aber, welche nicht in der glücklichen Nähe solcher Mündungen gelegen sind, sind darauf angewiesen, in Zisternen ihre Wasservorräthe zu sammeln. Zu Römerszeiten, da manche dieser Städte weit volkreicher war als gegenwärtig, wurden großartige Aquädukte gebaut, die oft weit her frisches Wasser herleiteten. Sie sind verfallen und jetzt ist eine Einwohnerschaft von wenigen Tausenden von Menschen nicht in der Lage, solche Werke wieder herzustellen.

So nimmt also der Demolirungsprozeß unserer Berge seinen beständigen Fortgang; an dem Kalkschiefer der Küste des adriatischen Meeres nagt der Zahn der Zeit und es ist hier nicht der Zahn eines Murmeltieres, nicht die Macht des Kleinen, die sich dort erprobt, sondern Stürme, Schnee und Regen vereinigen sich zu verheerenden Wirkungen. So läßt sich mit Bestimmtheit voraussehen, daß die Kolosse, die noch Jahrtausende hindurch die Menschheit in erhabene Stimmung versetzen mögen, mit der Zeit verschwinden und die Erde aller ihrer Unebenheiten herandt sein wird. Nicht früher wird dieser Kampf des Flüssigen mit dem Festen ein Ende nehmen, bis der geringste Grad der gegenseitigen Neibung, der größte Grad des Schneimanderbequemens erzielt ist; wie jeder Prozeß in der Natur wird dieser Kampf mit einem Gleichgewicht enden. Und wie dieser Prozeß physikalisch an dem todten Gestein der Felsen Dalmatiens uns so lehrreich vor Augen geführt wird, so vollzieht er sich auch in einem anderen Sinne an dem Königsmeere der dortigen Völkerschaften.

Doch setzen wir unsere Wanderung wieder fort. Beim Beginne unserer Reise, als wir in dem freundlichen Spital erfuhren, daß von dort ein Dreiergespann bis an den Kanal von Suez betrieben werde, mußte uns das in hohem Grade Wunder nehmen. Eingeklemmt aber, wie wir jetzt waren, zwischen dalmatinischen Felsen, erschien uns der Bezug von Lärchenholz aus so großen Entfernungen nicht mehr unerklärlich.

Ermüdet von dem Marsche auf dem harten steinbedeckten Boden wandten wir uns an einen Moslaken, um dessen Gunst

Digitized by Google

wir uns durch ein Geschenk von Tabak bewarben und der, dadurch schnell zum Freunde geworden, und nach Giuppitenza zu fahren versprach. Gerüstschlos wie eine Katze ging er mit seinem aus einem Gestecht von dünnen Lederstreifen bestehenden Schuhwerk — Opanken — über das schaarfkantige Gestein weg, das unseren von Salzburg bis ans Meer erprobten Stiefeln hier so arg zusetzte. In seiner halborientalischen Nationalkleidung — soweit das Wenige, was er trug und der defekte Zustand des Vorhandenen einen Schluß auf Nationalität gestattet — und seine langen schwarzen Haare in einen Zopf geflochten, ging er vor uns her, bis wir die armseligen, strohgedeckten Steinhütten erreichten, welche zusammen Giuppitenza heißen. Auch hier aber stand ein einigermaßen besser gemauertes Haus, an dem eine äußere Treppe in die mit dem Nothdürftigste ausgerüstete Stube hinaufführte.

(Fortsetzung folgt.)

In Augsburg starb am Sonntag, 13. Februar, der Besitzer des weltberühmten Gasthofes zu den drei Mohren, Dr. Georg Deuringer, im Alter von 69 Jahren. Einem Nekrologe in der B. Landesztg. entnehmen wir über den Verstorbenen Folgendes: In seinen jüngeren Jahren machte er zu seiner Ausbildung, wie zu erweiterter Geschäftsverbindung viele und große Reisen, zumal in den Orient, welche er in späteren Jahren noch vielfach am seiner frugalen table d'hôte zur Belobung der Konversation mit poetischen Geschicke zu verwerthen wußte. Deuringer war ein Mann von regem Unternehmungsgeiste, im Leben und Verkehre von strenger Rechtlichkeit; in seinem Geschäfte huldigte er dem Grundsatze: Publico commodo — non soli lucro. Die Zufriedenheit seiner Gäste galt ihm höher als alles — er fand dabei doch seine gute Rechnung, wie er auch ein entschiedenes Talent zu einem Finanzmanne besaß. Bei unserem gesteigerten Verkehrsleben haben Hotels erhöhte Bedeutung, dort sucht der Reisende eine zweite Heimath, einen Ersatz, bei unerwarteten Krankheitsfällen theilnehmende Pflege. Deuringer's Gasthof hatte unter seiner Leitung etwas patriarchalisches, bei welchem der moderne Komfort, der mehr auf Luxus berechnet ist, nur theilweise Eingang fand; in diesem Hause fühlte sich der Fremde gar leicht heimisch. Kurzte ja doch manche englische Familie ihre Tagesreise ab, um bei Deuringer gut logiren zu können; er selbst unterbrach seinen Landaufenthalt, um persönlich diese oder jene Familie empfangen zu können. Kaiser und Könige unterhielten sich gerne mit diesem Manne, dessen blaue Augen einen klaren Blick, praktischen Verstand und Offenheit verriethen. Das Fremdenbuch, welches er anlegte und in welches sich interessante Persönlichkeiten einschrieben, dürfte wegen der Facsimiles für Manchen von Interesse sein. Sein Weinlager ist wohl das bedeutendste und war sein Stolz — seine Weinkarte ist ein Unicum. Deuringer liebte Weine für einzelne Höfe, nach Indien und Amerika. An sein Haus knüpfen sich aus den Zeiten Kaiser Karl's und der reichen Fugger denkwürdige historische Erinnerungen; zur Zeit der französischen Kriege, bis herab zu dem Jahre 1866, wo der alte Bundestag dort seine letzte Sitzung hielt, fanden in diesen Gemächern vielfache diplomatische Konferenzen statt.

† Landshut, den 18. Februar. In der gestern stattgehabten Plenar-Versammlung des hiesigen Vereins von Niederbayern wurde den anwesenden Mitgliedern bekannt gegeben, daß dieser Verein heuer 25 Jahre bestehe und darum der Antrag gestellt, dieses Ereignis nicht ohne äußere Kundgabe vorübergehen zu lassen. Ein hierauf gefaßter Beschluß bestimmte eine zweitägige Feier mit Festversammlung und Vorträgen und und eine historische Exkursion nach Wolfstein, bei welch' letzterer Gelegenheit zur Erinnerung an die Geburtsstätte Konradins des letzten Hohenstaufen, der im Jahre 1252 dortselbst geboren und 1267 zu Neapel sein unglückliches Ende fand, dort ein hierauf bezügliches Denkmal angebracht werden soll.

Dem Referat über den geschäftlichen Theil des Vereines war der rege Verkehr desselben und die immer größere Theilnahme an demselben zu entnehmen.

Beigetreten sind den historischen Vereine seit der letzten Versammlung die Herren:

Landrath und Gutsbesitzer Niedermaier in Engelburg,
Pfarrer Kopfelberger zu Gottsdorf,
Oekonom Köck in Fürstenstein,
Pfarrer Jlg in Hausenberg und
Kooperator Eberl dortselbst,
Studienrektor Reger in Passau,
Uhrmacher Gerrer dahier,
Appellationsgerichtspräsident v. Steyrer und
Rentbeamter Eggert in Passau,
Bezirksammann Dandl in Kötzing,
Apotheker Deschey und
praktischer Arzt Dr. Schreyer dahier.

Geschenke liefen ein von Herrn Regimentsauditor Ulsamer dahier, Ertl, churbayerischer Atlas in 2 Bänden. Von Herrn Eisenhammerbesitzer Pruckner die Handwerksordnung der Landshuter Maurer vom Jahre 1681. Von A. h. mehreren älteren Münzen und Wittermüller's Herzog Arnulf von Bojarien. Von Herrn Kaufmann Rager ältere Kirchenrechnungen von Hainbling, Hainsbach und Pfaffenberg. Vom Herrn Bezirksgerichtsarzt Dr. Erhard in Passau eine Schußliste von Schießen zu Hackelberg im Jahre 1607 nebst hieraus bezüglicher Rechnung, ein Verzeichniß der Antikaglien und Medaillensammlung des Fürstbischofs Jos. Maria von Thun in Passau und ein Grundriß der Sitzungslokalitäten des alten deutschen Reichstages zu Regensburg. Dann von Herrn Gastwirth Bilser in Pürrkofen eine Partie alter dortselbst aufgefundener Silbermünzen.

Historische Elaborate lieferte Herr Pfarrer Härtl in Niederhausen durch Einsendung der Geschichte des Klosters Albersbach, dann des Marktes Reisbach mit Schloß Barth.

Herr Bezirksgerichtsarzt Dr. Erhard in Passau schenkte die baldige Uebermittlung historischer Beschreibungen der Burgen und Schlösser im ehemaligen Fürstenthum Passau und einer Geschichte des altpassauischen Geschlechtes der Wagmannsdorfer zu. Mehrere dieselben Herren sind die Vereinsmitglieder Herr Kooperator Rinaier in Erlbach mit einer Geschichte der Grafen von Leonsberg, Herr Benefiziat Haselbeck in Kötzing mit einer Monographie über Oberviehbach und Herr Benefiziat Heinrich in Schierling mit den historischen Fortsetzungen über die Grafen von Moosburg eifrigst beschäftigt.

Die Plenarversammlung schloß mit einem sehr interessanten Vortrag des Herrn Professor Stoll dahier über die Pfahlbauten.

Die nächste Versammlung wird im Laufe des künftigen Monats stattfinden und ist hiefür bereits ein Vortrag über den am Landshuter Herzogshofe wirkenden berühmten Staatsmann Dr. Martin Maier und eine historische Skizze über die Landwehr und alte Bürgerwehr Landshuts vorgemerkt.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Michael Fraunhofer,
Strohhut-Fabrikant in Landshut,
Verkaufs-Lokal Graggasse im Hause des Herrn C. Dallmer,
empfiehlt sein reichhaltig und schön assortirtes Lager in
runden und Capothut-Formen von Tüll,
gresillon und Sieb,
Strohhüte neuester Form, in verschiedenen Qualitäten und Geflechten, Blumen und Federn zu den billigsten Preisen.
Alle Strohhüte werden billigst gewaschen, appretirt und gefärbt. (3b)519

Der Sebastian H. in Pfeffenhausen,
Thut gar so g'moltig bauen,
Geht der Hausmagd 's Leintzeug nöt,
Für's Aufbetten und nach Alterand G'rett,
Schamt sich nöt, hat's aber selber gern,
Wenn cam was geb'n die Herrn.
Ne er soll's halt's und soll krag'n no mehrer,
Mi tröst halt 's Sprichwort: Der Sparer find't
sein Zehrer. 544

Ziegel und Cement,
gut gebrannt, sind zu haben bei
Martin Pauninger,
(7(3) Königsfeldergasse Nro. 507 in Landshut.

Digitized by Google

Bekanntmachung.

Kaufliche Gantmasse gegen Eder wegen Forderung betreffend.

Im Auftrage des k. Landgerichts Landshut versteigere ich am Dienstag den 8. März l. Js., Nachmittags von 1—2 Uhr im Wirthshause zu Frauenberg das Anwesen Hs.-Nr. 18 der Bauerseheleute Johann und Barbara Eder zu Marthaid, Gemeinde Frauenberg, bestehend in einer Grundfläche von 54 Tgw. 72 Dz., gewerthet auf 4710 fl.

Der Zuschlag erfolgt ohne Rücksicht auf den Schätzungswerth.

Mir unbekannte Steigerer haben sich über ihre Zahlungsfähigkeit bei Vermeidung der Nichtberücksichtigung ihrer Angebote auszuweisen.

Landshut, den 7. Februar 1870.

Baumair, k. Notar.

545

Einladung.

Bei Gelegenheit eines Narren-Festes wird im Markte **Velden am Donnerstag den 24. Februar ein**

Schlitten-Rennen

mit Preisen von 12, 10, 8, 6, 4, 3, 2 und 1 fl. nebst Fahne abgehalten. Die Loosung beginnt Mittags 10 Uhr, wo jeder Betheiligte ein Loszeich von 30 kr. zu entrichten hat. Bei unfahrbarer Bahn wird selbes ausgerichten und ladet zu zahlreicher Theilnahme freundlichst ein

Velden, den 19. Februar 1870.

Das Renn-Comité.

546

Einladung.

Montag den 21. Februar 1870
Abends 7 Uhr
findet bei dem Unterzeichneten

Haus-Ball

statt, wozu freundlichst einladet

547 **Alois Faistenhammer,**
Gastwirth und Metzger am Dobberg.

Dr. Herbst's Haus-Balsam

das beliebteste und als Haus-Mittel nach ärztlichen Gutachten „entschieden gebieg-ste" aller derartigen Präparate ist — besonders für sämmtliche **Verdauungs-Störungen** und deren **nächsten Folgen**, desgl. auch äußerlich für **Wunden** und **Frömle's Original-Fa** con nebst Gebrauchsanweisung 24 kr. ächt zu beziehen durch die **Löwen-Apotheke** in Landshut und aller **renommirten Apotheken** Niederbayerns. (Q)363

Ein goldener Ohrenring

wurde gestern Freitag Morgens gefunden und kann Hau-nr. 539 nächst der Regierung abgeholt werden.

548

Befanntmachung.

In der Behausung des Unterzeichneten wird am Donnerstag den 24. Februar l. Js.
früh 9 Uhr
folgendes Holzmaterial versteigert:
a. 59 Klafter Prügelholz,
b. 60 Klafter Zimmerschalten,
wozu Steigerungslustige eingeladen werden.

Buch bei Engelsbrand, am 17. Febr. 1870.

531(2b) **Jakob Kammermaier.**

505 Für Raucher 505.

Sein großes, wiederholt vermehrtes Lager in

Cigarren,

in vollständig abgelagerten Sorten von feinstem Aroma und bestem Geschmacke, sowie **griech.** und **türk. Tabaken, Cigaretten, Rauch- und Schnupftabaken,** hält bestens empfohlen

Mk. M. Fahrnbacher,
505 Schrannenplatz 505.

15(8)

Oeffentliche Verhandlungen

des

Königlichen Bezirksgerichts Landshut.

Am 11. Februar 1870.

Eg. Gogl, 20 J. alt, led. Hauslesl. und Dienstknecht von Mitterkreith, Ger. Rotting, ist schuldig eines Vergehens der Körperverletzung an Ambros Pfügler, und wird deßhalb in eine Gefängnißstrafe von 6 Monaten verurtheilt.

Georg Ritzer, 20 J. alt, led. Wasenmeisterssohn von Frauenkirchl, ist schuldig eines Vergehens der Schlägerei und eines Vergehens der vorsätzl. Körperverletzung, Thomas Mayrhofner, 39 J. alt, verh. Schuster in Mirenthann, ist schuldig eines Vergehens der Schlägerei, und Martin Hetterseder, 27 J. alt, Wasenmeister von Rosch, ist schuldig eines Vergehens der Hausfriedensbrechung, einer Uebertretung der Schlägerei u. einer Polizeiübertretung der Ruhestörung und Unfugverübung, und werden deßhalb verurtheilt: Georg Ritzer in eine Gefängnißstrafe von 4 Mon., Thomas Mayrhofner in eine solche von 2 Mon. und 3 Tagen, Mart. Hetterseder wegen der Hausfriedensbrechung u. Schlägerei in eine Gefängnißstrafe von 4 Mon., wegen der Uebertretung der Ruhestörung in eine Arreststrafe von 1 Tag.

Am 14. Februar 1870.

Sob. Wehl, 40 J. alt, verh. Taglöhner von Oberlauterbach, t. Landg. Mettenburg, ist schuldig eines Vergehens des Diebstahls an Jos. Pfeiffer von Gisselthausen, in realer Concurrenz mit einer Uebertretung des Diebstahls an Jos. Nessel und einer Uebertretung des Diebstahls an Rob. Peibl von Mainburg, und wird hiefür zu 3 Mon. und 3 T. Gefängniß verurtheilt.

Jakob Bitzmeister, 33 J. alt, verheiratheter Zimmerer von Dingelfing, t. Dgl., ist schuldig eines Vergehens des Jagdfrevels im Jagdbezirke Ottering, und wird hiefür zu 14 Tagen Gefängniß verurtheilt.

Jos. Zimmermeier, 29 J. alt, Schuhmachergeselle von Landshut, ist schuldig einer Uebertretung des Diebstahls, an Jos. Hahn von Salzdorf, und wird hiefür zu 20 Tagen Arrest verurtheilt.

Karl Kehrlinger, 19 J. alt, Dienstknecht von Unkbach, t. Lg. Landshut, ist schuldig eines Vergehens der Körperverletzung an Michael Roth, Schmiedsessen von Gisselthausen, ohne überlegten Entschluß, und wird hiefür ein eine Gefängnißstrafe von 2 Mon. 5 Tagen verurtheilt.

Joseph Hofmeister, 27 J. alt, Stallerknecht von Kirlstorf, t. Landger. Landshut, wird von der Anschuldigung eines Vergehens der Verläumdung an Jos. Pfeiffer freigesprochen.

Ge. Rauscher, 38 J. alt, Metzgersohn von Offenstetten, t. Landger. Rotenburg, ist schuldig eines Vergehens des Betrugs an Michael Dabet, Bauer von Schöfreuth, und wird hiefür in eine Gefängnißstrafe von 2 Mon. 15 Tagen verurtheilt.

Anreas Gogl, 26 J. alt, led. Dienstknecht von Rotting, t. Lg. Landshut, ist schuldig eines Vergehens der Körperverletzung an Max Schmidl von Rudelhausen, und wird hiefür in eine Gefängnißstrafe von 1 Monat, unter Anrechnung der ihm durch Urtheil bei d. Bezirksgerichts Landshut vom 24. Oktober v. Js. auferkannten 14tägigen Gefängnißstrafe verurtheilt.

Ich mache hiermit Jedermann, meinem Sohne **Sebastian Schmidbauer**, Metzger- und Dachmachergesellen etwas zu leihen oder zu borgen, indem ich für ihn keine Zahlung leiste.

Gangkofen, den 15. Februar 1870.

Anna Schmidbauer,
Taglöhnerswittwe.

549

Münchener telegraphischer Schrannen-Bericht

vom 19 Februar 1870.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.		Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Geschätzt.		Gestiegen.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Weizen	2394	956	19	39	18	7	16	12	—	—	10	
Korn	1449	209	12	8	11	47	11	7	—	5	—	
Gerste	2670	3264	13	45	13	8	12	22	—	14	—	
Haber	1361	155	8	17	7	39	7	—	—	37	—	

Erdinger Schranne vom 17. Februar 1870.

	Verk. Sch.	Preis. fl.	kr.	Gerste fl.	kr.	Haber fl.	kr.
Voriger Rest	40	—		126		19	
Neue Zufuhr	476	108		1218		135	
Schrannenstand	516	108		1344		154	
Heutiger Verkauf	479	108		953		124	
Rest	37	—		391		30	
	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	
höchster Preis	17	6	11	3	12	6	7
Mittlerer „	15	46	10	55	11	14	6
Niedrigster „	13	56	10	30	10	10	6
Gestiegen	—	—	7	—	—	—	—
Gefallen	—	30	—	—	27	—	—

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 9. Den 27. Februar: Leander.

Glasmacherleut'.

Falkenstein und dem bayerischen Walde von Max. Schmidt.

(Fortsetzung.)

Bald waren die Wanderer in einen Wald voll schöner Birken eingetreten, welche mit dem lustigen Grün ihrer regsamen Blätter das Dunkel des nahen, großartigen Hochwaldes umsäumten. Es ist zwar der ganze bayerische Wald vorherrschend ein Waldgebirge, ein mehr oder weniger zusammenhängender Hochwald; am ausgesprägtesten aber trägt den Charakter eines solchen die Gegend zwischen dem Dreisesselberg und dem Arber, wo der Lusen, der Plattenhausen, der Rachel, das Schareneck, der Falkenstein und endlich der Arber selbst ihre mit den dichtesten Forsten bestockten Riesenglieder erheben und von ihrem Fuße aus zahlreiche Ausläufer von niedrigen Waldbergen in das Land entsenden. Das ist wirklich kein Wald wie andere Wälder, das ist ein majestätischer, hehrer Wald, ein heiliger Wald! Die geraden, hochschäftigen Stämme der Bäume gleichen Riesensäulen und wie in einem Dome wölben sich die Gipfelzweige der grünen Buchen gleich Schwibbögen zu einem gothischen Sprengwerk, das dann von dunklen Tannenbäche überdeckt wird. Feierliche Stille herrscht in diesem mystischen Halbdunkel, die nur Morgens und Abends von der melodischen Stimme der Drossel unterbrochen wird. Die gewaltigen Dimensionen der Baumsäulen versetzen uns in Erstaunen. Solche Tannen, solche Buchen sind uns in unserm Leben noch nicht vorgekommen, sie stammen aus Urwaldgeleten. —

„Ist das schon der Urwald?" fragte die Lise ihren Vater, „von dem Du mir erzählt hast, daß mit'n heut seh'n?"

„Noch nöt", entgegnete Prannes, „wir sein noch im Hochwald, was aber auch nix anders is, als á g'säuberter und g'lichter Urwald. Den eigentlichen Urwald wern wir erst am Kloan Falkenstein g'seh'n kriegn."

„Was ist denn ein Urwald?" fragte Franz, welcher, obgleich im Walde aufgewachsen, sich bis jetzt gar wenig um derlei Benennungen gekümmert.

„A Urwald", entgegnete Prannes, „is á wilder Forst, voll mit dichtem Baumwuchs, an den der Mensch noch koa Hand g'legt hat. I werd' Eng ân solch'n zeig'n. Beim Waldhaus trennen wir uns von den Kindern und geh'n über'n Kloan Falkenstein, nachher könnt's Eng Urwald g'rad gnua seh'n." —

„Das Vergnügen", sagte Schrenk, „überlaß i Dir, Prannes, i und Dei' Wei bleib'n auf'n Weg und lass'n uns dann erzähl'n, was's g'seh'n habt's."

Als unsere Wanderer bei dem mitten im Hochwald an der Straße nach Löwmen gelegenen Waldhause angelangt waren, wurde die erste Rast gehalten, weil hier der Sammelplatz aller Hüttenleute war, von wo aus gemeinschaftlich der große Falkenstein erstiegen werden sollte. Die hier befindliche gute Wirthschaft erfreute sich sogleich eines zahlreichen Zuspruches und Alles ging daran, sich zu stärken zu den Strapazen des Bergsteigens. Unsere Freunde verabsäumten dieses zwar auch nicht; Prannes, Lise und Franz brachen aber zeitiger auf als die übrigen Leute, um sich den Urwald zu besehen, welchen sie nach kurzer Wanderung auch erreichten.

Erregte schon der Hochwald das lebhafteste Interesse, so hielt die ehrfurchtgebietende Majestät des Urwaldes den Sinn unserer Wanderer gebunden. Nirgends war hier eine Spur menschlicher Thätigkeit oder menschlichen Eingreifens in das Leben des Waldes sichtbar; überall nur ursprüngliche Naturbildungen, ungeschirrte Massen der Natur im Schaffen, wie im Vernichten.

Zwischen und auf riesigen Felsblöcken ragen die Urwaldsriesen gen Himmel und stehen mit ihren langherabhängenden, grünen Bärten in ihrer Frische und Kraft da wie die Alten vom Berge. Da stehen fürchterlich große Weißtannen, die man oft nur mit nach rückwärts gebeugtem Haupte bis zur stolzen Krone verfolgen kann, Fichten, wie sie nirgends anders mehr vorkommen. Neben diesen befinden sich seit vielen Jahren todt und verwesend gleich kolossale Genossen, ähnlich gigantischen Gespenstern, bald noch aufrecht, aber mehrfach gespalten, ohne Gipfel, ohne Rinde, mit verkümmerten, verrissenen, vertrockneten Aesten, bald mitten im Sturze gehindert durch noch gesunde Nachbarn, bald schon hingestreckt auf den Boden, noch ganz oder in Fäulniß begriffen, während aus ihren Leichen bereits neue Stämme erstanden sind; denn überall ersetzt die Natur die schwindende Generation durch frisches, auf modernden Leichen keimendes Leben. Den gefallenen Greisen des Waldes, Ranen genannt, wird von den vielen Moosen, welche sie geschäftig umklettern, der letzte Lebenstreppen ausgesaugt.

Unsere Wanderer mußten oft durch ein Chaos von übereinandergestürzten Felsmassen, über ganze Verhaue klettern, über trügerische Moosdecken, den der Sumpf verbergen, springen oder von Stein zu Stein sich schwingen, dann wieder durch dichtes Unterholz, durch Brombeerbüsche den Weg sich bahnen, bevor sie oft zwischen weit ausgreifenden Aesten verblichener Riesenleiber oder über verborgen fließende Quellenbäche, welche das Gestein mit schlüpfriger Glätte überzogen oder durch Granitblöcke gestaut, im Sturze sich ein tiefes Rinnsal ausgefressen hatten, oder über schäumende Gießbäche zu kommen trachten: aber all' dieses besiegten sie mit Mühe und ausdauernder Kraft, um' einen Blick in die Geheimnisse des Urwaldes werfen zu können.

Die Lise hatte öfters, wenn sie stille standen und ausruhten, die Hände wie zum Gebete gefaltet. Die Großartigkeit der Natur machte einen abermaligen Eindruck auf das kindliche Herz. Auch Franz war eigenthümlich ergriffen; auch ihm war es so feierlich, so andächtig zu Muthe und er drückte seine Stimmung am besten durch die Worte aus:

„Da möcht' ich den ganz'n Tag verweil'n."

Es war aber auch so traulich hier im kühlen Schatten, und durch die uralten Gipfel wehte ein so heiliges Rauschen, daß mit dem hehren Frieden und der tiefen Stille ein wehmüthiges Gefühl der Ruhe die Seele überkam.

Franz stellte sich auf einen Stein zunächst einer riesigen Buche und schnitt in deren Rinde die Anfangsbuchstaben von den drei Namen der Anwesenden „F., L. und P." nebst der laufenden Jahreszahl zur ewigen Erinnerung ihres Dageweseinseins.

Nachdem Prannes den Kindern alle möglichen Aufschlüsse gegeben und sich länger, als er beabsichtigt, in dem Urwald aufgehalten hatte, schlug er die Richtung nach dem großen Falkenstein zu ein und die sie gelangten bald auf einem gebahnten Forstweg, welcher sie auf der Waldwildniß wieder herausführte, in den Hochwald.

Nach zweistündiger Wanderung hatten sie den hohen Gipfel des Berges erstiegen. Trotz ihres langen Verhaltens im Urwalde waren sie die ersten auf der hohen, mit riesigen Gneisblöcken versehenen Kuppe. Zum ersten Male waren die Kinder auf einem so hohen Berge und mit unendlichem Vergnügen blickten sie hinaus in die weite, weite Welt.

Ein ungewöhnlich reiß gestaltigter blauer Duft war über das schöne Waldgebirge ausgebreitet, eine Ruhe, ein Friede, ein Ernst, eine stille Feier, welche tief die Seele ergreifen

Digitized by Google

wußte. — Vom Gipfel des Falkensteins tritt dem Beschauer des Waldes unreigenste Schönheit, der Wald, in großartiger Pracht entgegen. Feierlich ernst ist der Anblick der weithin gedehnten schiefen Flächen der Nadel-, Laub-, Dreiblatt-, Arber, überragt von hier: ferne Länge und von der Höhe des zum Scheitel mit dunklem, starrem Walde — unabsehbarem Walde, so weit das Auge reicht nach rechts und nach links, nichts als Wald, nur einmal dort eine Lichtung, nicht groß genug, seine Gangheit zu unterbrechen, nur geeignet, die Wucht seiner Masse noch deutlicher empfinden zu lassen. So stand er vor unsern Freunden, Ehrfurcht gebietend, ein Zeugniß der Macht stillthätiger Naturkräfte, bedeutungsvoll hier aufgerichtet auf dem Grabhügel längst verschwundener Bestände.

Die tiefe Stille, welche bis jetzt im Gebirge geherrscht hatte, war allmählich durch das Ankommen der Bergfahrer unterbrochen. Von allen Seiten kamen die Hüttenleute der verschiedenen Fabelken herangezogen mit Fahnen und Kränzen, mit Musik und Gesang, mit Jubelgeschrei und Pistolenschüssen, bis sich zehnfach vervielfältigten in dem wunderbaren Echo der Berge.

Es folgte ein herzliches Begrüßen unter einander. Die Männer mit Frauen, die Buben und Mädchen, Alles hatte sich schnell zusammengefunden, alte Bekanntschaften wurden erneuert, frische angeknüpft und die vortrefflichen Marketenderei, welche von der Waldhauswirthschaft hier errichtet wurde, trug nicht wenig zu der allgemeinen Lustbarkeit bei.

Auf einem passenden Platze ward eine Scheibe aufgestellt, und viele Stahlmacher vergnügten sich hier den größten Theil des Tages. Auch der alte Schreck, dem ein „guter Spezl" von der Ludwigshütte seinen Stutzen zur Verfügung stellte, ließ sich bei den Schützen einschreiben und er machte sich einige Hoffnung auf den für den ersten Preis bestimmten, mit Blumen und Bändern geschmückten Hammel. Einige jüngere Burschen hatten sich zusammengeschaart, um frohe Gesänge ertönen zu lassen, hier in der klaren, reinen Luft, wo das Herz freier wird und die Brust sich erweitert, wo man so gerne träumt von dem süßen Engelsbilde der Freiheit, nachdem man Sorg' und Kummer im tiefen Thale zurückgelassen.

Prannes war als Hauptvorsänger allgemein erwählt und diese Stelle gebührte ihm mit Recht. Man hätte ihn fehlen sollen, wie er in Mitte des Sängerkreises, auf einem großen Steine sitzend, mit seiner Flöte den Takt schlug und alle Stimmen sang, wo er einen Fehler bemerkte oder eine Nachhilfe geben zu müssen glaubte.

Zwischen den Gesängen wußten die jungen Spielleute, welche zu einer ziemlichen Bande angewachsen waren, umsonst und hier war Franz als Kapellmeister angestellt, ein Pochen, den er unter den schwierigsten Verhältnissen und unter einem Chaos von Mißtönen auf die ehrenvollste Weise ausführte.

Das übrige junge Volk stand auch nicht müssig, sondern schleppte einen großen Vorrath von Holz und Reisig herbei, um in den Mittagsstunden Johannisfeuer, über welche gesprungen werden sollte, und Abends eine große Hexe anzuzünden. —

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Dalmatien und Montenegro.

Von Dr. Du Prel.

(Fortsetzung.)

Für unsere nicht verwöhnten Augen hatte der Anblick dieses Hauses etwas Erheiterndes, wiewohl der Insasse desselben, der Franziskanerpfarrer, keineswegs übertrieb, als er zu uns sprach: „Das ist keine Wohnung, in der man Reisende beherbergen kann, das ist eine Höhle." Diese Höhle erschien uns gleichwohl als wünschenswerthes Obdach und der Mitherzog unserer Bitte um Aufnahme verstummte uns sehr. Der Franziskaner mochte wohl selten einen Reisenden in seiner Pfarre gesehen haben und sein Erstaunen, ohne daß er uns um den Zweck unserer Reise befragte, verrieth sich hinlänglich in seinen Worten:

In diesem Lande können Sie nichts finden als Felsen und Menschenelend und Hunger." Zisternenwasser war alles was er uns zu bieten vermochte, zum Nachtlager aber wurde er uns nicht einmal Stroh haben anweisen können. Ein Asket am heiligen Indus fährt sicher im Vergleich mit diesem Pfarrer ein beneidenswerthes Dasein. Er stand, eine athletische Gestalt, mit wehenden Gewändern vom Hintergrunde der Felsen sich abhebend, oben auf der Stiege, während wir seinem Rathschlage gemäß in einer Richtung weiter gingen, in der wir „ein großes Haus" finden würden, und trophem uns unsere eigene Lage keineswegs behagte, blickten wir doch mit noch größerem Bedauern auf den Nachsichauenden zurück, den wir an so trostlosem Orte zurücklichen.

Wir gingen also noch ein Paar Stunden weiter in die Nacht hinein und einem Sirocco-turme entgegen, der sich uns noch mehr entgegenstemmte als das verdrückte Gefährt, bei dem der Boden überstürzt war. An bewaldeten Bergabhängen brechen sich die Stürme, wie sich die Wellen des Ozeans an Inseln brechen; aber über nackte gelegte Felsen wehen sie fesselos wie auf offenem Meere.

Das in Aussicht gestellte Haus fanden wir nun allerdings; aber die beiden Stuben, welche seine Mauern umschlossen, enthielten nichts von dem was wir gerne gesehen hätten. Der Morlake, der uns mit einiger Vorsicht öffnete, sprach italienisch, das er auf der Flotte erlernt hatte, und in der wohlklingenden Sprache des Südens theilte er uns die übellautende Botschaft mit, daß er uns zwar aufnehmen aber nur Regenwasser bieten könne. Wir hatten glücklicher Weise noch einiges von unseren Vorräthen aus Sebenico, von welchen wir ihm und seiner Frau anboten. Sie lehnten beide ab; es war Freitag und man kann zwar oft Morlaken sehen, welche die Leute anbrauchen, aber nie wird man einen finden, der die Fasten bricht. Von der bekannten Gastfreundschaft dieser Leute erhielten wir einen Beweis, als uns unser Herbergeber ein durch Bretter verdunkeltes Gelaß, daß mit spärlichem Heulager bedeckt war, zum Gebrauch anbot; er selbst hatte Anstalten gemacht, mit seiner Frau und seinem Kinde im Flur vor der Stube sich auf den Boden zu legen. Die Salamierie, die wir dem schönen Geschlechte auch einer so armen Kapuzinerin desselben gegenüber schuldig zu sein glaubten, erlaubte uns nächtlich nicht, auf diesen Vorschlag einzugehen und so legte sich denn die Morlakenfamilie auf das Nachgestell, in Gemeinschaft von einander mit den Kleidern sich deckend, während wir selbst die Reisetaschen als Kopfpolster benützend, auf dem Boden des Zimmers und hinstreckten. Und hätte uns nicht abwechslungsweise der heulende Sturm, der an dem Hause rüttelte, und das Weinen des Kindes geweckt, die Härte des Lagers würde es nicht gethan haben. —

Dalmatien kann sich nur an wenigen Punkten der Küste einer Vegetation rühmen; wo aber eine solche vorhanden ist, da erscheint sie in der herrlichsten Pracht. Die ganze Länge des Felsengebirges von Triest bis Cattaro präsentirt sich dem Reisenden wie eine vielen Meilen lange Fortsetzung des Karstes; aber diese Linie wird für das Auge an einigen Stellen in angenehmster Weise unterbrochen und die Küstenstäbe Trau, Spalato, Ragusa und Cattaro mit ihren nächsten Umgebungen nehmen sich aus wie Oasen in einer Wüste. Es sind insbesondere die Buchen von Cattaro, bei deren Anblick man sich wie in ein Paradies versetzt fühlt. Das österreichische Gebiet, daß sich bei Castelnuovo, dem nördlichsten Punkte dieser Bocca, der Art verengt, daß nur ein schmaler Landstrich die Herzegowina vom adriatischen Meere trennt, erweitert sich wieder bis Budua hinunter zu einem Dreieck, in dessen Mitte Cattaro mit seiner herrlichen Bucht liegt.

Es ist nicht eine Bucht allein, die hier gebildet ist; das Meer erstreckt sich an diesem Punkte in mehreren Armen tief in das Land hinein, so daß der hinterste Winkel dieser Meerenge, in welchem Cattaro liegt, schon wieder hart an der Grenze der Schwarzen Berge liegt, die wie eine Riesenmauer steil recht hinter der kleinen Stadt aufsteigen und deren Kahlheit von dem Wein- und Oliven-, Feigen- und Orangengarten der Bucht ernst absticht. —

Dieser tiefe gegen 20 Miglien lange und 3—4 Miglien breite Meeresein schnitt enthält eine ganze Reihe von Buchten an den beiden Ufern, welche den malerischen Anblick gewähren und deren Ortschaften Perasto, Risana, Castelnuovo, Dobrota, im Gegensatz zu denen des übrigen Dalmatiens hohen Wohlstand verrathen. Die Bucht hat den besten Ankergrund und

Digitized by Google

ist tief genug, daß die größten Schiffe unmittelbar an den Ufern anlegen können; dabei herrliche Hitze, selbst wenn draußen die heftigsten Stürme das Meer aufwühlen, die Woge eines Hafens sind — kurz, man erkennt auf den ersten Blick, daß dieser Hafen der eigentliche Schlüssel des adriatischen Meeres ist, beziehungsweise werden könnte. Kein Mangel an Quellwasser ist an den Ufern vorhanden und das Klima, das sich mit dem besten des gegenüberliegenden Italiens messen kann, hat vor diesem noch den Vorzug voraus, daß die kalten Luftströmungen der Bora temperiert zu sein. Erst hier begreift man eigentlich, daß der Besitz Dalmatiens von großer nationalökonomischer Wichtigkeit für das Kaiserreich ist.

Dieses rings von Bergen umgebene Gartenland, das die jahrelange Bevölkerung der ganzen Küste hat, und dem zur vollkommenen Blüthe nur der Absatz fehlt — ein Nachtheil der übrigens durch den gegenwärtig begünstigten Handel ausgeglichen wird — dieses Land ist jetzt der Schauplatz erbitterter Kämpfe seiner Bewohner gegen das durch den Wiener Kongreß in seinen Besitz gekommene Oesterreich.

Die Bewohner theilen sich in Kommunen mit einiger Verschiedenheit in Kleidung und Sitten und beinahe jede Ortschaft bildet einen eigenen Stamm. Wenn dem Reisenden durch Dalmatien schon die Bewohner des nördlichen und mittleren Theiles, die Morlaken, durch ihre vortheilhafte Körperbildung auffallen, so ist dies hier noch weit mehr der Fall, wenn er die athletischen Formen, die dunkle Gesichtsfarbe, den kühnen aber offenen Blick und das dichte schwarze Haar dieser serbischen Stämme sieht. Mit ihren weiten bis ans Knie reichenden dunkelblauen Beinkleidern, der rothen mit allen möglichen Zierathen versehenen Weste, die mit einem breiten Ledergurt abschließt, aus dem Pistolen- und Messergriffe hervorsehen, das niedere rothe Fez auf dem Haupte und die baumwollige Struffe über die Schultern geworfen, sind sie imposant und schön anzusehen.

Die Bocchesen, theils römisch-, theils griechisch-katholisch, gehören wie die mit kroatischen Elementen vermischten Morlaken und die Montenegriner zur großen Slavenfamilie. Ihr Beruf ist seit Jahrhunderten hauptsächlich die Schiffahrt gewesen und in den Reisen der berühmten venezianischen und russischen Admirale glänzt der Name manches Bewohners der Bocca. In früheren Zeiten waren sie gefürchtete Seeräuber und hauptsächlich die Albanesen zeichneten sich in dieser Beziehung aus. Vor kurzer Zeit noch hob Oesterreich in der Bocca lediglich Matrosenrappen aus; es war dies ein Vorrecht, daß man diesen Stämmen in Würdigung ihrer besonderen Tauglichkeit zum Seedienste gelassen hatte.

Die Bocchesen sind von rechtschaffenem und offenem Charakter; aber sie sind leidenschaftlich und wild und von äußerster Kühnheit und Schlauheit — Eigenschaften, durch welche insbesondere die Crnovcianer von jeher berühmt oder berüchtigt gewesen sind; besonders in den Kämpfen gegen die Türken haben sie sich in dieser Hinsicht erprobt und sogar von ihren Weibern, die sich oft an den kriegerischen Unternehmungen der Männer betheiligen, wird manche Heldenthat erzählt.

Die Blutrache, welche durch die ganze Länge von Dalmatien eine unausrottbare Sitte zu sein scheint, herrscht auch bei den Bocchesen und Montenegrinern, die sie in allen Fällen vorziehen, statt sich an die Gerichte zu wenden, auf eigene Faust sich Satisfaktion zu verschaffen. Ja, die Blutrache wird geradezu als Pflicht betrachtet, der sich Niemand entziehen darf. Es sind zunächst die Familienangehörigen, welchen es obliegt, ein getödtetes Mitglied zu rächen, doch hat nicht jedes Familienglied das gleiche Recht hierzu. In erster Linie gebührt es dem Sohne, und das wird so genau beobachtet, daß dieses Recht den unerwachsenen Kindern jahrelang aufbewahrt wird; bis dahin decken Kleider das Ermordeten werden von den Müttern aufbewahrt oder auch in den Zimmern aufgehängt, bis der Knabe in das Alter getreten ist, die Rache ausführen zu können. Dafür kommt es, daß oft erst nach einer Reihe von Jahren der Mord eines Angehörigen vergolten wird. Die Zeit ist von keinem Einfluß auf diese Gefühle und selber oder später wird um so sicherer Vergeltung geübt als das Recht zur Blutrache mit dem Tode des Besitzers nicht erlischt, sondern wie ein Vermögensbestandtheil auf den nächsten Verwandten sich vererbt.

Ein Volk, das nach Sitten wie die Blutrache beibehalten, dokumentirt schon hierdurch seinen halbrohen Kulturzustand und es mag der Hinweis auf diese Sitte genügen, um dem ganzen Charakter eines solchen Volkes eine Darstellung zu geben. Es kann daher nicht Wunder nehmen, daß die Kriegstüchtigkeit, so wenig sie im ganzen genommen ebenbürtige Gegner von Kaiserjägerbataillonen sein mögen, doch als Feinde sich erweisen, die man nicht so unterschätzen darf, wie dies anfänglich geschehen ist. Laut die Journale von der Größe und Schönheit dieses Volkes zu erzählen wissen, ist, wie schon gesagt, nicht übertrieben. Die Bocchesen sind robust und doch elastisch und gewandt, dabei ausgezeichnete Schützen und von ihrer Genauigkeit hat legen sie beständig bewundernswerthe Proben ab. Ihre langen Gewehre, so wie Messer und Pistole, die sie freuzweise in den breiten Gürtel stecken, legen sie nie, auch nicht bei der Arbeit ab. Unter diesen Umständen mag, wer einem Bocchesen auf einfacher Landstraße begegnet und von diesem — wie es wohl geschehen mag — angebettelt wird, gerne bereit sein ein Almosen zu spenden, ohne sich nachher deshalb besonderer christlicher Mildthätigkeit zu rühmen, und es mag ihm höchstens sonderbar vorkommen, daß ein ihn an die Zähne bewaffneter Mensch so gutmüthig sein könne, um ein Almosen zu bitten. So ging es wenigstens mir und meinem Reisegefährten im Lande Dalmatien und wir hätten uns in solchen Fällen wohl zu zeigen, daß auch wir bewaffnet seien, weil es eine durchaus falsche Spekulation gewesen wäre, einem Menschen durch einen Revolver Respekt einflößen zu wollen, dessen Anblick in ihm höchstens die Hauptleidenschaft der dortigen Stämme erweckt hätte, die Leidenschaft für Waffen. Es mag gut sein, in derartiger Gegend nur bewaffnet zu gehen; aber ich hatte es nicht für geraten, dies zu zeigen.

Daß die Bocchesen, wie man hört, ihre Kämpfe mit Erbitterung, ja Verzweiflung führen, ist nicht zu verwundern. Es liegt dies in ihrem Charakter und mag wohl ganz unabhängig sein von der Gewichtigkeit der Gründe, aus welchen sie diesen Kampf begonnen. Wären sie nicht verzweifelte Leute, sie würden den Kampf überhaupt nicht ergriffen haben. Es ist übrigens nicht das erste Mal, daß sich die Zuppaner, die von jeher zu den Malkontenten gehörten, und die benachbarten Stämme erhoben, um entweder wirkliche Privilegien zu vertheidigen, oder gewünschte zu erreichen; in der Geschichte sind sie als widerspenstige Nation verzeichnet.

(Fortsetzung folgt.)

Literarische Plaudereien.

* Zu den mancherlei Annehmlichkeiten einer Zeitungs-Redaktion gehören gewiß auch die Zusendungen der Buchhändler. Im Interesse dieser Herren soll der geplagte Redakteur auch noch lesen, was sie an ihn einsenden und das Gelesene beurtheilen. Abgesehen von den ohnehin ermüdeten Augen und Nerven, soll denn ein Redakteur wirklich auch noch den Polyhistor spielen? Juriſterei, Gesetzgebung, Politisches, Technisches, Theologisches, Belletristisches und weiß der Himmel was noch, soll er kennen und besprechen! Die Redaktion der Lanzhut. Ztg. hat nicht Lust auch noch den Kritiker und Recensenten zu machen. Da sie aber nun doch auch von den Buchhändlern nicht selten gütigst mit ihren Produkten beschert wird, die zurückzusenden sie sich nicht verpflichtet fühlt, denn sie hat die Buchhändler nicht zur Einsendung veranlaßt, — die aber alle in den Papierkorb oder den Ofen wandern lassen sie auch nicht will, — so sollen Einige derselben erwähnt werden. Von kritischen Beurtheilungen kann keine Rede sein. Wir haben weder Zeit noch Lust noch Beruf dazu.

I.

Die Herder'sche Buchhandlung in Freiburg ist eine der ersten katholischen Buchhandlungen in Deutschland. Manche schöne literarische Gabe verdanken wir ihr. Wir gestehen, daß wir ihre Zusendungen am liebsten in die Hand nehmen. So liegt uns denn eine wirklich schöne Ausgabe „des großen Leben und Leiden Jesu Christi und seiner glorwürdigen Mutter Maria“ von dem ehrwürdigen P. Martin v. Kochem vor. Vorzügliche Holzschnitte schmücken dieses allbekannte wahrhafte Volksbuch. Als Gratisprämie ist eine große Karte

Digitized by Google

des heiligen Landes aus der Vogelschau in Farbendruck beigegeben. Der Inhalt des trefflichen Erbauungsbuches braucht wohl nicht empfohlen zu werden. Der kräftige, glaubensinnige Geist des P. Rochem ist bekannt. Sein Leben und Leiden Christi ist ein Hausbuch von unbezweifelbarer Güte. Die Herder'sche Ausgabe ist billig und rühmenswerth.

„Das Gewissen wie es sein soll von B. Marchal, apostolischem Missionär; übersetzt von Dr. J. M., Regensburg, 1869 bei Puchet", so ist ein hübsch ausgestatteter Band in kleinem handlichen Formate betitelt. Das Buch hat sich eine schöne Aufgabe gesetzt. Es will der Gerechtigkeit den Eingang in die Herzen bahnen. „Europa, schreibt der Verfasser, ich darf auch sagen die Welt, strebt nach der Volksherrschaft, daher sollen alle tröstschaffenen Menschen sich bemühen, die Seelen durch Befestigung der Gewissen über die unreinen Interessen zu erheben. Mag der Despotismus des Glaubens entbehren, die Freiheit kann es nicht; jenes stützt sich auf die Gewalt; diese aber befestigt nur durch die Gerechtigkeit. Je mehr das politische Band sich lockert, desto mehr muß das sittliche sich befestigen; je mehr ein Volk sich vom Joche des Menschen befreit, desto mehr muß es, unter Strafe des Untergangs, sich mit Liebe dem Gesetze Gottes unterwerfen. Auch verdreitet sich überallhin der Unterricht: er bringt in die Werkstätte und in die Hütte. Das Volk liest, denkt, bespricht und es ist nicht mehr möglich, auf seine Unwissenheit zu trauen, um es gelehrig zu machen. Alles dieß würde für eine nahe Zukunft zur unermeßlichen Gefahr werden, wenn der religiöse Fortschritt dem intellectuellen nicht entspräche, und wenn die Massen, in dem Maße sie ihre Rechte kennen lernen, nicht auch lernten, die Erfüllung der Pflicht als die reinste Freude hienieden zu betrachten". — Das geistreiche Büchlein dient der sittlichen Kultur in unserer Zeit!

Vom Walserfelde, 22. Febr., schreibt das „Strauß. Tgbl.": In gewissen Regionen ist man geneigt, sämmtliche niederbayerische Bauernjungen für Tölpel zu halten, die nicht fünf zählen können. Daß dies eine unrichtige Ansicht sei, lehrt folgende wahre Begebenheit: Zwei Knechte in O saßen unlängst beim Abendtrunke. „Hannes!" sprach der eine, „rechne mir bas aus: in einem Wirthshause lehren 20 Personen ein und ihre Zeche macht 20 kr. Der Wann zahlt 3 kr., das Weib 2 kr. und das Kind 2 Pfennige. Wie viel waren es nun Männer, Weiber, Kinder?" — „Du!" sagt Hannes, „das wird wohl herauszubringen sein, aber bis ich's ausrechne, will ich dir, Sepp! eine andere Rechnung aufgeben: 100 Stück Vieh, so stehend aus Ochsen, Kühen und Schafen, werden über die Grenze getrieben; für einen Ochsen muß man 5 fl., für eine Kuh 1 fl. und für ein Schaf 3 kr., im Ganzen aber 100 fl. Mautz zahlen; wie viel waren es nun von jeder Gattung?" — Der Hannes hat's herausgebracht, der Sepp auch und der geneigte Leser mag es ebenfalls versuchen — sonst darf er nicht mehr über Niederbayern schimpfen.

(Eine zeitgemäße Industrie.) Das im letzten balmatinischen Feldzuge den Bochesen nachgesagte „Ohrenabschneiden" hat einem in Wien friedlich vogirenden Fechtbruder Veranlassung zu einem praktischen Mittel gegeben, durch welches er das Mitleid und die Wohlthätigkeit der Bewohner, an deren Thüren er anspracht, zu erhöhen suchte. Er wies nämlich ein Fläschchen vor, in welchem sich ein Paar menschliche Ohren in Spiritus befanden. Der Betreffende behauptete, die Ohren seien ihm in der Boche bi Cattaro abgeschnitten worden. Als jedoch ein Doktor der Medizin ihm eine ansehnliche Gabe unter der Bedingung versprach, er möge ihm die Stelle, wo die Ohren gestanden hatten und die der Mann mit einem schwarzen Tuche verbunden hatte, näher untersuchen lassen, ergriff der Bettler eine günstige Gelegenheit um davon zu eilen. Es scheint sonach, daß die Ohren nicht — seine eigenen gewesen sind.

Dem Daily Telegraph zufolge hat sich bei einem vorigen Monat auf Malta angestellten Schießversuche das preußische Zündnadelgewehr als veralket und als „überwundenen Standpunkt" dargethan. Sechs Mann nämlich von der preußischen Fregatte „Arcona" schossen gegen sechs vom englischen Kriegsschiff „Lord Warden". Das Schießen dauerte zwei Minuten und während dieser Zeit feuerten die Engländer zusammen 77 Mal und die Preußen nur 58 Mal. Die Engländer trafen die Scheibe 45, die Preußen nur 19 Mal, und hievon trafen auf erfterer Seite 22 und auf letzterer 7 in's Schwarze. „Das Zündnadelgewehr," so sagt das genannte Blatt hinzu, „hat demnach klar ausgespielt, und doch ist die Saldenbüchse, welche den Sieg davongetragen hat, eingestandenermaßen nur eine provisorische Waffe."

Der reichste Mann Amerika's. — Der Newyork Herald theilt über Herrn William B. Astor, den Eigenthümer des berühmten Astorhouse und Gründer der Astor-Bibliothek, Folgendes mit: Er ist der reichste Mann in Amerika. Sein Vermögen wird verschieden geschätzt, aber man nimmt an, daß es sechzig Millionen Dollars beträgt. Er ist über diesen Gegenstand selbst zu seinen intimsten Freunden sehr zurückhaltend. Sein Vater hielt einen Pelzladen in Broadway und sendete, als sein Vermögen wuchs, seinen Sohn zur Vollendung seiner Erziehung nach Heidelberg. Neben dem Vermögen seines Vaters, welches er durch Landspekulationen bedeutend vermehrte, erbte der Sohn noch von seinem Onkel eine halbe Million Dollars. Das Astorhouse wurde von dem Vater 1835 gebaut. Der alte Astor starb 1848 und seine Verlassenschaft ward auf 20 Millionen Dollars geschätzt. Aller Augen wendeten sich damals auf den Eigenthümer solch ungeheuren Vermögens, aber auf William Astor hatte dieser plötzlich entstiegene Ruhm wenig Einfluß. Sein Vater hinterließ zum Besten seines Geburtsortes Walldorf in Deutschland eine große Summe, und Herr Astor schickte einen seiner Söhne dahin, um die Errichtung eines Institutes zur Unterstützung der Armen jenes Ortes ohne Rücksicht auf Alter, Geschlecht und Religion zu überwachen. Die Waisenkinder werden zu verschiedenen Gewerben erzogen, und es sindet dort besondere Abtheilungen für Blinde, Taube und Stumme.

„Ich bin sehr froh auf das Astorhaus in Newyork," sagte Herr Astor einmal, „aber ich bin noch viel stolzer auf das Astorhaus in Walldorf. Das erstere mag verfallen, aber das andere wird bestehen, solange Walldorf existirt oder es dort noch Arme gibt." Die Astorbibliothek, welche er gemäß dem Willen seines Vaters errichtete, ist ein schönes Gebäude. Anfangs hatte es 65 Fuß in der Front und 120 Fuß in der Tiefe, ist aber seitdem bedeutend vergrößert. Der Dampfheizapparat kostet 10,000 Dollars, die Bücher — jetzt 139,000 Bände — kosteten circa 300,000 Dollars und das ganze Etabilissement 750,000 Dollars. Es heißt, daß trotzdem Herr Astor dadurch noch nicht völlig befriedigt ist und die Absicht hat, noch ein neues Gebäude hinzuzufügen. Die Astorbibliothek ist bereits die werthvollste in Amerika und Herr Astor wünscht sie zu der ersten der Welt zu machen.

Man schreibt aus Breslau, 23. Febr.: Der Präsident des Schlesischen Landwirthschaftlichen Zentral-Vereins, Graf Burghauß, welcher im vorigen Jahre die in Schlesien bestehenden Bienen-Vereine zentralisirte, hat in Andetracht, daß der Nationalwohlstand es gebietet: diejenigen großen Summen, welche alljährlich für Wachs und Honig in's Ausland wandern, wo möglich zurückzuhalten, beschlossen, besondere Mittel anzuwenden, um die Bienenzucht zu heben. Es wird demnächst in der Vorstadt Lehmgruben hierselbst bei dem Stadtverordneten Liebe eine Musterwirthschaft für Bienenzucht errichtet, woselbst alle Versuche mit der als besonders fleißig bezeichneten Krainer Biene, die seit einiger Zeit von dem Baron v. Rothschütz zu Pösendorf bei Laibach empfohlen und bezogen wird, vorgenommen werden.

Verantwortlicher Redakteur: Jos. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnsinig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 10. Den 6. März: Fridolin.

Die Kunstausstellung in Rom.

I.

⊙ Ehe wir in die prächtigen Hallen des Kreuzgangs der Kartäuserhäuser zu Santa Maria degli Angeli einkreten und die dort aufgestellten Gegenstände und Werke aus allen Gebieten der Kunst (und Kunstindustrie) aus alter und neuer Zeit näher beobachten, wollen wir uns vorerst über den Stand der Kunst in Rom in unseren Tagen im Allgemeinen erkundigen. „Denn wenn man den nimmer endenden Wald der Kunstschöpfungen der Vorzeit in Rom durchwandert hat, fragt man sich doch auch: Wie ist es mit der bildenden Kunst in der Gegenwart allhier bestellt? Hat die Kunst in Rom nur mehr eine Vergangenheit? Ist sie, wie Hegel von aller Kunst meinte, ein überwundener Standpunkt, nur mehr ein Gegenstand des Studiums, des Genusses? Oder hat sie noch Leben in der Gegenwart, hat sie noch Hoffnung auf eine lebenskräftige Zukunft?"

Cäsar Cantu, Italiens bedeutendster Historiker, hat vor einigen Tagen in einem Briefe an die „Unità cattolica" in Turin hingewiesen, daß gegenwärtig in Rom so Manches auf den verschiedenen Gebieten der Kunst und Industrie geschieht; es finden fortwährend Ausgrabungen antiker Monumente und Kunstwerke statt, sehr viele Kirchen werden restaurirt, vortrefflich seien die neuen Malereien in Santa Maria in Aquiro, in Sant' Agostino, in San Clemente, in Santa Lucia in Gonfalone, in den Vatikanischen Loggien. Da sei entstanden der Pallast der Spartakse, da das neue Stationsgebäude, dort das ganz neue Quartier, das man der Bauluft des Monsignore Merode verdankt; hier die neue Straße nach San Pietro in Montorio, wieder ein Civil- und ein Militärspital, die Tabaksfabrik. Gesellschaften haben sich in Rom gebildet, die eine, um den Hafen von Ostia herzustellen; die andere, um den Boden, den Ackerbau und die Viehzucht im Agro Romanus zu heben, die Malaria zu vertreiben und die Zahl der Ackerbauer zu mehren.

Ein deutscher Autor konnte schon vor einigen Jahren hinsichtlich der Fabriken schreiben: „Selbst die Zahl der Fabriken ist in Rom im Zunehmen begriffen. Die kolossale Tabaksfabrik, ein ungeheures Gebäude, wetteifert mit den Pallästen der ewigen Stadt. Die Mosaikfabriken in Rom haben gerade jetzt eine Blüthe erreicht, die sie niemals besessen; die Gerbereien haben seit Langem großartigen Betrieb; Wollmanufakturen werden durch bedeutende Prämien der Regierung unterstützt und gefördert; zum Bau der Seide und selbst der Baumwolle wird auf jegliche Weise im Kirchenstaat angeregt. Wie in den Gärten des ausgegrabenen Pompeji jetzt die Baumwolle angebaut wird, so auch auf dem klassischen Boden des Kirchenstaates, auf den Feldern, welche Curius Dentatus, noch der Diktator, noch selbstgegen mit seinen langhörnigen Ochsen bepflügte."

Ich setze diese Notizen hieher, weil sie gewiß für ihre Leser interessant sind, weil wir angedeutet, bei der großen Kunstausstellung in den Diokletianäthermen auch viel Kunstindustrie mitunterläuft, besonders von Seite der Franzosen, und weil eine derartige Kunstausstellung selbst eine moderne Erscheinung ist, wie viel Alterthümliches auch auf derselben vertreten sein mag; im Weiteren aber wollen wir nur mehr von der Kunst und zwar hier vom Stande der Kunst bei den Römern sprechen. Nicht die in Rom weilenden fremden Künstler haben wir im Auge, sondern die einheimische, eigentlich römische Kunst. — Eine hohe Blüthe der idealen Kunst ist eine außerordentlich seltene Erscheinung; es müssen, sagt Stahrt, die natürlichen, politischen, finanziellen und geistigen Verhältnisse in glücklicher Konstellation sich finden, wenn diese Blüthezeit der Künste eintreten soll.

In Italien und Rom stehen die bildenden Künste nicht auf einer besonderen Höhe, wenn auch das Kunstleben nicht ganz erloschen ist. Was die Baukunst betrifft, so handelt es sich in Rom bekanntlich mehr um Erhaltung und Restauration des Bestehenden, als um das Schaffen idealer neuer Monumentalbauten. Die Lust zur würdigen Herstellung der alten Kirche ist in Rom aber so gewaltig und so verbreitet, wie in Deutschland, in Frankreich, in Belgien. Pius IX. verwendet ungeheure Summen für diese Zwecke. Man ist nicht überall glücklich gewesen bei diesen Arbeiten, weder bei der Dekoration von St. Paul, noch bei der von San Lorenzo und Sant Agnese, wo der Architekt Vespignani die Leitung führte. Restaurirt wurden in den letzten Jahren einige zwanzig Kirchen in Rom, ich nenne nur San Nicolo in Carcere, San Lorenzo in Lucina, S. Marcello, St. Maria in Trastevere (noch nicht vollendet), Scta. Maria sopra Minerva, San Agostino, Scta. Anastasia, die Scalasancta, San Giovanni bei Canoveli, Scta. Croce bei Luchesi u. a. Von Profanbauten sein genannt die neue herrliche Kaserne, aufgeführt auf dem Terrain des alten Prätorianerlagers, ein stattlicher antikisirender Pallastbau, mit dem sich wohl wenige Kasernen in Europa messen können; der tüchtige Neubau der himmelhohen Stadtmauer bei der Villa Medici, die Bauten an den Pallästen Grazioli und Barberini. Man baut in Rom mit der alten Technik und Gewandheit der Römer.

Ueber die Plastik in Rom und Italien schreibt eine bewährte Autorität: Es ist nicht zu läugnen, daß die italienische Plastik der Gegenwart noch immer an den Nachwehen der letzten Jahrhunderte leidet; man liebt noch immer weniger die ruhige, stille, einfache Schönheit der Meisterwerke der antiken Skulptur; man hält sich mehr an die Manier der Nachfolger des Michel Angelo; man sucht Großartigkeit, Außerordentlichkeit im Ausdruck, in Stellung und Bewegung und kommt dadurch fast immer zur Affektation, zum Theatereffekt, nahe zur Unnatur. Es kommt hiebei wohl auch das Naturell des Italieners in Betracht. So wenig er selbst beim öffentlichen Auftreten in Ruhe und ohne theatralische Gesten und Deklamation bleiben kann, so wenig vermag er seine Statuen sich zu denken und zu bilden. An der Spitze der römischen Bildhauer steht Tenerani aus Carrara, dem sich Tadolini, Galli, Benzoni, Giacometti und Andere, deren Namen uns noch begegnen werden, anschließen. Viele ihrer Arbeiten sind großartig gedacht, bewegt, mit erstaunlichem Fleiße ausgeführt, aber meist kalt, bei höheren, verklärenden Geistes, zumal bei speziell christlichen Geistes, das heiligen erhebenden Eindrucks entbehrend! Es fehlt noch viel, daß die Mehrzahl der Künstler bei den Sujets der christlichen Geschichte die Wahrheit, den heiligen Ernst, die Frömmigkeit der mittelalterlichen Kunst mit der Formenschönheit und Ausführung der Antiken zu vereinigen wüßte.

Mit der Malerei steht es in Rom nicht viel besser als mit der Kirchenmusik. Die meisten monumentalen Malereien der Neuzeit in Rom sind schwächlich, theatralisch, effekthaschend, unedel, unklar, disharmonisch in der Färbung; man darf nur nach Scta. Agnese in San Paolo gehen. Selbst die besseren Gemälde in Santa Maria sopra Minerva und in Sant' Agostino huldigen mehr der derben realistischen Manier der Franzosen. Bekannte Namen sind Gagliardi, Potetti, Balbi, Coghetti, de Sanktis, Consoni.

Einzig ist Rom durch die Leistungen der Mosaikfabriken; Nirgends auf Erden vermag man auf diesem Gebiete mit den Römern zu rivalisiren; die technische Kunst ist jetzt zur höchsten Vollkommenheit gelangt. Ist die Mosaikmalerei auch eine bloß

Digitized by Google

nachahmende Kunst: es wird dazu gleichwohl eine Gemandtheit, ein Farbensinn, eine Liebe zur Sache erfordert, wie sie sich fast nur bei den Römern noch finden.

Hohe Anerkennung verdient die Chromolithographie — auf der Ausstellung stark vertreten; nicht in die Kupferstecherkunst, die zu sehr an das Schicksal der monumentalen Malerei gebunden ist. Vieles, was man in dieser Kunst sieht, ist noch ziemlich gelungen in der Ausführung, zopfig in der Ausführung und nicht von ferne mit den Schöpfungen der alten Meister der Kunst in Rom zu vergleichen.

Nach dieser Einleitung nun das nächste Mal hinaus in die ungegenern Ruinen der Diokletiansthermen zu den schweigsamen Mönchen der Certosa, in die mächtigen Hallen des Kreuzgangs, zu den Cypressen, die Michel Angelo gepflanzt hat!

Glasmachersleut'.

Kulturbild aus dem bayerischen Walde von Max. Schmidt.

(Fortsetzung.)

Die Luft war nicht wenig vergrößert durch die Ankunft einer im Walde albekannten Persönlichkeit. Der Hadrettschläger von Gobendorf nämlich, welcher mit einer wahren Spürnase derartige Feste aufzuspüren wußte, kam jetzt, sein Instrument auf dem Rücken tragend, den Berg herunterginigen, und der gemüthliche Alte mit seinem heitern Gesichte, welches von der außerordentlich breiten Krempe seines Hutes beschattet war, nickte gar freundlich den jungen Mädchen zu und wußte jedem etwas Angenehmes zu sagen. Der Cymbal-Toni, wie er gemeinhin hieß, wußte alle Herzensgeheimnisse; er war der Vermittler, der Liebesbote, der Heirathsmacher, ohne daß es besonders auffiel, denn der Cymbal-Toni wanderte mit seinem Instrumente von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf, in die entlegensten Einschichten und wußte sich seiner Kurierge in der klugsten Weise zu entledigen.

Nachdem er sich von den Strapazen des Bergsteigens einigermaßen erholt und gestärkt hatte, legte er sein Instrument auf eine Steinplatte und hatte einen „Dreher" herab, so schön, so in die Füße gehend, daß die Buben und Mädchen der Lust des Tanzens nicht mehr widerstehen konnten, und alsbald wurde auf dem grünen Plan herumgetanzt und Alles war fröhlich und zufrieden von den Alten bis zu den Jungen; jedes vergnügte sich nach seiner Weise. Der Cymbal-Toni spielte immer schöner und jetzt kang er sogar zu seinen Tanzweisen und die Umstehenden sangen den Chor mit. Der Alte nickte den tanzenden Paaren oft bedeutungsvoll zu und manches Mädchen, das im Regenbache beim Monddreieinlichte und mit dem neunblumigen Kranze auf dem Kopfe den zukünftigen Geliebten zu schauen pflegte, verspürte die Wirkung dieses Kranzes schon jetzt auf der Kuppe des Falkensteins und der alte Toni freute sich darüber und lachte — und die Buben und Mädchen lachten auch — es war so schön!

So ging es denn lustig zu auf dem hohen Waldberge und höchstens von der kleinen Musikbande her, sonst klang kein Mißton in die Freude der wackern Glasmacher, welche nach schwerer, anhaltender Arbeit bei der Glühhitze der Glasöfen sich glücklich fühlten in der frischen, erquickenden Bergluft und die umgeben von Leuten desselben Handwerks, sich heimisch fanden in der großen Menge.

Das war eine Lust, als die Johannisfeuer anaebrannt wurden! Hand in Hand sprangen die Buben und Deandeln über das brennende Element und gaben sich Müße, recht hoch zu springen, denn: „So hoch der Sprung, so lang gedeiht der Flachs!"

Auch die älteren Leute versuchten, über die Flamme zu kommen, denn „wer über's Johannisfeuer springt, bleibt dasselbe Jahr vor Fieber verschont" und dieser Wohlthat wünschte jeder theilhaftig zu werden.

Franz und Lise waren auch nicht unter den Letzten. Sie schienen sich gar nicht satt springen zu können und Franz mußte darüber seine Kapellmeisterpflicht sast ganz vernachlässigen.

Die Freude dieses Festes wurde nicht wenig vergrößert, als gegen Abend mehrere der Glashüttenbesitzer mit ihren Familien, so namentlich die Herren von Poschinger und Herr Steigerwald mit Frau und Kindern ankamen und an der allgemeinen Lustbarkeit Antheil nahmen. Sie wurden mit herzlichen und warmen Toasten ausgezeichnet; denn man wußte, wie gerne diese Hüttenherren unter ihren Arbeitern verweilten und welch' innigen Antheil sie stets an deren Leiden und Freuden nahmen.

Die Kinder dieser reichen Leute, von frühester Jugend daran gewöhnt, den Arbeiter zu ehren und seinen Kindern freundlich entgegen zu kommen, bekannen sich nicht lange, an der Lust derselben thätigen Antheil zu nehmen. Die kleine Henriette fand ein besonderes Vergnügen, mit einem lieblichen Knaben, Michael, dem Sohne des Herrn v. Poschinger auf Frauenau, über das Sunnwendfeuer zu springen und zwar mit solcher Bravour, daß man den Beiden von allen Seiten Beifall spendete. Der Cymbal-Toni brohte dem kleinen Michael lächelnd mit dem Finger und sein Hadrett schlagend, sang er:

„Alti Moane durch's Feuer,
Alti Geeße durch's Feu'n,
A Kindesspiel hat schon
Manch Braupaar gspu'n.
Die kleen Deandeln wachs'n,
Die Buama wer'n Herr'n,
'S verwicht gar nöd viel Feu'n,
Buam a Fanna, Deand wer'n!"

Die Kinder verstanden es nicht, was der Alte mit pfiffig lächelnder Miene sang, desto besser merkten die Eltern, wo Toni hinaus wollte und fragend und lächelnd blickten sie sich gegenseitig an; die Frauen Poschinger's und Steigerwald's aber nickten sich mit einem gewissen Einverständnisse freundlich zu.

Doch was war's, daß man mit dem Springen über das Feuer plötzlich inne hielt und sich Alles um die Tochter Steigerwald's drängte? Das Mädchen lag am Boden und verbarg seines Kopf in die Hände; dabei stieß sie, wenn auch absichtlich gedämpfte, aber dennoch hörbare Schmerzenslaute aus. Bestürzt eilten die Eltern des Mädchens und die übrigen Leute herbei.

Der neben dem Mädchen knieende junge Poschinger theilte den Fragenden mit, daß Henriette während des Springens etwas in die Augen gefogen sein müsse. Henriette bezeichnete dieses gleichfalls als die Ursache eines fürchterlichen Schmerzes. Jedes kam nun mit Rath und That herbei, Jedes wußte ein eigenes Mittel, wie der schmerzende Gegenstand aus dem Auge entfernt werden könne. Viele probirten ihre Kunst, nachdem die Eltern des Mädchens vergebens zu helfen gesucht hatten, aber erfolglos blieb auch die Mühe und der gute Wille der übrigen Leute. Henriette weinte vor Schmerz, welcher in Folge der vielen nutzlosen Versuche sich bedeutend steigerte. Jetzt kam die kleine Lise herbei und laut und mit triumphirender Miene rief sie: „I kann heil'n!"

Sie beseuchtete Henriettens geschlossene Augenlider mit Speichel und führte dann die Spitze des rechten Zeigefingers leis in einem kleinen Kreise herum, wobei sie nachfolgenden Segensspruch hersagte:

„Bade Frau vom Leben Bog'n,
Is mir Cppas in d' Aug'n g'flog'n;
Bade Frau von Palja,
Thua mir's wieder aus;
Bade Frau von heilen Blaut,
Mach' mir mei' Aug'n wieda gaut."

An jedem Auge Lise nahm die Kleine diese Operation vor und Henriette war in der That im Stande, die Augen wieder zu öffnen, der schmerzende Gegenstand war durch Lise's Geschicklichkeit entfernt und das kleine Fräulein konnte wieder von neuem der Lust des Tages leben.

Herr Steigerwald nahm aber die kleine Wunderdoktorin bei der Hand und sagte zu ihr:

„Mädl, Du bist geschickter, als wir Alle und es ist nicht mehr als billig, daß Du belohnt wirst für Deine Kunst."

Herr Steigerwald suchte ein Geldstück, um es dem Mädchen zu übergeben; aber Lise antwortete sogleich und entschlossen:

„Herr von Steigerwald, ich nehm' ganz gewiß nix an; erstens überhaupts nix und zweitens wär's aus mit meiner Kunst, wenn i mi dafür bezahl'n ließ."

„Wer bist Du denn, Mädchen?" fragte jetzt, überrascht von dieser bestimmten Antwort, Herr Steigerwald.

„I g'hör' 'n Pranneslin!" entgegnete die Kleine mit einem gewissen Stolze.

„Da bist Du braver Eltern Kind!" sagte Herr Steigerwald, die Kleine auf die Schulter klopfend; aber wenn ich Die

Digitized by Google

nichts schaden darf, so muß Du mir schon sagen, womit ich Dir sonst eine Freude machen könnte, denn Du hast mein Wort von großen Schmerzen und von großer Angst befreit. Sag', womit kann ich Dir auch einen Gefallen thun?"

Lise sah den freundlichen Herrn mit großen Augen und prüfend an. Sie sah sich jetzt im Kreise herum und ihr Blick fiel auf Franz. Rasch hatte plötzlich einen Gedanken gefaßt; aber noch war sie im Zweifel, ob sie diesen Gedanken aussprechen dürfe.

„Nun?" drängte der Herr. „Was willst Du mir sagen?"

„Ich weiß' schon etwas," antwortete jetzt, wie nachdenkend, das Mädchen. „Sie können mir schon einen Gefallen thun, aber es muß auch gewiß sein?"

„Wenn 's billig ist und in meiner Macht steht," entgegnete lächelnd der Hüttenherr, „dann darfst Du auf mich rechnen."

Alle Umstehenden waren mäuschenstille, um den Wunsch der kleinen Lise zu vernehmen, aber diese ließ die Neugierde der Leute unbefriedigt.

„Wenn i 's Ihnen in's Ohr sagen darf?" erwiderte verlegen das Mädchen.

„Das darfst Du," antwortete der Hüttenherr, und neigte sich lächelnd herniedet.

Lise lispelte ihm jetzt leise in's Ohr. Herr Steigerwald lachte laut auf und bevor er dem Mädchen eine Antwort geben konnte, war dasselbe davon geeilt, hatte Franz an der Hand genommen und hüpfte lustig mit dem Freunde wieder über das Sonnwendfeuer.

Herr Steigerwald theilte das Mädchens Geheimniß lächelnd aber leise seiner Frau mit, aber doch nicht leise genug, daß es der jungdrift dem Hüttenherrn stehende Symbol-Toni nicht gehört hätte. Kopfschüttelnd kehrte dieser dann auf seinen Platz zurück und wie vorhin dem kleinen Poschinger-Michl, drohte er auch jetzt lachend mit dem Finger Franz und Lise zu und sang wieder zu seinem Hackbrett:

„Die kloan Traudin wachst'n,
Die Buarna wer'n Herr'n,
's G'braucht gar nöt mi i Jar'n,
Kann s'Hamdsbeirat wer'n!"

„Was hast ihm denn in's Ohr g'sagt?" fragte jetzt Franz die Freundin.

„A mei' 's Dummheit!" entgegnete das Mädchen.

Auch die anderen Leute fragten neugierig Franz und das Mädchen selbst, was sie von dem reichen Hüttenherrn wohl verlangt habe; aber sie erhielten nichts Anderes zur Antwort, als:

„A mei' 's Dummheit!"

Dieser hatte mit Herrn Steigerwald gesprochen, wie sie es voriges Jahr dem Franzl zugesagt hatte, und nicht ohne Erfolg. Es war aber gewiß keine Dummheit; denn kurz darauf ließ der Hüttenherr den alten Schrenk und Franz zu sich rufen und unterhielt sich angelegentlichst längere Zeit mit beiden. Auch Frau Steigerwald mischte sich in das Gespräch und schien recht befriedigt über Franzens Antworten.

Vater und Sohn waren gleich freudig überrascht, als jetzt Herr Steigerwald zu Franz sagte:

„Ich will aus Dir etwas machen, Franz. Komm' von nun an in Deinen freien Stunden nach Rabenstein. Der Hofmeister meines Sohnes soll Dir Unterricht geben und wenn auch gerade zu keinem Hüttenherrn, so hoffe ich doch, daß Du es einmal, wenn Du fleißig und brav bleibst, zu mehr bringen wirst, als zu einem gewöhnlichen Glasmacher. Bist Du's zufrieden?"

Franz wußte nicht, wie ihm geschah; als er in die ihm dargereichte Hand des wohlwollenden Herrn einschlug, konnte er bloß die Worte hervorstammeln: „Ich weiß nicht, ob ich das werth bin."

Der daneben stehende alte Schrenk war ganz sprachlos. Die Bewegung in seinem Gesichte, die Thränen, welche ihm über die Wangen herabliefen, sagten, was in seinem Innern vorging. Als ihm Steigerwald's die Hand reichten, konnte er bloß sagen: „Vergelt's 's Gott, gnä Herr und gnä Frau!"

Nun kam die Preisvertheilung bei den Schützen. Die Musikanten mußten ihre Instrumente zur Hand nehmen, um die Preisempfänger mit rauschenden Tuschen zu ehren. Franzl hielt seine Flöte als Dirigentenstab in der erhobenen Hand, um das Zeichen zum Beginne zu geben.

Da hieß es:

„Erster Preis: ein Hammel, paarlannt dem ehrsamen und langsamen Obergesellen auf der Regenhütte, Herrn Schrenk!"

Dem Franzl fiel vor freudigem Schrecken die Flöte aus der Hand, aber er hatte noch so viel Geistesgegenwart, zu rufen: „Ein Tusch! Ein Tusch!"

Nachdem die Preisevertheilung vorüber, richtete man sich zum Aufbruche. Fröhliches stimmte noch das Lied an:

„Wer hat dich, du schöner Wald,
Aufgebaut so hoch da droben?"

um mit diesem prachtvollen Chore Abschied zu nehmen von dem schönen Walde, der in den Strahlen der scheidenden Sonne weithin erglänzte in unbeschreiblich schönen dunkelpurpurvioletten Tönen.

Nach eingetretener Nacht ward mit Kienfackeln beim Hinabsteigen aber den Berg der Weg beleuchtet, und als man im Thale angelangt war, richteten sich Aller Blicke wieder auf die Kuppen der Berge ringsumher, von welchen hochaufloderude Feuer emporflitzgen, zum Ergötzen der heimkehrenden Glasmacher, denen der heutige, so fröhlich hingebrachte Tag ein Lichtpunkt in der Einförmigkeit ihres Lebens war und welche nach langer Zeit noch mit Freuden erzählten von dem Sunnwendfeste auf dem großen Falkenstein.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Dalmatien und Montenegro.

Von Dr. Du Prel.

(Fortsetzung.)

Wir waren am Mittwoch von Cravosa weg, dem eine halbe Stunde von Ragusa entfernten Landungsplatze des Dampfers, abgefahren und segelten morgens in die amphitheatralisch von Gebirgsabhängen umgebene Bocca mit ihren reizenden Ufern hinein, deren freundlicher Anblick seltsam kontrastirte gegen das düstere Ansehen der kahlen, himmelhohen Wand der Schwarzen Berge, die sich unmittelbar hinter der kleinen Festung Cattaro erhoben. Vor uns segelte ein niedriger, schwarzer Dampfer, die Albania, deren Ladung aus Gebirgskanonen, Pulverkisten und Munition bestand — ein Geschenk des Fürsten von Serbien an den Vladika von Montenegro. Das dem Meere zugekehrte Thor von Cattaro ist von Landungsplatze durch einen freien Raum getrennt, auf dem die Einwohner gewöhnlich sehr zahlreich die Ankunft des Dampfers erwarten, durch den allein sie mit dem Mutterlande in Verbindung gesetzt sind. Die widmeten den schmalen holperigen Straßen der Stadt, in der wir obnehin bei unserer Rückkunft uns aufzuhalten gedachten, nur wenige Stunden und benützten die günstige Witterung, vor allem den Ausflug nach Cetinje zu machen. Zu diesem Behufe schlossen wir uns einem Cattarese Bürger, einem Kaufmann, an, der als wohlbekannt mit dem Lande und den Einwohnern der Tzernagora uns eine willkommene Begleitung war.

Auf das, was wir jenseits des hohen Kammes der hinter Cattaro beinahe senkrecht aufsteigenden Felsenwand finden würden, waren wir schon einigermaßen vorbereitet. Die ersten Montenegriner hatten wir schon in Zara gesehen, wo sich einige derselben, wie auch noch in anderen Städten Dalmatiens, aufhalten. Dort wandelten einige Exemplare dieses interessanten Bergvolks mit langen Pfeifen, aber unbewaffnet, beträchtlichen Ernstes durch die Straßen. Sie trugen weite blaue unter dem Knie schließende Beinkleider, einen langen wollenen weißen Oberrock, der, über der Brust nicht schließend, das Hemd frei ließ, über den Hüften aber mit einer gelben Schärpe zusammengehalten wurde. Ihre Kopfbedeckung bestand aus einem niedrigen rothen Fez, das von einem schwarzseidenen Ueberzug der Art eingefaßt war, daß nur ein runder Fleck an der Oberfläche sichtbar blieb, während sie im Gegensatze zu ihren Landsleuten in der Heimath bis ans Knie herabreichende Stiefel trugen. Der kurze dunkelblaue und rothgefütterte Rabmantel vervollständigte die Toilette.

Es gibt keinen Montenegriner, den seine Liebe zu seinem „kleinen schwarzen Berge" erlauben würde, außerhalb seiner Heimath seine Tage zu verbringen. Diejenigen, welche wir bisher gesehen hatten, waren in der That in Folge der nach der

Digitized by Google

Ermordung Danilo's entstandenen Unruhen verbannt worden und lebten nun subventionirt von Oesterreich aber verzehrt von Heimweh in der Fremde. Danilo, der letzte Vladika, wurde 1860 von einem Montenegriner erschossen — es war einer der häufigen Fälle von Blutrache — und wurde der Mörder von der österreichischen Behörde gehenkt, weil das Verbrechen in unmittelbarer Nähe von Cattaro vorgefallen war.

In anderer und sehr bezeichnender Weise waren wir auf dieses merkwürdige Völkchen vorbereitet worden durch einige Ruinen zerstörter Häuser, welche an den Ausläufen des Sutorina- und Cavali-Thales bei Ragusa standen und an den gemeinschaftlich mit den Russen unternommenen Zug der Montenegriner gegen die französische Okkupationsarme (1806) erinnerten.

Dies und was wir über Sitten und Kulturzustände der Montenegriner bisher gehört hatten, war ganz geeignet unsere Neugierde rege zu machen und es war ein glücklicher Zufall, daß wir nun, kaum daß wir Cattaro verlassen hatten, in so charakteristischer Weise weitere Belehrung erhielten, wie es der Fall war.

Die steile Wand der Schwarzen Berge, welche zwischen ihrem Fuße und den Gemäuern der Bocca nur Raum für die Stadt Cattaro läßt und welche, von dort aus gesehen, so düster sich präsentirte, gewährte jetzt einen ganz anderen Anblick. In hundertfachem Zickzack windet sich an dieser Wand hinauf eine gute, ziemlich breite Straße, zu untersi noch nach ganz kurzen sanften Ansteigungen seitwärts in entgegengesetzter Richtung abbiegend, nach oben verlaufend aber wie ein umgekehrter Blitz in immer längeren und längeren Zügen dem Kamme des Sattelberges zu — sella gora — sich annähernd, der hoch erhaben die Grenzscheide zwischen Dalmatien und Montenegro bildet. Diese von den Oesterreichern im Interesse des Handels aus dem türkischen Albanien und wohl auch aus militärischen Rücksichten gebildete Kunststraße war jetzt wie ein Ameisenhaufen belebt von einem langgedehnten Zuge von montenegrinischen Männern und Frauen, Mädchen und Knaben, die sich unter jubelndem Geschrei hinabbewegten und auf Maultieren und Eseln die Ladung der Albania in ihre Berge hinauffuhrten. Die Rohre der Gebirgskanonen, von den Lafetten getrennt, waren den Thieren aufgepackt, die Lafseten, Räder und Munitionskästen ebenso und die Treiber dieser Thiere waren nicht wenig stolz auf die Bürde der von ihnen mit eifrigem Zurufe Angetriebenen, wenn etwa ein junge Montenegrinerin, deren Anblick uns die Solonschönheiten des Vaterlandes gerne vergessen ließ, die Anklerung ihres Maulthieres und die Strickarbeit, mit der sie im Gehen beschäftigt war, unterbrach, um eine Nachbarin mit freudiger Miene auf die Anstrengungen des Thieres aufmerksam zu machen. „Es ist schon im Kampfe gegen die Türken gewesen, meinte sie, und es merkt, daß wir das alles wieder gegen die Türken brauchen."

Andere wieder mit beschleunigtem Schritte trieben Maulthiere an, welchen Bretter aufgeladen waren. Sie waren bestimmt zum Baue einer Locanda in Cetinje und die Führer entledigten sich durch diese freiwillige Arbeit der Verpflichtung rückständiger Steuern. Ihre Genossen, welche mit dem Munitions- und Kohlentransport zu thun haben, sind ebenfalls Freiwillige, aber sie wissen, daß noch ihre Kinder von ihnen als solchen erzählen werden, welche einst die vom Fürsten von Serbien geschenkten Kanonen hinaufbringen halfen. (Forts. folgt.)

Gruppen, als stünde man am Vorabende eines großartigen politischen Ereignisses.

Bei der Stelle:

„Nur ich's nicht leicht zu behalten
Und das ärgert unsern Alten,"

lachten die Anhänger und bei jener:

„Mein Kind, von Tristan und Isolde
Kenn' ich ein traurig Stück,"

lachten die Gegner des neuen Apostels und hie und da rachte sich auch im Lärm der schrille Ton eines Oppositionspfeifchens hörbar, welches Instrument man bisher nur vom Hörensagen aus den Parquets der „ausländischen" Theater kannte. Während des zweiten Aktes und besonders nach demselben artete die Parteistellung in wahre Wildheit aus, viel fehlte nicht und die Prügelei auf der Bühne hätte sich in den Zuschauerraum fortgepflanzt. Erst der dritte Akt beruhigte einigermaßen die Gemüther und verschaffte der Novität einen etwas unbestrittneren Erfolg. Die Vorstellung dauerte von halb 7 bis gegen 11 Uhr. Die Rolle des Walther hatte in seinem Namensträger einen Repräsentanten, der durch Stimme und Vortrag alle Sichtseiten derselben zur vollen Geltung brachte. Hr. Beck gestaltete die überaus schwierige, dabei aber nur wenig lohnende Rolle des Hans Sachs zu einem harmonisch abgerundeten Ganzen. Auch Herr Campe als Beckmesser und Herr Birk als David waren sehr gut. Die Damen Frl. Ehnn als Eva und Frl. Glandek als Magdalena widmeten sich mit ganzer Hingebung ihrer dornenvollen Aufgabe. Chöre und Orchester leisteten unter der Leitung Herrn Herbeck's das Außerordentliche. Bei den mehrmaligen Hervorrufungen der Träger der Hauptpartien am Schlusse erschien auch der Dirigent und dankte im Namen des abwesenden Componisten.

(Wortgetreue Copie eines Original-Theater-Zettels) aus einem kleinen süddeutschen Provinzialstädtchen:

Gasthaus in Neustadt vis à vis von Platz
M. h. o. b.

Die Verschwörung des Fiasko Dogen von Genua und Benedig.

Vaterländisches Heldens- großes berühmtes Ritterschauspiel mit ei'm wirklichen Brand zum beschluß.
bearbeitet von
Julius von Wellenau in Sachsen in 5 Aufzüge.

Personen:

Fiasko der Doggen	Direktor Gabler.
Eleonohre seine Gemahlin	Madam Gabler.
Doria Fürst von Genua	Herr Rosipal.
Julie eine Eublerin dessen Schwester	Dem. Rosipal.
Verrina ein geschworener Häuptling aus Genua	*** (Theaterfreund.) kleiner Gabler.
Hussa ein Mohr	

Geschworne, Masken, Mordbrenner, walische Banditen am Schluß ein wirklicher Mordbrand von rothen Feier.

Gehrte Herrschaft, Gähner und Kunstfreinde!

Dieses berühmte Stück empfiehlt sich wo keine Kostenersparung nicht gescheut und überall bereits mit größten Beifall aufgenommen, weil wir in der hierortigen Gegend nur eine kurze Zeit verhalten können, bitten wir doch recht sehr um Ihrige Gnade und Beistand.

Unterthänigste.

Preise der Plätze.
Erster Platz oder Belieben hoher Gähner.
Zweiter Platz 20 kr.
Dritter Platz oder Kinderbillzet wird eingesamelt.
anfang um 8 Uhr wegen Schnit (Ernte).

Auch sind an der Casa vorzüglichste wohlriechete Seifen und in den größten Städten abgezogene Fleckfugeln, wo man selbe sich sogleich von der Prob überzeugen kann um billigste Preise zu haben, so auch wohlrichtete Bibibus in Etwi.
bitte um zahlreiche Berehrung
Josepha Gabler.

(Wagner's Meistersinger) sind am 27. Februar endlich auch im Wiener Hofopernetheater in Scene gegangen. Ueber den Erfolg lauten die Berichte verschieden. Die entschiedenen Parteigänger Wagner's behaupten, die „Meistersinger" hätten einen glänzenden Erfolg gehabt, die Gegner, sie seien durchgefallen. Das neue Opernhaus hatte für diesen Abend den Charakter eines Kunsttempels abgestreift, es war zum Tummelplatz für die heftigsten Leidenschaften geworden. Das Zischen auf der einen und das Klatschen auf der anderen Seite hörte den ganzen Abend nicht auf und während der Zwischenakte bildeten sich in den Gängen des Parquets, in den Corridors und Foyers

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Joh. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnsnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 11. Den 13. März: Nierphorns.

Glasmacherleut'.

Kulturbild aus dem bayerischen Walde von Max. Schmidt.

(Fortsetzung.)

III.

„An Franzl wett i, daß i alt werd'!" sagte der alte Schrenk ungefähr fünf Jahre nach dem vorgeschriebenen Sonnenwendfest auf dem großen Falkenstein. Es war dieser Ausruf sicherlich ein günstiges Zeichen für sein eigenes Wohlbefinden, denn am Franzl merkte er sein eigenes Alter, nicht an sich selbst. Franz wuchs aber auch heran, daß es wahrlich eine Freude war und Niemand konnte es dem glücklichen Vater verdenken, wenn er mit freudigem Stolze auf seinen Sohn blickte. Keiner unter den Hüttenleuten durfte sich ihm gleich stellen. War er auch nicht so groß, wie sein Vater, so entwickelte sich doch auch bei ihm schon frühzeitig ein hoher Grad von Stärke und seine Geschicklichkeit im Anfertigen der künstlichsten Gläser wurde von keinem anderen Arbeiter übertroffen. So darf es nicht Wunder nehmen, wenn Franz schon mit 19 Jahren sein Meisterstück fertigen durfte, um als selbstständiger Glasmacher in der Hütte angestellt zu werden. Herr Steigerwald überließ es dem strebsamen jungen Manne, sich nach eigenem Gutdünken das Meisterstück zu wählen, und so verfertigte Franz ein buntfarbiges, gläsernes Treppengeländer für die Villa des Hüttenherrn und zwar so reizend und mit so viel Geschick, daß es dieser sofort in Radenstein anbringen ließ, und dem jungen Manne nicht nur den Meisterbrief, sondern auch ein höfliches Präsent mit den schmeichelhaftesten Worten und in der ehrenhaften Weise übermachte. War sonach Franz einer der geschicktesten Arbeiter, so ließ er auch in geistiger Beziehung alle anderen weit hinter sich. Es soll damit nicht gelegt sein, als ob er ein wahres Genie gewesen wäre; denn seine durch das Selbststudium und den Unterricht des Hofmeisters von Radenstein erworbenen Kenntnisse beschränkten sich auf Rechnen, Schreiben, Führen der Buchhaltung und Zeichnen; aber diese Dinge waren ihm geläufig, und da die übrigen Glasmacher sich größtentheils wenig mit derartigem „gelehrten Zeug" den Kopf zerbrechen wollten, darf es nicht Wunder nehmen, wenn Franz in geistiger Beziehung allen überlegen war. Man merkte ihm das auch schon auf den ersten Blick an. Auf seinem schönen, runden Gesichte mit den dunkeln lebhaften Augen war der Stempel der Bildung abgedrückt und gar wohl gefiel das den Mitarbeitern und oft sagten sie: „Dem Franzl fählert noch einmal der Holzschlegel auf der Achsel!"*)

Der alte Schrent hatte also in jeder Hinsicht Ursache genug, mit seinem Geschicke zufrieden zu sein.

Nur Eines wollte dem alten Schrenk noch immer nicht behagen und verbitterte öfter seinen frohen Sinn: der Verzicht auf das edle Waidwerk. Und wie schön hätte sich ihm gerade jetzt Gelegenheit dazu geboten! Gleich in der Nähe der Regenhütte wurde für einen königlichen Förster ein Haus gebaut und ein äußerst liebenswürdiger Mann dort angestellt. Der Herr Förster besuchte öfters die beiden Schrenk und da hatte ihm denn einmal der Alte anvertraut, daß er früher ein eifriger Jäger und mitunter auch Wildschütze gewesen sei. Der Förster stellte ihm und Franz, welcher die Lust zum Waidwerk von seinem Vater ererbt zu haben schien, hierauf frei, zu jagen, so oft sie nur immer wollten.

Das gab dem Alten einen Stich in's Herz.

„So was", rief er, „kann nur mir passir'n! Wenn i nur dös nöd verred't hätt'!"

„Was?" fragte Franz, welcher des Alten Seufzer vernommen hatte.

„Eo was kann doch nur mir allea passir'n; lob't mi der Herr Förster selber auf d' Jagd ein und i kann 's nöd annehmen, weil i 's verschwor'n hab', nie wieder auf d' Jagd z' geh'n!"

„Ihr habt ja nur verschwor'n, nimmer z' wildern", entgegnete Franz lächelnd.

„Was? 's Wildern hätt' i dös verschwor'n? Ja, wenn i mit 'n Förster geh', is 's ja nöd g'wildert! Verstirt noch amal — dös is a schwere Sach'! — I moan aber allewei, i hab' verschwor'n, nie wieder auf d' Jagd z' geh'n. Das müaßt' der Zächerl wissen und der hat auch noch mei Flint'n von anno dazumal, wo mi bald der Kramerkropfet erschoss'n hätt'. Woaßt was, Franzl, wennst wieder umi gehst auf Lohberg, suchst 'n Zächerl in Schwarzenbach auf und frag'st 'n, ob i dazumal 's Wildern oder 's Jagern überhaupt verschwor'n hätt'; denn i möcht' da schon wissen, wie i d'ran bin. I möcht' doch g'rad auch nöd 'n Herrn Förster vor'n Kopf stoßen, weil er mi so freundli eing'lad'n hat; man woaß g'rad' auch nöd, wie man so an Herrn wieder braucht und i glaub' 's fest, es kränkt 'n, wenn i so hockdoand bin."

Franz konnte sich des Lachens kaum enthalten, als er den Vater so sich selbst überreden hörte; er hütete sich wohl, denselben Debatten über das Wiederaufnehmen des Waidwerks entgegenzustellen, im Gegentheil bot er sich an, sobald als möglich nach Lohberg und Schwarzenbach gehen und das Gewehr vom Zächerl holen zu wollen.

Dieß sollte eher ausgeführt werden, als es Franz vor hatte, denn des Alten Selbstverleugnung wurde jetzt doch auf eine zu harte Probe gestellt. Eines Tages, es war gegen das Frühjahr 1848 zu, theilte ihm der Förster mit, daß er auf dem Falkenstein einen Wolf verspürt hatte, welcher wahrscheinlich aus den fürstlich Schwarzenbergischen Waldungen herübergekommen sei, und daß überall hin Einladungen zu einer auf morgen anberaumten Wolfsjagd ergingen, und daß es ihn, den Förster, freue, wenn die beid. Schrenk' sich auch dabei betheiligen wollten.

„A Wolfsjagh!" rief der alte Wilderer, „das is an Ausnahmsfall!" — Franzl, hol' mir d' Flint'n! i hätt' koa Ruah' mehr, wenn i die Wolfsjagh nöd mitmach'n könnt'!"

Unter so bewandten Umständen war natürlich nicht lange zu zögern und Franz machte sich unverweilt auf den Weg.

Es war ein herrlicher Maitag, als Franz den ihm wohlbekannten Weg über Eisenthal und den Brenn nach Lohberg zu einschlug, wo ihn der Lehrer und seine ganze Familie wie immer auf Freudigste begrüßten und den jungen Meister auf's Herzlichste beglückwünschten.

Sobald der Lehrer, welcher ebenfalls ein Freund des Waidwerks war, von einer Wolfsjagh hörte, entschloß er sich sofort, dieselbe mitzumachen und erklärte sich bereit, mit Franz noch heute über den Brennes zu gehen und im Waldhause zu übernachten.

Nachdem Franz einige Zeit hier ausgeruht, setzte er seinen Weg nach dem noch eine halbe Stunde entfernten Schwarzenbach, dem Ausenthalte des Bärnkoppengirgl, fort. Auf dem Wege dahin traf er zu seiner Freude einen andern alten Bekannten, den Kramerjakl, welcher ihn durchaus nicht mehr kannte und ihm die schönsten Grobheiten sagte, daß er sich einen solchen Spaß mit ihm erlaube und sich für den Schrenken-Franz ausgebe, der unmöglich so groß und alt sein könne. Erst nach und nach schien er sich von der Richtigkeit von Fran-

*) Damit will der Wildling einen rechten Glückspilz bezeichnen.

Digitized by Google

gens Persönlichkeit zu überzeugen; aber er hatte sein besonderes Interesse mehr für denselben. Der Alte war auf sich selbst zu sprechen gekommen und erzählte, daß er seit jener seltsamen Begebenheit auf dem Offa, die ihm um so verworrener werde, je mehr er darüber nachdenke, vom Vlad's Dienst getreten und von Herrn v. Hasenbrak, welcher in der Nähe eine Gladjätte und prachtvolles Waldungen besitze, als Holzaufseher angeworben worden sei und gegenwärtig, trotz seines Alters, diese Stelle noch gewissenhaft begleite. Er versicherte dem Franz, daß er sich ganz wohl befinde und von Tag zu Tag unserm Herrgott größern Dank sage, daß er nicht mehr in Vlad's Dienst sei, bei dem ohnedieß bald alles rapidi capiti*) abwärts gehen werde.

„So glaubt Ihr also", fragte Franz, „Herr Vladi kann sich nicht mehr zu dem emporschwingen, was er noch vor wenigen Jahren war?"

„Ist nöd möglich!" entgegnete der alte Jäger.

„Und warum ist's nicht möglich?"

„Das will i Eng sag'n." Und geheimnißvoll und mit gedämpftem Tone sagte er: „Es ist unter dem Vladi sein Haus was vergrab'n."

„Vergrab'n?" fragte Franz. „Was ist vergrab'n?"

„Was 's is, dös woaß i nöd", antwortete der Alte, „aber daß 's a Hexenwerk is, daß woaß i g'wiß und koana kann auf so an Haus aufkommen, wo der Teufel oder d' Hexen was vergrab'n hab'n."

„Gott mag's bewahr'n!" entgegnete Franz. „Nun, da wird wol Vater und der Prunnes schau'n, wenn ich ihnen das erzähl'."

„Der Prunnes?" rief der Kramerjakl, „da hab's an g'scheid'n Namen g'nennt."

„Warum?" fragte Franz, „habt Ihr an meinem Dörf was auszusetzen?"

„Enga Dörf is 's?" No, da hab' i auch schon gnua! Eine Kröh' hackt der andern d' Augen nöd aus. Di i was an ihm auszusetzen hab'? Versprücht er mir amal, er zoaget mir Hasen, die kraxeln können. Richti kommt er amal uma von Zwiefalan und sagt, er hätt' die bewußten Hasen bei sich, i soll'n Wirthsgart'n kommen und da könnt' i s' seh'n und wern i möcht', auch d'rauf schießen. Um mich von der Sach zu überzeug'n, sind' i mi am Platz mit meiner Flint'n ein. — Da schiebt der Prunnes für 's Kuchifenster zwoa Hasen raus. Mei' Hektor die Hasen seh'n und d'rauf zua, wer Eins. — Was 's a g'schieht? Der zame Has' kreizt wirkli auf 'n nächst'n Birnbaum auf. So was war mir in mein ganzen Leb'n noch nöd vorkumma und d'Flint'n wär' mir bald aus der Hand g'fall'n vor lauter Ueberraschung. Aber was muaß i weiter seh'n? Der zwoat' Has' fangt mit mein Hektor 's Rauf'n an! — Hat man schon so was erlebt? Hektor!" schrei i, „da is der Teufel im G'spiel! Alle! faß!" Der Hektor packt 'n Has'n bei der Wolf'; da schlupft er aus fein Gnig raus und haut damit davon; der Hektor hat 'n Balg im Maul, i aber hab' a Kreuz g'macht und hab' mi gar nimmer verkennt. — Der ander Has' auf 'm Baum ob'n schreit lagt: „Mian! mian!" Bald närrisch wär' i worden über so a Naturereignung. Da kommt der Prunnes und a ganze Sippschaft dazua aus 'm Haus raus, und Alles schreit und lacht und schaut mi an und d' Hasen auf 'm Baum. Und warum haben s' g'lacht? Weil s' mi ang'führt hab'n. — Katzen hab'n s' in d' Hasenbälg' eini g'naht! Das war a schlechter G'spaß, und 'n Prunnes vergiß i das nimmer, so lang i leb'!"

Franz, welcher Mühe hatte, während dieser ernsthaften Erzählung sein Lachen zurückzuhalten, konnte es jetzt nicht mehr länger unterdrücken und seine Heiterkeit steigerte sich um so mehr, je ernsthafter der Alte darüber wurde, dessen Zorn schließlich in hellen Flammen aufloderte, so daß einige Zeit verstrich, bis ihn Franz wieder besänftigt hatte. Aber mit dem Geisterseher war nichts mehr anzufangen und als Franz sagte, er sei auf dem Wege, den Zächerl in Schwarzenbach aufzusuchen, winkte der Alte bloß noch mit der Hand und schnell hintereinander „Adeä! Adeä!" rufend, entfernte er sich von dem jungen Manne so schnell es ihm vermöchte. Franz aber war alsbald in Schwarzenbach angekommen und hatte Zächerl's Wohnung aufgesucht.

Dieser saß auf der Greb*) vor seiner Hütte und schmauchte sein Pfeifchen. Sein Anzug war noch derselbe, wie vor sechs Jahren, nur älter, verschossener und zerrissen war er jetzt. Sein Gesicht hatte sich wenig oder gar nicht geändert; aber die Melancholie hatte eine spitzigere Runzlung angenommen und recht zusammengelauert auf der Bank sitzend, fand ihn Franz. Auch hier bedurfte es längere Zeit, bis Zächerl den Schreiber Franzi wieder erkannte; dann aber weichte er ihm sichtlich erfreut die Hand. Die erste Frage war: ob der Vater seiner einen Auerhahn abgeschaumt hätte, und es bekrembete ihn nicht wenig, zu hören, daß der alte Schrenk seit jener Begebenheit auf dem Offa keine Flinte mehr in die Hand genommen.

„Koa Flint'n mehr in d' Hand g'nommen?" rief er, „und der Schrenk is um zehn Jahr jünger als i! — I ging heutig's Tags noch auß, wenn mir mei Kreuz nöd so weh' thät; aber i kann halt nimmer gen Berg steig'n und so muaß i mi elendi im Thal dahin schleich'n. — Nix is 's mehr mit der Jagd, das is mei ganzer Kummer, — mei Kreuz! mei Kreuz!"

„Wenn's Euch nur sonst gut geht", tröstete Franz, „und Euch nichts abgeht in Euern alten Tagen."

„Sonst wär 's g'rad nöd aus!" erwiderte der Greis. „Der Tabak geht mir nöd aus, seit i 's erfund'n hab', das man Krautblets**) zum Rauch'n herrichten kann und um an Kreuzer an Brissl leih't 's mir in der Woch'n auch an etlich's Mal. Mei Hirwa g'hört mir, so lang' i leb' und 's Eff'n kriegt i von mein Schwesterssohn, 'n Koppenbauern; — aber was is das Alles, wenn eam 's Kreuz so weh thuat, daß man nimmer Berg steig'n, — daß man nimmer auf d' Jagd kann!" —

Franz übergab jetzt dem Alten ein großes Briffigles, vollgefüllt mit dem besten Schmalzler, welchen sein Vater selbst gerieben hatte und bei dessen Anschützwerden der Zächerl in einen Freudenruf ausbrach.

„Ui Gottes, ui Gottes!" rief er, da woaß i ja jetzt schon glei gar nimmer, wie r i mein Dank'sausdruck'n soll; — an so an guat'n Brissl! und so viel! und das schöne Glas'l! — Wenn mir tägt nur nöd mei Kreuz so weh that!"

Franz kam jetzt auf die eigentliche Ursache seines Besuches. Des Alten Augen erglänzten, als der junge Mann von der morgigen Bolsjagd sprach.

„Auf 'a Wolf geht 's", rief er aus, „und der Bärnkoppenjagl kann nöd mit! Himmlischer Vater, dös Glück wenn mir no zu Theil wer'n wär', aber mei Kreuz! mei Kreuz!"

Nachdem ihm Franz einiges Tröstende gesagt, fragte der Alte: „Du machst d' Jagd doch auch mit, Franzi?"

„Das versteht sich!" entgegnete dieser, „der Herr Förster leiht mir ein G'wehr und mit 'n Schieß'n kann i auch schon umgeh'n."

„Das is löbli", sagte der Alte. „Aber sag' mir, lauft 's Dir denn nach eistal über 'n Buckel bei dem Gedanken, daß Dir dös Glück könnt d'stimmt sein, 'n Wolf z'samm z'schieß'n?"

Franz lachelte und meinte, daß ihm dieses ohne Zweifel eine große Freude machen würde.

„O", sagte der Zächerl, „i nätet über so was ganz närrisch! Aber es is was guat dafür." Und sich von seinem Sitze erhebend, fuhr er fort: „I will tägt Dein Bodan sei' Flint'n hol'n, damit D' eam s' bring'n kannst zu der Wolfsjagd. Und nöd Dein Bodan sei' Flint'n alloan kannst mitnehmen, Franzi, auch di mei tragst mit fort. Treag' I' Du morg'n auf d' Wolfsjagd, daß doch wenigstens mei' Flint'n dabei is, weil 's mir mei Kreuz nimmer leih't, selber mit g'seh'n. I vermach' Dir I' zum Präsent, Franzi, heb' I' auf zum Andenken an mi; denn mit dera Büchs'n ha' i den Bärn erlegt, d'rum is 's an Ehr'n G'wehr, das man heilig halt'n muaß auf ewige Zeiten!"

Franz machte zwar verschiedene Einwendungen gegen die Annahme eines so werthvollen Geschenkes; aber Zächerl winkte abweisend mit der Hand und ging in das kleine Häuschen,

*) rapidi capiti — mit größter Eile.

*) Greb — Platz vor dem Haus
**) Krautblätter.

Digitized by Google

aus welchem er nach wenigen Minuten mit zwei Gewehren wieder zurückkehrte.

„Da!“, sagte er, ihm eines der Gewehre überreichend, „ist Dein Vater sei Gewehr; dies gibt dann wieder und gehört ihn von mir und i wünsch' dem viel Mahlvergnügen!“

Franz nahm das Gewehr aus Jäckerl's Hand. Dieser sahe jetzt zu sprechen fort, indem er das andere Gewehr mit beiden Händen umfaßte:

„Dös Gewehr aber — die Birnflint'n — leg' i in Dei Hand, Franzl, zum ewigen Angedenken. Nimm's und sei fuah!“

(Fortsetzung folgt.)

Die Todten von Solferino.

Der Wiener „Presse“ wird aus Venedig geschrieben: Im vorigen Jahre stellten sich der Präfekt von Venedig, Senator Torelli, und der Ingenieur, Graf Guerini, an die Spitze einer Privatwohlthätigkeit, um die in der Schlacht von Solferino und San Martino gefallenen Krieger, ohne Rücksicht auf die Nationen, denen sie angehörten, in ein gemeinsames Grab zu legen und zugleich die Erinnerung an diese Schlacht durch ein Denkmal aufzufrischen. Bekanntlich betrug die Zahl der in der Schlacht von Solferino engagirt gewesenen Kämpfer über 300.000 Mann, von denen 35.000 außer Gefecht gesetzt und 10- bis 11,000 Mann getödtet wurden. Das Begräbniß einer so großen Anzahl von Todten konnte, namentlich in jener Jahreszeit, nur in sehr unvollkommener Weise erfolgen und war in der That so mangelhaft, daß alle Augenblicke Gebeine der Verstorbenen zum Vorschein gelangten. Bloß bemühten sich die Behörden, diesen Uebelstand möglichst abzustellen, doch ergab sich bald die Nothwendigkeit, in ausgiebiger Weise abzuhelfen, und der Zweck der erwähnten Subskription war eben jener, die sterblichen Ueberreste der bei Solferino Gefallenen in anständiger Weise und an einem der Gefahr der Entweihung nicht ausgesetzten Orte in einem gemeinsamen Grabe zu beerdigen. Da das Gemeindegesetz die Ausgrabung von Todten vor Ablauf von 10 Jahren verbietet, so mußte mit der Durchführung des edlen Werkes bis zum 24. Juni d. J. gewartet werden. Inzwischen hatte jene in privater Weise betriebene Zeichnung als Ergebniß die Bestellung einer Summe von 45.000 Fr. gehabt. Als der erforderliche Zeitraum von 10 Jahren verstrichen war, wurde an die Ausgrabung der Gebeine der Gefallenen gegangen. Es wurden in jener Section gewissenhaft die Zahl der aufgefundenen Leichen und das Terrain verzeichnet, auf welchem dieselben ausgegraben worden waren. Die aufgefundenen Gebeine wurden nach den Sektionen in geschlossenen Kisten, in eigens dazu angefertigten Gemsäcken verwahrt, bis sie dann in die dazu bestimmten gemeinschaftlichen Gemächer versenkt wurden. Mit großer Gewissenhaftigkeit wurden die bei den verschiedenen Leichnamen gefundenen Gegenstände gesondert, genau verzeichnet und geordnet. An Goldmünzen wurden gange, halbe und Viertel-Napoleonsd'or, ungarische Dukaten, halbe Souverains und halbe Souverainsd'or, an Silber Fünffrankenstücke, Gulden und Zwanziger im Gesammtbetrage von 800 Fr. aufgefunden. Unter anderen Gegenständen wurden z. B. sechs Feldmedaillen ausgegraben, von denen zwei die Namen der Besitzer eingraviert trugen. Von den sieben aufgefundenen Siegelringen trugen zwei die Wappen österreichischer Adelsgeschlechter, einer den ganzen Namen des Besitzers, und zwei Initialen mit Adelskronen darüber. An einigen Skeletten konnte sogar die Person Derjenigen konstatirt werden, denen sie angehörten. Bei einem derselben lag ein beinahe ganz zerrichtetes Portefeuille, welches jedoch in seiner Mitte eine ganz zu lesende Adresse trug. Bei einem andern wurden fast ganz gut erhaltene Briefe angetroffen. In einigen Schädeln wurden die Kugeln entdeckt, von denen die Betreffenden getödtet worden waren; es wurden diese in den Schädeln selbst aufbewahrt. Anfangs November wurde mit der Ausgrabung begonnen, welche gegen Ende Januar d. Js. beendet wurde, und das Ergebniß derselben war die Auffindung von 8177 Gerippen, welche bei nahe alle noch Ueberreste der Uniformen trugen, nach denen die Armee und die Truppenkörper der Begrabenen genau konstatirt werden konnten. Die Ausgrabungen werden wieder fortgesetzt, und inbessen wird an der würdigen Ausstattung des beiden Beinhäuser von Solferino und San Martino gearbeitet. Bis Juni d. Js. wird Alles vollendet sein, worauf dann die feierliche Weihe stattfinden soll. Zur Theilnahme an dieser erhebenden Feier sollen Vertreter der französischen wie der österreichischen Armee geladen werden.

Eine illustrirte Volksausgabe des Don Quixotte von La Mancha.

„Der sinnreiche Junker Don Quixotte von La Mancha, von Miguel Cervantes de Saavedra“ ist ein Weltbuch geworden. Wer hat nicht schon von ihm gehört? Ihn einer Lieblichen Novelle lasen wir einmal von einem Hausshofmeister, dessen einzige Lektüre der „Don Quixotte“ von Cervantes war und der Mann hatte Geist und Gemüth, obwohl er nur ein Haushofmeister war. Letzthin erzählte man uns von einem oberbayerischen Landgeistlichen, der täglich seinen „Don Quixotte“ las. Lachend kann man ja aus diesem Buche gesunde Lebensweisheit schöpfen. Spanier, Engländer, Franzosen, Deutsche und Italiener haben diesen humoristischen Roman mit Liebe gelesen und werden ihn auch in Zukunft lesen. Wenn man die großen Dichter nennt, einen Dante, Tasso, Ariost, Camoens, Shakespeare, so verzeiht man gewiß auch Cervantes nicht. Den Spaniern hat er den Ruhm errungen, den besten Roman hervorgebracht zu haben. Die Engländer können dagegen sich rühmen, daß Shakespeare im Drama das Höchste geleistet. Beide haben dies vollbracht, ohne zu ahnen, daß sie für Jahrhunderte und alle Völker schreiben würden. Der große Cervantes beabsichtigte nur den Ruin der Ritterromane, deren Lektüre zu seiner Zeit so stark grassirte, daß geistliche und weltliche Verordnungen dagegen nichts ausrichteten. Dies gelang ihm aufs glänzendste. Es gelang ihm aber noch mehr. Er schrieb den besten Roman für alle Zeiten und ein Lieblingsbuch für zahllose Leser. Dieses voraussichtlich, freut es uns, das Erscheinen einer recht hübschen illustrirten Volksausgabe anzeigen zu können. Wir lesen ihren vollen Titel her: „Der sinnreiche Junker Don Quixotte von La Mancha. Von Miguel Cervantes de Saavedra. Aus dem Spanischen übersetzt, mit dem Leben von Miguel Cervantes nach Viardot und einer Einleitung von Heinrich Heine. Dritte Auflage in neu bearbeiteter Uebersetzung. Mit mehr denn 100 Illustrationen nach Tony Johannot neu gezeichnet von C. Offterdinger. Stuttgart, Riegersche Buchhandlung.“ Diese dritte Ausgabe erscheint in 20 Lieferungen, die in Zwischenräumen von 14 Tagen ausgegeben werden. Jede Lieferung kostet 15 kr. Bis zum Herbst 1870 liegt das Werk vollständig vor. Die Ausstattung ist, wie schon bemerkt, recht hübsch. Die Illustrationen nach Tony Johannot sind vortrefflich in Holz geschnitten und eine köstliche Beigabe zu dem Buche, das schon so viele Herzen erfreut hat. Zu haben ist diese gedachte Volksausgabe in der Jos. Thomann'schen Buchhandlung in Landshut. Sobald uns die weiteren Lieferungen zugehen und immer einige vorliegen, werden wir auf dieselben aufmerksam machen.

Zum Konzil.

Alle Welt beschäftigt sich mit dem Konzil: die politischen Zeitungen füllen ihre Spalten mit theologischen Artikeln und daneben her hat sich eine förmliche und bereits sehr reichhaltige Literatur über das Konzil gebildet. Aus dieser Fluth vom Brodchiren greifen wir heute eine der bedeutenderen Erscheinungen heraus, um sie der Aufmerksamkeit gebildeter Leser zu empfehlen: wir meinen die „neuen Stimmen aus Maria-Laach“, welche die deutschen Jesuiten unter Benützung römischer Mittheilungen bei Herder in Freiburg erscheinen lassen. Bereits sind sechs an Umfang wie an Werth sehr ungleiche Hefte erschienen, und zwar haben die letzten Hefte die vorhergehenden ebenso an wissenschaftlichem Werth wie an äußerem Umfang übertroffen. Das erste Heft hat uns, aufrichtig gestanden, so wenig befriedigt, daß wir es gar nicht zur Anzeige bringen mochten; die drei letzten Hefte dagegen nöthigen auch denjenigen Achtung ab, der auf anderem theologischen Standpunkte steht.

Digitized by Google

Jedes Heft wird einzeln abgegeben. Die Hauptartikel der einzelnen Hefte sind: 1. Heft: das Konzil und seine Gegner (84 S., 18 kr.); 2. Heft: die Stellung des Papstes auf dem Konzil (84 S., 18 kr.); 3. Heft: die Gewalt des allgemeinen Konzils in der Kirche (85 S., 20 kr.); 4. Heft: das Konzil und die Freiheit der Wissenschaft (162 S., 36 kr.); 5. Heft: das Konzil und der moderne Staat (188 S., 42 kr.); 6. Heft: das Vaticanum im Lichte des katholischen Glaubens (220 S., 48 kr.). Außer diesen größeren Abhandlungen enthält jedes Heft eine große Anzahl von Aktenstücken, eine reichhaltige Bücher- und Broschürenschau nebst anderen Mittheilungen mannigfacher Art. Die obenerwähnten Broschüren liegen auch uns vor, statt einer eigenen Besprechung geben wir vorstehende aus dem Staub. Tagblatte, dessen tüchtig theologisch gebildeter Redakteur, Herr Aichinger, besser darüber zu urtheilen vermag, als wir! Die Red. d. Lbld. Ztg.

Dr. August Einsele, l. q. Gerichtsarzt, ist so ruhig als er lebte vor einem Monate in hohen 76er Jahren in Murnau gestorben. Der verehrte Verblichene war ein tüchtiges wissenschaftlich gebildetes Mann; die Naturwissenschaften standen ihm vorzugsweise an, davon besonders das Studium der Botanik, bad er bis zu seinem Tode eifrigst betrieb. Seine gründlichen und belehrenden Vorträge sind seinen Schülern stets Gemeinschule und der ehemaligen Bauerschule dahier noch in guter Erinnerung. Seine überaus wahre Herzensgüte und Freundlichkeit, insbesonders mit Rath und That nach Kräften beizustehen, machte ihn Jedem, der den naturwissenschaftlichen Unterricht nicht dieß an der damals unter den schwierigsten Zeitverhältnissen im Amtsbezirke bestandenen Gemeindeschule dahier gleich anerkannten Lehrern in uneigennütziger Weise, ja ganz unentgeltlich zahlreiche ertheilte, sondern auch früher als Arzt in seinem Wirken den Patientinnen, Inzwischen und Verstorbenen von seinen Patienten sein Honorar in Einsprach nahm. Dem ihrem Lehrer und Freunde wird so manche Thräne der Liebe und des Danks in sein kühles Grab nachfließen, auch wird der liebevolle Führer durch Wald und Flur seinen dankbaren Schülern stets in freudiger Erinnerung bleiben. Die Pfalzl seiner Schüler zollt dem Verblichenen ein „requiescat in pace".

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Bekanntmachung.

Es wird hiemit öffentlich bekannt gemacht, daß gemäß höchsten Reskripts des k. Staatsministeriums des Handels und der öffentlichen Arbeiten vom 28. Juli d. Js. die Verlegung des bisher am Mittwoch nach Ostern in Mainburg abgehaltenen Bauernmarktes bleibend auf Dienstag nach Ostern genehmigt wurde und daß dieser Bauernmarkt sonach heuer zum ersten Male am Dienstag nach Ostern abgehalten wird.

Am 11. März 1870.

Markts-Magistrat Mainburg.

750(2a) Kremer, Bürgermeister. Bachhesel, Marktschreiber

Neues erfreuliches Zeugniß über die außerordentliche Wirkung der Dr. Rau'schen Mailänder Zahntinktur.

29. 29.

Die vorzügliche Zahntinktur (Mailänder Mundwasser) des Hrn. Prof. Dr. Rau sel. Erben lobe ich gegen Erschlaffung des Zahnfleisches und den dabei verkommenden Unannehmlichkeiten mit dem besten Erfolge gebraucht, was ich hiemit der Wahrheit gemäß dankend anerkenne.

Bamberg, im März 1852. (L. S.) Babette Glock aus Augsburg.

Von dieser vorzüglichen Zahntinktur per Glas 48 kr. und 24 kr. sowie von dem berühmten neapolitanischen Haarbalsam (Kräuter-Pommade), anerkannt das beste und sicherste, schnell und sicher wirkende Mittel zur Erhaltung, Verschönerung und Wachsthumbeförderung sowohl der Haupt- als Barthaare, per Glas 48 und 30 kr. — Fürstlich Leopold Teilchen-Seife (Schönheit-Seife), das beste unübertroffene Mittel zur Erhaltung einer reinen, gesunden Haut, zur radikalen und schmerzlosen Entfernung der Sommersprossen, Mitesser, braunen und gelben Flecken, Finnen ꝛc, per Glas 48 und 24 kr. — Aromatischer Räucherballen (aufgespeicherte Zimmer- und Salon-Parfüm), per Glas 12 kr. — Blüthenstaub (Rosée de fleurs), allgemein beliebtes, höchst erfrischendes, sehr feines Odeur, neue vielfach verbesserte Compositionen des echten Kölner Wassers, per Glas 54 kr., 30 kr. und Probeglas 18 kr. — Feinster aromatischer Toilettenessig, das Glüschchen 15 kr. — Lager de cologne 36. und 18 kr., befindet sich mit Genehmigung des k. Ministeriums Niederlage bei Herrn

Raimund Wagner in Landshut.

334(2) Prof. Dr. Rau sel. Erben.

Subscriptionen auf die Türkische Prämien-Anleihe

(Obligationen zu 400 Franken)

zum Preise von 173½ Franken, jährlicher Zins 12 Franken, Gewinn bis zu 600,000 Franken, jährlich 6 Ziehungen, übernimmt zu den Subscriptionsbedingungen das Bankhaus

Dr. Albert Wild in München.

☞ Prospecte werden auf Verlangen franco zugesendet. (1)751

Bekanntmachung.

Montag den 14. März Vormittags 11½ Uhr wird im Hofe der neuen Cavalerie-Caserne eine größere Partie altes Lagerstroh gegen sogleich bare Bezahlung öffentlich versteigert.

Landshut, den 12. März 1870. 752 d. Exp. d. Bl.

Dr. Herbst's Haus-Balsam

das beliebteste und als Haus-Mittel nach ärztlichen Gutachten „mißlichen, gefährlichen Fällen" aller derartigen Präparate ist — besonders für kurzweilige Verdauungs-Störungen und deren nächsten Folgen, desgl. auch äußerlich zur Wunden und Krämpfe a Original-Flacon nebst Gebrauchsanweisung 24 kr. ächt zu beziehen durch die Löwen-Apotheke in Landshut und aller namhaften Apotheken Niederbayerns. (3)603

Obstbäume-Verkauf.

Von edler und schönster Qualität sind alle Frucht-Sorten von Aepfel und Birnen, hochstämmige und Zwergbäume, schöne Hoch- und Strauchbunter Glasbirnen, großreife, früh braune, Oktober und Glasmirabellen, sowie alle solche Zwergbäume, worin Aprikosen, Pfirsiche, Reineclauden, Belle-weilchen und Pflaumen, Hochbäume 12—15' hoch, und Reineclode sind zu haben bei Herrn Kaller, Obstverkäufer in Landshut.

Zur gefälligen Abnahme empfiehlt sich

Johann Wöll, Obstbaumwärter.

☞ Der äußerstbalt in Landshut kommt nur circa 3 Wochen. (3a)755

Auswanderer nach Amerika

befördert mittelst der rühmlichst bekannten Dampfschiffe des Nordd. Lloyd in Bremen prompt und billigst

A. Wechsler in Landshut,
416/4) conc. Spediteur.

Mark. Was is denn dös für Dina g'wen, der gestern mit an Ochs'n und zwoa Kalbeln in Schrannen nach Landshut g'fahren is?

Seppert. Der? ja no dös mächt i g'lacht, wie der komma is, dös is a Wirth und a großer Getreidhändler von da Pfarr.

Mark. Ja, aber sag mir, wenn dös a so a rarer Mann is, warum hat denn er und sein Knecht d'Kalbeln abg'laden und omg'hetzt.

Seppert. Da liegt, von solche Leut mächt man's hausen lernen.

Mark. Wenn's aber alle a so machat's, was thät'n denn d'Schrannenarbeiter, wissens auf dös dös Verdienst an'moiesa sind?

Seppert. Ja woaßt, so was kümmert an Solchen nix, dö können von dem aah verdienen, wenn's wollt'n!

Mark. I dank die schön, du hast ma gnua g'sagt; dös is a mal a sau'n Manndsbild.

Seppert. Leb'st nur Mark, a dö's Spridwort sagt: Da Spatzer sind's fein Zebres! 754

Eine neue Waschmange für eine kleinere Haushaltung, ein neuer großer Bügeltisch, ein neuer Brunnbohrer 2" stark, mehrere größere u. kleinere Hobelbänke, ein Kranich nebst Zubehör zum Dachstuhlaufziehen, ein ganz neues Kinder-Wägelchen und eine gut erhaltene Hundshütte für einen großen Hund wird um sehr billigen Preis verkauft. Das Nähr. (3d)715

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 12. Den 20. März: Nicetas.

Glasmacherleut'.

Kulturbild aus dem bayerischen Walde von Max. Schmidt.

(Fortsetzung.)

Der Alten Stimme zitterte, als er so sprach, und man merkte ihm's wohl an, welchen Schmerz es ihm machte, sich von diesem Kleinode, dem Gefährten seines Lebens, zu trennen. Franz konnte sich gleichfalls einer Rührung nicht erwehren. Er trat einige Schritt zurück und sagte: „Ich kann 's nöd nehmen, Jächerl. Warum wollt Ihr Euch von diesem Gewehre trennen, daß so schöne Erinnerungen für Euch hat."

„O'rab' bereitweg'n," erwiderte der Alte, „muaß 's aus 'n Haus. I kann 's nimmer anseh'n, so wehmüatig wird mir immer dabei, weil i allemeil d'ran erinnert werd', daß 's my mehr is mit mir. Und nacha möcht' i dennat auch, daß mei Flint'n nach mein Tod in solche Händ' kommet, wo 's g'acht't is und wo man gern erzählt'n wird vom Bärnkoppengirgl, wenn er auch längst schon in der ewigen Ruah is. Bei Dir ist dös der Fall. Dir wird 's amol guat geh'n, Franzl, weil Dein Voban ehrli und i woaß g'wiß, wennst auch noch so reich wirst, die Bärnflint'n verachtst d'rum niemals nöd und hängst es auf a schön's Plagl in Deiner Stub'n. Dös verspricht'st mir, Franzl, und läßt spreit' Di nöd lang' und nimm d' Flint'n!"

Franz sah, daß er den Alten beleidigen würde, thäte er nicht nach seinem Willen und nahm das Geschenk mit Thränen in den Augen. Eine düstere Ahnung regte sich in seinem Herzen und als er jetzt dem Alten die Hand zum Abschied reichte, wurde er sonderbar gerührt von Jächerl's Worten:

„Wiernst wieder nach mir frag'st, wirst 'n Jächerl nimmer finden. Eine neue Zeit is angangen, so viel man überall erzählt; aber i poß nimmer eini in die neu' Zeit; ich will abschließ'n mit der alt'n. Da Wind saust durch 'n Urwald und bricht die dürr'n Helm'*), wie schwache Stech'n z'samm; aber aus den übermoof'ten Ranen keimt a frisch Leb'n und grüne lebendige Stämm' wachsen auf den vermoberten Leich'n. So wachst aus der alten Zeit die neue 'raus; aber auch die wird z' Grund' geh'n und die Unterlag' bilden zu oana, die nacha d'rauf folgt. D'rum darf man das Vergang'ne nöd verachten, es is die Wuade von der Gegenwart. Das, Franzl, merk' Dir und geh' itzt mit der Flint'n hoam. Grüaß' mir 'n Pfarrmes und Dein Voban und halt' in guat'n Ehr'n 'n Jächerl und sei Flint'n!"

Der Alte sprach dieß im feierlichen Tone; dann ging er hinein in seine Hütte. Franz aber entfernte sich, tief ergriffen von des Alten letzter Rede.

Es war seine „letzte Rede"; denn wenige Tage nach diesem Besuche siegerten sich des Alten Kreuzschmerzen derartig, daß sein altersschwacher Körper mächtig davon erschüttert wurde und, wie er selbst gesagt, gleichwie der Sturmwind die dürren Helme zu Boden wirft, so ward er auch hingeworfen auf das Krankenlager, von welchem man ihn schon nach wenigen Tagen als leiche hinausstrug zur ungestörten Ruhe im Lamerer Freithof.

IV.

Eine Stunde später war Franz in Begleitung des Lehrers auf dem Heimwege begriffen. Es traf sich eigenthümlich, daß der junge Glasmacher heute fast mit allen Personen wieder in Berührung kommen sollte, welche mit den früheren Schicksalen seines Vaters in näher Beziehung standen. Es war ihm nämlich auf seinem Rückwege ein Besuch vorbehalten, nach welchem er sich niemals gesehnt hatte: das des Herrn Pladl und seiner Tochter Rosalie, und dieses Begegnen war noch dazu von Umständen begleitet, welche sogar von weittragenden Folgen, ja eine Bestätigung des Sprüchworts werden sollten: „Kleine Ursachen, große Wirkungen."

Zwischen Lohberg und Sommerau befindet sich ein ziemlich tief eingeschnittener, fast schluchtähnlicher Grund, durch welchen ein reißender Wildbach, vom nahen Ossa kommend, hindurchfließt, um sich in den nahen Regenfluß zu ergießen. Alle alle Wildwasser im Frühjahre, ging auch dieser Bach gerade jetzt außerordentlich hoch und reißend, als der Lehrer und Franz an demselben ankamen, um auf dem Fußsteige von Lohberg nach Sommerau zu gelangen. Fast zu gleicher Zeit war, von Sommerau herkommend, Herr Pladl mit seiner Tochter, Fräulein Rosalie, hier eingetroffen, welche auf dem Heimwege die Fahrstraße benützt hatten und auf dem Fußsteige nach Hause gelangen wollten. Als aber Herr Pladl vor dem Stege ankam, welcher nur aus einem schmalen, aber mehrere große Steine gelegten Brette bestand, das wegen des hohen Wasserstands fast von demselben bespült war, hemmte der Hüttenherr seine Schritte, denn er wagte es nicht, dem schwankenden Brette seinen schweren Körpus anzuvertrauen. Er schimpfte fürchterlich auf die Gemeindeverwaltung, daß sie keine bessere Vorsorge getroffen, und als er jetzt den Lehrer's ansichtig ward, welcher als Gemeindeschreiber auch ein Glied der Verwaltung war, machte er diesem die größten Vorwürfe, daß er nicht besser für die Herstellung ordentlicher Verbindungsmittel Sorge trage. Der Schullehrer erwiderte, daß er sogleich zu Sommerau das Nöthige anordnen wolle, daß übrigens der Steg zur Nothdurft schon auszureise und daß man mit dem Gehen viel eher hinüberkomme, als mit dem Raisonniren.

„Machen Sie 's nur, wie ich," sagte er lachend, und mit „Eins, zwei, drei!" war er jenseits des Baches.

Franz schickte sich an, nachzufolgen und zählte während des Hindurchgehens ebenfalls laut: „Eins, zwei, drei!"

Pladl nahm die Sache jetzt auch von der heiteren Seite und schritt über den Steg. Er zählte dabei gleich den Vorigen: „Eins, zwei!" — da krachte es und Plumps! lag er drinnen im Bache und schrie Zeter und Mordio!

Rosalie schrie laut auf. Der Lehrer schrie auch, aber nicht aus Schrecken, sondern vor Lachen. Franz jedoch sprang dem Hüttenherrn nach und half ihm wieder an's Trockne. Dieser schimpfte jetzt in allen Tonarten und war über des Lehrers schallendes Gelächter ganz wüthend. Die Sache war aber noch nicht abgethan; der Papa war jenseits, Rosalie diesseits des Baches, und die Verbindung zwischen beiden, der verhängnißvolle Steg, gebrochen. Was war zu thun? Das Mädchen war in nächtlicher Verlegenheit; aber Franz, welcher mit einigen Sprüngen wieder jenseits angelangt war, wandte sich jetzt an Rosalie:

„Ich will Sie hinübertragen, Fräulein," sagte er, „Sie dürfen sich meinen Armen schon anvertrauen."

„Warum nicht gar," erwiderte mit einem Blicke der Verachtung das Mädchen, „das werde ich nie thun."

„Dann müssen Sie einen großen Umweg machen;" sagte Franz, „es darf Sie nicht genieren, wenn Sie von mir einen Dienst annehmen."

„Eine Gefälligkeit," verbesserte das Mädchen, „eine Gefälligkeit von einem Schrent."

„Nun," entgegnete Franz lachend, „thut Ihnen der Esel eine Gefälligkeit, wenn Sie ihn spazieren reiten? Sie betrachten es gewiß nur als Dienst. Betrachten Sie mich, wenn Sie wollen, für den Esel und sie brauchen mir so wenig zu danken, wie Sie 's jenem thun."

*) Dürrer Helm, d. i. dürre, rindenlose Stämme mit langherabhängenden, vom Winde gepeitschten Baumästen.

Digitized by Google

„Unter dieser Bedingung," erwiderte spöttisch Rosalie, „nehme ich's an."

Franz nahm hierauf das Mädchen schnell in seine kräftigen Arme und trug es wie eine Puppe an das andere Ufer.

„Behüt Sie Gott, Fräulein Rosalie," sagte er und sprang ohne ein Wort der Anerkennung abzuwarten und auch zu hören, wieder an's jenseitige Ufer zu dem Lehrer, mit welchem er dann ohne Aufenthalt den Weg nach Sommerau und über den Brennes fortsetzte.

Franz hatte dieses Abenteuer vergessen, bevor eine Stunde verganzen; nicht dasselbe war bei derjenigen der Fall, welche in so beleidigender Weise seinen Dienst angenommen und statt eines Dankes mit Nadheiten belohnt hatte. Der Vater raisonnirte während des Nachhausegehens in Einem fort auf den Lehrer, welcher sich erlaubte, ihn in seiner Bedrängniß auszulachen und nahm sich vor, die ganze Gemeindeverwaltung wegen der schlechten Instandhaltung der Verbindungsmittel zu verklagen; dann zankte er mit dem Mädchen, weil dieses den Vorschlag gemacht, den Zubweg einzuschlagen, — dann schimpfte er über das Wasser, das seine Kleider durchnäßt und über sich selbst, daß er so unvorsichtig war, über das schwache Brett zu gehen. Zu Hause angekommen, gab es dann einen neuen Auftritt mit der Frau, den Kindern und den Dienstboten, wie es alle Tage der Fall war; denn sein Aerger über die meistens selbst verschuldeten Störungen im Geschäfte ließ er in der Regel an seinen Hausgenossen aus, die ihm freilich auch hinreichend Ursache dazu gaben. Die Hüttenfrau nahm keine Rücksicht auf die bedeutend geringer gewordenen Einkünfte, im Gegentheil brauchte sie jetzt mehr Geld als früher, wo Herr Pladl noch nach Tausenden rechnete. Die Kinder waren jetzt fast alle in einem Alter, wo bedeutende Summen für dieselben verwendet werden mußten; zwei Söhne waren auf fernen Studienanstalten, thaten aber so wenig gut und machten trop ihrer Jugend so viele Schulden, daß man sie nirgends lange behielt, und die nichtsnutzigen Buben mußten schon nach wenigen Jahren mit Schande und Spott wieder zurückkehren in das elterliche Haus. Kein Wunder, daß Herr Pladl auf diese Weise all' seine gute Laune verlor; aber sein unmittelbares Benehmen machte ihm von Tag zu Tag mehr Feinde, die besten Arbeiter verließen seine Hütte und die Gläser von Oberlehberg hatten ihr ganzes Renommé nach und nach verloren. Rückständige Zahlungen, Falliments bedeutender Häuser, welche in Folge der bewegten Zeiten eintraten, brachten ihm gleichfalls einen großen Verlust und mit Riesenschritten, aber wie der Kroměrzik sagte: „rapidi capidi", ging es bei Herrn von Pladl abwärts. Dazu der Krieg im eigenen Hause, das verschwenderische dem Laster des Trunkes und der Lotterie sich hingebende Weib, die liederlichen Kinder .... Herr Pladl war zu bedauern!

Rosalie, das siebzehnjährige Mädchen, das verhältnißelle Stiefkind des Vaters, war ohne alle Grundsätze groß geworden. Das stattlich herangewachsene, große Mädchen mit den üppig blonden Haaren, den weißen, reinen Zähnen, dem ebenmäßigen Gesichte und den himmelblauen Augen hätte für schön gelten können, wenn dem Anzuge und den Haaren mehr Sorgfalt zugewendet worden wäre, wenn diese schönen Augen nicht so gar leblos gewesen wären! — Arme Augen! warum glänzet ihr denn nicht im Frühlinge des Lebens? Spiegel der Seele, sonnten Du niemals widerstrahlen von seligem Glück. — Arme Seele, an welcher der Frühling vorüberzieht, ohne ein einziges Blümlein zurückzulassen, nicht einmal ein Todtenblümlein, daß die kalte Oede ihres Herzens wenigstens mit stiller Wehmuth dahte unterbrochen können! Ach, sie trug keine Schuld an dieser Verarmslosung von Geist und Herz! Der täglich sich wiederholende Krieg im eigenen Hause, die Zänkereien der Geschwister, welche mit neidischen Augen auf die Bevorzugte des Vaters blickten und der dadurch herbeigeführte fortwährende Zank und Streit, der Mangel an wahrer Religion, dem ächten Ritt des häuslichen Glückes: — kurz, es fehlte aller und jeder Anlaß zu einer geistigen Entwegung und Rosalie hatte es bis jetzt noch nie empfunden, daß ihr fast Alles mangelte, was das Leben hätte schön machen können.

So war es um Rosalie bestellt bis zu dem Momente, wo sie von Franz über den reißenden Mühlbach getragen wurde, ein Dienst, für welchen sie keine Silbe des Dankes, wohl aber Worte des Spottes und der Beleidigung fand.

Das Mädchen war sehr bösen Augenblicke unzufrieden mit sich selbst; sie ärgerte sich, daß sie Franzens Anerbieten angenommen. Da es aber einmal geschehen, so meinte sie, hätte sie wohl dem Burschen für seine Bemühung einen „Gelt's Gott" sagen können. Dieser Gedanke, dieser Selbstvorwurf wollte Rosalien nicht mehr verlassen. Als ihr Vater zu Hause wieder auf sein unvollkommenes Bad zu poltern anfing, konnte jetzt das Mädchen nicht umhin, zu sagen:

„Es war doch schön von dem jungen Schrent, daß er Dir so schnell beigestanden ist in der Noth und daß er auch mir so gefällig war. Wir hätten ihm doch dafür danken sollen."

„Dummes Geschwätz!" erwiderte Pladl, „einem Schrent für etwas danken. Kein Mensch hat es ihm geheißen, und einen Gefallen zu thun. Er hat sich selbst aufgedrungen, der dumme Bub, und wenn ich mit ihm wieder zusammen komme, werde ich mit solch' ungebetene Dienste verbitten."

„Also hätte er Dich im Bache liegen lassen sollen?" fragte das Mädchen.

„Ja," schrie der Vater aufgeregt, „lieber will ich ersaufen, als von einem Schrent einen Dienst erbitten! — Wer ist schuld an unserem Unglück, als der Schrent? Seinetwegen ist der Brunnes aus meinem Dienste getreten und ist in auf der Hütte Alles verkehrt gegangen seit der Zeit. — Niemand anderer als der übermüthige Glasmacherg soll ist an Allem schuld und kein Tag vergeht, ohne daß ich unsern Herrgott bitte, daß er seinen Blitz herabschleudere auf die ganze Sippschaft!"

„Dieser Blitz," entgegnete Rosalie stotternd und mit gedämpfter Stimme, „hat aber bis jetzt immer nur unser Haus gefunden und weiß auch künftig keinen andern Weg."

„Meinethalb schlagt er's ganz z'samm!" schrie erhitzt der Hüttenherr, indem er, die Thüre hinter sich mit Gewalt zuschlagend, das Zimmer verließ.

Rosalie entlernte sich ebenfalls; sie wollte allein sein, und eine Stickerei zur Hand nehmend, setzte sie sich auf eine Rubebank in dem zunächst dem Hause befindlichen Garten. — Hier war es Frühling und eine angenehme, laue Luft wehte durch das Thal des weißen Regens. Rosalie hatte ihre Arbeit alsbald aus der Hand gelegt und blickte nachdenkend hinaus in die Gegend.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Dalmatien und Montenegro.

Von Dr. Du Prel.

(Fortsetzung.)

Dieser bunte lange Zug bewegte sich lärmend den Berg hinan und die blanken Rohre der Kanonen und die farbenreichen Gewänder der Tschernagorzen erglänzten im Lichte der Sonne, welche ihre sengenden Strahlen auf das savillene Kalksteinmeer warf. Oben aber, an einer der jubilosen Ecken der Serpentine, wo man nach etwa dreistündigem Aufsteigen die grünen Fluthen der Bocca und die grünenden Ufer wie eine Schweizerlandschaft tief unten liegen sah, wo zu unseren Füßen Cattaro lag, über das wir uns mehr und mehr erhoben hatten, ohne uns seitwärts von ihm entfernt zu haben — da wurde an einer Felsenquelle Rast gemacht und Menschen und Thiere löschten ihren Durst aus dem klaren Wasser und lagerten sich in Gruppen auf dem Felsenabhang.

Die Männer und jüngeren Leute trugen alle lange Flinten und in dem mit allerlei Beschlägen verzierten, mehrmals geschlungenen Ledergurt kreuzten sich die Pistole und das etwa zwei Fuß lange montenegrinische Messer mit dem kurzen Griffe. Ueber dem langen weißen Oberrocke trugen manche derselben eine braune bolmanartige Struska oder auch ein dickes teppichartiges Kleidungsstück, mit bunten Streifen durchwirkt und herabhängenden Franzen versehen. Vom Knie abwärts bis an den Knöchel waren sie mit Strümpfen von weißer Wolle bekleidet, während der Fuß die Opanka trug, ein enges Gestecht von dünnen Lederstreifen, das ein bequemes, elastisches und leichtes Schuhwerk bildet.

Die Tracht der Weiber war ebenfalls gleichförmig; auch sie trugen lange unten mit Borten gezierte, weiße Oberröcke, von der Hüfte herab rothe Gewänder, Opanken und als Kopfbe-

Digitized by Google

bedeckung ein weißes Tuch, dessen Enden nach rückwärts fielen, und welches meist gelbe Gesichter mit schwarzen Haaren einrahmte. Dabei frischer sahen die Mädchen aus, und die rothe Mütze — bei den Slaven das Unterscheidungsmerkmal der Mädchen von den Frauen — unterstützte nur ihr jugendliches Aussehen.

Die Weiber und Mädchen trugen meist Lasten auf dem Kopfe oder Rücken, dagegen der männliche Theil der Gruppe frei und stolz und nur Waffen tragend einherging, und die Mädchen mochten an ihren jüngeren männlichen Gefährten nichts von dem vermissen, was das weibliche Herz im allgemeinen beunruhigt.

Die Waffen schienen zum Theil sehr werthvoll zu sein und manche Pistolen- oder Messergriff war mit Silberplättchen oder Perlmutter belegt. Im Verlaufe des Tages sahen wir noch kostbarere Stücke. Es sind die Waffen kein Luxusgegenstand der Montenegriner, denn sie legen sie nie ab und machen fleißig Gebrauch davon; wohl aber ihr einziges Besitzthum, an welchen sich ihr Luxus knüpft; doch mag sich dies bei der Armuth der meisten auch dadurch erklären lassen, daß sie eroberte türkische Waffen tragen, an welche sich meist lange Geschichten knüpfen. Wie der Spanier die Geschichte und Genealogie seiner Pferde kennt und gerne erzählt, so der Montenegriner die seiner Waffen, die sich in der Familie fort und fort erben. Sie haben freilich auch ihre eigenen Waffenschmiede in ihren Bergen — vielleicht die einzigen Gewerbsleute — und man erzählte uns, daß mancher von diesen auch als geschickter Chirurg sich auszeichne, vorzüglich bar der Lanze des Achilles, deren Schaft die Wunden zu heilen vermochte, welche die Spitze geschlagen hatte. — Wir ließen die Karawane an der Quelle ruhen und setzten über den Kamm der Sella-gora steigend unsern Weg allein fort. Bald war jeder Rückblick gegen das Meer zu abgeschnitten. Wir befanden uns jetzt in Montenegro und es eröffnete sich uns die Perspektive in den höchsten, aber auch steinigsten und felsenreichsten Theil dieses Landes. Zur Rechten hob sich der schneebedeckte Gipfel des Lowtschen in die Wolken, einer der höchsten Berge Montenegro's. Die von den Oesterreichern gebaute Serpentine führt, wie gesagt, nur bis an die Gränzscheide; von hier aus schlängeln sich steinige Pfade zwischen Felsentrümmern in's Innere des Landes und, wie es scheint, haben die Tyernagorzen ihre guten Gründe, der Unwegsamkeit ihres Berglandes nicht abzuhelfen. Sie haben sogar, als ihnen Napoleon durch Marschall Marmont das Anerbieten machen ließ, eine Kunststraße von Cattaro nach Cetinje zu bauen, dieses Danaergeschenk zurückgewiesen. Ihr ganzes Vertheidigungssystem beruht auf der Unwegsamkeit ihrer Berge.

Das Hochplateau, die Felsenenge, in der wir jetzt weiter gingen, und die sich weit über Cetinje hinaus erstreckt, zeigt nur an seltenen Stellen, daß es auch hier möglich ist, dem Boden kümmerliche Produkte abzugewinnen; aber diese seltenen Stellen, oft nur von der Größe eines kleinen Zimmers, sind mit einer Ringmauer aufeinander geschichteter Steinplatten umgeben zum Schutze gegen die heftigen Stürme.

Ich brauche hier nicht zu wiederholen, aus welchen Gründen die Kalkheimmoose der Schwarzen Berge ihr jetziges öde Aussehen erhalten hat, und die früher angegebenen Erklärungsgründe möchten vielleicht plausibler erscheinen, als die Erzählung, die man daselbst hören kann: Als der Baumeister der Welt, um die Berge auf der Erdkugel zu vertheilen, herum ging und auf seiner Wanderung auch nach Montenegro kam, erbleit der aber seinen Rücken hängende Sack, der seine Provision von Felsen enthielt, ein Loch, was er leider erst bemerkte, nachdem ein guter Theil seines Vorrathes herausgefallen war. Nach einer anderen, wahrscheinlich den Bewohnern des öbesten Gebirgstheils angehörigen Version, ließ er diesen Sack sogar fallen und bis heilen wollten nach allen Seiten auseinander.

Tyernogora — Kara-baghanf türkisch heißt Schwarzwald. Die Linguistik kommt also hier der Orographie zu Hilfe und beweist, daß auch hier einst Wälder gestanden, die jetzt verschwunden sind.

Von den Weibern, die wir an der Quelle zurückgelassen hatten, und die sich lebhaft mit dem Transporte schwerer Lasten auf Kopf und Schulter abquälten, waren uns einige bald nachgegangen und so rüstig wir auch dahingingen, konnten wir doch nicht verhindern, daß sie uns bald den Vorsprung abgewannen und lange vor uns in Rjeguich ankamen; sie treten mit ihren Quanten sicheren Schrittes auf dem Geschiebe von Steinen auf, auf dem wir uns nur mit Schwierigkeit fortbewegen.

Es ist nur dem, der das Felsengeklüfte dieser Berge mit seinen ungangbaren-Pfaden und Schleichwegen gesehen hat, erklärlich, wenn er von den vielen Tausenden von Türken hört, die hier in diesen Defileen den Tod gefunden haben. Nur ein Volk, in dem eben alles Waffen trägt, was Waffen zu tragen vermag, selbst die Popen, in dem selbst von Weibern Heldenthaten erzählt worden, und die Ehre des Waffentragens Mädchen erstritt wird, welche diese Waffen einem Türken abgenommen, nur ein solches Volk kann so Erstaunenswerthes leisten gegen einen Feind, der meist so zahlreich war, daß — wie drei von Skabikta entsendete Boten in einem Volkslied erzählen — „daß wir nicht hingereicht hätten, die Spyer der Türken zu saljen, wenn wir alle drei in Salz verwandelt worden wären". Und der Schluß aller dieser Heldenkämpfe ist immer wieder das Gebeul, welches durch die Berge schallt: Die Tyernagorze ist frei! und ein unerschütterliches Vertrauen spricht aus ihnen, daß es in alle Zukunft so bleiben wird. „Es lange noch währet der Tyernagorzen am Leben sein wird, werden sie sich vertheidigen gegen Türken und andere, wer sie auch sein mögen. Sie ist nicht bloß ein Schatten, diese Freiheit der Tyernagorzen. Kein anderer als Gott könnte sie besiegen, und wer weiß, ob nicht Gott selbst bei diesem Versuche erlahmen würde!"

Welches Blutbad auf der schiefen Ebene von Montenegro gegen das türkische Albanien zu oft angerichtet wurde, davon kann man sich einen Begriff machen, wenn man beispielsweise erfährt, daß im Jahre 1859 bei einem der jährlichen Raubzüge

Tschetan — gegen die Türken, durch welche oft der Friede unterbrochen wird, allein 600 Türkenköpfe nach Cetinje gebracht wurden. In neuerer Zeit ist der Gebrauch des Kopfabschneidens theilweise abgekommen und man begnügt sich meist mit den Ohren und der Nase des Getödteten. Früher aber galt der nicht vollständig für besiegt, dem man nicht die Waffen geraubt und den Kopf abgeschnitten hatte, wie der Jubianer nur diejenigen gefödteten Feinde zählt, welchen er den Kopf abgeschnitten. Ja die Angehörigen der Gefallenen selbst schnitten diesen oft die Köpfe ab, um wenigstens diese nach Hause zu bringen und nicht den Türken zu überlassen. Es geschah daher jedenfalls nur ausnahmsweise, daß ein montenegrinischer Skabikta einst eine Anzahl gefangener Türken, um seinen Feinden seine Verachtung zu bezeugen, gegen eben so viele Schweine austauschelte. Ich weiß nicht, woher es kommt, daß bei den Türken und ihren feindlichen Nachbarn gerade der Hund und das Schwein für das Symbol alles Verächtlichen gehalten werden. Daß es aber so ist, mag auch jener Antwort erhellen, die einst der türkische Sultan dem französischen Gesandten Ludwigs XIV. zu Theil werden ließ, da dieser ihm einen Sieg über die Engländer meldete: „Wisse, o Ungläubiger, daß es Uns vollkommen einerlei ist, ob das Schwein den Hund frißt, oder der Hund das Schwein."

Nicht immer besteht zwischen dem Skabikta von Montenegro und den Kaschas von Trebinje und Skutari erklärte Feindschaft, und diese selbst suchen oft beiderseits die unvermeidlichen Streitigkeiten zu begütigen, die zwischen ihren Völkern entstehen, und die aus der geringfügigsten Ursache oft zu einem blutigen Kampfe werden. Ja, als einst ein an der türkischen Grenze liegender Bezirk auf eigene Faust mit den Türken anband und die Festung Kablsat eroberte, wurden die Montenegriner von ihren Skabikta bei Strafe der Exkommunikation angehalten, diese wieder herauszugeben. Ein eigentlicher Friede aber herrscht wohl selten; denn wenn sich die schwarzen Berge mit Schnee bedecken, suchen die Montenegriner Weiden für ihr Vieh, das sie nicht verhungern lassen wollen, und sie sind nicht diejenigen, welche die Gegend verschmähen, weil sie nicht ihnen gehören. Auch die immer wieder sich wiederholenden Grenzregulirungen bieten Anlaß zum Streite und in den 30ger Jahren gelang sogar den Oesterreichern die bloße Abmessung ihrer Grenze nur nach einem Scharmützel. Unter diesen Verhältnissen findet man es erklärlich, daß bei den Montenegrinern der Tod im Kampfe der natürliche ist, daß sie es für ein Unglück halten, wenn ihnen von Gott der Tod außer der Schlacht beschieden ist. Will mun einen Bewohner

Digitized by Google

der schwarzen Berge tödlich beleidigen, so braucht man ihm nur zu sagen: alle Deine Vorfahren sind im Bette gestorben."

Berg auf, Berg ab, von einer Thalvertiefung in die andere führte uns der Weg in die Ebene von Cetinje, die bei geringer Breite ein Paar Stunden lang ist, und wir erreichten endlich etwa 6 Stunden nach unserem Aufbruche von Cattaro die Residenz des Vladika. Sie liegt ungefähr 4000' über dem Meere — ist daher wohl die höchstgelegene der europäischen Residenzen — und lehnt an den kahlen Hügeln, welche hie nach ihr benannte Hochebene umschließen. Der theilweise sumpfige Boden derselben scheint die Erzählung zu bestätigen, daß einst die Fluthen des jedenfalls melancholischen aller Seeen die umgebenden abgerundeten Hügelkuppen absteigelten.

Dreimal ist es den Türken schon gelungen, bis hierher zu dringen und die wenigen Häuser der Stadt zu verbrennen. Zum letzten Male geschah dies vor 7 Jahren — die Montenegriner schreiben es dem Umstande zu, daß der heilige Peter eben abwesend war; — aber bei einem Volke, dessen einziges Besitzthum sind, welche rasch in den unzugänglichsten Theil des Landes getrieben werden können, das die umgeworfenen Steinhütten schnell wieder aufbauen kann und das alles Werthvolle am Leibe trägt, — bei einem solchen Volke haben selbst momentane Niederlagen nichts zu bedeuten. Es wird den Türken wohl nie gelingen, auch den übrigen Theil des Landes zu überschwemmen, wo hinter jedem Blocke tiefer der Tod lauert; wo sie von herabgerollten Felsen zermalmt werden, und ihre erbitterten Feinde auf den Klüften bald zu bald dort unerwartet hervorbrechen. Niemand ist gewandter in Benützung aller natürlichen Vortheile, welche dieses Land dem Vertheidiger gewährt, als die Montenegriner, die dort so heimisch sind, und so sehr sie sich vor den Türken, über deren Tücke und Treulosigkeit bei ihnen Sprichwörter kursiren, durch Offenheit und Ehrlichkeit auszeichnen, so haben sie doch gelernt, daß man im Kriege, wenn die Löwenhaut nicht hinreicht, vom Fuchspelze daran nähen müsse. Nächst der Natur ihrer Berge sind ihrer außerordentlichen persönlichen Tapferkeit verdanken sie dieser erworbenen Schlauheit ihre Freiheit.

In der Gruppe von Häusern, aus welchen Cetinje besteht, fallen nur wenige auf und selbst diese nur durch ihre relative Wohnlichkeit. Dazu gehört vor allem das zweistöckige, ganz nach europäischem Muster gebaute Haus der Fürstin Darinka, der Wittwe Danilo's d, dann die lange schmale Residenz des Vladika und das Kloster, vor welchem ein freier Raum, das Forum, liegt, in dessen Mitte eine Zitterne zu sehen ist. Die übrigen unscheinbaren Häuschen gruppiren sich um diese Hauptgebäude. Dies ist die ganze Residenz, die nur derjenige als solche von selbst erkennen würde, der weiß, daß es in ganz Montenegro keinen befestigten Punkt gibt, das Kloster von Cetinje ausgenommen. Auch diese Befestigung besteht lediglich aus einer mit Schießscharten versehenen Umfangsmauer. Wer entweder von Skutari kommend oder von Cattaro oder endlich an dem schwierigsten Zugange zu den schwarzen Bergen, an dem Fort Stanjewich vorüber, heraufgekommen ist; wer also gesehen hat, wie dieses kleine Land auf allen Seiten von türkischen und österreichischen Fortik umgeben ist, der wird dann über den Charakter dieses Bergvolkes hinlänglich aufgeklärt werden, wenn er sieht, daß die tapferen Bewohner der Schwarzen Berge sich darauf verlassen, daß das ganze Land eine Gebirgsfestung ist, die von ihrer Besatzung bis auf den letzten Mann immer vertheidigt werden wird.

Das am höchsten gelegene Gebäude von Cetinje ist ein alter viereckiger Thurm, am Abhange eines Hügels gelegen; die Matrosen dieses Thurmes war noch vor wenigen Jahren wie der Nacken eines Igels oder wie ein Räuberlassen mit langen Stangen gespickt, an deren Enden die abgeschnittenen Türkenköpfe gesteckt waren. Später ward man die erbeuteten Köpfe in einen Brunnen und jetzt, wie gesagt, hat es der Fortschritt dahin gebracht, daß man sich mit Nasen- und Ohrenabschneiden begnügt.

Auf dem grasbewachsenen Forum werden öffentlich und im „natürlichen Vorfahren" die Rechtsstreitel der Montenegriner dem Vladika competirenden und entscheiden. Die Todesstrafe — durch Erschießen — soll nicht eben selten angewendet werden und wird, um keinen Anlaß zur Blutrache zu geben, von einer Anzahl aus allen Nahien zusammengelesener Leute ausgeführt.

Es war bereits Abend geworden, als wir in Cetinje ankamen und wir verfügten uns daher vor allem in die Locande, um für unsere Unterkunft zu sorgen. In einem Zimmer, in dem einige Montenegriner ihre Streue aufgeschlagen hatten, fand ein geräumiges Bett, welches allenfalls für uns hingereicht hätte. Aber leider erfuhren wir, daß eben heute die Senatoren — die oberste Gerichtsbehörde des Landes — aus den verschiedenen Nahien vom Vladika zusammenberufen seien und daß vier dieser zugereisten Würdenträger ihre gewaltigen Gliedmaßen auf dieses Lager strecken würden. Es blieb uns somit nichts übrig, als den gastfreundlichen Vorschlag einer Frau anzunehmen, die uns eine leere Stube anbot — wir merkten übrigens bald, daß sie stark bevölkert war — auf deren Boden eine aus einem anderen Hauschalte entliehene Matratze zurecht gelegt wurde. (Schluß folgt.)

Nekrolog.

(Aus der Linzer Volkszeitung.)

Am 27. Februar d. J. starb zu Bildsburg bei Landshut in Niederbayern der Rektor der dortigen Kongregation der Redemptoristen, der Pater Johann Michael Benger, Doktor der Theologie, im 48. Jahre seines Lebens. Geboren zu Bergberg, Pfarre Bockum, bei Krefeld, studirte er auf dem Progymnasium zu Nerdingen, auf dem (Jesuiten)gymnasium zu Köln und auf der Universität zu Bonn. Schon im Alter von 22 Jahren mit päpstlicher Dispens zum Priester geweiht, wurde er 1845 als Kaplan zu Erkelenz angestellt. Im Jahre 1847 berief Erzbischof v. Geissel ihn nach Köln, übertrug ihm eine Domvikarie und ernannte ihn zu seinem Geheimsekretär. Benger sehnte sich lebhaft in die Seelsorge zurück; Kardinal v. Geissel ernannte ihn jedoch zum Professor der Theologie im Erzbischöflichen Seminar, in welcher Stellung er vom Jahre 1847 bis zum Jahre 1854 segensreich wirkte. Am 8. Mai 1854 trat Michael Benger zu Altötting in den Orden der Redemptoristen. Er wurde Novizenmeister, Lektor der Theologie und zuletzt Rektor zu Bildsburg. Die Seelsorge war sein rechtes Feld; bei den Missionen war er nicht zu ermüden. Seine geistigen Anlagen und seine theologischen Kenntnisse waren hervorragend, das beweist seine in drei Bänden erschienene Pastoraltheologie; aber größer war erst die Demuth seines Herzens, seine echt priesterliche Gesinnung. Der schlichte Ordensmann erregte auch in weiteren Kreisen große Aufmerksamkeit, so daß die Universität zu Wien im Jahre 1865 ihn honoris causa zum Doktor der Theologie ernannte. Er starb nach kurzer Krankheit an einem gastrischen Fieber, vorher mit den heiligen Sakramenten versehen. In seinem theologischen Nachlasse muß sich vieles Vortreffliche vorfinden; hoffentlich werden seine Ordensbrüder den Klerus und das Volk mit dessen Herausgabe erfreuen.

Ein origineller Gruß wurde einst dem vor Kurzem verstorbenen Abt Zeidler, dem Sohne eines Gefangenen-Aufsehers in Iglau, bei einem Besuche seiner Vaterstadt zu Theil. Die Stadt wurde ihm zu Ehren festlich beleuchtet, und am Gefangenenhause, seiner Geburtsstätte, prangte ein Transparent mit der Inschrift: „Von hier bist Du entsprungen."

Garibaldi hat schon wieder einen Roman vom Stapel gelassen, der den Titel führt: „Cantoni, der Freiwillige". Wenn der berühmte General so fortfährt, wird Louise Mühlbach bald ein überwundener Standpunkt sein. Letztere ist dieser Tage mit ihrer jüngsten Tochter in Wien angekommen, von wo sie, einer Einladung des Khedif folgend, auf 2—3 Monate nach Aegypten geht.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Joh. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 13. Den 27. März: Rupertus

Glasmacherleut'.

Kulturbild aus dem bayerischen Walde von Max. Schmidt.

(Fortsetzung.)

Es war so feierlich still; die Waldungen am Arber und Osser erglühten in den Strahlen der scheidenden Sonne in unbeschreiblich schönen, dunklen violetten Tönen. Rosalie blickte schweigend noch diesem herrlichen Spiele der Natur; es war ihr, als ob das Herz davon erwärmt und das zerrissene Gemüth wieder erquickt würde. Sie dachte an nichts Bestimmtes, nur als ihr Auge jetzt über den Brennes hinglitt, flüsterte sie leise:

„Dort ging er hinüber, zufrieden und glücklich und — mich verachtend.“ und sagt.

Was war es, daß Rosalie ihr Tuch vor die Augen hielt? Weinte sie? — Lange verweilte sie auf diesem Platze; sie achtete nicht darauf, daß die dunklen Waldungen das Dämmerlicht der hereinbrechenden Nacht allmälig verdunkeln halfen und oben am Firmamente der Abendstern mit flimmerndem Gruße den Beginn einer reizenden Frühlingsnacht verkündete. Fast erschreckt fuhr sie von ihrem Sitze auf, als im Hause die gellende Glocke zur Abendmahlzeit ertönte. Sie kehrte dahin zurück; zuvor aber trocknete sie sorgfältig Augen und Wangen — denn Rosalie hatte geweint. —

V.

Franz wurde inzwischen mit Sehnsucht auf der Regenhütte erwartet, nicht allein von seinem Vater, sondern auch von Prannes mit Frau und Liserl, welche heute aus einem außerordentlichen Grunde gekommen waren, die Beschiedenen zu besuchen.

Frau Prannes und Lise hatten nicht wenig Sorge, dem jungen Schrenk könne bei seiner Wanderung über den Brennes der sich in der Nähe herumtreibende Wolf zu nahe gekommen sein und zumal das Mädchen geriet in die peinlichste Angst, als es zu dämmern begann und Franz noch nicht zurück war. Sie ging hinab bis zum Stege am Regenbache, welchen der Freund passiren mußte und mit Sehnsucht und Ungeduld blickte sie hinaus gegen den vom Hochwalde herführenden Gangsteig.

Endlich — endlich kam er. Schon von weitem sang das Mädchen unter vielen Jodlern:

„Franzl, o — o! 'S Liserl is do — o!
Wart schon a bissel a Weil,
Hast ja koa Gil? —“

Franz antwortete sogleich in bekannter Wäldlerweise:

„Liserl o — o! da Franzl is schon do — o!.
Wart noch a weinige Weil,
I hab' viel Gil!“

Sie durfte auch nicht mehr lange warten; der junge Mann stand neben ihr und hatte sie bei den Händen genommen, schneller, als sie es erwartet.

„Franzl, daß D' nur da bist!“ sagte das Mädchen. „Was hab i für an Angst um Dich ausg'stand'n! — —“

„Du hast Angst ausg'stand'n um mich? Warum das? —“

„No, soll man koa Angst hab'n, wenn Du ganz allean über die Berg gehst und der Wolf unterwegs is?“

„Siehst nicht, daß ich zwei G'wehr hab?“ entgegnete lachend Franz; „ich wär gut g'schützt vor'm Wolf. Aber jetzt laß Dich frag'n, wie's kommt, daß Du da bist — ist vielleicht der Döb auch da?“

„Da Vata und d' Muata sein bei mir; sie hab'n mi überbegleit' von Zwieselau und Du bist schuld, daß wir noch da sein, sonst wär'n wir schon längst heim, und bald hätt' i Di gar nimmer g'sehn und fortmüassen, ohne von Dir Abschied g'nehmen.“

„Abschied nehmen? Was muß ich hör'n, Liserl?“ —

„Ja; der Vater fahrt mi mit demselb'n Einspänner, den wir heut bei und hab'n obi auf Passau und von dort fahr i auf'n Wasser nach Wean.“

„Auf Wien? — was treibst in Wien?“

„Von mei'm Vatan lebt a Schwester dort. Sie hat a guats G'schäft, a Federnhandlung und weil s' Wittwe und kinderlos is, hat s' 'n Vatan g'schrieb'n, er möcht mi obi lass'n, es wär mei' Schad'n nöd, i könnt' dort gar viel lernen und mi ausbild'n und 'n Vata und der Muata is 's recht — und — und —“

„Und was noch?“

„Und sonst nir mehr.“

„No, es ist das auch g'rad schon genug — fast z'viel auf einmal. Wie lang hast vor, in der Fremd z'bleib'n?“

„Das woaß i selber noch nöd.“

„Länger als bis zum Almakirta?“

„Das jedenfalls.“

Franz schwieg. — Er war verstummt; er wußte sich kaum Rechenschaft darüber zu geben. Sie gingen eine Zeit lang so neben einander und waren bei den Hüttengebäuden angekommen.

„Liserl!“ fragte jetzt Franz, wie aus einem Traume erwachend.

„Franzl!“ entgegnete schnell das Mädchen, ebenfalls aus unbestimmten Gedanken aufgeschreckt.

„Also is's g'wiß, daß D' fort gehst?“ stotterte Franz.

„Und warum so gach? Warum?“

„S is nöd gach“, erwiderte das Mädchen; „schon lang war die Spradj davon, daß 's guat für mi wär', wenn i einmal auf a Zeit lang fortkommet von dahoam, damit i lern', was i noch nöd woaß und kann.“

„Aber zu was willst denn so viel lernen? Wo gehst Dein Trachten hin, Liserl?“

„Mei' Trachten? — wo soll's anders hingeh'n, als mei' Muata einmal abg'lös'n in ihrer Arbeit, damit s' ausruh'n kann im Alter, damit i nöh'n und koch'n kann, wenn 's es bei ihr nimmer leidt und — wenn — wenn der Fall eintritt, daß i allean steh auf der Welt, daß i mir nacher heir'n und mei Brod verdienen kann: dahin geht mei' Trachten, Franzl.“

Franz wußte nicht recht, was er hierauf erwidern sollte; er richtete an den beiden Gewehren und nun hätte es ihm wohl annerten können, daß er nach Worten suchte für die in ihm rege gewordenen, noch unklar auftauchenden Gedanken.

So war en sie vor der Wohnung angekommen; aber bevor sie noch die Schwelle überschritten, sagte Franz bewegt zu der Jugendfreundin:

„Liserl, denkst noch d'ran, wie Du mich damals am Palmsonntag am Reg'n aufg'sucht und mich 'troß't hast in meinem Jammer? Ich weiß noch gut, was Du mir damals versprochen hast und ich werd' es nimmer vergessen, so lang ich leb'. Es ist lang her und Du wirst es wohl schon vergessen haben.“

„I hab's nöd vergess'n!“ lispelte das Mädchen, über und über erröthend, und Franz war über dieses Geständniß so erfreut, daß er die Freundin sofort umarmt haben würde, hätte sich nicht in diesem Augenblicke die Thüre geöffnet und wäre sein Vater unter derselben erschienen, mit Freude den in der Stube Anwesenden zurufend:

„Da is er ja! — Mit Leib und Leb'n, mit der Flint'n und der Lise!“

Nun erfolgte ein allseitiges Begrüßen. Der alte Schrenk

Digitized by Google

nahm mit unendlichem Vergnügen sein Gewehr aus Franzens Hand. Er sprach laut zu dem Gewehre, grüßte es, nahm es in Anschlag, besah es ringsherum und hing es dann mit der zufriedensten Miene an die Wand. Jetzt aber fragte er mit einem Tone, welcher Furcht und Hoffnung vereinigt:

„Also, was sagt der Bärnkoppenzigl?“

„Er schickt Euch d' Flint'n“, antwortete Franz, „und wünscht Euch noch recht viel Waidmannsheil!“

„Gergeli's Gott!“ rief der Alte. — „Also geht's morg'n gleit auf'n Wolf! 'S Jagdzeug hab i schon herg'richt.“

Nun erzählte Franz, was es mit der andern Flinte für eine Bewandtniß habe und auf alle Anwesenden machte diese Erzählung einen tiefen Eindruck.

Um den düstern Geist, welcher in der Stube zu schweben schien, zu verscheuchen, erzählte dann Franz sein Abenteuer mit Wladl und seiner Tochter. Er erzählte es so lebendig, daß der Prannes aus dem Lachen lange Zeit nicht mehr herauskam und wenigstens zwanzig Mal das „Eins, Zwei, Plumps!“ wiederholte.

Der alte Schrenk klopfte dem Franz auf die Schulter und sagte:

„Brav hast es g'macht, Franzl. Einem Feind wär's guats thuan, is doppelt guat und nix steht an jungen Menschen besser an, als den Schwachen mit seiner Stärke aus'hel'n — und die schönst'n Dienst' seind allaweil die unentgeltlichen.“

Für den übrigen Abend war auf den alten Schrenk nicht mehr zu rechnen; denn wie ein kleines Kind bei einem erhaltenen Cyrilgeschenk ist die erste Zeit ein nichts anderes mehr denkt und für nichts anderes mehr Interesse hat, als für seine Bescherung, so dachte Schrenk an nichts anderes mehr, als an die morgige Wolfsjagd, an die Möglichkeit, daß ihm das wilde Thier in den Schuß komme und es war ihm ein wohlthuendes Bewußtsein, seine Flinte, die treue Freundin seines Lebens, wieder an der Wand hängen zu sehen. Desto mehr unterhielt sich der junge Glasmacher mit seinem Vater und den zwei Frauen, von denen die ältere sich alle Augenblicke mit den Enden ihrer Schürze die Augen trocknete, trotzdem sie recht heiter und zum Lachen geneigt zu sein schien. Liseri hatte eine Denkkarte, welche sonst gewöhnlich an der Wand hing, am Tische vor sich ausgebreitet und verfolgte den Lauf der Donau, auf welcher sie in wenigen Tagen zur Kaiserstadt Wien gelangen sollte, während Prannes ihr über alles Mögliche Aufschluß gab, wie sie sich bei ihrer Ankunft in Wien benehmen, wie sie es angehen solle, um gleich die Wohnung seiner Schwester zu finden, wie sie Bedacht auf ihren Koffer zu nehmen und andere Vorsichtsmaßregeln zu beobachten hätte. Das Uebrige wollte er ihr schon noch auf dem Wege nach Passau, wohin er sie mit Herrn Hochsinger's Fuhrwerk morgen selbst fahren wollte, auf's Eindringlichste einprägen.

„Also wirklich schon morg'n geht's Liseri fort?“ fragte jetzt Franz. „Preßirt's denn gar so? Man hat ja gar nicht Zeit, sich in diesen Gedanken hineinzulcben.“

„Das hab i auch schon hundert Mal g'sagt“, fiel jetzt Frau Prannes ein, und etwas schmollend auf ihren Mann sehend sie hinzu: 's Deandl so knall und Fall fortlassen! Wenn wir's nur dennast a Vierteljahrl enda g'wißt hätt'n — dann hätt' man sich an den Gedanken g'wöhnen können!“

„Und hätt'n a Vierteljahr länger voraus sienna*) können“, fiel Prannes ein, „stattdem 's läßt nur an eilf Tag sein kann, — und wer woaß, ob Du 's Fortgeh'n 'n Liseri nöd ganz verleidt hätt'st. Alte, sei g'scheid — i will nix unrecht's. Und Franz an der Seite sitzend, sagte er leise zu ihm: „Schmag a Eisel vermünftig mit ihr; mir kommt's selber so schwer an, daß i's gar nöd sag'n kann, aber es is 'n Deandl sein Glück. Die Basi'n hat a schön's Vermög'n und Niemand anderes als die Lise wird i' einmal beerb'n. Das is mein Gedanken bei der Sach' — die Weiber denk'n an so was nöd, also schmag eana zua!“

Da hatte Prannes gerade den rechten Tröster aufgestellt! Er, der sich selbst gar nicht in den Gedanken finden konnte, daß Liseri, die theuerste Jugendfreundin und Pflegeschwester, plötzlich so weit fortreisen sollte und dem selbst die Thränen bei diesem Gedanken in den Augen standen: wie hätte er der besorgten Mutter Trost beisprechen können?

Auch Liseri begann ernst und nachdenkend zu werden. Die nahe Trennung einerseits und Franzens letzte an sie gestellte Frage, ob sie jene Scene am Palmsonntag vergessen, anderseits, trugen sich in ihrem jugendlichen Herzen.

Prannes hatte das Fuhrwerk gepolt und trieb jetzt zum Aufbruche. Es war gerade Vollmond, welcher den Fortfahrenden auf ihrem Wege leuchten sollte. Franz gab denselben die Rabenstein das Geleite, da wegen des anheigenden Hochwassers unsere Freunde bis dahin zu Fuße gehen mußten. Während Prannes mit dem Pferde zu thun hatte und seine Frau neben ihm herschritt, suchten Franz und Lise etwas zurückzubleiben.

„Liseri“, sagte Franz, „es schmerzt mich recht, daß Du so weit fortgehst; aber ich geh mi Dir und bleib' bei Dir.“

„Du geh'st mit mir?“ rief das Mädchen freudig überrascht. „Ich selber nicht“, verbesserte sich Franz; „aber mein ganzes Sinnen und Trachten, mein ganzer Geist geht mit Dir. Vergiß mich nicht!“

„Franz!“, entgegnete bewegt und zu Thränen gerührt Liseri, „wie könnt' i Di vergeß'n. Mei' Herz laß i Dir da, heb's auf, bis i wieder komm', heb's auf in Dein'm eigenen Herzen. I werd' denken an Di tagtäglich und wenn i wieder zurückkomm', nachher —

„Nachher“, vervollständigte Franz, „g'hörst mir für's ganze Leben!“

„Ja“, setzte Lise leise hinzu und ließ es geschehen, daß ihr Franz einen herzhaften Kuß auf die schönen Lippen drückte.

Sie waren in Rabenstein angelangt und nach einem kurzen gegenseitigen Abschiede entfernte sich das Mädchen im raschen Laufe. Franz winkte den Scheidenden nach, so lange ihm das Mondlicht vergönnte, ihre Umrisse zu erkennen; dann schlug er bewegt den Weg zurück nach der Regenhütte ein.

(Fortsetzung folgt.)

Reiseskizzen aus Dalmatien und Montenegro.

Von Dr. Du Prel.

(Schluß.)

Beim Lichte einer Talgkerze und in Gesellschaft der in der Locanda versammelten Montenegriner stärkten wir uns mit dem besten, was die Residenz zu bieten vermochte, mit Castradina — geräuchertem Hammelfleisch —, rothem Landwein, der in den Niederungen gegen Cttari zu wächst, und Branntwein. Es war schon spät als wir unsere Herberge und die freundliche junge Frau wieder aufsuchten, in deren Haus wir aufgenommen waren. Wir gingen gerne auf ihren Vorschlag ein, uns noch eine Schaale Kaffee mit eingeschlagenen Eiern zu bereiten. Auf niederen Schemeln saßen wir alle im Kreise an dem Feuer, das auf einem Herde von der Höhe der Schemel brannte und dessen Flammen ihren Schein auf das Gesicht der schönen Frau warfen, die vielleicht mancher Reisende bedauert und gerne in „bessere“ Umgebung versetzt haben würde. Ihr kleiner fünfjähriger Mirko stand und wachte bei, die Stube mit dem Rauche guten montenegrinischen Tabaks zu füllen, während seine junge Mutter ihre Aufmerksamkeit dem eisernen wassergefüllten Topfe zu richtete, den sie in's Feuer gestellt hatte. Vielleicht hatte sie auch unseren Blicken das Gefallen gelesen, das ihre Erscheinung hervorrief, und sie dachte vielleicht, daß aus die Gefahr nicht bekannt sei, welche denjenigen droht, die ein solches Gefallen zu sehr an den Tag legen; sie begann daher von ihrem Manne zu erzählen, der vor einigen Jahren nach Kalifornien auszuwandern sei und — setzte sie etwas unentwirrt, vielleicht weil gemordet durch die Erinnerung an ihn, hinzu — als sei sie mit der orientalischen Lyrik bekannt: „die Treue ist besser als Gold“.

Hier den Residenzstädten im allgemeinen vorgeworfen hat, daß man in ihnen zu sehr abgezogen und verbindert wird, sich selber zu leben, der mag sich nach Cetinje begeben. Dort wird er, wenn er es vermag, sich psychologisch zu akklimatisiren, jenes menschliche Dasein führen können, das ihm vielleicht als Ideal vorschwebt und das auch die Eingebornen dieser Residenz zu führen scheinen. Man frägt sich vergebens, was diese

*) wenna.

Digitized by Google

Leute den ganzen Tag über thun werden. Mit langen Pfeifen gehen die Männer gemessenen Schrittes auf dem Forum auf und ab und der Reisende wird nach einigem Besinnen ebenfalls dem Beispiele dieser Peripatetiker folgen, wenn er es nicht vorzieht, schon am Morgen in die Locanda sich zu begeben. Dort sitzen um den kaum ein Fuß hohen Herd herum martialische Gestalten mit entschlossenen Gesichtern auf den niedrigen Schemeln und schauen ernsthen Blickes in das prasselnde Feuer, das von der Hausfrau von Zeit zu Zeit mit neuer Nahrung versorgt wird. Eine Art rother Dolman, reich mit Gold gestickt und mit Fuchspelz verbrämt, sowie die etwas kostbareren Beschläge seines Kollers und seines Handschars verrathen den einen als Angehörigen der Leibwache des Fürsten. Von der Decke herab hängt an einer Kette ein großer Kessel über dem Feuer, das außerdem noch große Steinplatten erhitzt, auf welchen Brod gebacken wird.

Der eine kommt, der andere geht; die, welche sitzen bleiben, begrüßen allenfalls die Neueintretenden mit einem Bog pomache! außerdem aber wird wenig geredet.

Während dessen arbeiten die Weiber im Hause. Der Mann hält es unter seiner Würde, sich an solchen Arbeiten zu betheiligen. Alles müssen die Weiber verrichten; sie sind Sklavinnen, bevor mag es kommen, daß die Montenegrinerinnen, die als Mädchen so hübsch aussehen sind, so schnell altern. Denn nicht nur die häuslichen Geschäfte, sondern auch der ganze Transithandel von Skutari nach Cattaro wird von ihnen besorgt. Mit ungeheuren Lasten auf dem Kopfe, oft aber auch, wenn es arme Weiber sind, mit Ladungen, die beinahe werthlos erscheinen, steigt man sie auf den beschwerlichen Wegen durch das Land ziehen. Nur an Bagarlagen kommen auch die Männer nach Cattaro, aber womöglich bis vor die Stadt, wo der Werk abgeholt wird. In der Stadt selbst sieht man die Montenegriner weniger oft, weil sie an den Thoren angehalten werden, ihre Waffen abzulegen, was sich mit ihrem Stolze nicht verträgt. Als wir daher Abends mit zwei serbischen Offizieren und zwei Montenegrinern beisammen saßen, erklärte sich uns der Umstand, daß die beiden Letzteren bewaffnet waren, nur dadurch, daß der eine als Neffe, der andere als Adjutant des Fürsten die Auszeichnung genossen, die Waffen auch in der Stadt zu tragen. Die Pistolen, welche wir bewunderten, landen wir in guter Ordnung, d. h. ganz bereit zum augenblicklichen Gebrauche, das Pulver auf der Pfanne.

In der schwüglamen Gesellschaft am Herdfeuer wurde fest Wein getrunken und dies schien das Gespräch ein wenig zu beleben. Der Wein war gut; er ist angenehmer zu trinken als die schweren dalmatinischen Weine; aber wie im Alterthume, so wird er auch jetzt noch hier in Bocchichäuden aufbewahrt und im Kamine aufgehängt, und dies gibt ihm einen nachtheiligen Beigeschmack.

Ich dachte eben an den montenegrinischen Heldengesang, in welchem es heißt, daß die Tzernagorzen ihre Zeit damit ausfüllen, Wein zu trinken und den Türken die Köpfe abzuschneiden, und es schien mir, als ob ihnen die Zeit zu verbringen wirklich nichts anderes zu thun übrig bliebe.

In diesen Reflexionen wurde ich gestört durch ein wildes Freudengeschrei, untermengt mit Pistolenschüssen, das zuerst in der Entfernung hörbar, sich näher und näher heranwälzte. Es war der gellern mit uns von Cattaro aufgebrochene Zug, der die Gebirgskanonen und Munitionskästen nach Cetinje brachte. Die Einwohnerschaft, an der Spitze der Fürst und die Fürstin mit dem blassen aber schönen Gesichte und den dunklen Augen von jenem tiefliegenden Feuer, das dem Ausdrucksvollen des Blickes nichts benimmt, trotzdem es nicht ausstrahlt, waren ihnen entgegen gegangen und der Jubel wollte kein Ende nehmen. Es war ein Bild, so durchaus unähnlich allem, was im Bereiche unserer Phantasie liegt, daß sich der Zuschauer versetzt fühlen mußte in eine ganz andere Zeit. Nicht die buntbewogenen Scenen aus Wallenstein's Lager, für welche sich einst die Phantasie des Knaben begeisterte, waren es, an welche hier der Zuschauer erinnert wurde, er wurde zurückgeführt in weit fernere und doch so wohlbekannte Zeit.

Alles was ich im bisherigen Verlaufe des Tages gesehen hatte und was, mir selbst unbewußt, dem Eindruck derjenigen Scene bereits vorgearbeitet hatte, die mir jetzt vor Augen stand, vereinigte sich mit diesem Bilde zu einem plötzlichen Gesammteindruck. Ich vergaß Zeiten und Menschen um mich selbst und es war nicht etwa bloß die Reflexion, die mir einen Vergleich eingab, sondern von selbst und ganz unwohlen vom Zauber der Poesie erschienen mir jetzt die kriegerischen Gestalten der Tzernagorzen wie die vielbesungenen Helden von Troja.

Unbewußt hatte ich mehrere Stunden in der Odyssee gelebt; jetzt aber, da mir die Ilias entgegentrat, da erkannte ich den männerbeherrschenden Agamemnon, den greisen Nestor, den ränkevollen Odysseus und die übrigen waffenliebenden Achäer. Zwischen dieser homerischen Scene und jenen, welche vor Jahren die philologiegequälte Phantasie in die Räume des Studienzimmers projicirte, verschwanden die Unterschiede bei der Fülle des Uebereinstimmenden.

Kohl in seinen dalmatinischen Reisebeschreibungen sagt geradezu: „Unsere Künstler, wie Hiermann ꝛc., die Skizzen zum Homer zeichnen wollen, aber Philologen, die einen recht brauchbaren Commentar zur Ilias zu schreiben beabsichtigen, sollten es ja nicht versäumen, den kleinen Ausflug mit dem Dampfschiff nach Cattaro und von da nach Cetinje zu machen; ihnen würden da vielfache Schuppen von den Augen fallen und sie würden in kurzer Zeit hier Manches sehen und hören, was ihnen die besten Früchte tragen müßte, und für ihren Zweck in wenigen Tagen mehr lernen, als sonst durch monatelanges Studium."

In anziehender Weise führt Kohl den Vergleich zwischen den homerischen Griechen und den Tzernagorzen durch und sagt zum Schlusse: „Entweder hat Homer die Montenegriner und die anderen slawischen Bergbewohner gekannt, oder es gibt seit den urältesten Zeiten in diesen Bergländern Sitten und Gewohnheiten, welche sich auf alle nach und nach einrückenden Völker in ganz unverkennbarer Weise fortgepflanzt haben."

Der Leser, den ich auf diesen Abschnitt des vorgegenen Buches verweise, wird nicht in die Lage kommen, zu sehr an das omne simile claudicat erinnert zu werden, und sollte er selbst einmal einen Ausflug in die schwarzen Berge machen, so würde er ohne Anstrengung vergessen können, daß zwischen den homerischen Zeiten und jetzt die alten Kulturepochen, die Völkerwanderung und das finstere Mittelalter (?) liegt.

Und doch, auch in Cetinje ist etwas zu finden, was diese Illusion der Reisenden stören könnte, — ein Ding, welches bei all seiner Unscheinbarkeit mächtig zu den Umwälzungen beigetragen hat, welche seit jenen Zeiten über die Völker hereinbrachen. Cetinje besitzt nämlich eine kleine Druckerei. Es läßt sich zwar nicht verkennen, daß dieselbe an diesem Orte ein zur Zeit noch exotisches Dasein führt; aber sie steht wenigstens da und ist nicht ganz müssig, wenn auch die montenegrinische Zeitung Gorlika (Turtelstaube) nur die blutigen Thaten früherer Helden aus den schwarzen Bergen besingt und noch keinerlei Maßnahmen mit dem derzeitigen Zustande des Landes verräth. Und wenn auch die Tzernagorzen wie schon früher wieder einmal auf den Gedanken kommen sollten, in Zeiten von Munitionsmangel die Typen zu Kugeln umzugießen, so werden diese doch wieder hergestellt werden, und die Maschine, welche alle Nationen nivellirt, wird auch den Bewohnern von Montenegro ihre Signatur aufdrücken.

Bis aber diese vielleicht noch ferne Zeit eingetreten sein wird, ist der Besuch bei den Tzernagorzen allen Jenen zu empfehlen, welche Interesse haben für solche lebendige Vertreter der Kulturgeschichte, die mehr und mehr vom Erdboden verschwinden.

---

* In Köln erscheint bekanntlich ein neues „kirchlich-politisches Wochenblatt", der „Rheinische Merkur", redigirt von Fridolin Hoffmann, dem früheren Redakteur der Köln. Volksztg. Der Name erhebt große Ansprüche! Im „Rheinischen Merkur" donnerte vor 60 Jahren Joseph Görres gegen Napoleon. Das neue Blatt ist wohl mit Geist und Kenntniß geschrieben; hinsichtlich seiner Tendenz ist es dem Concil, geht aber sehr weit links. Ein Görres ist Fridolin Hoffmann sicher nicht!

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Digitized by Google

Bekanntmachung.

Kaufschr Gant c. Schreibauer wegen Forderung betreffend.

In Folge der vom k. Bezirksgerichte Landshut veranlaßten Weisung des k. Landgerichts Rottenburg versteigere ich am

Montag den 23. Mai d. Js. Nachmittags von 2—3 Uhr

in einem eigenen Zimmer des Fischerschen Gasthauses zur Post in Geisenhausen nach Anweisung des Herrn Schreibauer, Gastwirt, Hs.-Nr. 28 sonstlerd, nämlich 91 Pf. Acc. 30a und 36b, das zweistöckige Wohnhaus mit Werkstätte und Schopfe, sodann Garten, in 0,40 Tagw. nebst trailer Sattlergerechtsame, im Werthe zu 1615 fl. nach Schätzung vom 4. d. Mts.

Das Versteigern richtet sich nach §. 64 des Hyp.-Ges. und §. 98 und 91 der Vers.-Ord. v. J. 1837 und erfolgt der Hinschlag nur dann, wenn das Meistgebot den Schätzungswerth erreicht.

Mit unbekannte Steigerungslustige haben sich über ihre Person und Zahlungsfähigkeit entsprechend auszuweisen.

Schätzungsurkunde, Kataster- und Hypothekenbuchs-Extrakt können in meiner Amtskanzlei eingesehen werden; — die näheren Kaufsverbindungen werden am Versteigerungstermine bekannt gegeben.

Rottenburg, am 31. März 1870. **Stadler, k. Notar.**

Am Donnerstag den 31. März l. Js.
wird in Altdorf um 9 Uhr für den sel. verstorbenen

Herrn Thomas Bayr,

appr. Chirurgen in Oberergoldsbach,

ein **Seelengottesdienst gehalten**, wozu Freunde und Bekannte freundlichst einladet

Altdorf, den 26. März 1870.

Joh. Bayr, Dekan und Pfarrer, als Bruder des Verstorbenen.

878

Unterzeichneter empfiehlt sich dem geehrten Publikum zur Anfertigung von feuer- und diebsicheren

Geldschränken

mit 4 Zoll starken Wänden von 90—1000 fl., feuersichere **Kassetten** von 45—90 fl., einfach und schön lackirte **Schatoullen** von 10—30 fl., diebessichere Wand- & Mauerschränke von 30—300 fl.

Amerikanische Rammbrunnen (System Norton).

Brückenwaagen

mit den neuesten Verbesserungen.

Tragkraft	1	2	3	4	5	8	10	12	15	20	25	30	40	Centner.
Preis	10	14	15	18	22	27	32	36	43	50	60	80	110	fl.

Tafelwagen von 11 bis 50 fl., **Viehwagen** und **Waagen** zu eigenem Zwecke werden schnellstens gefertigt und billigst berechnet. Jede **mechanische** und **gewöhnliche Schlosserarbeit** als Beschläge jeder Art, **Oefenröhren**, **Durchfahrten**, **Wagenstangen** u. s. w. ebenfalls.

Georg Heise,
Schlosser und Mechaniker in der Neustadt Nr. 469 in Landshut

14(7)

Abonnements-Einladung auf das Bayerische Vaterland,

herausg. und redig. von Dr. jur. J. Sigl.

Zu dem bevorstehenden Quartalswechsel laden wir zu **rechtzeitigem Abonnement** auf das „Bayr. Vaterland" ein.

Das „Bayerische Vaterland", nun mit einem Jahre gegründet, ist bereits in einer **regelmäßigen Auflage von 5100 Ex.** durch ganz Bayern und darüber hinaus verbreitet. Diese außerordentlich freundliche Aufnahme und die für kurze Zeit beispiellose Verbreitung, der Zorn der Liberalen und Nationalliberalen, 15 Konfiskationen und etliche 40 **Untersuchungen**, mit welchen das Blatt von dem gegenwärtigen „System" beehrt worden ist, — alles das zeigt, daß das „Bayer. Vaterland" einerseits eine Lücke in der bayerischen Presse ausgefüllt hat, andererseits daß es die Interessen der patriotischen Mehrheit des Volkes mit so viel Zustimmung und Erfolg, als Muth und rücksichtsloser Entschiedenheit vertritt. Es wird auch in Zukunft der feldgemäßen katholisch-patriotischen Fahne treu bleiben und sie muthig und rücksichtslos nach allen Seiten zu vertheidigen bestrebt sein. Treu der gerechten und heiligen Sache des bayerischen Volkes und Vaterlandes, der Sache des Rechtes und der Freiheit, christlich, fest und entschieden alle Zeit, kämpft das „Bayerische Vaterland", unterstützt von einer Reihe erfreut Mitarbeiter in allen Theilen Bayerns und darüber hinaus, in der vordersten Reihe der katholisch-patriotischen Presse Bayerns.

Der Preis des Blattes, welches wöchentlich sechsmal erscheint, ist vierteljährig 54 kr.; alle Postanstalten und Postboten nehmen Bestellungen an — Inserate, die Spaltige Petitzeile zu 3 kr., sind bei der großen Verbreitung des Blattes von entsprechendem Erfolg.

München, März 1870.

879 **Die Redaktion und Expedition des „Bayer. Vaterland"**

Die erste in Süddeutschland gegründete Jalousienfabrik

von **Leopold Iller** in Fürth b./Nbg.

empfiehlt **Jalousien** (Holzsommerläden) in allen Holzfarben nach **neuester Verbesserung** zum Ziehen vom Zimmer aus zu dem **billigsten festen Preis** von **15 kr. pr. bayr.** □′ oder **Thlr. 1. 22 Sgr. pr.** □ **Metre** mit allem Zubehör.

(3b)639

Inserat.

Ein mit den besten Zeugnissen versehener

Schreibergehilfe

sucht bis 1. Mai d. Js. bei einem k. Landgerichte, Bezirksgerichte oder Rentamte, k. Notar oder Rechtsanwalte eine Stelle. Das Nähere unter Chiffre L. B. bei Exp. d. Bl. 889

Ein Anwesen

in Rudelzhofen, Gem. Hilgertsau, k. Bez. A. Mühldorf, in schönen und gut erhaltenen Gebäulichkeiten, mit 15 Tagw. Grund, bester Qualität, darunter 6 Tagw. die Hälfte schlagbaren Holzes, 600 Hopfenstöcke mit Stangen, ½ Tagw. Obstgarten am Hause, ist aus freier Hand zu verkaufen. Näheres zu erfragen bei

K. Kästler,
881 Wirth in Rudelzhofen.

Vergangenen Donnerstag ging eine silberne **Anker uhr** zwischen Mitterskirchen und Zeilhofen verloren. Der redliche Finder wird ersucht gegen entsprechende Belohnung dieselbe in der Exp. d. Bl. abzugeben. 892

Wenn die Sterbeglocke geläutet wird, singt D..... sehen am Grundsatz des Strebens. Das heißt seinen Kollegen den Weg abschneiden. 853

Mehrere gut erhaltene

Herren-Röcke

sind zu verkaufen. D. Uebr. d. Exp. d. Bl. 884

Hopfenstangen

sind zu verkaufen bei

Joseph Huber,
559(3b) Landwirth.

Ein schwarzer Haldhund,

mit langen Ohren, weißer Kehle und langem Schweife ist am Zoigelhag zugelaufen. Der Eigenthümer kann solchen gegen Erlag der Insertionsgebühr u. Futterlohnes abholen im **Hagenbauernhof in Aitdorf.** 885

G. Riedel. Die neuen Gemeindergesetze für das Königreich Bayern Band II

Anfang April erscheint:

Das **Armengesetz**, erläutert von dem. Oberregierungsrathe **F. Riedel.** ca. 10—12 Bogen.

Im Anhange werden die bezeichnenden Vollzugsvorschriften, Staatsverträge ꝛc. vollständigst mitgetheilt werden.

Bestellungen macht jede Buchhandlung zur.

Nördlingen, den 23. März 1870. 696

G. A. Beck'sche Buchhandlung.

Medi-Taxe

vom 26. März bis 2. April 1870.

Medicinal	Regen. fl.	kr.	dl.	kr.	dl.
Semmelmehl	3	20	—	12	2
Rohmehl	2	36	—	9	8
Kuchenmehl	2	24	—	6	3
Römisch-Kernen	2	16	—	8	2
Backmehl	1	44	—	6	2

Erdinger Schranne vom 24. März 1870.

	Weiz.	Korn.	Gerste	Haber
Voriger Rest	32	4	48	24
Neue Zufuhr	435	137	438	136
Schrannenstand	317	141	486	160
Heutiger Verkauf	471	135	427	148
Rest	46	6	59	12

Städtisches Preis	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Mittlerer „	18	38	11	39	11	35	8	33
Niedrigstes „	17	6	11	2	10	59	7	41
Hoftheurer	15	36	10	51	10	5	6	55
Gebräuchlich	—	5	—	4	—	—	—	21

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur

Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 14. Den 3. April: Richard.

Glasmacherleut.

(Fortsetzung.)

Auf die vielen Ereignisse dieses Tages folgte eine schlaflose Nacht. Erst gegen Morgen fing Franz zu schlummern an; aber schon weckte ihn der Vater, weil es Zeit war, zur Wolfsjagd zu gehen.

Eine Menge von Schützen waren im Walbhause bereits versammelt und bereiteten sich durch ein Gabelfrühstück vor auf die Strapazen der Wolfsjagd im Falkensteiner Urwalde. Nebenbei richteten sie an den Gewehren und es war ein lustiges Treiben an der sonst so stillen Stätte. Nur Franz stand, gleichgiltig für alles, was um ihn her vorging, an eine Weißtanne hingelehnt und blickte in den Wald hinein. Niemand achtete auf ihn; denn Alles war in freudiger Aufregung, da die bestimmtesten Nachrichten eingelaufen waren, daß der Wolf noch im Reviere sei. Von den Forstleuten wurden die umfassendsten Vorkehrungen getroffen und alsbald zogen die Schützen hinaus in das Dunkel des Waldes.

Am Platze angelangt, wo man den Wolfswiegel vermuthete, wurden sodann die Schützen von kundigen Forstleuten im Bogen aufgestellt.

Der Zufall wollte es, daß Franz gerade an jene Stelle gewiesen wurde, wo die Riesenbuche stand, in deren Rinde er vor sechs Jahren, als er das erste Mal mit Prannes und Liserl den Urwald besuchte, die Namenszüge eingeschnitten hatte. Sein Vater stand ungefähr hundert Schritte seitwärts von ihm. Franz erkannte diesen Platz sogleich wieder und die inzwischen mit wulstigen Narben verwachsenen Namenszeichen gaben ihm die nöthige Bestätigung.

Als wäre es gestern gewesen, so lebendig stand jener Tag des Sunnwendfestes am großen Falkenstein vor seinem Geiste und diejenige, die ihn als L. dort von dem Buchenstamme freundlich herabgrüßte, sah er auch wieder als Kind vor sich, Freud und Leid mit ihm theilend und für ihn sorgend für das Leben. Er sah sie wieder, dem Herrn von Steigerwald ihre Wünsche in's Ohr sagend, jene Wünsche, die sein eigenes Glück zum Gegenstande hatten, und auch in der That die Grundlage desselben wurden. Dann sah er sie wieder so wie gestern — so lieb; er gedachte der gegenseitigen, ersten Geständnisse und da diese nun ausgesprochen — jetzt erst fühlte Franz, wie herzlich er die Jugendfreundin liebe. — Und jetzt war sie fortgezogen, weit fort — er konnte sie nimmer belauben, sie, die sich ihm seit gestern geschenkt — viele, viele Meilen sollten ihn künftig von ihr trennen!

„Lise", sagte Franz leise, zu dem Namenszeichen am Buchenstamme emporblickend, „liebste Lise, wo Du auch sein magst, ich —"

„Aufg'schaut, Franz! Schieß! — Himmelherrgott, alle Millionen Hagel Donner noch amal — Franzl!" schrie der alte Schrenk.

Franz fuhr erschrocken auf. „Was gibt's?" fragte er.

„Jessas, Jessas!" schrie der alte Schrenk wieder und kam zu Franz hergelaufen. „Hast'n denn nöd g'seh'n? Is möglich — Himmel Donner!"

„So schreit nur nicht so!" sagte jetzt Franz, „was hab ich denn gethan?"

„Was D' tho hast? 'n Wolf hast durchlass'n, Du ungerath'ner Sohn!"

„'n Wolf?" fragte Franz überrascht.

„Ja, is 's denn möglich! Du hast'n gar nöd g'seh'n? er is Dir ja fast durch d' Füaß durchgloffa — und Du gafft*) allewell auf'n Baum auffi, ob's D' koa Dachtaxl drob'n siehst! — Hat man schon so was erhört? —"

„Nun", entgegnete Franz, „in's Zuchthaus werden s' mich deßhalb auch nicht sperr'n."

„In's Zuchthaus?" rief der alte Schrenk, „Zum Lob soll man so oan verurtheil'n! Aber Franzl, sag mir nur, an was hast denn denkt!"

„An was i denkt hab? — Das soll's wissen, Vater! An d' Lise hab' i denkt."

„Aber in Gott'snam'! wer wird denn auf ara Wolfsjagd —" Der alte Schrenk hielt jetzt plötzlich inne; die grimmigen Blicke, welche er seinem Sohne zugeworfen, machten nach und nach sanfteren Platz. Dann fuhr er, wenn auch im zankenden, aber doch gemäßigten Tone fort: „Unser Namen wär g'schändt't für Zeit und Ewigkeit, wenn's außer mir noch Eppa g'seh'n hätt'. I glaub aber, es hat's Niemand g'seh'n. Dös is noch a Glück, a groß Glück; draudt's auch Niemand zu erfahr'n, verstanden?"

„Ich werd' mich hüten", sagte Franz lächelnd, „davon zu reden, obwohl's mich andern Theils auch nicht unglücklich g'macht hätt'!" —

„Das verflucht halt Du nöd!" entgegnete Schrenk. „Aus Dir wird niemals koa Jäger wer'n. — I woaß's, das kann man nöd bandihen. Aber an anders Mal schau nimmer auf d' Bäum' auffi, wenn Dir der Wolf bei'n Füß'n vorbeilauft. — An d' Lise hast denkt?" fragte er dann bereits in ganz freundlichem Tone. „I glaub allewell", setzte er lächelnd hinzu, „Dös könn'ts es mit anandre. No, is mir auch recht."

Jetzt hörte man im Bogen die Hunde Leute geben.

„Aufg'schaut!" rief der Schrenk und eilte schnell auf seinen Platz zurück.

Die Hunde waren dem Wolf auf die Spur gekommen und jagten an Franz vorüber an die böhmische Grenze hinaus.

Die Wolfsjagd lieferte sonach zum Mißvergnügen der Schützen kein Resultat. Kein Mensch erfuhr, wer den Wolf durchgelassen hatte und man gab sich der Ansicht hin, er sei schon vor dem Kufflellen der Schützen aus dem Bogen geflüchtet.

Der alte Schrenk war noch an demselben Tage mit Franz vollkommen ausgesöhnt; aber vergessen konnte er diese Geschichte nicht mehr und oft, wenn er so im Stillen für sich hindachte, rief er plötzlich laut und unter Lachen aus: „Hat Der an d'Lise denkt und laßt'n Wolf durch!" —

IV.

Der Gymbal-Toni, dessen Bekanntschaft wir am großen Falkenstein gemacht haben, war in der That ein guter Prophet. Nicht umsonst hatte er dortmals den Kindern der reichen Hüttenherren lächelnd mit dem Zeigefinger gedroht und ihnen seine Schnabahüpfeln zugesungen; der alte Toni wußte im Voraus, wie die Sache kommen müsse und als er jetzt, ungefähr zehn Jahre nach jenem Bergfeste erzählen hörte, der junge Michael Poschinger heirathe die einzige Tochter des Herrn Steigerwald, Fräulein Henriette, da sagte er bedeutungsvoll: das hätte er schon vor zehn Jahren gewußt. Sofort aber schlug er, das Hackbrett auf dem Rücken, den Weg nach Rabenstein ein.

Dort war Hochzeit. Dort athmete alles Freude und Wonne. Das Haus war voll fröhlicher Gäste, und Küche und Keller dem liebenswürdigen Wirthe entsprechend. Neben vielen andern Herren und Damen waren namentlich die Glashüttenbesitzer der ganzen Umgegend zum Feste geladen und auch zahlreich mit ihren Familien erschienen. Sämmtliche Glasfürsten waren heute auf Rabenstein versammelt und auch Herr von Pladl mit seiner Tochter Rosalie zählte darunter. Aber außer

*) schaut.

Digitized by Google

diesen angesehenen Leuten befanden sich heute auch viele weniger vornehme Gäste auf Rabenstein, auf welche jedoch Herr Steigerwald mit demselben Wohlgefallen blickte, wie auf jene, — denn diese weniger vornehmen Gäste waren die tüchtigsten Arbeiter der Fabrik, brave ehrliche Männer, welche die Freude des Hauses, indem sie so geachtet waren, aus ganzem Herzen mit theilten. Die beiden Schrenk fehlten dabei natürlich nicht, ehrte ja Herr Steigerwald vor allen Andern und mit Recht.

Aus dem Park herauf ertönte die Musik, welche von den Hüttenbuben aufgeführt wurde. — — — —

Das reizende Bräutchen, an der Seite ihres jungen, edlen Bräutigams, übte theils durch ihre Schönheit, theils durch die liebenswürdige Art ihres Benehmens auf alle Anwesenden, gleichviel ob Herr oder Arbeiter, einen mächtigen Zauber aus. Aus ihren wundervollen Augen strahlte das reinste Glück, und glücklich zu sein hatte sie Ursache als das Weib eines der edelsten und geachtetsten Männer des Bayerwaldes.

Wie ganz anders sah Rosalie dort, fast traurig, inmitten lustiger Nachbarn. Das Glück Henriettens ärgerte sie. Sie fühlte sich verletzt, daß ihre Anwesenheit so ganz unberücksichtigt blieb. Aller Augen ruhten mit Wohlgefallen auf dem schönen Brautchen, Niemand blickte nach ihr; und doch — war das nicht der junge Schrenk, welcher dort am untern Ende der langen Tafel saß und, wie es schien, aufmerksam seine Augen auf sie gehestet hatte?

In Manieren und Kleidung unterschied sich der junge Mann auffällig von den übrigen Arbeitern; er hatte trotz seiner Jugend etwas Ernstes in seinem Gesichte, das ihm wohl anstand, und das kleine schwarze Schnurrbärtchen zeichnete ihn vor allen anderen Arbeitern, die fast alle glattrasirte Gesichter hatten, vortheilhaft aus. Zwei Jahre waren vergangen seit jenem verhängnißvollen Tage, wo er Rosalie über den reißenden Wildbach getragen hatte und seit dieser Zeit waren sich Beide nicht wieder begegnet. Franz hatte auch über jenes Abenteuer selten und höchstens nur flüchtig nachgedacht oder dasselbe erwähnt; aber jetzt, da er nach dem flatterhaften Gesichtlein Mädchen mit den blauen Augen und dem auffallend weißen Teint hinblickte, stand jene Scene wieder lebhaft vor seinem Geiste und als sich in diesem Momente seine und Rosaliens Augen begegneten, konnte er nicht umhin, dem Fräulein einen freundlichen Gruß zuzunicken. Rosalie bildete sich ein, sie sei darüber empört und wandte dem jungen Schrenk, anscheinend verächtlich, den Rücken zu. Franz dachte, sie hätte den Gruß nicht gemerkt. Als die Tafel aufgehoben wurde und die Gäste sich gegenseitig aufsuchten, wollte auch Franz sein vorhin verunglücktes Compliment nochmals anbringen. Rosalie hatte sich soeben von ihrem Sitze erhoben, als Franz vor ihr stand und sie mit vieler Lebensart grüßte. Rosalie aber dankte nicht und kehrte dem jungen Manne absichtlich den Rücken. In diesem Augenblicke kam die Braut zu dem jungen Schrenk heran, und ihm die Hand reichend, unterhielt sie sich mit ihm auf die freundlichste Weise.

Rosalie, welche in der Nähe stand, vernahm jedes Wort. Sie hörte zu ihrem Erstaunen, welche hervorragende Stellung der junge Mann auf Steigerwald's Hütte einnahm, und kaum glaubte sie ihren Ohren trauen zu dürfen, als Franz von Reisen nach Paris und London erzählte, welche er in Steigerwald's Auftrag zu machen hatte und über deren Ergebniß vom geschäftlichen Standpunkte aus ihm das reizende Bräutchen die schmeichelhaftesten Complimente machte. Dann reichte ihm Henriette nochmals die Hand und entgegnete seinem wiederholten Glückwünsche mit den Worten:

„Ich danke ihnen, Herr Schrenk — und möchten auch Sie so glücklich werden als Sie es verdienen und wie ich es wünsche. Wir bleiben gute Freunde nach wie vor — eingeschlagen!"

Henriette suchte dann die übrigen Arbeiter auf und unterhielt sich mit ihnen in der herzlichsten Weise. Franz verlor sich in der Menge. —

Rosalie saß still und nachdenkend auf ihrem Platze. Eine tiefe Scham überkam sie. Sie schilte, wie ungerechtfertigt ihr verletztes Benehmen gegen den jungen Mann war. Und welchen Grund hatte sie dazu? Welchen Grund kann es geben, den Gruß eines ehrlichen Mannes unerwidert zu lassen?

Jetzt, da sie erfahren, daß Franz nicht nur ein braver, sondern auch ein geschäftstüchtiger Mann geworden: jetzt, wenn er sie wieder gegrüßt hätte, wie gerne hätte sie ihm gedankt! Ihr Hochmüthigen! Der ehrerbietige Gruß des Arbeiters schändet Euch nicht; der Gruß des Niedrigen ist oft mehr werth, wie der des Hohen; es schändet Euch nicht, ebenso freundlich hinab als hinauf zu blicken; unten bleibt stets die Grundlage und schon Mancher, der das vergessen, schwebte wie zwischen Himmel und Erde! — Doch Hochmuth war es nicht allein, was Rosalie zu ihrem verletzenden Benehmen veranlaßte. Seit jenem Tage, wo sie von Franz über das Wildwasser getragen wurde, waren eigenthümliche Erscheinungen in dem Gemüthe des Mädchens aufgetaucht. Die Thränen, welche sie dortmals im Stille weinte, fielen wie heiße Tropfen auf die starre Eisdecke, welche ihr Gemüth umhüllt hatte. Doch was da drinnen erwachte, war ihr niemals völlig klar. Was war es nur, daß Franzens Bild seit jenem Tage nicht mehr weichen wollte? Sie sah ihn überall; wenn sie allein das Thal entlang wanderte, wenn sie hinausblickte in die dunklen Wälder, welche das Herz mit Traumgestalten erfüllen, — immer war es Franz, der vor ihrem geistigen Auge stand, der schöne, kühne Jüngling.

Wie haßte sie dieses Bild! Wie suchte sie's zu vertreiben mit zornigen Worten; — wie suchte sie verächtlich hinzublicken auf das Bild des „gemeinen Arbeiters", der auf seiner Hände Arbeit angewiesen, der ein Bettler ohne diese Hände war? Und doch wieder waren es die schönsten Stunden, wenn sie sie für umgebenden Verhältnisse vergessen und sich bewegen konnte in der inneren Welt, die, wenn auch noch so verworren, ihr doch so vielmals schöner däuchte, als die wirkliche. In Franzens Bild sah sie jetzt nicht mehr den jungen Glasmacher, — dieser freche Mensch hatte nach ihrer Idee nur die Jagd und die Gestalt ihres Traumgebildes entlehnt. Sie liebte dieses und haßte den jungen Mann, und als sie jetzt bei der Hochzeit zum erstenmale wieder mit ihm zusammentraf, kam sie in eine peinliche Lage. Augen und Herz suchten ihn, welchen ihre Vernunft, ihre verworrenen, unbestimmten Ansichten verachten zu müssen glaubten. Als sie von Franz gegrüßt wurde, empfand sie wirklich einen Widerwillen gegen die Keckheit des Glasmachers, und als dieser es jetzt gar wagte, zu ihr herankommen und sie anzusprechen, mußte sie ihm unwillkürlich den Rücken kehren.

Jetzt aber, nachdem sie die Unterhaltung zwischen Henriette und Franz belauscht, überkam sie, wie erwähnt, eine tiefe Scham, eine tiefe Reue. Sie hätte weinen können, so weh, so unaussprechlich weh wurde ihr zu Muthe und — sie weinte wirklich. Schnell stand sie auf und verließ den Saal. Im reizenden Parke suchte sie ein stilles Plätzchen und hier verweilte sie lange allein; die frohen Klänge der Musik drangen an ihr Ohr, aber sie erzeugten keine Lust, sie drangen wie Trauerweisen in ihre Einsamkeit und in ihr zerrissenes Gemüth. —

(Fortsetzung folgt.)

Nachtrag zu den Reiseskizzen aus Dalmatien und Montenegro.

Durch irgendein Versehen wurde in der Fortsetzung dieser Reiseskizzen im Beiblatt Nr. 12 der Landsh. Ztg. eine Lücke gelassen und bei dem sonst passenden Zusammenhange nicht beachtet. Wir bitten demnach nachträglich auf der zweiten Spalte der Seite 47 in Nr. 12 des Beiblattes vom 20. März zwischen dem Ausgange: „sie traten mit ihren Opanken sicheren Schrittes auf dem Geschiebe von Steinen auf, auf dem wir uns nur mit Schwierigkeit fortbewegten" und dem nächsten Absatze, der beginnt: „Es ist nur dem, der das Felsengeklüfte dieser Berge mit seinen ungangbaren Pfaden und Schleichwegen gesehen hat" ꝛc. — Nachfolgendes als eingeschaltet zu betrachten:

Das Terrain verflacht sich gegen Njeguschi zu; es ist dies der größte und höchste Flecken des Landes, gröber als Getinje, und besteht derselbe aus einigen Dutzenden von Steinhütten, durch deren Lücken im Dachgebälke der Rauch des offenen Feuers im Innern steigt, soweit er durch die offenen Thüren und Fensterlöcher noch seinen Ausweg gefunden. Wir machten

Digitized by Google

Fall an einer der ersten dieser Hütten. Sie gehörte einem der Begüterten des Bezirkes und der siebenzigjährige rüstige Greis hieß uns mit dem üblichen Freundschaftskusse in seinem Hause willkommen, in dessen rauchiger Stube mit den russigen Wänden wir einen labsigen Kaffee, Käse und rothen Landwein erhielten. Die Sitte würde ihm nicht erlaubt haben, uns seine Unterhaltung zu entziehen, wenn nicht die Sorge für sein neugebornes, wenige Tage altes Kind ihn zu das Nebengemach gerufen hätte.

Die montenegrinische Gastfreundschaft ist berühmt und es ist der Reisende insbesondere, dem sie zu Theil wird, und der als unverletzlich angesehen wird, wenn er nicht im Verdachte feindseliger Gesinnungen steht. Ebenso unverletzlich ist in Montenegro auch das Weib, und der Vladika von Cetinje konnte dem deutschen Reisenden Stieglitz (1841) keine bessere Bürgschaft seiner Sicherheit geben, als daß er ihn durch seine Nichte begleiten ließ. Dies mag demjenigen sonderbar vorkommen, der nicht weiß, daß die Unverletzlichkeit des Weibes keineswegs Lohn ihrem Leben gilt, sondern auch ihrer Ehre und daß derjenige der Blutrache sicher anheimfallen würde, der diese verletzen würde.

Die Häuser von Njegusch und überhaupt von Montenegro unterscheiden sich dem äußeren Ansehen nach wenig von einander, wie sich auch in der Lebensweise der Vornehmen und Armen kein Unterschied zeigt. Schönere und bessere Massen sind meist das einzige, wodurch sich in seinem Hause der Begüterte vom anderen unterscheidet, es müßte denn seine rothe Weste sein, die reicher geschmückt als andere, ja oft mit Goldstickereien versehen, den Hauptschmuck seiner Kleidung bildet. Es macht einen eigenthümlichen Eindruck, wenn man die riesige Gestalt eines solchen vornehm gekleideten Montenegriners aus seiner finsteren Steinhöhle heraustreten sieht, aus der ihn die Schritte der Vorübergehenden locken.

Sicherlich gibt es in Europa keinen Fleck, wo sich Uebereinstimmung zwischen der Landschaft und ihren Bewohnern so auffallig zeigt wie hier, wo sich zu gut erkennen läßt, daß die Menschengestalt ebenso unzertrennbar sind von dem Boden, auf dem sie wachsen, wie Flora und Fauna. Diese düsteren kahlen Berge, diese hochgelegene Einöde steht vollkommen im Einklang mit dem außerordentlichen Volke der Tzernagorzen, das dort geboren wirb. Zu den martialischen Figuren mit der freien Stirne, dem kühnen offenen Auge, mit dem Ausdruck des Gesichtes energisch gleich dem der Physiognomie ihrer Berge, paßt kein anderer Hintergrund als eben diese Berge. Aus dieser gehemmen Verwandtschaft des Menschen und der ihn umgebenden Natur ist es erklärbar, daß diejenigen Montenegriner, welche die Unergiebigkeit des heimatlichen, stark besölkerten Bodens — Montenegro zählt über 180,000 Einwohner auf 80 Quadratmeilen — in die Fremde getrieben hat, in sehnsüchtigem Heimweh sich abgrämen, wie es beispielsweise bei den nach Rußland ausgewanderten Montenegrinern der Fall ist, deren Sterblichkeit statistisch nachgewiesen ist.

Es ist aber nicht blos die instinktive Liebe zur Heimath, welche die Montenegriner an ihr Land fesselt, sondern auch die Liebe zum politischen Vaterlande, dessen ruhmreiche Vergangenheit sie in ihren Heldengesängen preisen, für und wie für die die einzige geschichtliche Quelle.

Die Tzernagorzen, serbische Ueberläufer, Flüchtlinge, welche sich nach der Besiegung der Serben durch den Sultan Amurat in die mörderischen Schlacht auf dem Amselfelde bei Kossowo (1389), und nach dem daraus folgenden Untergange des serbischen Kaiserreiches in die schwarzen Berge flüchteten, haben seitdem in fortgesetzten ruhmreichen Kämpfen gegen die Türken ihre Unabhängigkeit zu erreichen und dann zu bewahren gewußt. Man kennt, wenn man von der Größe der türkischen Heere liest, welche versucht haben, dieses kleine Land zu erobern und mußt mit blutigen Köpfen heimgeschickt wurden. Die Geschichte der Tzernagorzen ist eine Reihe von Siegen mit seltenen Niederlagen. Seit etwa 150 Jahren kann man ihre Unabhängigkeit als begründet ansehen, obwohl die Kämpfe mit den Türken seither nicht weniger als abgenommen haben. Es ist besonders der nach beinahe sechzigjähriger Regierung im Alter von achtzig Jahren 1830 verstorbene Vladika Peter Petrowich, der in ihren Liedern glorreich dasteht. Unter ihm schlossen sich mehrere benachbarte Bezirke — Nahien — an Montenegro an. Er war Bischof und Fürst in einer Person. Seit 1852 hat diese Würdenvereinigung in Montenegro aufgehört. Jetzt wird Peter, dessen Leiche mehrere Jahre nach seinem Tode unversehrt gefunden wurde, als Heiliger verehrt.

Von Njegusch aus gelangt man in ein ziemlich ebenes Felsenbecken, das amphitheatralisch von kahlen Kuppen umschlossen ist. Es ist eine düstere schwarze Kalksteinmasse, von welcher Farbe einige den Namen des Landes ableiten wollen. Die hohe Lage macht sich in der Temperatur recht fühlbar. Als wir aber über den Rand dieses Beckens stiegen, da eröffnete sich uns eine Fernsicht, an der das Auge um so entreuter hing, je mehr sie gegen die unmittelbare Umgebung kontrastirte. Weit unten vor uns lag von der warmen Sonne beschienen die glänzende Fläche des Sees von Skutari mit den grünenden Ufern, und es wunderte uns nicht, daß die Montenegriner nach dieser Richtung ausschauen, wie einst die Juden nach dem gelobten Lande. Es ging uns ebenso. Dort liegt für sie das Paradies, in welchem sie sich zeitweise schon festgesetzt haben, das ihnen aber immer wieder entrissen wurde, dort wächst alles, was sie entbehren müssen.

So ist auf seinem melancholischen schwarzen Felsenhochlande dieses arme Volk, das oft dem bittersten Mangel preisgegeben ist, auf zwei Seiten von Landschaften umgeben, die eine beständige Aufforderung zum Gebrauche ihrer Waffen enthalten. Auf der einen Seite sieht es hinab nach der herrlichen Bocca und den blauen Wogen des Meeres, dessen Brandung bis hinauf zur Selle Sora sich hören läßt; auf der anderen Seite liegt der fischreiche See von Skutari, dessen Ufer und Inseln von den verhaßten Türken bewohnt sind. Kein Wunder, daß es in seinen Liedern viel zu reden weiß von diesen Paradiese, nach dem sich seine Augen immer wieder wenden und daß es einen seiner berühmtesten Helden, den schwarzen Ivo, der dort unten in einer Höhle bei Rieka von Nymphen behütet begraben liegt, von diesen einst gewalt werden läßt, wenn der Tag anbricht, an dem sie auf der entgegengesetzten Seite das „blaue Meer" wiederbekommen und die Deutschen vertrieben werden. Aber auch kein Wunder, daß auf dieser düsteren langen Enklave Skutari hinab die Gebeine von mehr Menschen bleichen, als man sich vorstellen mag. Dieses Terrain hat nie aufgehört ein Schlachtfeld zu sein.

„Nässer nicht von Meerschaum ist die Küste,
Als von Türkenblut die Zernagora."

Literarisches.*)

1) „Wilder Honig" — so lautet der Titel des neuesten bei Herder in Freiburg erschienenen Werkes von Alban Stolz. Es ist eine Fortsetzung der so berühmt und beliebt gewordenen „Witterungen der Seele". Denjenigen, welche das letztgenannte Buch des genialen Schriftstellers mit Interesse und Freude gelesen haben, kann der „wilde Honig" ebenfalls auf's Beste empfohlen werden. Ueber den Werth desselben wollen wir dem Urtheile der Leser nicht vorgreifen; nur das glauben wir auch vom „wilden Honig" sagen zu dürfen, was der „Katholik" einst von den „Witterungen" geurtheilt hat: „Wie manche hochberühmte Produkte unserer deutschen Klassiker enthalten nur einen kleinen Theil von dem Geist und der Poesie, welche die Tagesbücher unseres Alban Stolz in sich schließen!" — Möge auch die Fortsetzung der „Witterungen" recht vielen Lesern das werden, was diese und überhaupt alle Schriften von Alban Stolz Ausgezeichnetes geworden sind: Wegweiser zu Christus und seiner heiligen Kirche!

2) Erinnern — wie der „Katholik" sagt — die „Witterungen der Seele" (und, dürfen wir wohl hinzufügen, auch die Fortsetzung derselben) nicht selten an die Confessionen des heiligen Augustinus, so glauben wir auch einem anderen Schriftchen desselben Verfassers, das gleichzeitig mit dem „wilden Honig" erschienen ist, die Sprache eines heiligen Vincenz von Paul zu vernehmen. „Unterricht für Vincenzvereine" nennt sich dieses bescheidene und demüthige Schriftchen, dessen Inhalt und aber so vortrefflich, so zweckmäßig und anregend erscheint,

*) Aus dem Mainzer Journal.

Digitized by Google

daß wir es dem Vereine, für den es vorzüglich geschrieben ist, vor Allem empfohlen haben wollen. Da der Verfasser aber hauptsächlich darauf abzielt, durch dieses Büchlein die Gründung von Vincenzvereinen in allen christlichen Gemeinden anzubahnen und zu befördern, so ist eine massenhafte Verbreitung desselben sehr zu wünschen. Was hat es auf sich, ein Mitglied des Vincenzvereins zu sein? Was will und thut der Vincenzverein? Wo und an wem soll christliche Barmherzigkeit ausgeübt werden? Was wird den Dürftigen gegeben? Wie wird es mit den Geschäften des Vereins gehalten? Wie greift man es an, um einen solchen Verein zu gründen? Welche Vortheile verschafft der Verein seinen Mitgliedern? — Das sind die Fragen, welche Alban Stolz in sehr populärer Weise bespricht und worüber er mit der ihm ganz ausschließlich eigenen Darstellung so an's Herz redet, daß wir fest überzeugt sind, es werde dieses kleine Schriftchen seinen edeln Zweck nicht verfehlen, und die darin vorgezeichneten Mittel und Wege zu einer wohlgeordneten Thätigkeit auf dem Gebiete der christlichen Liebe reinen geringen Beitrag zur praktischen Lösung der sozialen Frage liefern. Wir wünschen dem acht christlichen Büchlein und seinem frommen Verfasser daher den Segen Gottes aus vollem Herzen.

Seit dem 1. August v. J. fehlen uns alle Nachrichten von unsern Nordpolfahrern. „Keine Nachrichten, gute Nachrichten", sagt eine eben erschienene Schrift: Offizielle Mittheilungen des Bremischen Comité's (Braunschweig bei G. Westermann), welche unsere Nordpolexpedition bis an die Grenze des ostgrönländischen Eises begleitet, über Alles, was für dieß Unternehmen geschehen ist, eingehende Rechenschaft giebt, die mit demselben verbundenen Pläne darlegt und auf eindringliche Weise indirekt auffordert, die noch nicht erledigte finanzielle Seite zum Abschluß bringen. 31 deutsche Männer haben jetzt den Winter in hohen arktischen Regionen durchlebt, ihnen grünt nicht der Frühling, der uns erfreut; ihnen lacht nicht die ermärmende und belebende Sonne. „Ihr habt, wenn Euer Werk gelingen soll, auf nie betretenen Wegen gar trotzige Mächte zu bekämpfen: Eis und Nacht", sagte bei der Abfahrt der Expeditionsschiffe am 15. Juni v. J. der Vorsitzer des Bremischen Comité's, das durch die Herausgabe jener Schrift einen neuen Beweis seiner rastlosen Arbeit zur Förderung des nationalen Werkes gegeben hat. „Ein kleiner Theil jenes Kampfes ist jetzt von den Männern der Expedition bestanden. Wer weiß, ob glücklich! Wer weiß, wie es ihnen jetzt ergeht, wann sie heimkehren werden! In diesem Jahr dürfen wir sie noch nicht zurückerwarten; im nächsten wird unsere Spannung auf die Heimkehr von Tag zu Tag wachsen. Es ist gewiß richtig, daß wir unter solchen Umständen Alles thun, um den Heimkehrenden die gebührenden Seemannsgelder zahlen, um allen Lieferanten gerecht werden zu können." Die vorliegende mit sehr gelungenen Illustrationen ausgestattete Schrift, deren Reinertrag dem Expeditionsfonds überwiesen werden soll, giebt in populärer Weise ein Bild von dem ganzen Unternehmen; sie bespricht die Bedeutung der wissenschaftlichen Forschungen in den arktischen Regionen zu Wasser und zu Land, den ersten Versuch der Deutschen, an diesen Forschungen Theil zu nehmen im Jahre 1868, die für die jetzige große Expedition getroffenen ausgedehnten Vorbereitungen, die Ausrüstung derselben mit Schiffen, Proviant und wissenschaftlichen Apparaten, die Männer, die sie leiten und die sie hienen; die Absahrt und die Erlebnisse bis zum Erreichen des grönländischen Eisgürtels, der durchbrochen werden muß, wenn der Plan der Entdeckungsfahrt ausgeführt werden soll. Die Illustrationen führen uns geographisch die bis jetzt bekannten Nordpolargegenden vor, die für die Expedition ausgerüsteten Schiffe, die Gelehrten und Führer des Unternehmens, den prachtvollen Anblick, den das mächtige Grönlandeis im Sommer 1869 darbot.

Unter der Ueberschrift: „Ein Kulturbild aus Westphalen" theilt Nienhorst's Zeitung für Landwirthe Folgendes mit: Im Kreise Wiedenbrück lagen von Alters her mehrere Quadratmeilen Landes als feuchter Wiesengrund da, welcher den Besitzern zur Viehweide diente. Ein Flüßchen, daß dieses Gebiet durchzieht, pflegte beim Steigen des Wassers die Feuchtigkeit des Bodens zu veranlassen und mußte deshalb von Zeit zu Zeit gereinigt und vertieft werden, um nicht allzu große Nässe des Bodens zu bewirken. Diese Pflicht der Regulirung des Flusses, die früher den Landbewohnern oblag, ging bei der Separation des Landes auf den Fiskus über. Da ließ denn der landwirthschaftliche Minister zu Anfang der fünfziger Jahre einen Wasserbau-Techniker dieses Gebiet bereisen und von ihm einen Plan ausarbeiten, wie man durch den Bau von Kanälen das ganze Gebiet verbessern könne. Der Plan wurde ausgearbeitet und den Gutsbesitzern und Bauergemeinden dieses Landstriches mitgetheilt unter der Veranschlagung, daß jeder Besitzer pro Morgen Land zur Deckung der Baukosten eine Jahresabgabe von einigen Groschen würde zu zahlen haben. Gutsbesitzer und Landgemeinden waren einstimmig der Ansicht, daß dieser Kanalbauplan nicht eine Verbesserung des Landes erzielen würde. Sie verweigerten ihre Betheiligung hierbei. Allein im Ministerium sah man Dieß als einen Eigensinn an, der sich bei besserem Einsicht der Sachverständigen verschleift, und die Behörden wurden angewiesen, diesen Widerstand nach Kräften zu beseitigen. Die Bemühungen des Landrathes blieben fruchtlos. Es stellte sich auch bald heraus, daß anstatt der Abgabe von drei Groschen pro Morgen eine fünf bis zehn Mal so große nöthig ist, und Dieß machte den Landrath selber bedenklich. Gutachten, welche man einholte, lauteten für das Projekt durchaus nicht günstig. Gemeindevertretungen, welche man auswählte, eine Zustimmung zu erzielen, blieben in ihrer Majorität bei ihrer widerstrebenden Ansicht. Gleichwohl hat Ministerium hatte einmal den Plan gefaßt, das Land gegen den Willen der Besitzer durchaus zu verbessern und ihnen die Wohlthat aufzuzwingen und — der Gegensatz, auch wo es unrechtigt war, ihn zu fordern, ließ den Plan zur Durchführung kommen. Jetzt ergiebt sich, daß die mit großen Kosten erbauten Kanäle so tief liegen, daß das Land total verdorrt und dadurch ein Schaden angerichtet worden ist, dem Niemand mehr abzuhelfen weiß. Selbst Sachverständige, welche das Ministerium jetzt zur Berichterstattung abgeordnet, stellen den Schaden nicht in Abrede.

In Rom sind in diesen Tagen die Einweihung eines neu aufgefundenen christlichen Monuments statt. Auf dem Wege vom Colosseum zur Kirche des hl. Giovanni in Laterano befindet sich eine Basilika, die viel besucht wurde. Hier fand ein englischer Dominaner-Mönch vor einiger Zeit einen unterirdischen Eingang, der zu der herrlichen Basilika von San Clemente führt. Es ist dies ein colossales unterirdisches Gebäude aus der Zeit der Christenverfolgung, das voll von Säulen, Monumenten und Inscriptionen ist und in Verbindung mit den Katakomben steht. Jüngst wurde es zum ersten Male eröffnet, weil es oft vom Schutt gereinigt werden mußte, ehe man dem Publikum mit Sicherheit Einlaß geben konnte. Natürlich bringt in die Basilika, über der die neue desselben Namens steht, kein Strahl der Sonne, und deßhalb hatte man sie mit Fackeln und bengalischem Feuer beleuchtet.

Aus Jerusalem und andern Orten Asiens kamen in letzter Zeit große Klagen über Wassermangel. In Folge langen Regenmangels waren die Zisternen und Teiche wasserleer, die Quellen versiegt. Die Saaten welkten, und die Hirten mußten mit ihren Heerden oft weite Wanderungen machen, um das Vieh, welches daher auch außerordentlich im Preise gesunken war, nicht verdürsten zu lassen. Daselbe wird von der Insel Cypern gemeldet, wo die Dorfbewohner durch lange Trockne der Verzweiflung nahe gebracht wurden, da sie ihr Vieh nicht mehr ernähren konnten. In Jerusalem brachte endlich am 4. März ein heftiges Gewitter tüchtigen Regen und erlöste die Bewohner von banger Sorge.

Verantwortlicher Redakteur: Jos. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 15. Den 10. April: Ezechiel.

Glasmacherleut'.

Kulturbild aus dem bayerischen Walde von Max. Schmidt.

(Fortsetzung.)

Der Cymbalwoni schlug sein Hackbrett in der großen Stube des Wirthschaftsgebäudes, wo die Fabrikarbeiter und Dienstboten Steigerwald's sich im „Deutschen" lustig herumdrehten.

Auch Franz fand sich dort ein und der Cymbalwoni hatte eine große Freude, ihn so schön herangewachsen wieder zu sehen. Aber beim Sunnwendfeste am großen Falkenstein, meinte er, habe ihm sein kleiner Finger außer der heute stattfindenden Hochzeit noch eine andere anvertraut und da Alles eintreffen müsse, was ihm dieser kleine Schlingel prophezeihe, so wäre es ihm lieb, wenn er auch noch Zeuge davon sein könnte; denn er sei schon alt und gebrechlich und bei Franzens Hochzeit möchte er gerne noch sein Hackbrett schlagen.

Franz lachte und entgegnete, daß an so etwas noch gar nicht zu denken wäre; er sei noch zu jung und — sie sei zu weit fort.

„Da wooß i B'schoah", sagte lachend der Alte. „Aelter werd't's alle Tag', und was dös Fortsein anbelangt, so laßt sich dös in a paar Tag'n ganz anders g'stalt'n."

„Nun, ich will d'rüber nachdenken", sagte Franz errothend und lachend.

Als er sich darauf in den Park begab, dachte er wirklich darüber nach. Er stellte sich vor, wie schön es sein müßte, wenn auch er mit Lise schon Hochzeit feiern könnte und die Trennung von ihr einmal ein Ende hätte, die ihm, wenn auch erst zwei Jahre, doch eine Ewigkeit zu währen schien. Er setzte sich in Gedanken einen Brief zusammen, welchen er gleich morgen an die ferne Geliebte schreiben und absenden, und worin er sie um Rath fragen wollte, in wie weit man dem kleinen Finger des Cymbalwoni Rechnung tragen dürfe.

Er bog in dem reizenden Parke so eben um die Ecke, als ihm Rosalie auf dem schmalen Wege entgegentrat. Franz rückte jetzt mit kaiser Förmlichkeit seinen Gut und wollte an dem Fräulein vorüber. Da redete ihn das Mädchen an.

„Herr Schrenk, ich habe Euch gekränkt, — ich sehe das ein; verzeiht mir, es soll nicht wieder vorkommen."

Franz war höchlich von dieser Anrede überrascht.

„Fräulein Rosalie", entgegnete er, „ich hab' Ihnen nichts zu verzeihen. Sie haben mich nicht gekränkt — und wenn auch, was wohl füge ein so hohes Fräulein nach einem niedern Glasmachergesellen, wie ich einer bin?"

„Ihr wolltet mich im Saale anreden und ich wandte Euch den Rücken. Vergeßt das und laßt uns gute Freunde sein." Sie reichte Franzen die Hand und dieser ergriff sie auf einen Moment.

„Fräulein Rosalie", sagte er lächelnd, „ich hätte nie gedacht, daß Sie mich einmal für würdig fänden, mir die Hand zu reichen. Die Schrenken stehen nicht grün beim Hause Pladl. Es ist nicht unsere Schuld!"

„Ich weiß das und noch besser weiß es mein Vater. Seit Ihr und verlassen, hat das Geschäft abgenommen. Mein Vater macht kein heiteres Gesicht mehr; Sorg' und Kummer nagen an seinem Herzen und — ach, ich weiß nicht, wie das noch enden wird!"

Rosalie hielt das Tuch vor die Augen und trocknete sich Thränen ab.

„Herr Pladl hätte den Brannes nicht fortlassen sollen", sagte Franz. „Ueberzweifelau, wo er jetzt ist, kam durch ihn in Schwung und die Herren von Poschinger wurden reich."

„Wir aber werden arm!" lispelte Rosalie.

„Das möge Gott verhüten!" entgegnete Franz. „Ihr Vater kann doch was anthalten; er hat ein großes Vermögen und die Zeiten ändern sich — einige tüchtige Arbeiter, und das alte Renommee der Pladlhütte ist wieder da."

„Ja, wenn Ihr und Euer Vater wieder zu uns möchtet; dann glaube ich selbst, daß es wieder anders würde."

„Mein Vater, glaub' ich, wird kaum mehr mit Eurem Herrn Vater verkehren mögen — verzeiht mir meine Aufrichtigkeit; aber wenn ich wüßte, daß ich im Stande wäre, die Hütte wieder in Schwung zu bringen, ich ginge meiner Treu' wieder nach Lohberg und wär' es auch nur deßhalb, weil Sie mich so freundlich angesprochen und mich Ihres Vertrauens gewürdigt haben."

„O, wie dankbar — wie sehr dankbar wäre ich Euch, Herr Schrenk. Wie muß ich mich schämen, daß ich gegen Euch stets nur hochmüthig war, gegen Euch, der so viel höher über mir steht, der vergessen kann die Schmach, die ihm bei uns angethan, und sich erbietet, uns im Unglück beizustehen. Das ist Großmuth!"

„Nicht mehr als christlich", — entgegnete Franz lächelnd. „Nur glaube ich, daß mich Herr Steigerwald nicht sogleich fortlassen wird und daß es mir möchte ich bezweifeln, ob mich Herr Pladl auch wirklich bei sich anstellen würde."

„Mit Herrn Steigerwald", sagte Rosalie, „werde ich heute selbst noch sprechen und er wird mir eine Bitte am heutigen Festtage nicht verweigern; was meinen Vater anbelangt, so stehe ich für ihn und — da kommt er eben selbst."

In der That kam Herr Pladl, wie es schien, Rosalie zu suchen, von der Villa her. Sein ohnedieß röthliches Gesicht war durch den Genuß des Weines fast blau geworden und die gerötheten Augen standen weit aus ihren Höhlen hervor. Sobald er seine Tochter ansichtig ward, rief er ihr zu:

„Rosalie, gut daß ich Dich treffe! Wir fahren sogleich ab; es wird uns sonst zu spät. Der Teufel soll den Brennes holen, daß wir nicht darüber fahren können! Wir müssen den weiten Umweg über Kötzing noch einmal machen, also ist's Zeit, wenn's nicht späte Nacht werden soll."

„Ich bin bereit," entgegnete Rosalie, „auf mich dürft Ihr nicht warten;" und als sie bemerkte, daß ihr Vater von Franz gar keine Notiz nahm, sagte sie:

„Kennt Ihr diesen Herrn nicht?"

„Was für einen Herrn?" Diesen da?" fragte Herr Pladl in wegwerfendem Tone. „Scheint mir fast, als ob es so ein Schrenk wäre. Was will er von mir der Gallikler?"

„Ich will wahrlich nichts von Euch!" entgegnete Franz lächelnd.

Rosalie warf dem jungen Manne einen bittenden Blick zu und ein schwerer Seufzer löste sich aus ihrer Brust.

„Seid höflich, Vater," sagte sie dann zu diesem.

„Herr Franz ist ein tüchtiger Glasmacher und Geschäftsmann geworden, der es auch verstände, ein heruntergekommenes Geschäft wieder aufzurichten und wenn Ihr ihn bitten wolltet, daß er zu uns nach Lohberg käme, so wäre das gewiß kein Schaden für uns; denn, Vater, Ihr wißt nur zu gut, daß wir ehrliche und verständige Leute brauchten, wenn es wieder aufwärts gehen soll."

Pladl blickte mit großen Augen seine Tochter an; dann hielt er sich den Bauch und brach in ein schallendes Gelächter aus.

„Als Geschäftsführer? he, he, he! So eine Unverschämtheit ist mir noch nicht vorgekommen! Hättest Du gebeten," sagte er dann zu Schrenk, „Du wolltest als Eintragbub' in

Digitized by Google

meine Hütte kommen, vielleicht hätte ich Dich dann aus Barmherzigkeit aufgenommen, aber als Geschäftsführer — das ist zum Todtlachen!"

Schrenk war blaß geworden und wollte soeben eine Erwiderung auf Pladl's Beleidigung geben, als durch das Erscheinen des Herrn Steigerwald und des Hüttenherrn von Eisenthal, welche zufällig Zeugen dieses Auftrittes waren und Pladl's Reuerung vernommen hatten, die Sache eine andere Wendung nahm.

„Herr Schrenk," sagte letzterer, auf Franz zutretend, „ich suche Sie soeben. Herr Steigerwald hat Sie wie als einen tüchtigen Mann geschildert und da ich auf meinen großen Spitzgelpütte in Eisenthal eines verläßigen Geschäftsführers bedarf, so lade ich Sie ein, diese Stelle bei mir anzunehmen. Herr Steigerwald ist so gütig, Sie mir abzutreten, wenn es anders auch in Ihrem Wunsche gelegen wäre."

„Es geschieht ungerne," setzte Steigerwald hinzu, „einen so braven Mann aus meinem Dienst zu lassen; übrigens möchte ich einer so günstigen Gelegenheit zur Verbesserung Ihrer Verhältnisse nicht entgegentreten. Mein lieber Schrenk, überlegen Sie sich die Sache und theilen Sie uns morgen Ihren Entschluß mit."

Herr Pladl hatte zu lachen aufgehört und horchte mit aufgesperrtem Munde auf dieses Engagement.

Franz war sich seines Triumphes wohl bewußt und mit einem stolzen Blicke sah er nach dem rohen Manne.

„Ich bin in Verlegenheit," sagte er dann lächelnd, „zwei so ehrenvolle Anträge in einer Minute zu erhalten: hier," indem er auf Pladl wies, „als Eintragbub, und da," auf den Hüttenherrn von Eisenthal weisend, „als Geschäftsführer einer so großartigen und schönen Fabrik."

„Nun", meinte letzterer, „da wird Ihnen die Wahl wohl nicht schwer werden?"

„Gewiß nicht," entgegnete Franz und im Begriffe zuzusagen, fiel sein Auge auf Rosalie.

Große Thränen flossen aus ihren Augen und über die blassen Wangen. Mit einem unbeschreiblich kummervollen und zugleich bittenden Blick sah sie nach dem jungen Manne, gerade als würde von seinen Lippen das entscheidende Urtheil über ihres Hauses Glück gesprochen.

Franz war einige Minuten im Kampfe mit sich selbst; dann aber faßte er mit Entschlossenheit zu dem Eisenthaler Hüttenherrn:

„Ich danke Ihnen für das mich so ehrende Vertrauen, aber ich habe bereits hier Verpflichtungen eingegangen, die ich als Mann von Ehre nicht brechen kann; ich gehe zu Herrn Pladl und wär's auch als Eintragbub'."

Rosalie konnte sich bei dieser Erklärung nicht enthalten, auf Franz zuzueilen und ihm herzlich die Hand zu drücken.

„Dank! Dank! edler Mann," lispelte sie und die vorhin aus Angst unterdrückten Thränen stürzten nun heftig aus ihren Augen hervor.

Pladl glaubte aus einem Traume zu erwachen.

„Ja, was machst Du denn da für Dummheiten?" sagte er zu seiner Tochter, sie von Franz reißend und unsanft zurückweisend. „Ich will ja diesen Burschen gar nicht haben, — von mir aus geht er hin, wohin er will; in meiner Hütte ist kein Platz für ihn; so lange ich das Leben habe, führt kein Schrenk das Geschäft in Ladberg!"

„Aber mächtiger Weise nach Euch!" sagte Herr Steigerwald mit einem gewissen prophetischen Tone, die Hand erhebend und Pladl mit einem bedeutenden Blicke ansehend.

Pladl brach wieder in sein Gelächter aus, nahm Rosalie am Arme und ging unter Verwünschungen ab.

„Nach dieser Richtung hin sein Ihr also frei," sagte jetzt der fremde Hüttenherr zu Franz, — „entschließt Euch daher für mich!"

Franz blickte dem sich Entfernenden eine Weile nach, dann gab er dem auf Antwort harrenden Herrn die Hand, und damit war Franz Geschäftsführer in Eisenthal. —

Pladl brüstete sich, mit dem bereits eingespannten Wagen Platz zu nehmen. Rosalie verabschiedete sich von der liebenswürdigen Braut.

„Du geht glücklichen Tagen entgegen," sagte sie bewegt, — „ich gehe den entgegengesetzten Weg!"

„Das wolle Gott verhüten!" entgegnete Henriette.

Rosalie antwortete mit einem Seufzer; dann stieg sie auf den Wagen und unter dem Fluche Pladl's, „Der Teufel soll die ganze Sippschaft holen", fuhren sie von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Geographische Notizen über einige Staaten und Städte Europa's und Amerika's.

(Casinovortrag.)

1. Wenn wir die europäischen Staaten nach der Größe ihres Flächeninhaltes betrachten, so nimmt Rußland mit 98,000 Quadratmeilen den ersten Rang ein; es ist zehnmal so groß als Frankreich, beziehungsweise so groß als der norddeutsche Bund, siebzigmal so groß als Bayern. Die zweite Stelle dem Areal nach gebührt Schweden und Norwegen; diese Königreiche umfassen zusammen 13,800 Quadratmeilen, also fast zehnmal so viel als Bayern. An dritter Stelle folgt Oesterreich-Ungarn, das auch nach dem Verlust seiner italienischen Provinzen immerhin noch die artige Fläche von 11,200 Quadratmeilen bedeckt, also noch immer achtmal so groß ist als Bayern. Die vierte Stelle beansprucht Frankreich mit 9,600 Quadratmeilen, eine Fläche, auf der man das Königreich Bayern siebenmal bilden könnte. Den fünften Rang hat Spanien mit 9000 Quadratmeilen, und erst den sechsten der norddeutsche Bund mit 7,500 Quadratmeilen; er muß Süddeutschland sich einverleiben, wenn er Oesterreich und Frankreich an Flächeninhalt sich annähern will. Die europäische Türkei folgt an siebenter Stelle mit 6,300, Großbritannien und Irland an achter Stelle mit 5,700, Italien an neunter Stelle mit 5,100 Quadratmeilen. Nun geht es rasch abwärts. Rumänien (10) umfaßt 2,100 Quadratmeilen, und unsere drei süddeutschen Staaten, welche die 11. Stelle zusammt, bedecken etwas über 2000 Quadratmeilen; Bayern allein hat gegen 1400 Quadratmeilen. Hieran schließen sich Portugal mit 1600, Griechenland mit 900, Serbien mit 800, die Schweiz mit 750, Dänemark mit 700, Holland mit 640, Belgien mit 530, der Rest des Kirchenstaates mit 214, Montenegro mit 80 Quadratmeilen. Dann folgen noch einige Staatenzwerge, nämlich Andorra mit 7, Liechtenstein mit 3, San Marino mit 1 und Monaco mit ½ Quadratmeilen.

2. Sehen wir auf die Größe der Bevölkerung der Staaten Europa's, so übertrifft wieder das russische Reich alle andern Länder in bedeutender Weise, da ihm 68 Millionen, d. i. fast ein Viertheil der gesammten europäischen Menschheit, angehören. Die zweite Stelle der Bevölkerung nach nimmt Frankreich ein, welches über 38 Millionen Bewohner zählt. Oesterreich folgt an dritter Stelle mit 35 Millionen, Großbritannien und Irland an vierter Stelle mit mehr als 30 Millionen, während der norddeutsche Bund nicht ganz 30 Millionen Seelen hat und daher an fünfter Stelle folgt. Es kommen dann in rascher Absolge (6) Italien mit 25 Mill., (7) Spanien mit 16 Mill., (8) die Türkei mit 10 Mill., (9) die süddeutschen Staaten mit 8½ Mill. (Bayern allein hat 4,800,000), (10) Schweden und Norwegen mit nahe an 6 Mill., (11) Belgien mit fast 5 Mill., (12) Rumänien mit 4½ Mill., (13) Portugal mit fast 4 Mill., (14) Holland mit der fast gleichen Zahl von Einwohnern. Die noch kleineren Staaten sind: Schweiz 2½ Mill.; Dänemark, 1½ Mill.; Griechenland, 1½ Mill.; Serbien über 1 Mill.; Kirchenstaat 700,000; Montenegro 100,000; Andorra 12,000; Liechtenstein 8000; San Marino 7000; Monaco 3000.

Unter je 100 Europäern sind 23 Russen, 13 Franzosen, 12 Oesterreicher oder Ungarn, 10 Engländer oder Irländer, 10 Norddeutsche, 8 Italiener, 6 Spanier, 3—4 Türken, 3 Süddeutsche, 2 Schweden oder Norweger, 1—2 Belgier, 1—2 Rumänen, 1—2 Portugiesen, 1—2 Holländer. Die übrigen Staaten können nur zusammen noch 2—3 Mann stellen.

Digitized by Google

3. Ein ganz anderes Verhältniß stellt sich heraus, wenn die Staaten Europa's nach der Dichtigkeit ihrer Bevölkerung betrachtet werden. Da muß Rußland von seiner Höhe herabsteigen, einen der letzten Plätze einnehmen und dem kleinen Belgien den ersten Platz überlassen. Belgien ist weitaus am dichtesten bevölkert, da es auf 1 Quadratmeile über 9000 Bewohner ernährt. Holland nimmt die zweite Stelle ein; es zählt auf 1 Quadratmeile gegen 6000 Seelen. Dann folgt Großbritannien und Irland mit 5300 Seelen auf die Quadratmeile. In Italien treffen 4800 Seelen, in Süddeutschland 4121 Seelen auf die Quadratmeile. Daran schließt sich der norddeutsche Bund mit mehr als 4000 Seelen auf die Quadratmeile. Frankreich hat 3850, die Schweiz 3340, Oesterreich 3150, Dänemark 2500, Portugal 2450, Spanien 1800, die Türkei mit Rumänien, Serbien und Montenegro 1750, Griechenland 1500 Bewohner auf einer Quadratmeile. Am wenigsten dicht ist die Bevölkerung in Rußland, das 700, dann in Schweden, das 600, und in Norwegen, das nur gegen 300 Seelen auf 1 Quadratmeile zählt.

Ganz Europa hat einen Flächeninhalt von 179,225 Quadratmeilen und eine Bewohnerzahl von 294,500,000 Seelen. Auf eine Quadratmeile treffen demnach in Europa 1643 Einwohner. —

4. Geben wir zum Schlusse noch eine Uebersicht über die Einwohnerzahl der bedeutendsten Städte Europa's und Amerika's nach den neuesten Zählungen.

Es giebt in beiden Erdhälften 79 Städte mit mehr als 100,000 Bewohnern. Darunter ist London weitaus die größte; London zählt 3,170,000 Seelen, demnach gerade so viel als München, nur noch 3 Millionen dazu; das Königreich Württemberg und das Großherzogthum Baden müßten zusammen alle ihre Bewohner hergeben, um die einzige Stadt London zu füllen. Paris, die zweitgrößte Stadt, ist schon bedeutend kleiner, da es nicht volle 2 Millionen, sondern nur 1,825,000 Bewohner einschließt. Die dritte Stelle folgt Constantinopel mit 1,075,000 Seelen. Die vierte und fünfte Stelle nehmen die beiden amerikanischen Städte Newyork und Philadelphia ein, jenes mit 1,003,000, dieses mit 910,000 Einwohnern. Dann kommen, an sechster und siebenter Stelle, die beiden deutschen Großstädte Berlin mit etwas über 700,000 und Wien mit 600,000 Bewohnern. Dann folgt St. Petersburg mit 540,000 Seelen. Von den folgenden führe ich noch die bekannteren Städte an. Neapel mit 420,000 Seelen behauptet die 11. Stelle, Moskau mit 350,000 die 16., Lyon mit 324,000 die 17., Dublin mit 320,000 die 18., Marseille mit 300,000 die 19., Madrid mit 299,000 die 21., Amsterdam mit 272,000 die 22., Warschau mit 244,000 die 25., Hamburg mit 225,000 die 28., Lissabon mit 224,000 die 29., Rom mit 220,000 Einwohnern die 30. Stelle. Mailand (32) zählt 196,000, Bordeaux (33) 194,000, Turin (38) 181,000, Edinburgh (39) 178,000, Breslau (40) 174,000 Seelen. München mit 170,688 Einwohnern nimmt erst die 41. Stelle ein. Brüssel (45) hat 164,000, Kopenhagen (46) 162,000, Dresden (47) 156,000, Prag (51) 143,000, Pesth (53) 131,700, Stockholm (54) 131,000, Genua (57) 128,000, Köln (60) 125,000, Venedig (69) 118,000, Florenz (71) 114,000, Lüttich (73) 112,000, Königsberg (75) 106,000, Trieft (76) 105,000, Rouen (79) 100,000 Seelen.

(Nach Petermann's geogr. Mittheilungen. 1870. II.)

Jakob's „Kunst im Dienste der Kirche".

Nicht leicht ist, schreibt das Straubinger Tagblatt, ein Buch bei seinem Erscheinen so freudig begrüßt und mit so ungetheiltem Beifall empfangen worden, wie Jakob's „Kunst im Dienste der Kirche". Als das treffliche Werk im Herbste 1857 ausgegeben wurde, tagte in Regensburg eben die zweite Generalversammlung des katholischen Kunstvereine Deutschlands, und wir erinnern uns noch recht gut, mit welcher Begeisterung die dort versammelten Kunstfreunde das schöne Buch aufnahmen, alle Urtheile über dasselbe in der Presse sprachen die höchste Anerkennung aus, der Cardinal-Erzbischof von Prag empfahl das Werk seiner Geistlichkeit in einem eigenen Hirtenbriefe, in weniger als Jahresfrist war die starke Auflage vergriffen. Seitdem wurde das Buch mit allgemeiner Ungeduld begehrt, während die ängstliche Sorgfalt des Verfassers an der Verbesserung desselben sich nie genug thun konnte und das Erscheinen der zweiten Auflage von Jahr zu Jahr verzögerte. Endlich liegt das Buch wieder vor uns zwar Seite für Seite völlig umgearbeitet, verbessert und vermehrt: aus den dünnleibigen Bande von 1857 mit seinen 244 Seiten Text und 13 Tafeln ist ein ziemlich wuchtiger Band von 470 Seiten mit 21 Tafeln geworden. Das Buch ist ein Unicum in unserer Literatur: wir haben kein Zweites, welches so genau und so vollständig das Ganze der kirchlichen Kunst und zwar vom kirchlichen Standpunkte aus behandelt, die kirchlichen Bestimmungen und Anschauungen so eingehend berücksichtigt und mit so feinem Verständniß würdigt. Wir wünschen deßhalb auch der zweiten Auflage dieselbe freundliche Aufnahme, welche die erste gefunden hat und bemerken noch, daß die Verlagshandlung (v. Zabuesnig in Landshut) das Werk trefflich ausgestattet und den Preis mit 4 fl. 30 kr. nicht zu hoch gestellt hat.

Dr. J. Ph. W. Graf v. Montgelas.

Egglkofen bei Neumarkt a. d. Rott.
(Eingesandt.)

Am Sonntag, den 3. April 1. J., Nachmittags wurde der hochgeborne Herr Maximilian Joseph Philipp Wilhelm Graf v. Montgelas, k. Kämmerer, erblicher Reichsrath der Krone Bayerns, Ritter des Verdienstordens der h. Krone, Malteserordensritter und Gutsbesitzer von Egglkofen, Adam, Gerzen, St. Veit ꝛc. dahier der letzten Ruhestätte übergeben. — Ein wirklich hochadeliger Mann, nicht bloß den Titeln nach, sondern in That und Wahrheit, segnete das Zeitliche. Ja, es ist nicht zu viel gesagt, wenn man die Worte ausspricht: „Ein Muster des bayerischen Adels, ein hellleuchtendes Beispiel eines echten Christen, trat zu früh vom irdischen Schauplatze ab im 63. Lebensjahre." Er war in Wort und That ein edles Vorbild der innigsten Anhänglichkeit an unser hohes Herrscherhaus, an unser liebes Vaterland. Ich kann das liebe, leutselige, herablassende Benehmen des hohen Verblichenen zu wenig rrsehend schildern, das er hier bewies, wenn die allgeliebte gräfliche Familie uns mit ihrem Aufenthalte beglückte. Mit Jedem, auch dem geringsten Taglöhner, fühlte er innigst Freud und Leid mit, und gewann sich Aller Herzen. Bei seiner Ankunft erkundigte er sich bei den Beringsten, den er traf, um das Befinden, um die Familie u. s. w. Sein edles, wahrhaft christliches Denken in seinem Geschäftsleben und im Umgange beweisen die Worte, die er vor kurzer Zeit in Gegenwart des Schreibers Dieses sprach: „Ich will mit dem Bewußtsein sterben, daß durch mich wissentlich Niemandem ein Schaden zugefügt wurde!" Worte, die, wie der hochm. Herr Grabredner in seiner sehr gediegenen Rede sich ausdrückte, in Gold zu fassen sind, und die edle Seele des hohen Verblichenen vorzüglich erkennen lernte. Wer wollte die Thränen zählen, die ihm die Armen nachweinen? Wie das stille, fromme Almosengeben überhaupt in der ganzen gräflichen Familie, besonders auch bei der hochgräflichen tiefgebeugten hinterbliebenen Wittwe, herrschend ist, was unendlich viele edle Züge beweisen, zeiget noch treffend die letztwillige Verfügung des Hochseligen, nach welcher gleich nach seinem Ableben unter wahrhaft dürftige Arme der hiesigen Gemeinde 100 fl. vertheilt wurden. Welch letzten Willen des theueren Herrn Vaters die gräflichen Söhne sogleich treulichst vollzogen liegen. Eher der edle Verblichene sich durch seine Herablassung ungemein beliebt machte, so verehrte sich auch die hohe Leutseligkeit auf seine Herren Söhne, die überall sich Liebe und Achtung erwerben. Der gräfliche Herr Sohn und Nachfolger im Besitze der Güter und Titel des hohen Verblichenen ließ alle Hausbesitzer und Angehörige der Pfarrei Egglkofen, die beim hochseligen Herrn Vater die letzte Ehre erwiesen haben, in's hiesige Gasthaus laden; da er, wie er sich ausdrückte, auch in solch herzlichem Einvernehmen mit den Ihnen Egglkofenern bleiben will, wie sein hochseliger Herr Vater. Glücklich Egglkofen, das eine so edle christliche Gutsherrschaft besitzt: glücklich das Land, das solch echt Adelige zieren! Es

Digitized by Google

war aber auch die Theilnahme von Hoch und Nieder, aus Nah und Fern beim Leichenbegängniß und den heil. Seelengottesdiensten ungemein groß. Der hohe Verstorbene ruhe sanft nach vielen, vielen Leiden! Unser Gebet wird für den Hochseligen fortdauern, bis auch unser Herz bricht. Z.

Dr. Philipp Jaffé †. Dr. Jaffé, Professor an der Berliner Universität, hat sich in der Nacht vom Samstag auf Sonntag in Wittenberg, wohin er sich eigens zu diesem Zwecke begeben, in Geisteskrankheitung mit einem Pistolenschusse getödtet. Jaffé, der sich sowohl durch den Scharfsinn als die Gediegenheit seiner Forschungen einen Namen in der geschichtlichen Literatur erworben, ward im Jahre 1819 zu Schwersenz (Posen) von jüdischen Eltern geboren. Eigentlich Historiker, studirte er Medizin und erwarb den Doktorhut, um in der medizinischen Praxis seinen Lebensverwerb zu finden, da ihm als Juden die Lehrkanzel in Preußen verschlossen war. Vor zwei Jahren erst hatte er — der erste Jude in Preußen — die Professur an der Hochschule erlangt, trat jedoch kurze Zeit darauf in treuer Uebergesinnung zum Christenthume über. Von seinen Werken sind die bedeutendsten die „Geschichte des deutschen Reiches unter Lothar dem Sachsen" und seine „Regesten der Päpste", welch letzteres Werk in einem Anerkennungsschreiben Pius IX. als eines der vorzüglichsten Quellenwerke über die Papstgeschichte belobt wurde, und seine Bibliotheca rerum Germanicarum, welche bis jetzt auf vier Bände angewachsen ist.

Berliner Elend. Solche Szenen, schreibt die Montags-Zeitung, wie sie am 1. und 2. April Abends in dem Asyl für obdachlose Frauen und Mädchen vorgekommen sind, muß man aus eigener Anschauung kennen gelernt haben, um sich von der Bedrängniß, der Noth und dem Elende, das in Berlin vorhanden ist, eine Vorstellung machen zu können. Am ersten Abend: 49 Mütter und 106 Kinder in dem Alter von wenigen Wochen bis zu 14 Jahren; Alle mehr oder weniger ohne Hilfsmittel und ihre geringen Habseligkeiten bei den Wirthen zurückgelassen oder in Höfen, Schuppen x untergebracht. Das Geschick jeder Einzelnen ein sozialer Schreckensroman, dessen fürchterliche Katastrophen in den von Noth und Kummer entstellten Zügen zu erkennen waren. Am zweiten Abend dasselbe düstere Bild; es nächtigten im Asyl 48 Frauen, 22 Mädchen und 98 Kinder; in den gelinden Nächten vom 1., 2. und 3. April benützten das Asyl im Ganzen 344 Personen!

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Bekanntmachung. 1043

Zwangsversteigerung betr.

In Folge gerichtlichen Auftrages versteigere ich das Anwesen der Gütlers-Eheleute Joseph und Katharina Reichenberger von Weilbach, bestehend aus Gebäuden, Hofraum und 4,69 Tagw. Grundstücken in der Steuergemeinde Oberhöcking, geschätzt auf 1450 fl.

Zur erstmaligen Versteigerung bestimme ich Termin auf

Dienstag den 3. Mai l. Js. Nachmittags 2 bis 3 Uhr

im Sekretzimmer des Wirthshauses zu Oberhöcking, wobei der Zuschlag nur bei erreichtem Schätzungswerthe erfolgt.

Sollte an diesem Termine ein genügendes Angebot nicht erzielt werden, so bestimme ich zur zweiten Versteigerung Termin auf

Dienstag den 10. Mai l. Js. Nachmittags 2 bis 3 Uhr

ebenfalls im Wirthshause zu Oberhöcking und erfolgt dabei der Zuschlag ohne Rücksicht auf den Schätzungswerth.

Landau a. Z., am 26. März 1870. **Kößler**, k. Notar.

Unterzeichneter empfiehlt sich dem geehrten Publikum zur Anfertigung von feuer- und diebsichern

Geldschränken

mit 4 Zoll starken Wänden von 90—1000 fl., feuersichere **Kassetten** von 45—90 fl., einfach und schön lackirte **Schatoullen** von 10—30 fl., diebessichere **Wand- & Mauerschränke** von 30—300 fl.

Amerikanische Rammbrunnen (System Norton).

Brückenwaagen mit den neuesten Verbesserungen.

Tragkraft	1	2	3	4	5	8	10	12	15	20	25	30	40	Centner.
Preis	10	14	15	18	22	27	30	36	44	50	60	80	110	fl.

Tafelwaagen von 11 bis 50 fl., **Viehwaagen** und **Wangen** zu eigenem Zwecke werden schnellstens gefertigt und billigst berechnet. Jede mechanische und gewöhnliche Schlosserarbeit als Beschläge jeder Art, **Ofenröhren, Durchstichen, Wagenwinden** u. s. w. ebenfalls.

Georg Heise,

14(8) Schlosser und Mechaniker in der Neustadt Nr. 469 in Landshut

Gras-, Klee-, Lein-, Feld- und Wald-Samen aller Art

sind nun in ächter, frischer, guter Waare zu beziehen von

888(3c) **Max Kohlndorfer**, Landshut.

Muster und Preis-Verzeichniß gratis und franko.

Sämmtliche Samen werden von mir jeder Zeit zu höchst möglichen Preisen wiederum angekauft

Prämien-Collekte

zum Besten der Erbauung einer katholischen Kirche in Stuttgart.

Ziehung am 1. Juli 1870. Preis des Looses 35 kr.

3 Hauptgewinne mit fl. 14,000, fl. 7000, fl. 3000, 1 mit fl. 1750, 2 mit fl. 875, 10 mit fl. 160, 20 mit fl. 87. 30, 30 mit fl. 52. 30, 100 mit fl. 35, 200 mit fl. 17. 30, 500 mit fl. 7, 934 mit fl 3. 30, 13,260 mit fl. 1. 45.

Im Ganzen **15,000 Gewinne mit fl. 70,000.**

Loose à 35 kr. per Stück sind gegen Posteinzahlung oder Nachnahme zu beziehen von

Theodor Mühlschlegel, Augsburg.

Wiederverkäufer erhalten bei Abnahme von 25 Stück Rabatt. (1)1044

505 Für Raucher 505.

Sein großes, wiederholt vermehrtes Lager in

Cigarren,

in vollständig abgelagerten Sorten von feinstem Aroma und hohem Geschmacke, sowie **griech. und türk. Tabaken, Cigaretten, Rauch- und Schnupftabaken,** bält bestens empfohlen

M. A. Tafelbacher,

505 Schrannenplatz 505.

15(15)

Extrait d'Eau de Cologne triple

von hervorragender bis jetzt unerreichter Qualität, in großen tadellosigten Gläsern mit Goldetiquetten à 36 kr. und in halben Flaschen à 18 kr. Alle Kenner feiner Gerüche die Salend der eleganten Welt, sowie das große Gesammtpublikum sollen diesen Extrait d'Eau de Cologne triple ihre Anerkennung und enthusiastischen Beifall und bedeuten, daß sich derselbe nicht blos wegen seines billigen Preises, sondern hauptsächlich wegen seines feinen, nachhaltigen, erfrischenden und stärkenden Wohlgeruchs vor den vielen ähnlichen Fabrikaten auszeichne und den Vorzug vor den sechten Kölnerwässerungnissen verdiene. Zugleich wird empfohlen:

Eau d'Adrona

oder feinste flüssige Schönheitsseife in Gläsern à 30 kr. und 40 kr. nebst Gebrauchsanweisung mit Zeugnissen berühmter Aerzte. Diese Seife härtet und belebt die Haut, beseitigt leicht und schmerzlos alle Verunreinigungen derselben, als: Sommersprossen, Leber- und andere gelbe und braune Flecken, Pickelbläschen, Gesichtsröthe x. x. und erhebt allen damit behandelten Theilen die angenehme **Frische,** Wohlgeruch, blendende Weiße und Zartheit. Briefe und Gelder werden franco erbeten.

C. Kreller, Chemiker in Nürnberg.

Alleinverkauf in Landshut bei

1045(1) **Anton Huber**, Kaufmann.

Mehl-Tarif

vom 9. bis 16. April 1870.

Mehlsat.	Weizen. fl.	kr.	bl.	Mühl. kr.	bl.
Semmelmehl	3	20	–	12	3
Bohlmehl	2	26	–	9	3
Rachmehl	2	49	–	6	3
Römisch-Nogen	2	16	–	8	3
Backmehl	1	44	–	6	3

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnleitig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 16. Den 17. April: Rudolph.

Glasmacherleut'.

Kulturbild aus dem bayerischen Walde von Max. Schmidt.

(Fortsetzung.)

Am Vorabende des Palmsonntages, dem Beginne der Osterferien, finden wir Franz, den Geschäftsführer von Elisenthal, auf demselben Wege wieder, auf welchem wir vor zwölf Jahren die Bekanntschaft mit dem kleinen Studenten gemacht hatten. Er stand auf der Höhe der Abtei, aufmerksam die Bergstraße hinab blickend und auf das Gerassel eines Wagens mit derselben Sehnsucht lauschend, wie damals, als er mit Herrn Pladl's Gespann so bitter getäuscht wurde. So freudig, wie damals sein junges Herz den Seinigen entgegenschlug, ebenso freudig schlug es heute in der Erwartung eines frohen Wiedersehens nach langer Trennung. Lise kehrte heute von Wien zurück. Länger, als es voraussehen war, blieb sie in der Fremde. Die Base, bei welcher sie sich aufgehalten, wurde mit schwerer Krankheit heimgesucht und da sie außer Lise keine völlig verlässige Person in ihrem Hause hatte, bat sie das Mädchen, daß es bei ihr bleiben möge, bis sie wieder vollständig gesund sei; aber dieses währte lange, — dieses traf gar nicht mehr ein, und Lise konnte es nicht über's Herz bringen, die brave Frau in ihrer bedrängten Lage zu verlassen. Mit der Liebe einer Tochter pflegte sie die Kranke und führte außerdem das Geschäft mit einem Verständnisse und mit Vortheilen, daß die kranke Base Gott gar nicht genug danken konnte, daß er ihr im Alter eine solche Stütze geschickt. Aber sie wollte es nicht glauben, daß dieses ihre letzte Krankheit sei, sie dachte an nichts weniger, als an's Sterben, und nie kam es ihr in den Sinn, ein Testament zu machen, um ihre künftigen Erben zu bestimmen. Von Seite ihres Mannes lebten sehr nahe Verwandte; aber diese kümmerten sich gar wenig um die Liebende. Prannes, der nur für Lise's Wohl sorgte, schrieb freilich einmal ohne Umschlende an die Schwester, sie möge für Lise's Zukunft sorgen und spielte auf ein Testament an, aber die Kranke erwiderte ihm darauf, er möge sich vollkommen beruhigen, Niemand erhielte von ihr etwas, als Lise und sobald sie wieder gesund sei, wolle sie sofort zum Gerichte gehen und ihren letzten Willen aufnehmen lassen, worin sie Lise als ihre Universalerbin einsetze.

Die Base starb und — das Testament war nicht abgefaßt. Die Verwandten, welche sich früher nie blicken ließen, waren jetzt auf einmal vollzählig da. Sie nahmen Beschlag von allem, was da war, und eines Tages kam von der Lise ein Brief ins Haus, worin sie ihren Vater bat, er möge ihr ein Reisegeld schicken, damit sie sobald als möglich dem Kreise der Habsüchtigen entfliehen und nach Hause könne.

Prannes, der seit Jahren von nichts lieber träumte, als sein Mädchen würde einstens mit einem Kapitale von wenigstens fünftausend Gulden aus der Kaiserstadt zurückkehren, zählte jetzt kopfschüttelnd die ersparten Thaler zusammen und trug sie nach Lodberg zum Schullehrer, welcher sich erboten, die Lise von Wien abzuholen und beim dortigen Gerichte die Erbauseinsprüche von Prannes geltend zu machen. Aber der wackere Freund konnte nichts ausrichten: ein Brief von ihm setzte Prannes in Kenntniß, daß er zwar mit leeren Taschen, aber mit einem bildschönen Mädchen am Freitage vor dem Palmfeste in Klattau eintreffen werde, über welchen Ort er Geschäfte halber den Rückweg nehmen solle. Er schrieb, Prannes möge ihm bis dahin mit Kellermeier's Fuhrwerk entgegen fahren. Das geschah und heute mußte dieses Fuhrwerk zurückkehren mit dem von Franz so sehnlichst erwarteten Mädchen. Was frug er darnach, ob das Mädchen reich oder arm wieder zurückkomme! Wenn es nur wieder da sei, wenn es nur das alte Herz wieder brächte, das sie ihm geschenkt: diesen Besitz hielt er für den schönsten Reichthum in diesem Leben.

Es konnte nicht anders sein, als daß Zeit und Ort den jungen Schreck an jenen Tag erinnerten, wo er zum ersten Male in die Osterferien nach Hause wanderte. Wie lebendig vergegenwärtigte er sich die Ereignisse jenes Tages, das Begegnen mit Pladl, dem reichen hohen Hüttenherrn und all' den Jammer, welcher von jenem Augenblicke an über ihn und sein Haus hereingebrochen. Wer ihm vormals gesagt hätte, in weniger als zwölf Jahren sei aller Glanz im Pladl'schen Hause erloschen und wer von jenem Hause noch am Leben, sei nur mehr eine Last für die Gemeinde: er würde ihn Lügner genannt haben; aber seine Prophezeiung sollte zur Wahrheit werden.

Rosalie hatte Recht, als sie ihrem Vater gegenüber die Befürchtung aussprach, daß alle Blitze, die er auf Schrenk und Prannes herabwünschte, keinen andern Weg fänden, als sein eigenes Haus. Schwärzer und immer schwärzer zogen sich die Wolken über demselben zusammen, kein freundlicher Lichtstrahl konnte diese dunkle Schicht mehr durchbrechen. Die Verschuldung seines Weibes und seiner Söhne, der schlechte Absatz der Gläser, eine Menge unvorhergesehener Unglücksfälle — kurz: der vormals so reiche und angesehene Hüttenherr stand eines Tages als vergantet in den öffentlichen Blättern und seine Besitzungen zur Versteigerung ausgeschrieben. Pladl überlebte diese Schmach nicht; — das Unglück war zu groß, der Schmerz um das Verlorene, die leider nicht ungerechten Selbstanklagen rieben ihn nach und nach, so zu sagen, auf — er starb, unausgesöhnt mit den Seinen, von welchen außer Rosalie Keines an seinem Sterbelager stand, um ihm die Augen zuzudrücken, von denen auch sonst Keines des Segens eines Sterbenden werth gewesen wäre.

Die großen Besitzthümer Pladls wurden zertrümmert und um einen Spottpreis an die Meistbietenden verkauft, die Hütte war dem Verfalle preis gegeben. Frau Pladl und ihre Söhne suchten im Genusse des Branntweins das Unglück ihres Hauses zu vergessen, und als sie das Letzte, was sie besaßen, in der Lotterie verloren hatten, bettelten sie. Die Mutter starb als Bettlerin, die Söhne folgten ihr bald nach, und Rosalie? — man wußte nicht, wohin sie gekommen. Man hatte sie nach dem Falle ihres Hauses, ein Mädchen auf dem Rücken, welches ihre wenigen Habseligkeiten enthielt, über die Grenze wandern sehen; — sie hatte es nicht vermocht, die Schmach der Ihrigen mit anzusehen, sie floh die Stätte des Unglücks, um Ruhe zu finden in der Fremde. — —

„Arme Rosalie!" rief Franz mit dem Ausdrucke des tiefsten, innigsten Bedauerns. Jetzt wurde er aber aus seinen trüben Betrachtungen durch eine über die Abtei herauskommende Frauensperson gestört. Fast hörbar schlug ihm das Herz. War es Lise? Doch nein, die konnte es nicht wohl sein; es hätte doch auch Prannes mit dem Wagen in der Nähe sein müssen. Und doch, sein Herz schlug immer lauter, ein süßer Schauer überkam ihn. „Sie ist's ja nicht!" sagte er halblaut, als wolle er sich selbst beständigen. „Nein, das kann die Lise nicht sein, so schön, so groß, so —"

„Franz!" rief jetzt die Ankommende, „kennst mich wohl gar nicht?"

„So bist Du's richtig!" entgegnete Franz, mit freudigem Jubel dem Mädchen entgegeneilend. „Liserl! Liserl! Grüß Dich Gott, Liserl!"

Nach diesem Erkennen wurde nichts mehr gesprochen, man hörte nur mehr „Liserl" und „Franz!"; dazwischen ein wahres

Digitized by Google

Schnellfeuer von Küssen und wenn sie damit fertig, fingen sie wieder von neuem an.

„Ho! ho!“ schrie jetzt in heiterm Tone der alte Prannes, während der Lehrer applaudirend „Bravo!“ rief. Sie waren mit dem Fuhrwerk langsam nachgerückt und bei den sich Begrüßenden angelangt, ohne daß es diese bemerkt hatten. Franz eilte auf Prannes zu und drückte ihm freudig die Hand. Auch jetzt sagte er kein Wort; aber seine Augen waren naß und Prannes sah ihn gerührt an.

„Is nachher die Sach' schon in Richtigkeit?“ fragte er dann lächelnd.

„Wenn der Dõd nichts dagegen einzuwenden hat“, entgegnete Franz, „wir zwei, die Lise und ich, wir zwei wissen, was wir wissen wollen.“

„Und woaßt auch, Franzl, daß 's Deandl nix mitbringt von Bean, als g'riss'ne Schuah und abg'nutzte Kleider, und daß ihr dös G'sindl da unten außer die fünftausend Gulden, die ihr von Gott und Rechtswog'n g'hört hätt'n, bald auch noch dös Gißi g'nommen hät'!“

„Was liegt d'ran“, entgegnete Franz; „die Lieb und Treu, die sie mir wieder mitbracht hat, ist mir lieber, als aller Reichthum in der Welt und ich wär ein sauberer Geschäftsführer, wenn ich nicht einmal eine Frau ernähren könnt'!“

„Es! dö!“ entgegnete Prannes, „so weit sein wir noch nõd, aber der Cymbal-Toni hat g'sungen: Was nõd is, kann no wer'n! Jätzt aber setz'n Eng auffi auf's Wogl, daß wir eini kommen in d'Lam' und wenn wir auch koane fünftausend Gulden bet und hab'n, wir mach'n dennaft heut nun zehntausend Gulden an Spektakel.“

Prannes hatte Recht; als er in gestrecktem Trabe durch das Dorf fuhr, liefen die Leute vor die Thüren, um die Wienerin wieder zu sehen und wie ein Lauffeuer ging es durch's Ort, daß sie die Hochzeiterin des jungen Geschäftsführers von Eisenthal sei.

Dann ging es Lohberg zu, wo Frau Prannes und der alte Schrent der Ankunft der Ihrigen mit Sehnsucht entgegen sahen, und als sie endlich kamen — wer fände Worte, die Lust der Mutter zu beschreiben, als sie nach so langer Trennung ihr schönes, braves und einziges Kind wieder zärtlich an ihre Brust drücken konnte!

In Lohberg sollte Nachlager gehalten werden, weil man hier bei Freund Kellermeier das Wiedersehen der Lise feiern und wieder einmal an diesem Orte verweilen wollte, wo man vor vielen Jahren so vergnügte Stunden hingebracht hatte. Aber nicht das frohe Wiedersehen allein wurde gefeiert, sondern auch — die Verlobung von Franz und Lise.

Andern Tags, als am Palmfeste, gingen unsere Freunde wieder zur Kirche, wie vor zwölf Jahren, und der Lehrer hatte die Brautleute überredet, wieder dasselbe Offertorium mit Gesang- und Flötensolo vorzutragen, wie damals, als das Liserl zum ersten Male ein Solo sang.

Nach dem Gottesdienste ließen sie sich von den „Puerbuben“ etwas vorsingen und mit schönen Palmgerten beschenken, und damit allen Erinnerungen an die Ereignisse jenes Tages würdige Nahrung getragen würde, gingen die Verlobten auch noch zum Regenbach hinunter, wo ja seiner Zeit der Bund ihrer Herzen geschlossen wurde.

Sie gedachten lächelnd der hier gebauten, schönen Luftschlösser von Hüttenherrn und Hüttenfrau; aber Franz hielt diesen Platz auch heute noch zum Ausbau einer Glashütte wie geschaffen.

„In zehn Jahren“, sagte er, „will ich mir so viel ersparen, daß ich diesen Platz kaufen und eine Hütte bauen kann.“

Franz war nicht wenig überrascht, als jetzt Herr Kellermeier, hinter ihm stehend, sagte: „Wer wird da zehn Jahre warten? Heuer wird 's noch baut; der Platz g'hört mir und d' Hätt'n wern wir bald hab'n. Der Herr Lehrer hat mir längst den Plan in's Ohr g'setzt und ich kann ihn nõd verdammen. Du bist ein fleißiger, junger Mensch, Franzl, und verstehst was; Du verdienst, daß man Dir unter d'Arm greift. — Also wenn's Dir nachher recht ist, wird d' Spiegelhütt'n baut und Du kannst es in Pacht nehmen, so lang D' willst oder kannst mir's nach und nach abzahl'n und als Eigenthum erwerb'n. Schmeckt Dir dös?“

Franz war sprachlos. Seine kühnsten Pläne und Hoffnungen sah er verwirklicht, noch eher, als er zu hoffen gewagt! Lise lächelte dem freundlichen Manne mit unendlicher Freude entgegen.

„Ja, Herr Kellermeier“, rief sie, „ich weiß gar nicht, was ich thun muß, Ihnen meinen Dank ausdrücken?“

„Dös will i Dir glei sag'n“, entgegnete der alte Herr; „an Schmatz möcht' ich von Dir und dös an g'hörigen.“

„Den soll'n S' hab'n,“ rief Lise, und noch bevor sich's der Bauherr versah, hatte er nicht nur Einen, sondern mehrere Küsse von den schönen Lippen des jungen Mädchens erhalten.

Der alte Schrent und Prannes waren über dieses unerwartete Glück ganz außer sich vor Jubel.

„Dös is a Freundschaftsstück,“ sagte Schrent zum Lehrer, „daß 'e 'n Kellermeier dahin bracht hab's. Unser Herrgott wird Euks vergelten, wir können's nõd.“

„O ja,“ entgegnete der Lehrer, „glaubt Ihr, ich hab's umsonst gethan? Ich verlange von Euch auch einen Gefallen.“

„Im Voraus d' Hand d'rauf,“ rief Prannes.

„Dann verlang ich, daß Ihr, Prannes, der Schmelzmeister auf der Hütt'n werdet und Ihr, Schrent, auch wieder nach Lohberg übersiedelt, damit wir Alle wieder beisammen sind und uns wieder unterstützen können in Leid und Freud!“

„Das war schon längst mei Wunsch,“ entgegnete der alte Schrent; „alle geh'n wir wieder umma auf Lohberg. Zwölf Jahr lang war'n wir von einander trennt, verleb'n wir die paar Jahr'n, die uns unser Herrgott noch 's Leben schenkt, glückli und zufrieden mit einander.“

„Einverstanden,“ rief Prannes. „Jetzt freut mi mei Leb'n erst wieder doppelt, daß i 's Liserl auch ohne die g'hoffte Erbschaft glücklich woaß und die alten Glasmacherleut' nimmer auf anander müaß'n. Die neu' Lohbergerhütt'n soll nõd die schlechtest' wern im Wald, dafür steht der Prannes!“

„Und wann soll die Hochzeit sein?“ fragte Franz.

„Auf Bartlmä,“ antwortete Prannes, „wenn der Aimenkira an Kräber ist, dort z'höchst ob'n auf'n Berg soll d' Hochzeit g'feiert wern!“

„Warum dort oben?“ fragte Franz.

„Warum? Weil's mir z' eng wär'et in der Stub'n oder im Thal; wenn d' Freud so groß is, da muaß 's frei sein um mi und weit muaß i umschaun können in der Welt, weil i die ganze Welt erfüll'n möcht mit meiner Freud!“

Diesem Vorschlags wurde von allen freudigst beigestimmt, nur Franz und Lise dachten sich im Stillen: „Wenn nur Bartlmä schon da wär!“

(Schluß folgt.)

Franz Joseph Hindelang.*)

(Ein Lehrerleben.)

Herr Lehrer Hindelang war geboren den 21. Juli 1809 in dem bei Obergünzburg gelegenen Pfarrdorfe Hopferbach als der Sohn ehrenwerther Lehrersleheleute. Neben der frischen Bergluft des Allgäus athmete er auch von seinen christlichen Eltern den Hauch einer vortrefflichen Erziehung ein; wie jene stärkend für seinen Leib wirkte, so wirkte diese veredelnd auf seine Seele.

Als ein für den Unterricht ganz empfänglicher Knabe kam er zur weiteren Vorbereitung und Ausbildung für den Lehrerstand zu dem damals vortrefflich wirkenden Schulmanne Geist nach Kempten, der den talentvollen Knaben in kurzer Zeit zur Aufnahme in das Schullehrerseminar mit so glücklichem Erfolge heranbildete, daß er daselbe (damals in Dillingen) 1825 schon nach einem Jahre mit der Note „vorzüglich“ verlassen konnte.

Das erste Jahr seiner praktischen Wirksamkeit brachte Hindelang als Hauslehrer bei dem Gutsbesitzer Hrn. v. Dietrich auf dem Schloß Thierhaupten zu und kam sodann als Hilfslehrer zu seinem Vater nach Hopferbach. Hier führte ihm die Vorsehung einen ausgezeichneten Mann in der Person des damals in Hopferbach wirkenden Herrn Pfarrers Königsberger entgegen, dessen Einfluß auf den jungen Hindelang maßgebend

*) Aus der A. Postztg.

Digitized by Google

war für seine ganze künftige Lebenseichtung, denn auch dem tüchtigen Beobachter mit ihm sog er jene Geistes- und Charakterstärke, die verbunden mit einfach schlichtem Sinne sein ganzes Leben so sehr auszeichnete.

Am 11. October 1835 als definitiver Lehrer in Hasselbach, bei einem Erträgnis von 190 fl., wovon noch 30 fl. Abzent zu zahlen waren, angestellt, verlegte sich Hindelang auf das Feld literarischer Thätigkeit für die Elementarschule, deren erste Frucht die Herausgabe der „Lautir- und Schreiblesefibel" war, eines Werkleins, das um so mehr erwähnt zu werden verdient, als Hindelang sich hierin auf keine Vorgänger stützen konnte und als dadurch der besten Lesemethode die Bahn gebrochen wurde. Auch zeigte er schon damals ein besonderes Geschick zur Katechisation und verwendete darauf so viel Fleiß, daß er später darin Meister wurde.

Nachdem er 13 Jahre segensreich für die Schule und Gemeinde seines Heimathortes gewirkt hatte, wurde er am 16. April 1840 als Lehrer nach Lisberheim, Landger. Ottobeuren, befördert. Sein guter Genius Königsberger folgte ihm kaum 2½ Jahr später als Pfarrer und Decan dorthin nach, das Band der Freundschaft noch inniger dadurch knüpfend, daß er Hindelang seine Schwester, eine herzensgute Seele, zur Gefährtin seines Lebens gab. Hier in Westerheim setzte Hindelang neben eifriger Berufserfüllung auch seine literarische Thätigkeit durch Herausgabe verschiedener für die Elementarschule sowohl als für das Leben höchst nützlicher Bücher fort (es sind hier zu nennen: „Biblische Erzählungen für Vorbereitungsschüler", „Lehrstücke über die Glaubenswahrheiten der christkatholischen Religion", „Hülfsbuch für Schüler und ihre Lehrer", „Dent- und Ziffernrechnungsbeispiele, 3 Bdchn.") und bethätigte seinen Eifer für Hebung der Schule und Schuldildung als Mitarbeiter pädagogischer Zeitschriften in einer Reihe von Aufsätzen. Ein besonders dankenswerthes Verdienst erwarb sich Hindelang auf diesem Felde durch die mühevolle Gründung eines Schullehrerschematismus für den Kreis Schwaben und Neuburg. Schon im Jahre 1844 gab er den Impuls hiezu und setzte im Verein mit dem von ihm so hochverehrten Herrn Regierungsrath Dr. A. Khorner die Herausgabe desselben bis an sein Ende fort, ohne daß er irgend jemals ein Honorar dafür beanspruchte hätte, denn für sich wollte er nur die Mühe und die Arbeit, den Ertrag aber (jedesmal circa 300 fl.) wendete er immer vollständig der Unterstützungsmasse für die Wittwen und Waisen der Schullehrer zu — gewiß ein Beweis seiner Uneigennützigkeit, wofür der Lehrerstand dem Verewigten, der überhaupt kein größeres Glück kannte, als Anderen, namentlich Lehrerwaisen, Wohlthaten zu erweisen, zum größten Dank verpflichtet ist!

In das Jahr 1843 fällt der Beginn seiner Thätigkeit als Präparandenlehrer. Diese seine Wirksamkeit begann zuerst mit der Bildung zweier Zöglinge, deren Anzahl aber in der Folgezeit bis auf 20 stieg. In dieser Eigenschaft war Hindelang volle 23 Jahre thätig und wahrlich seine Thätigkeit war, mögen wir nun die Zahl der heranzubildenden Zöglinge oder den Erfolg seiner diesbezüglichen Wirksamkeit im großen Ganzen ins Auge fassen, eine überaus gesegnete. Fragen wir aber, was das Wirken Hindelang's als Vorbereitungs-Hauptlehrer so segensreich machte, so finden wir die Antwort darauf in dem alten Spruch: „Verba docent, exempla trahunt," „Worte belehren, Beispiele ziehen an." Was Hindelang lehrte, lebte er seinen Schülern beständig vor. Lehre und Leben, Wort und Beispiel standen bei ihm in schönstem Einklang. Niemals zeigte sich ein Widerspruch. Wahrheit war seine Lehre, Wahrheit war sein Leben. Darum werden dankbare Schülerherzen ihrem Lehrer auch über dem Grabe ihre Liebe, ihre Verehrung, ihre Hochachtung als lautredendes Denkmal seines verdienstlichen Wirkens noch lange, ja immer erhalten!

Hindelang, der das höchste Ideal des göttlichen Lehrmeisters stets vor Augen habend mit strengster Gewissenhaftigkeit seiner Pflicht jederzeit vollkommen Genüge leistete, erkannte, welches die allein sichere und wahre Grundlage aller Pädagogik sei, ohne welche eine erfolgreiche Erziehung nie und nimmer möglich ist, nämlich die Religion. Religiös-sittliche Erziehung war ihm Grundlage und Fundament, worauf er all' seinen Unterricht aufbaute. Mit seltener Ruhe und Würde wußte er seinen Worten in den Herzen seiner Schüler Eingang zu verschaffen und der kindlichen Denk- und Fassungskraft die höchsten und ewigen Heilswahrheiten zuzuführen. Wie Kindern kindlich zu sprechen, ihre Herzen zu gewinnen, war ihm eine eigene, vorzügliche Gabe, die so wie ihm nur selten Lehrern gegeben ist. Was seinen Unterricht betrifft, so war sein Grundsatz, langsam und sicher mit dem fest einzuhaltenden Plane dem Ziele zuzuarbeiten. An dem einmal entworfenen Plane hielt er mit einer Zähigkeit fest, die man als Vorwurf gegen ihn zu erheben hätte geneigt sein können. Setzen wir aber dieses starre Festhalten an seinem Plane auf Rechnung seiner bewundernswürdigen Gründlichkeit beim Unterrichte, so haben wir den Beweis, wie es Hindelang möglich war, mitunter auch schwachbegabte Schüler ihrem erwünschten Ziele zuführen zu können.

Nach 9jähriger Wirksamkeit schied Hindelang zum großen Schmerze der Gemeinde von Westerheim nach dem Markte Pfaffenhausen, dem Mittelpunkte des Landgerichts Mindelheim, wo sich seinem Eifer und seiner Thätigkeit ein größeres Feld eröffnete.

Hier fängt die Epoche an, wo die Treue Hindelangs gegen Kirche, König und Vaterland, die schon der Leistern seines früheren Lebens war und die ihn bis zum letzten Augenblicke nicht verließ in ihrem schönsten Lichte sich zeigen sollte. Die Jahre 1848 und 1849 waren es, die furchtbare Stürme hervorgerufen haben, Stürme, welche alle Ruhe und Ordnung, alles Gesetz und alle Anhänglichkeit an's angestammte Fürstenhaus zu untergraben drohten. Da war im Mindelthale Hindelang es, der in begeisterter Rede das Volk ansiferte zur Treue gegen Kirche, König und Vaterland, da war er es, der in einem Piusverein die Katholiken um sich sammelte, um die Freiheit und Selbstständigkeit der katholischen Kirche zu erkämpfen, lebendigen Glauben zu erwecken, reine Sitten zu erzielen und auch der materiellen Noth möglichst zu steuern. Schon damals wie später wieder hatte sein Wort so viel Gewicht, daß durch seinen Einfluß die politischen Wahlen in der Mindel-Gegend meist im conservativen und monarchischen Sinn ausfielen. Hindelang war in dem, was er einmal als wahr erkannte, fest und unerschütterlich, durch keine unangenehmen Zwischenfälle zu beugen oder aus dem Sattel zu heben — er war ein Mann, ein Charakter, für die edelsten Güter des Volkes stets kampf- und schlagbereit.

Darauf bedacht, den gedrückten Lehrerstand in materieller Beziehung zu heben, setzte er 1848 Adressen um Verbesserung der Lage der Lehrer an die Abgeordneten-Kammer in Umlauf, welche denn auch derart gemeigtes Gehör fanden, daß in Wirklichkeit auch Vieles zur Verbesserung der Verhältnisse der Lehrer, namentlich für dienstuntaugliche Lehrer, deren Relikten und zur Aufbesserung der Congrua geschah.

(Schluß folgt.)

Von den Böhmmern.*)

Die Böhmmerstadt Berggabern ist ein rheinbayerisches Amtsstädtchen am Fuße der Vogesen, da wo diese in prächtigen Bergwäldern aus dem französischen Elsaß in die deutsche Pfalz eintreten. Wenn die Alpinaldahn dahin fertig ist, wird das Städtchen von Karlsruhe aus leicht und rasch zu erreichen sein. An Touristen wird es dann nicht fehlen, welche von den alten Vogesenfestädtchen aus durch den Wasgauwald in die wunderbare Felsenwelt von Dahn eindringen wollen, aber längs des Gebirges durch eine wahrhaft italienische Landschaft nach Klingenmünster zu der Ruine Landeck und der hohen ausssichtreichen Madenburg wandern, wenn sie nicht unmittelbar den kaiserlichen Trifels besteigen wollen. Maulbeln-, Kastanienwälder und Weinberge wurden in dieser Landschaft schon von den Römern angepflanzt, denn Berggabern ist das römische Tabernae montanae, der Ort altrömischer Bergschenken, wo das Vogesengebirg selbst göttlich verehrt wurde, wie der Altarstein Deo vogeso beweist. Nach den Zerstörungen der Völkerwanderung bei Aebten zu Klingenmünster und zur Burg Landeck gehörig, ward Berggabern unter Rudolph von Habsburg reichsfrei, später eine pfalzweibrückische

*) Aus der „Wiener Tagespresse."

Digitized by Google

Oberamtsstadt und Geburtsort des im 16. Jahrhundert berühmten und noch heute vielfach zitirten Arztes und Naturforschers Tabernaemontanus. Wie alle pfälzischen Städte vielfach verheert und von den Franzosen ausgebrannt, zeigt Bergzabern noch die Thürme seiner Ringmauern und das große Schloß, den Wittwensitz der Zweibrücker Herzoginnen, wo auch die große Landgräfin Goethe's, Karoline von Hessen, eine schöne Jugend verlebte und „Käsladen" und „Böhämmer" schmalen ließ. Für die Lebhaftigkeit der Bewohner zeigt nicht bloß der Monstreprozeß wegen des Steinfelder Zugs im Jahre 1849, sondern auch der Umstand, daß sie im Anfang der neunziger Jahre die zweibrückischen Beamten verjagend mit den umliegenden Gemeinden des pfälzischen Amtes Landeck eine eigene unabhängige Republik gründeten, die mit der großen französischen „ein Bündniß auf ewige Zeiten" schloß. Damals drohten die Bergzabernер Mädchen in einer Adresse, daß sie keinen heirathen wollten, der sich der Freiheit unwürdig mache. In der ganzen Pfalz sind aber die Bergzabernер unter dem Spitznamen „Böhämmer" bekannt, da man ihre Erzählungen von den fremden Vögeln und der Jagd auf sie für Münchhausenianden erachten mochte. So abenteuerlich diese Erzählungen lauten, sind sie doch buchstäblich wahr, jene Jagd war allerdings seit unbenklicher Zeit nur in Bergzabern gebräuchlich und geübt. In den stillen Waagauthälern hinter Bergzabern stoßen der Adtswald des früheren Klosters Klingenmünster und die Mundatforste der Abtei Weißenburg zusammen, beide von König Dagobert seinen Stiftungen geschenkt. In Quellen und Bächen fehlt es nicht, darum auch nicht an einer zahlreichen geflügelten Sängerschaar, welche die gemischten Wälder besonders lieben. Schöne Buchenwälder decken in der Mundat Berg und Thal, während Föhren den Hauptbestandtheil des Adtswaldes ausmachen und auch die Halden des Hexenplatzes auf dem der Frouwa Holda (frau Holle) geweihten Frauenberg bekleiden. Unmittelbar hinter Bergzabern ist aber das Thal des Erlenbachs durch einen Berg gespalten, der uralte Befestigungen auf seinem Scheitel zeigt, wo nach der Ueberlieferung die Wohlthäterin des Städtchens, die reiche römische Jungfrau Petronilla wohnte, von welcher man in einem elsässischen Städtchen noch den Sarg zeigt. Der Berg, welchen jene Jungfrau noch heute als weiße Frau umschweift, heißt nach ihr die Peternell, ist mit den schönsten Edeltannen bewachsen und war von je nebst den gegenüberliegenden Halden des Finsterthales der Hauptschauplatz für die Vogelfänger Bergzabernս. Wie die Bewohner des Thüringerwaldes und des Harzes leidenschaftliche Vogelsteller sind, so waren es auch von je die Bewohner Bergzabernս. Die bunten Kreuzschnäbel, die in den Tannen der Peternell schon im Februar brüten, unterliegen da den Leimruthen; Spatzen und andere Vögel in den Gärten der Stadt selbst den tödtlichen Lehmgeschossen der langen Blasröhren, welche von den Bergzabernern mit der höchsten Virtuosität gehandhabt werden. Aber all' diese Vogelstellerei will nichts bedeuten gegen die Böhämmerjagd. In harten Wintern nämlich, wenn die „Buchern" oder Buchecker, die Nüsse Früchte der Buchenwälder, besonders gerathen sind, weil gewöhnlich mit guten Weinjahren zusammentrifft, kommen ungeheure Scharen von fast unbekannten Vögeln in die Waldschluchten des Vogesus hinter Bergzabern. Wie sie einfallen erfüllt ihr Geschrei Berg und Thal mit furchtbarem Lärm. Man nennt sie Böhämmer, während einige Böheimer schreiben und den Vogel aus den böhmischen Wäldern kommen lassen, wie denn Böhmen im Mittelalter und noch bei Shakespeare als das unbekannte Wunder- und Märchenland galt. Andere halten dafür, daß der Vogel wegen seines freundenden Umherziehens den Namen Böheimer erhalten habe, da im benachbarten Frankreich die Zigeuner Bohémiens genannt werden. (Forts. folgt.)

Ein tüchtig gearbeitetes Conversationslexikon ist unter den jetzigen Verhältnissen für jeden Gebildeten fast unentbehrlich. Wir begrüßen deßhalb mit wahrer Freude, schreibt das Straubinger Tagblatt, das glückliche und verhältnißmäßig rasche Vorwärtsschreiten der bei Manz in Regensburg erscheinenden „allgemeinen Real-Encyklopädie," in welcher wir bereinst das weitaus beste in deutscher Sprache geschriebene Conversationslexikon besitzen werden. Bereits liegen 15 Halbbände vor, welche bis „Kobalt" reichen. Vor allen ähnlichen Unternehmungen von Brockhaus, Pierer, Meyer u. A. zeichnet sich das Manz'sche Lexikon vor Allem dadurch aus, daß aus ihm allein richtige Anschauungen über örtliche Zustände und Einrichtungen, Zustände und Ereignisse geschöpft werden können. Herr Archivsekretär Schönchen, früher von 1842 bis 1855 Redakteur der „Augsb. Postz.", hat die Leitung des großartigen Werkes übernommen und bisher in der gediegensten Weise geführt, so daß in Bezug auf Vollständigkeit und Genauigkeit alle ähnlichen Nachschlagebücher hier übertroffen sind. Das Werk ersetzt in der That eine ganze Bibliothek und es ist mit Dank anzuerkennen, daß die Verlagshandlung Alles thut, um die Anschaffung zu erleichtern. Das Heft von 6 Bogen (groß Lex.-Oktav) kostet nur 18 kr.; je 12 solcher Hefte bilden ein Band. Das ganze Werk wird aus 12 Bänden bestehen und 42 fl. kosten.

Oeffentliche Sitzung des Magistrats Landshut
am 16. April 1870.

Es wurde bekannt gegeben, daß Herr Oberst Baumüller die Geschäfte der Stadtkommandanschaft wieder übernommen habe. — Genehmigt werden die Baugesuche der Herren Johann Holler, Johann Sirtl und Georg Rityner. — Mehrere Darlehensgesuche finden entsprechende Erledigung. — Der Schlossergeselle Mathias Strasser wird auf die Dauer eines halben Jahres in einer Zwangs-Arbeits-Anstalt dann untergebracht werden, wenn er als Bettler oder Landstreicher wieder rückfällig wird. — Die 1. Kommandanschaft-Kanonen-Batterie soll, weil daß zur Aufrechthaltung der Ordnung während des Pferde-Rennens am Osterdienstag eine bestimmte Zahl der Mannschaft hiesiger Garnison Bereitschaft habe, und daß sich in bestimmten Stadttheilen Patrouillen bewegen, was zur Nachricht diente. — Verehelichungszeugnisse werden ausgefertigt für Herrn Anton Staudinger zur Verehelichung mit Barbara Lechmüller und Herrn Joseph Bernhart zur Verehelichung mit Theres Röger. — Gegen die Aufstellung des Herrn Engilbert Graff als Agent der vaterländischen Feuer- und Hagelversicherungs-Gesellschaft in Elberfeld bestehe keine Erinnerung. — Wegen unterlassenem Abraupen der Bäume wird ein Renitent der Staatsanwaltschaft angezeigt. — Die Canalisirung der Leukstraße wird sofort in Angriff genommen, die schadhaften Zäune beim Eingange in den Hofgarten, am Krankenhaus-Garten und vor dem Burghauser Thore werden der nothwendigen Reparatur unterliegen. — Die Fortführung der Wirthschaft im städt. Schießhause dahier wird nicht beanstandet. — Ein Tausch der eingelassten Fleischbänke zwischen den Metzgern Gnann und Wagner wird genehmigt.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Münchener telegraphischer Schrannen-Bericht
vom 16. April 1870.

Erdinger Schranne vom 13. April 1870.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis	Mittlerer Preis.	Niedrigst. Preis.	Gestiften	Gebliegen.
	Sch.	Sch.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.
Weizen	1460	1437	20 21	19 14	17 42	— 5	— —
Korn	896	147	12 13	11 48	11 15	— 16	— —
Gerste	941	221	13 25	12 49	11 45	— —	2 —
Haber	1799	191	9 8	8 29	7 39	— 8	— —

	Weiz.	Korn.	Gerste	Haber
			11	21
Voriger Rest . . .	347	91	799	377
Neue Zufuhr . . .	347	91	810	398
Schrannenhand . .	336	86	775	361
Heutiger Verkauf	11	5	35	37
Rest				

	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.
Höchster Preis .	19 33	11 40	12 10	8 58		
Mittlerer „ . .	18 14	11 15	11 29	8 27		
Niedrigster „ . .	15 59	10 53	10 22	7 25		
Verlangen	— 25	— —	— —	— —		
Gestallen	— —	— 13	— 1	— 10.		

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 17. Den 24. April: Georg.

Glasmacherleut'.

Kulturbild aus dem bayerischen Walde von Max. Schmidt.

(Schluß.)

VIII.

Die vier Monate, welche bis dahin verstreichen mußten, schienen allerdings für unser Brautpaar eine Ewigkeit zu dauern; aber sie gingen dennoch hinüber und der Vorabend von Dorthmä war herangekommen um dieselbe Zeit wie sonst, nicht früher und nicht später.

Wie alljährlich strömten auch heuer von allen Seiten die Wädler zum morgigen „Almenkirta" auf dem Arber herbei, und suchten in den zunächst liegenden Ortschaften zu übernachten, um mit Tagesanbruch hinaufsteigen zu können auf den schönen, fast fünftausend Fuß hohen Arber, den höchsten aller Berge des bayerischen Waldes.

Trotz der eingebrochenen Dunkelheit war es in dem sonst so stillen Gebirge heute noch außerordentlich lebendig und von den Bergwänden und aus den Thälern hallten die Rufe und Lieder glücklicher, fröhlicher Menschen. Dort und da suchten verspätete Wanderer noch ein Nachtquartier auf, welches die bekannte Gastfreundschaft der Wädler überall gerne gewährte. Ein Bund Stroh reichte ja dazu aus, den bescheidenen Ansprüchen zu genügen; ein Bund Stroh und ein Dach, um geschützt zu sein vor dem nächtlichen Thau: das erhält Jeder, ohne daß er darum zu bitten braucht. — Warum verschmähte dieß der nächtliche Wanderer, welcher sich mühselig auf einem Holzpfade dahin schleppte und bei den Ruinen der einstigen Oberlohbergerhütte wie erschöpft zusammensank? Wer war der Unglückliche, der an der Stätte des Unglücks Ruhe suchte? — der die Menschen zu meiden schien und dem jeder Freudenschrei, welcher von den Bergen wiederhallte, ein schmerzliches Zucken verursachte?

Es war Rosalie.

Arm und krank, war sie im Begriffe, in die Heimat zurückzukehren. Arm! wer nennt sich nicht alles arm! Leute, welche die Tasche voll Geld und das Herz voll Unzufriedenheit haben, unglückliche Speculanten, Bettler von Profession: alle diese und Tausende mehr, sie nennen sich arm. Rosalie war ärmer als Alle. Die vielen kleinen Sorgen des Lebens, die aber ohne Zweifel die ernstesten sind, hatte sie niemals kennen gelernt, — sie hatte niemals an Hunger gelitten, sie hatte sich ihr Geld nicht zu verdienen gebraucht; sie hatte nicht gelernt, zu arbeiten und die Bildung ihres Geistes und ihres Herzens war unter der Obhut einer pflichtvergessenen Mutter eine gänzlich verfehlte. Das sonst so stolze Fräulein des Hüttenherrn, welches die Bettler mit Spott und Schimpf aus ihrem Hause trieb, war nun selbst eine Bettlerin. Wollte sie nicht verhungern, so mußte sie um Almosen bitten, um Almosen — selbst auf die Gefahr hin, mit Hohn und Spott fortgewiesen zu werden, denn Rosalie hatte sich nie die Zuneigung der Leute zu gewinnen gewußt. Sie konnte sich den Leuten gegenüber nicht so benehmen, wie diese es gewünscht oder für angemessen erachtet hätten. Sie war noch stolz in ihrer besammernswerthen Lage. Sie hatte Willenskraft genug, in die Fremde, über die Grenze zu wandern, um dort unerkannt Arbeit zu suchen und wie so viele Tausende um Lohn zu dienen; aber ihre körperlichen Kräfte hielten nicht Stand mit festem Willen; sie wurde krank. — Niemand erbarmte sich ihrer im fremden Lande. So kam sie über das Gebirge, blaß und zitternd, mit zerlumpten Kleidern, — so ruht sie aus auf den Trümmern ihres Hauses, auf der Stätte einstigen Reichthums — als Bettlerin.

Noch hatte sie Niemanden um etwas gebeten — sie hatte es nicht vermocht. Den Durst löschte ihr die sprudelnde Quelle, den Hunger stillten die Beeren des Waldes und die Raben des Feldes. Doch dieß konnte nicht lange währen. Eine fieberhafte Aufregung bemächtigte sich ihrer. Der Weg nach dem stillen Dörfchen lag vor ihr. Ein Hoffnungsstrahl dämmerte in ihr auf. Lohberg und die Familie des Lehrers stand vor ihrem Geiste. Zu letzterem wollte sie gehen, dort wollte sie um ein Plätzchen flehen, wo sie ruhig sterben könnte, denn sterben war ihr einziger Wunsch, Erlösung von allen Uebeln, das war es, was sie wünschte, um was sie betete.

Mühsam erhob sie sich und schlug wankenden Schrittes den vor ihr liegenden Pfad ein. Es war dunkle Nacht, lautlose Stille herrschte ringsumher. Da plötzlich hörte sie ein fernes Geräusch. Je näher sie kam, desto deutlicher vernahm sie das Rauschen eines Wildbaches. Entsetzt blickte Rosalie umher; es war kein Zweifel mehr, sie hatte sich verirrt. In dem fast undurchdringlichen Dunkel, das ringsumher herrschte, hatte sie eine falsche Richtung eingeschlagen und war so in jenen Grund zwischen Lohberg und Sommerau gelangt, in welchem sie vor fünf Jahren zum ersten Male wieder mit Franz zusammengetroffen war. Suchend eilte sie nun längs des Baches auf und ab, um den verhängnißvollen Steg und somit den Weg nach Lohberg zu finden. Da glitt sie auf den feuchten Steinen aus und fiel zu Boden. Sie schrie vor Schmerz laut auf und eine vollkommene Muthlosigkeit bemächtigte sich ihrer.

„O mein Gott," rief sie unter Schluchzen, „so hast Du mich ganz verlassen!" Ein Strom von Thränen folgte diesen Worten, sie warf sich zur Erde und vor lautem Schluchzen hörte man nichts, als: „Mein Gott! mein Gott!"

Plötzlich stand eine Mannesgestalt vor ihr.

„Ist ein Unglück g'schehn?" fragte eine Stimme. „Wer weint da? Wer ist's, der da am Boden liegt?"

Rosalie war vom Schmerze so übermannt, daß sie die Anwesenheit dieses Mannes gar nicht erschreckte. Sie hörte zu weinen auf und nahm eine mehr sitzende Stellung an.

„Wer ist's?" fragte der Mann wieder. „Wie kann ich helfen?"

Rosalie horchte. Was war das für eine Stimme? War es Franz, der vor ihr stand? Sie strengte ihre Augen an, aus den dunklen Umrissen Franzen's Gestalt zu erkennen, und als sie ihn erkannte, den Fernegeglaubten, überkam es sie wie ein süßer Friede. — Sie hielt ja Franz für den einzigen Menschen, der ihr Geschick zu würdigen verstand, für den Einzigen, dem sie ihr Herz entblößen, vor dem sie ihren Jammer ausschütten konnte und wollte.

„Seid Ihr nicht der Schrenten-Franz?" fragte nun ihrerseits das Mädchen.

„Der bin ich," antwortete der Mann; „nun laßt mich doch auch wissen, wer Ihr seid und was geschehen ist?"

„Was geschehen ist?" antwortete Rosalie mit bewegtem Tone. „Ein schwerer Traum, ein fürchterlicher Traum hat mich erschreckt. — Betrin bin ich gangen, ach, ich wollte gehen! Doch jetzt ist's nimmer nöthig; Ihr laßt's so weit nicht kommen, Franz! — Nicht wahr, ich soll nicht betteln?"

„Um Gotteswillen!" rief jetzt Franz mit schmerzlichem Tone, „Fräulein Rosalie — Sie sind's? So weit ist's? So arm, so elend sind' ich Sie wieder. — Arme Rosalie! stehen Sie doch auf!" und sie aufhebend konnte er sich einer Thräne des tiefsten Mitgefühls nicht enthalten; sie fiel warm auf die kalte Wange des Mädchens.

„Ihr weint, Franz?" fragte sie. „Um mich? — Ich

Digitized by Google

dank! Euch, edler, guter Mensch. Diese Thränen sind mir Nahrung und süße, süße Wohlthat. Ach, könnte ich jetzt sterben, ich fühle mich so gut, so leicht — stürb ich in dieser Stunde, so stürb ich glücklich. Ach, Franz — ich bin nicht arm, ich bin nicht elend! Ihr lobt ein Mensch, der um mich weint; sie dem ich zu nicht ganz verlassen. Das ist ein schöner Trost, der Sonnenstrahl in meiner fürchterlichen Nacht!"

Franz drängte nun in das Mädchen, diesen Ort zu verlassen, und bot sich an, sie zum Letzten nach Limberg zu führen, damit sie dort Nahrung und Pflege fände.

Auf dem Wege dahin gab ihr Franz Rathschläge, wie und wo sie künftig leben sollte und versicherte sie, daß er für sie sorgen wolle, so weit es nur immer möglich sei.

Mit innigem Dank hörte die Arme Alles an und versprach ihrem Begleiter, Alles zu thun, was er ihr angerathen.

Am Schulhause angelangt, wurde Rosalie, wie nicht anders zu erwarten war, von der Lehrerin auf's freundlichste aufgenommen. Als Franz dem Mädchen die Hand zum Abschiede reichte, fühlte er ein krampfhaftes Zittern, das diese Hand bewegte, und trotz der Dunkelheit der Nacht verspürte er, wie Rosaliens Augen auf ihm geheftet waren. Liebe, Dankbarkeit, Ergebenheit — ach, Alles drückten sie aus. Sprechen konnte Rosalie nichts, nur leise lispelte sie: „Ach, Franz, dürft' ich für Euch sterben?"

Franz war tief bewegt. Er wußte nicht, wie ihm geschah — und einer plötzlichen Regung nach beugte er die Arme zu sein Herz und einem feurigen Kuß auf ihre Lippen. — Rosalie ließ es geschehen und schlang ihren Arm fest um den geliebten Mann; aber dieser riß sich jetzt hastig los.

„Gute Nacht! gute Nacht!" rief er und schnell war er in ihrem Blicke entschwunden. — Die Lehrerin hatte inzwischen aus ihrer Speisekammer ein Abendmahl geholt und lud nun das Mädchen ein, sich daselbe schmecken zu lassen.

Rosalie aß wenig. Sie legte sich bald zu Bette und schlief nach langer Zeit wieder süß und ruhig. In ihren Träumen sah sie sich mit Franz am Traualtare, sie sah sich wieder glücklich und reich und als sie am andern Morgen erwachte, war Franz ihr erstes Denken — und dieser Gedanke schien ihr die Morgenröthe eines neuen, glücklichen Lebens zu sein nach den Stürmen einer gramenvollen Nacht. — —

Franz stand am Morgen nach dieser Nacht in der That am Traualtare in der Kirche zu Bayrisch-Eisenstein; aber neben ihm stand nicht Rosalie, sondern Alle war die glückliche Braut des wackern Grasmachers und Geschäftsführers von Eisenthal. Seine gestrige spate Ankunft in Lohberg hatte nur den Zweck, seine Freunde bezüglich persönlich zur Feier der Hochzeit einzuladen, welche auf Franzens Ehrwich mit dem „Almenfritz" auf dem Arber verbunden werden sollte, und zu dem Gipfel dieses schönen Berges wanderten heute, als am Bartholomäustag, Kirchweih- und Hochzeitsgäste in Menge.

Die Freiheit wohnt auf den Bergen! und es ist die Liebe zur Freiheit, wenn der Bäbler das Thal mit dem beengenden Raume meidet und auf dem Rücken oder an den Abhängen der Berge seine Hütten baut, oder wenn er, um seine Freude zu feiern, hinaufsteigt auf die höchsten Kuppen, um mit gehobener Brust und gehobener Gesinnung hinauszujubeln über das im Dunste der Niederung versunkene Flachland, von Berg zu Berg, dem fernen blauen Hochgebirge entgegen, wo wieder die gleichen, von gleicher Gesinnung beseelten Menschen wohnen.

In früheren Zeiten arteten bei diesen Gelegenheiten am Arber der Nationalhaß zwischen den Bayer- und Böhmerwäldern in blutige Kußtriste aus, denn Aventin erzählt, daß hier jährlich die Grenzbewohner gegeneinander gekämpft und die Ueberwundenen in den See getrieben hatten. Das war früher. Jetzt versammelt man sich dort oben nur mehr in fröhlicher Eintracht und zumal heute, wo ein herrlicher Augusttag ein doppeltes Fest begünstigte, lagerten Hunderte auf dem grünen Plan neben der dort befindlichen Kapelle und um die in eine Schenke verwandelte Sennhütte.

Da spielte neben lustigen, böhmischen Musikanten der alte Cymbal-Toni auf seinem Hackbrette so frisch und fröhlich wie damals am Faulenstein beim Sunnwendfeste; da sang der Brannes mit Hergenslust all' seine Lieblingslieder und er und Schrenk konnten gar nicht oft und viel genug auf das Wohl des Brautpaares und ihre neue Verwandtschaft trinken. Steigerwald's und Poschinger's waren gekommen, Franzen's Ehrenting mitzufeiern und die Lohberger Freunde, der Lehrer, der Bauermeier und selbst der alte Geisterseher, der Kramerjackl, hatten sich eingefunden zu diesem Feste und mit ihnen kamen eine Menge wackerer Grasmacher von Regenhütte, Frauenau und Eisenthal, zum Zeugen des Glückes zu sein von Franz und Lise. —

Noch wollte Jemand die Zahl der Gäste vermehren. — Rosalie. Sie verlieh auf die Kunde von Franzens Hochzeit das gesundene Kind und wanderte zu Berge; doch nicht bis zum Gipfel, sondern zu dem in der Nähe daselben nach tannengrünen Bergwänden umschlossenen See. Wankend und unsichern Schrittes hatte sie dieß seltsame Waldwildniß betreten und war zum See gekommen, welcher von nie berührtem Urwald umrandet ist, an dessen Ufer die abgestorbenen Bäume mit dürren, gebleichten Aesten, gleich Gerippen von Riesenleibern, emporstarren, oder Tausende, von den Stürmen niedergeworfen, mit halbem Stamme in den fluglosen Fluthen begraben sind.

Rosalie starrte in den tiefschwarzen, melancholischen Wasserspiegel, um in demselben ihr Bild zu suchen und Haar und Gewand zu ordnen zum hochzeitlichen Feste. Und als sie es erblickte, schlug sie ein schallendes Gelächter auf, daß es sehnsach an den Seewänden widerhallte; aber noch war das Echo nicht verklungen, da tönte ein Entsetzensschrei durch die stille Mittnißt und — das Echo, welches von den Felsen her erscholl, war der Grabgesang des in der schwarzen Fluth begrabenen unglücklichen Mädchens. — Das war das Ende der unglücklichen Rosalie, der Tochter des einst so reichen Besitzers der Oberlohbergerhütte! — — —

Am Regenbache, an dem von Franz und Lise schon längst bestimmten Platze, entstand die neue Lohbergerhütte des Herrn Kollermeier, welche Franz in Pacht nahm und als Hüttenherr hezog. Durch die ergiebige Bethilfe seines Vaters und des tüchtigen Schmelzmeisters Prannes, dann insbesondere durch seine eigene Geschäftstüchtigkeit kam diese Hütte schnell in Schwung und Franzens Fabrikate zählten bald unter die besten des Bayerwaldes. Später erwarb sich Franz die Hütte als Eigenthum und so war das hohe Ziel erreicht, auf welches sein liebes Weib schon als Kind ahnungsvoll hingewiesen; der Segen war bei seinem Hause, und zur Zeit zählt Franz Schrenk unter die Glasfürsten des bayerischen Waldes.

Franz Joseph Hindelang.

(Ein Lehrerleben.)

(Schluß.)

Mitten in so bewegter Zeit verschmte Hindelang nicht, die Volksschule und Kirchenmusik in Pfaffenhausen zu heben, dem Präparandenunterrichte alle seine Kräfte zuzuwenden und die Bebauung des literarischen Feldes fortzusetzen durch Herausgabe einer „Geschichte des bayerischen Volkes", durch Anfertigung einer Chronik für den Markt Pfaffenhausen, durch gediegene Konferenzarbeiten, durch Fest- und Gelegenheitsreden und Gedichte. Sein immenser Arbeitsgeist geht am deutlichsten daraus hervor, daß er noch während der letzten Monate seines Lebens, wo schon Spuren einer für die Dauer unheilbaren Krankheit seinem Geist Fesseln anlegten, sein Rechnungsbuch nach dem neuen Maß und Gewicht umarbeitete. Die Arbeit war ihm zur zweiten Natur geworden.

Bei dieser ausgedehnten Thätigkeit nach Außen vergaß er aber nicht im Herein mit seiner vortrefflichen Gattin als Hausvater vor Allem seiner Familie die größte Aufmerksamkeit zuzuwenden. Hier, wo er nach den Mühen seines Berufes die schönste und süßeste Erholung fand, war er der ernste, aber auch wohlmeinende Vater, der nicht in blos tändelnder Liebe seinen Kindern ergeben war, sondern der pünktlichen Gehorsam forderte, einen Gehorsam, auf die Ueberzeugung von seiner väterlichen Autorität und Liebe gegründet. Darum war seine Hausordnung musterhaft, seine Hausbande strenge und erbaulich. Leider, daß seine treue, fromme Gehilfin im Geschäftsleben der häuslichen Erziehung vor 7 Jahren durch eine Krankheit, der auch ein erwachsener Sohn als Opfer fiel, von seiner Seite genommen wurde! Ein schwerer Schlag für Hindelang, aber für ihn

Digitized by Google

wurde Veranlassung, seine väterliche Liebe und Sorgfalt zu verdoppeln.

Wegen seines aufopfernden Wirkens für seine Familie, für Schule und Kirche gewann Hindelang immer mehr Achtung und Ansehen. Es wurde ihm das Amt eines Distriktsassisters für Mindelheim anvertraut, ein Amt, das er viele Jahre bis zu seinem Tode verwaltete, zur besonderen Zufriedenheit seiner Amtsvorstände, bei denen Hindelang immer gut wohl gelitten war. Nicht unerwähnt darf bleiben, daß Hindelangs Verdienste für Religion, König und Vaterland, Schule und Lehrerstand, sowie für das allgemeine Volkswohl allerhöchsten Orts nicht ohne Anerkennung blieben. Unterm 19. März 1850 geruhten Se. Majestät der König dem verdienstvollen Hindelang die Allerhöchste Belobung für seinen Berufseifer, sowie seine ausgezeichnet ehrenvolle Haltung zur Zeit der politischen Bewegung im Regierungsblatte allergnädigst auszusprechen zu lassen, nebst der Anerkennung im Jahre 1856 die ehrenvolle Verleihung der silbernen Medaille des Zivildienstordens der bayerischen Krone nächstfolgte.

Die letzten Jahre seines thatenreichen Lebens sollten ihn nochmals als den alten rüstigen Kämpfer auf der politischen und religiösen Arena wirksam erblicken. Er war der Gründer und Vorstand des Lehrervereins Illertal, der in schönstem Flor stehenden patriotischen Vereine im Illerthale. Auf seinen Ruf kamen die Gesinnungsgenossen oft 4—6 Stunden im Umfange zu den patriotischen Versammlungen schaarenweis zusammen, um seine Rede, seinen Rath und seine Ansichten zu vernehmen und dann entsprechend bei den Wahlen zu handeln. Das erreichte Resultat dieser seiner Bestrebungen ist zu sehr bekannt, als daß darüber etwas zu sagen wäre. Selbst achtung Hindelang in höchster Uneigennützigkeit bei der Landtagswahl jedes Mandat, das ihm in erster Linie angeboten war, aus, denn der Grundsatz des heiligen Augustinus: „Gott die Ehre, mir die Arbeit, den Nächsten das Heil!" war auch der seinige.

Daß Hindelang der neuesten Schulbewegung seine ganze Aufmerksamkeit schenkte, das schrieb ihm sein Innerste für die Schule und den Lehrerstand vor. Er glühte wie kaum Einer für materielle Besserstellung der Lehrer, für zeitgemäße Hebung der Volksschule und Bildung der Lehrer, aber er wollte diese Frage nicht anders gelöst wissen, als mit und durch die Kirche, deren Anrecht auf die Schule er nicht verkannte. Es gerechte ihm zum großen Schmerz, daß er immer mehr die Ueberzeugung gewinnen mußte, daß der bayerische Lehrerverein die schönen Vorschläge nicht im Bunde mit der Kirche anstrebe und mit Bedauern schied er aus diesem Verein, als ihm seine Ueberzeugung nicht mehr erlaubte, mit demselben zu gehen. Hindelang schloß sich dem von Herrn Kuer gegründeten katholisch pädagogischen Vereine an; dessen Gründung die nothwendige Gegenwirkung war zur Tendenz des bayerischen Lehrervereins und wurde ein bereits eifriges Mitglied dieses Vereins, daß er der Realisirung seiner Zwecke seine letzten Kräfte geopfert hat — wem sind nicht die schönen Worte bekannt, die er zu Regensburg sprach? — aber trotzdem verlor er doch nie die warme Liebe für die außer diesem Vereine stehenden Lehrer, denn wenn je das Wort des Apostels: „Gerne will ich Aufopferungen machen, ja mich selbst will ich opfern, obgleich ich mehr euch liebe und weniger geliebt werde," im Lehrerstande in Erfüllung gegangen, so war es bei Hindelang der Fall, der bei all' seiner Aufopferung oft auch mißkannt wurde, ja oft die größten Insulte zu erdulden hatte.

Hindelang blieb der guten Sache bis zum Tode unerschütterlich treu. Darum erkannten auch alle Gutgesinnten, was man an ihm verlieren sollte, und bei der letzten patriotischen Versammlung am 19. Jänner d. J. beeilte man sich, da er zu seinem größten Schmerze persönlich nicht mehr beiwohnen konnte, durch eine eigens gewählte Deputation ihm den innigsten Dank aller Patrioten für die muthevolle Leitung auszudrücken zu lassen. Die Deputation fand ihn im Lehnstuhl, seinem Leidens- und Todesstuhle, sitzend als einen Mann, der, weil er nach festen christlichen Grundsätzen gelebt, auch so zu sterben bereit war. Der im Leben so oft gesprochen: „Bereit ist mein Herz, o Herr! bereit ist mein Herz, Deinen Willen zu thun," hatte auch im Tode keine andere Sprache, um so weniger, als der erbauliche, andächtige Empfang der heiligen Sterbsakramente ihm vollends Muth und Stärke verlieh, auch den letzten Kampf zu kämpfen, und den letzten Feind zu besiegen. Das Bewußte sein treu erfüllter Pflicht ließ ihn ruhig sterben und der Tod faßte ihn am 6. Februar Morgens 5 Uhr an wie ein sanfter Engel. Als die Scheidungsglocke meldete: „Hindelang hat vollendet!" da gab sich in Waffenhausen eine Theilnahme kund, wie sie derselben schwer gedacht werden kann. Man fühlte es in Waffenhausen und weithin, daß man einen wahren Volksvater, einen theilnehmenden Freund und Rathgeber verloren. Darum gestaltete sich auch seine Beerdigung zu einer wahren Volkstrauerfeier, die nicht bloß in eitlem Schaugepränge bestand, sondern der Ausdruck war der innigsten und allseitigsten Theilnahme. Das Abends brachte man dem Dahingeschiedenen eine Ovation, die zu rühren war, als daß sie nicht erwähnenswerth wäre. Es bewegte sich unter den wehmüthigen Klängen der Trauermusik ein großartiger Fackelzug zum Grabe Hindelang's, und wie schon am Morgen von dem nahen Distriktsarzt, Herrn Inspektor Renz, in glänzender Rede die Verdienste und Theuren auseinandergesetzt wurden, so geschah es wieder am Abend von mehreren Rednern. Die Szene war so ergreifend, daß kein Auge trocken blieb. Es waren die Thränen des Dankes und der Liebe, dem gewicht, der sein Leben und seine Kräfte für Gott, König und Vaterland, für Kirche, Schule und Gemeinde, sowie für das allgemeine Wohl des Volkes eingesetzt.

Hindelang hinterläßt 4 Kinder, 2 Söhne und 2 Töchter. Wir rufen an seinem Grabe: Ruhe der Asche des Lieben und Friede seinem Geiste im ewigen Lichte! Er ruhe aus, der Gute, von seinen Mühen! Er hat in schwerer Zeit das Beispiel eines berufstreuen, charaktertesten, christlichen Mannes gegeben.

Von den Böhmmern.

(Fortsetzung.)

Da der Vogel die Größe eines Gabelmanns hat, manchmal mit diesem in milden Wintern einzeln auf die Bauernhöfe kommt, um vor den Schneegestöhnen die Nähe der Menschen aufzusuchen, und gefangen, fett und wohlschmeckend wie ein Ortolan befunden wird, ist er auch schon für eine Kunmergattung gehalten worden; das Böhmmer galt als das verdorbene Buchfinkmer, wie denn der große Buchenwald im Winkel des Rheins und der Lauter Böhmwald im Volksmund heißt und ebenso das Volk dort zu Lande nicht Kummer, sondern Kemmer sagt. Dem Allem steht jedoch entgegen, daß der Böhmmer sich sowohl seiner Zeichnung, als dem Schnabel und seinem Flug nach als Finke kennlich macht. Es ist nämlich der Bergfinke (Fringilla montifringilla), der im höchsten Norden Europa's, auf den Inseln Skandinaviens und in den schneigen Birkenwäldern Lapplands nistet und nur gleich dem Seidenschwanz, der in Bayern auch Böhmert genannt wird, im Winter als Zug- und Strichvogel zu uns kommt. Dann kommt er aber ungleich zahlreicher als der Seidenschwanz, in so ungeheuren Schaaren, daß man ein den Himmel verfinsterndes Gewölke zu sehen wähnt. In Thüringen ist er nicht ganz unbekannt, auch in Bayern und ist der Schweiz unter dem Namen „Gimpel" von den Jägern gekannt, ohne daß man jedoch seiner sonderlich Acht hätte oder ihn gar auf die wunderliche Weise zur Nachzucht jage, wie zu Bergsabern. Wahrscheinlich weiß man da nicht, wie trefflich er schmeckt. Nur in einigen Thälern der Schweiz werden sie in Vogelherden zahlreich gefangen; mit einem einzigen Vogellockvogel hascht man da an einem schneereichen Tage oft über ein Dutzend. Dort sollen sie sogar im Emmenthal auch brüten, was jedoch kaum glaublich ist. Am Liebsten aber ziehen die Bergfinken bei ihrer Wanderung in mildere Länder über die Vogesen und haben ihren Zug über die Wälder der Haardt und des Wasgaus nach Lothringen hinein, und ebenso im Frühjahre wieder zurück. Jene Finken, welche in diesem Jahrzehent bei Luneville und Epinal in Schaaren von Millionen nach Nordosten ziehend bemerkt wurden, waren eben Böhmmer. Sie bildeten da einen dicken Schwarm, der die Sonne verdunkelte und zum Theil so niedrig über dem Boden dahinzog, da die Vögel vom langen Flug ermüdet waren, daß sie mit den Händen gegriffen werden konnten, wie die Wachteln von den Israeliten in der Wüste vor viertausend Jahren und heute noch, wenn sie ermüdet über das mittelländische Meer zu den Felsen der peträlischen Wüste gelangen.

Digitized by Google

Gewiß fallen die Böhämmer auch an anderen Stellen der Wogesen und der Haardt in die Wälder. Kann man doch den schön gefärbten Vogel mit der bräunlich gelben Brust und Schulter und dem wachsgelben Schnabel zur Winterzeit auf den Dungstätten, Höfen, vor den Scheuern sich munter und geselllig mit Andern umherreiben sehen. Und wir sahen ihn auch öfter, an Geschicklichkeit mit den Spatzen wetteifernd, umherhüpfen, ohne zu ahnen, daß es der berufene Böhämmer sei, so wenig man anderwärts daran dachte, daß der Vogel sich einer besonderen Jagd lohne. Wahrscheinlich verbannt auch Bergzadern nur irgend einem Zufall den alten Gebrauch der Böhämmerjagd. Daß die vertriebenen Bewohner der verwüsteten Stadt und ihrer Umgebung, welche sich im dreißigjährigen Kriege nach der hohen Wegelnburg hinten beim Maxgenstein flüchteten, gleich jenen Israeliten in der Wüste, großentheils vom Fleische der Vögel lebten, ist anzunehmen, wenn auch nicht, daß sie die Böhämmerjagd zuerst aufgebracht haben. Die primitive und abenteuerliche Art derselben deutet auf eine viel ältere, lange Tradition. Vielleicht hat schon König Dagobert der Gresse auf seiner sagenhaften Flucht vor den aufrührerischen Granden seines Reiches in den Wäldern des Maxgau sich von Böhämmern genährt, bis ihn seine treuen Bauern wieder siegreich nach Schloß Landeck zurückgeleiteten. Sehr wahrscheinlich haben schon die gelehrten Benediktineräbte von Klingenmünster, die Schüler des Rhabanus Maurus, den zarten Braten zu jungem Wein und geröstetem Kastanien genossen, und man könnte wohl aus der Evangelienharmonie des Mönches Otfried von Weißenburg herauslesen, daß er sich durch gebratene Böhämmer aus der Wundert zu der dichterischen Aufgabe gekräftigt fühlte, welche ihm von der edeln fränkischen Frau Judith aus dieser Gegend vor genau tausend Jahren gestellt wurde. (Fortsetzung folgt.)

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

(3b)1170

Gottfried Amann,

Metall-, Stein- & Elfenbein-Graveur.

Landshut, Theatergaße Nr. 62.

empfiehlt sich zur Anfertigung von erhabenen und vertieften Siegelarbeiten, sowie aller sonstigen Gravirungen und sichert geschmackvolle und billige Bedienung zu.

Unterzeichneter empfiehlt sich dem geehrten Publikum zur Anfertigung von feuer- und diebsicheren

Geldschränken

mit 4 Zoll starken Wänden von 90—1000 fl., feuersichere **Kassetten** von 45—90 fl., einfach und schön lackirte **Schatoullen** von 10—30 fl., diebessichere **Wand- & Mauerschränke** von 30—300 fl.

Amerikanische Rammbrunnen (System Norton).

Brückenwaagen mit den neuesten Verbesserungen.

Tragkraft 1 2 3 4 5 8 10 12 15 20 25 30 40 Centner.

Preis 10 14 15 18 22 27 32 36 42 50 60 80 110 fl.

Tafelwaagen von 11 bis 50 fl., **Viehwaagen** mit Wagen in eigenem Dache werden schnellstens gefertigt und billigst berechnet. Jede mechanische und gewöhnliche Schlosserarbeit als Beschläge jeder Art, Ofenröhren, Durchsichten, Wagenwinden u. s. w. ebenfalls.

Georg Heise,

14(9) Schlosser und Mechaniker in der Neustadt Nr. 469 in Landshut.

Einladung.

Bei Gelegenheit des heil. Georgi-Festes auf der Traunstig sind es bei Unterzeichnetem künftigen Sonntag nebst gutem Biere auch Kirchweihbundeln u. Bratwürste, wozu freundlichst einladet

Alois Faistenhammer,

1193 Metzger u. Gastgeber zum grauen Bock.

Eine kleine Wohnung

Nr. 653 gegenüber den Bräuten (vornherum) ist auf Ziel Jakobi zu vermiethen und das Nähere auch dort zu erfragen. (3b) 1165

Zwei tüchtige Schneider-Gesellen

finden bei Unterzeichnetem dauernde Beschäftigung.

Martin Maier,

1194(2a) Kleidermacher in Frontenhausen.

Ein tüchtiger Maler- und Vergoldergehilfe

findet dauernde Beschäftigung bei

Matthä Heigl

1195 (3a) in Reisbach.

Münchener telegraphischer Schrannen-Bericht

vom 23. April 1870.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Mest.	Höchster Preis.	Mittlerer Preis.	Niedrigst. Preis.	Gesallen.	Geschätzen.
	Sch.	Sch.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.
Waizen	2227	1091	20 30	19 19	17 37	— —	5
Korn	1255	268	12 12	11 51	11 23	— —	3
Gerste	1108	199	13 48	13 6	12 14	— —	17
Haber	1506	166	9 6	8 32	7 50	— —	3

Im Bernlochner Kellersaale.

Dienstag den 26. April, Abends 8 Uhr,

grosses

Doppel-Concert,

ausgeführt von der auf der Rückreise von Scandinavien nach München und Paris begriffenen

Französischen Sängergesellschaft,

aus der Provinz Languedoc,

im National-Costüme des Thales „Andorra", und der

Orchester-Capelle des Hrn. Carl Hänn.

PROGRAMM.

I. Theil.

1. Fortuna, Marsch von Saro.
2. La Languedocienne (Languedoc'sche Melodie). Grosser Chor.
   Nro. 1 des Textbuches.
3. Ouverture zu Jocko, von Lindpaintner.
4. Schlafe wohl! Deutsches Lied, Chor und Solo für Tenor, von Möhring.
   Nro. 16 des Textbuches.

II. Theil.

5. Herbstrosen, Walzer von Jos. Strauss.
6. Hält da! die Reanser sind da! Andenken an König Carl XIV. Johann, grosser Chor mit Tenor- und Bariton-Solo.
   Nro. 4 des Textbuches.
7. Frühlings-Erwachen, Idylle von Bach.
8. Der Berg Canigou, Catalonisches Volkslied, mit Castagnetten.
   Nro. 7 des Textbuches.

III. Theil.

9. Ouverture zu: Das Weltenkind, von Titl.
10. Tyrolienne der Pyrenäen, Waldchor.
    Nro. 5. des Textbuches.
11. Leichtes Blut, Schnell-Polka, v. J. Strauss.
12. Nachtlied des Südens Frankreichs: „Bonsoir! au revoir! Bon soir!" Chor mit Tenor- und Bass-Solo.
    Nro. 6 des Textbuches.

Textbücher, in deutscher und französischer Sprache, sind zu 9 kr. an der Casse zu haben.

Entrée à Person 18 kr. 1196

Ein Haus in Landshut,

mit **realem Metzgerrechte nebst** Stallung und Schlachthaus, dann 39 Dez. Garten wird um 7500 fl. auf freies Land verkauft. 2000 fl. können auf erste Hypothek liegen bleiben. Das Haus wird auch ohne das Metzgerrecht abgegeben. Näheres zu erfragen bei Privatier **Ritzinger** in Landshut. (3b)1184

Am Freitag den 22. April Vormittags ging auf der Landstraße von Ellenbach nach Landshut, ein Steuerleistender, Schätzung und Reichnißbuch, dann Hypothekenbewilligung, auf den Namen Bartholomä Rendl von Reichshofen lautend, verloren. Dem redlichen Finder 1 fl. Belohnung. (3b)1182

Druck und Verlag der Joh. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 18. Den 1. Mai: Philipp und Jakob.

Nach langen Jahren*).

Eine Erzählung in acht Kapiteln.

Erstes Kapitel.

Es muß länger her sein als sechzig Jahre — denn jetzt zähle ich, Hannah Pearce, neunundsiebenzig und damals kaum sechzehn. Ich war „die Erste" in der Schule von Ravensbourne, als eines Tages Mylady Ravensbourne zu uns kam, um mit der Lehrerin zu sprechen. Wir nannten sie Mylady, obwohl ihr Mann kein Lord war und sie rechtmäßiger Weise nur Mistreß Ravensbourne genannt werden mußte; aber uns erschien sie viel vornehmer und größer als irgend eine Marquise oder Herzogin, und das ganze Dorf drückte seine Verehrung für sie durch jenen Titel aus. Sie brauchte ein Küchenmädchen und bat die Lehrerin, ihr eines zu empfehlen. Die rief mich auf und sagte Einiges zu meinem Lobe, und dann fragte mich Mylady, ob ich gern im Herrnhause sein möchte. Blödigkeit und Freude verschlugen mir die Stimme; ich wußte nicht, was ich sagen sollte, und weiß auch nicht, was ich gesagt habe, doch war die Sache bald in Richtigkeit gebracht und drei Wochen später trat ich meinen Dienst an.

Ueber die erste Zeit kann ich schnell hinweggehen, denn sie hat mit meiner Erzählung weiter nichts zu thun, als daß ich damals meine Gebieterin kennen und lieben lernte. Ich fühlte mich bald sehr glücklich im Hause, wenn es auch nicht das elterliche war: Mylady war so gütig und sorgte so sehr für uns Dienende, daß mir kaum die Heimath vermißten. Um den Herrn kümmerte ich mich nicht viel; die Wahrheit zu sagen: ich fürchtete ihn wegen seiner lauten Stimme und seiner kurzen, entschiedenen Sprechweise. Seine Frau liebte er abgöttisch und von ihr ließ er sich bewegen, manches Gute und Liebevolle zu thun, worzu er aus eigenem Antriebe schwerlich gebracht haben würde.

Ich war schon zehn Jahre im Hause, war nach und nach vorgerückt und Master Edgar, der einzige Sohn, stand im vierzehnten Jahre, als eine traurige Veränderung in Ravensbourne eintrat. Mylady starb. Leidend war sie schon lange gewesen, obwohl sie immer umhergina; wie sie immer blässer und magerer wurde, mußte Jedem auffallen, und eines Tages fand man sie in ihrem Armstuhl am offenen Fenster todt.

Der Herr hatte wohl abscheulich die Ruzen verschlossen gegen die Fortschritte ihrer Krankheit und Schwäche, und nun der furchtbare Schlag eintrat, schien ihn derselbe zu Boden zu schmettern. Er hielt sich die Tage in seinem Zimmer eingeschlossen, und als das Leichenbegängniß vorüber war, zeigte es sich, daß er alle Vorbereitungen zur Reise getroffen hatte. Ohne Jemanden, ein Wort zu sagen, nur von seinem Diener begleitet, verließ er uns und ging nach Frankreich.

Acht Tage später erhielt Mrs. Gall, die Haushälterin, einen Brief, welcher sie anwies, den größten Theil seiner Dienerschaft zu entlassen, da er längere Zeit unabsehlich werde.

Master Edgar befand sich damals im Pensionat und kam nur in den Feiertagen nach Hause. Außer ihm sahen wir jahraus, jahrein keinen Menschen, der nicht zu der zusammengeschmolzenen Dienerschaft von Ravensbourne gehörte. Das waren einsame Tage. Alle Zimmer des Herrn und der Frau verschlossen, die Mehrzahl der früheren Hausgenossen entlassen; oft dachte ich daran, ebenfalls zu gehen und mir einen andern Platz zu suchen. Und doch erschien es mir wie eine Pflicht, zu warten, bis wieder die Herren von Ravensbourne dort haushalten würden, obwohl ich mir sagen konnte, daß die alten Tage nie zurückkehren.

So vergingen drei Jahre, Master Edgar wurde immer größer und stärker und hübscher, war ein heiterer, lebenslustiger, junger Mann, nur etwas eigenwillig. Doch wer konnte sich darüber wundern? War doch Niemand da, der sich genauer um ihn bekümmerte, Niemand, der Einfluß auf ihn hatte. Sein Vater schrieb ihm wohl häufig, und der Sohn erzählte oft, daß der Vater bald heimkehren werde; aber die Heimkehr verzögerte sich immer wieder und von einer Einladung an Edgar, seinen Vater zu besuchen, hörte man nie etwas.

Endlich kam eine vollends überraschende Nachricht, aber keine erfreuliche: Mr. Ravensbourne wolle sich wieder verheirathen. Eine französische Dame sollte den Platz unserer unvergeßlichen Lady einnehmen, und als wir das vernahmen, waren wir nur froh, daß der Herr nicht die Absicht zu erkennen gegeben hatte, sie in seine Heimath zu führen. Wohl wurde Auftrag gegeben, die Zimmer der Verstorbenen neu herzurichten für die neue Bewohnerin, die wir im Voraus haßten, ohne sie gesehen zu haben. Master Edgar äußerte sich nicht, aber seine Empfindungen machten von den unsrigen nicht gar verschieden sein. Denn als Mrs. Gall ihm sagte, die große Neuigkeit sei zu uns gedrungen, wurde er blutroth, und als die Tapezierer und Maler anfingen, im Hause zu wirthschaften, sahen wir ihn die Stirn runzeln und sich auf die Lippen beißen. All' unsere Furcht und Sorge war übrigens umsonst, denn die fremde Dame kam nie nach Ravensbourne.

Nach Ablauf eines Jahres wurde dem Herrn ein zweiter Sohn geboren, und derselbe Tag war der Todestag der zweiten Frau. Es scheint nicht so, als hätte Mr. Ravensbourne diesen Verlust besonders tief empfunden; wenigstens erzählte uns Marston, sein Kammerdiener, später, die Ehe sei wohl etwas übereilt geschlossen und bald bereut worden, da der Herr nach der Heirath durchaus den Eindruck eines Mannes gemacht habe, der sich unglücklich fühlt. Auf jeden Fall schien er Frankreichs überdrüssig zu sein; vielleicht fürchtete er, noch einmal in die Schlingen einer Französin zu gerathen: genug, eben so plötzlich, wie er gegangen war, kam er wieder nach Hause. Der kleine Knabe war bei Verwandten mütterlicherseits zurückgeblieben.

Er sah älter und blässer aus, freute sich aber unverkennbar, wieder in Ravensbourne und in Gesellschaft seines älteren Sohnes zu sein. Die Zimmer der verstorbenen Frau wurden wieder geöffnet und die neuen Möbel u. s. w. überzogen und verhängt. Vater und Sohn bewohnten einen anderen Theil des Hauses, ritten mit einander aus, gingen auf die Jagd und führten ein angenehmes, zufriedenes Leben. Nur Eines machte den alten Herrn öfter Sorge und das war, daß sein Sohn nicht heirathen wollte. Es war nicht allein die Sorge um die Erhaltung der Familie, er schien persönlich die Anwesenheit einer Frau im Hause und den verschönernden, erheiternden Einfluß derselben auf das Leben zu vermissen. Aber wie viel er auch reden und predigen mochte, der junge Herr lachte nur dazu, meinte, er habe noch Zeit und sehnte sich nach keiner Veränderung.

So gingen Jahre hin, und der alte Herr gab endlich scheinbar den Lieblingsgedanken auf. Aber er seufzte oft tief, wenn er die leeren Räume durchschritt oder das Bild unserer verstorbenen Lady betrachtete.

Der junge Herr war schon nahe an die Dreißiger herangekommen, als sich plötzlich die Nachricht verbreitete, er wolle heirathen, und das Gerücht wurde durch das strahlende Gesicht des Vaters beglaubigt. Während der Zeit des Brautstandes war Edgar nur selten in Ravensbourne, denn die Dame wohnte weit im Norden, wo er sie bei Gelegenheit eines Jagdbesuchs kennen und lieben gelernt hatte. Im hohen Sommer fand die Hochzeit Statt und führte er sie heim.

*) W. Abendpost.

Digitized by Google

Die Freude über das Ereignis war allgemein. Wir hatten Alles mit Kränzen und Laubgewinden und Flaggen geschmückt, die Glocken läuteten, die ganze Dienerschaft war in der Vorhalle aufgestellt und der alte Herr eilte rudelos von einem Ort zum anderen. Als wir endlich die Räder rollen hörten, sprang er, wie ein Jüngling die Stufen hinab und stand da, sein weißes Haar im Winde flatternd, um die neue Tochter aus dem Wagen zu heben.

Vater und Sohn führten sie herein. In der Halle hielt der alte Herr eine Begrüßungsrede an sie und wandte sich dann zu uns, um uns Gebotsam gegen die neue Herrin des Hauses anzuempfehlen. Sie trug einen Schleier, aber während er sprach, schlug sie denselben zurück, und welch' ein liebes, blühendes Gesicht enthüllte uns entgegen! Bei all' ihrer Jugend — sie war erst neunzehn Jahre alt, wie es hieß — hatte sie doch so viel natürliche Würde und Ernst, wie nur irgend einer Frau ziemt, und uns Alle ergriff es, als sie ungekünstelt und mit der sanftesten, klangvollsten Stimme sagte, sie hoffe Kraft genug zu besitzen, um ihre Pflicht zu thun und Allen eine gute Herrin zu sein.

Jetzt waren Sorge und Verdruß von dem alten Herrn gewichen und Edgar saß noch einmal so frisch und fröhlich aus, wenn er mit seiner jungen Frau ausging, ritt oder fuhr. Oft begleitete sie auch den alten Herrn zu Pferde oder Wagen. Ueber das ganze Haus schien ein neues, rosiges Licht aufgegangen zu sein. (Fortsetzung folgt.)

Philipp Jaffé.

Von dem jüngst verstorbenen Professor Philipp Jaffé entwirft Alfred Dove in der Berliner National-Zeitung ein interessantes Lebensbild. Derselbe schreibt: Die deutsche historische Wissenschaft hat einen der schmerzlichsten Verluste erlitten, der sie betreffen konnte. Philipp Jaffé hat sein Leben, das er Tag für Tag in unermüdlicher, entsagender Arbeit hingeopfern gewohnt war, im Uebermaße der Schwermut plötzlich selbst zerstört. So weit auch über Deutschland, Italien, Frankreich und England hin diese Trauerkunde die Kreise der gelehrten Welt erschüttern wird, so lag doch dem größeren Publikum das Gebiet der Forschungen und Leistungen des Mannes so fern ab, daß es wohl Pflicht ist, kurz daran zu mahnen, wie viel wir ihm Alle, bewußt oder unbewußt, verdanken. Philipp Jaffé ist am 17. Februar 1819 zu Schwersenz bei Posen von jüdischen Eltern geboren. Obwohl Neigung und Anlage ihn früh zu historischen Studien antrieben, besaß er doch die Energie, um einer unabhängigen Existenz willen sich der Medizin zu widmen, in der er die Doktorwürde und die Befähigung zur ärztlichen Praxis bald erwarb; der freilich bescheidene Ertrag seiner wissenschaftlichen Thätigkeit erlaubte ihm jedoch später, von diesem Auskunftsmittel abzusehen. Die bestimmende Richtung gab ihm, wie so manchen Anderen, die Lehre und das Vorbild Ranke's, an dessen „historischen Uebungen" er seit Ostern 1840 zwei Jahre lang Theil genommen hat. Die tüchtige Erfassung der mittelalterlichen Geschichte, zu er hier meisterhafte Anleitung empfing, ist von da ab das unverrückte Ziel seiner Lebensarbeit geblieben; Ranke selbst hat bezeugt, daß von allen seinen Schülern Niemand einen so brennenden Eifer, einen so kräftigen Trieb zu diesen Studien bewährt habe. Als erste Frucht seines Fleißes erschien 1843 die „Geschichte des deutschen Reiches unter Lothar, dem Sachsen", die gekrönte Lösung einer von der Berliner philosophischen Fakultät gestellten Preisaufgabe. Bald folgte ihr als Fortsetzung die „Geschichte des deutschen Reiches unter Conrad III." Beide Schriften gehören in den Kreis der „Jahrbücher der deutschen Geschichte", wie sie Ranke durch seine ältesten Schüler für die Zeit des sächsischen Hauses hatte entwerfen lassen und wie sie seitdem in größerem Umfange für unsere ganze mittlere Geschichte von der Münchener historischen Commission herausgegeben werden. Unter allen diesen Arbeiten stehen Jaffé's Geschichten vollkommen ebenbürtig da. Denn gerade, worauf es hier ankam, vollständige Sammlung alles zugänglichen Materials, genaue und scharfsinnige Kritik der Quellen, sorgfältige Feststellung jeder auch scheinbar unerheblichen Einzelheit, schlichte Klarheit in der annalistisch geordneten Erzählung — diese Tugenden besaß Jaffé im höchsten Maße. Was dann darüber hinaus den Geschichtsforscher zum Geschichtsschreiber erhebt, wozu neben dem wissenschaftlichen Genius auch der künstlerische unentbehrlich ist, Das fand er wohl seiner überwiegend verständigen, unphantastischen Natur versagt; aber wenn es ein zweites Talent besaß darf, die Grenzen seines Talents zu erkennen und einzuhalten, so hat er diese Ehre der Bescheidung gehabt und geübt, wie selten Jemand. Dies er schon in jenen Jahrbüchern mit Recht den falschen Pragmatismus von sich ab, „der, ohne daß es im Stande wäre, die geheimsten Triebfedern und den innersten Connex der und leider nur sehr fragmentarisch überlieferten Ereignisse kennt und als unbestrittene Wahrheit aufstellt", so bekennt er sich hinfort darauf, die Ueberlieferung selber in möglichst Sinne in echter, kritisch geläuterter Gestalt den Mit- und Nachlebenden zu fernerer Bearbeitung darzubieten; auch einem Historiker ward er, wenn man so sagen darf, der größte mittelalterliche Philolog unserer Tage. Im Sommer 1851 erschien das Hauptwerk seines Lebens, die Regesta Pontificum Romanorum ab condita ecclesia ad a. p. Chr. n. 1198, ein Riesenwerk, wie man es mit Recht genannt hat, für das die fünf Jahre, die er darauf verwandt, als eine unbegreiflich kurze Zeit erscheinen müssen. Eilftausend päpstliche Urkunden, Briefe, Bullen, Decrete, die bisher an vielen hundert Stellen zerstreut gedruckt, zum Theil auch noch gar nicht publiciert waren, sind hier in streng chronologischer Reihe aufgeführt, ihr Inhalt in kurzen Sätzen deutlich dargelegt, über Leben und Schicksal der Päpste, ihre Kanzlei, ihre Synoden, die wichtigsten Notizen eingeflochten. Doch nicht in der Größe des Unternehmens allein, weit mehr noch in der Art der Ausführung liegt seine wahre Bedeutung. Kein Zweifel, daß selbst die Kaiserregesten Johann Friedr. Böhmer's, der diese ganze Literatur begründet hat, an genauer Sorgfalt, sachlicher Strenge, praktischer Uebersichtlichkeit, äußerlich wie innerlich, hinter Jaffé's Meisterwerk zurückstehen. Das ehrenvolle Zeugniß für die Vortrefflichkeit seiner Methode ist gewiß die seit 1862 dreimal wiederholte Preisaufgabe der Berliner Akademie, die Regesten der Päpste von 1198 bis 1304 zu schreiben, wobei die Summe aller Vorderungen dahin geht, Jaffé's Werk ohne Abweichung von seiner Weise einfach fortzusetzen. Daß dieser selbst 1198 abbrach, bei dem Momente, da der größte aller Päpste den römischen Stuhl bestieg, hatte indessen seinen guten Sinn; denn theils machten die hier einsetzenden kirchlichen Annalen Raynald's, eine der ausgezeichnetsten Leistungen des 17. Jahrhunderts, das Bedürfniß weniger dringlich, theils wäre ein Regestenwerk für die folgenden Jahrhunderte so lange vergeblich versucht, als nicht die Pforten des Vatikans der freien Forschung sich aufthäten, wo noch heut in 2016 Bänden die Originalregesten der Päpste seit Innocenz III. stehen, während die früheren bis auf wenige Reste vernichtet und so erst durch Jaffé wahrhaft neu geschaffen sind. Von der Tragweite seines Werkes für die gesammte Geschichte der ersten zwölf Jahrhunderte unserer Zeitrechnung kann sich der Laie schwerlich eine Vorstellung machen. Mächtigen pflegt man zu schätzen nach der Summe der organischen Kräfte, die sie ertragen; wie viel Mühsal hat hier die gewaltige Anstrengung eines Mannes für ganze Generationen von Gelehrten überflüssig gemacht, wie unberechenbare Zeit hat seine fünfjährige Arbeit für andere und weitere Forschung gewonnen! Und nicht uns Deutschen allein kommt sie zu gute, alle civilisirten Länder Europa's haben Antheil daran. Von der steigenden Größe der päpstlichen Wirksamkeit, von der Allgegenwart dieser Herrschaft, die ihres Gleichen kaum im alten römischen Imperium gehabt hat, bekommt man dem tiefsten Eindruck eben, wenn man Jaffé's Regesten durchblätternd sich in buntem Wechsel von Schreiben nach Portugal, von Irland nach Jerusalem versetzt sieht, mögen die Briefe nun über ein armes Klostergut, über den geistlichen Fehltritt eines geringen Mannes, oder über die Geschicke der Könige und Völker entscheiden. Daß neben der allgemeinen Historie des Mittelalters auch Dogmengeschichte, Kirchenrecht und verwandte Disciplinen bedeutend durch Jaffé's Buch gefördert worden, liegt auf der Hand; für die wahre Geschichte der Hierarchie selbst aber hat neben jenem Raynald, der aus den Schätzen der päpstlichen Archive spenden durfte, kein anderer so viel geleistet, als dieser jüdische Mann, dem es nie vergönnt gewesen, auch nur die ewige Stadt zu betreten.

(Schluß folgt.)

Digitized by Google

Aufruf!

In Frankreich wurde aus dem Erlöse von gesammelten Papierabfällen ein Waisenhaus gegründet. Dieses großartige, mit so unscheinbaren Mitteln erzielte Erfolg bestimmte uns, ebenfalls Papier zu sammeln und den Erlös daraus zu wohlthätigen Zwecken zu verwenden. — Wir haben vorderhand nicht eine neugründende Anstalt im Auge, sondern soll das Geld zur Unterbringung armer Kinder in Rettungsanstalten und zur Unterstützung solcher Vereine dienen, die für deren weitere Ausbildung sorgen. — Wer irgendwie das Leben kennt, und weiß, wie viel arme Kinder auf diese Art dem Verderben und der Verführung entrissen und zu brauchbaren Menschen herangebildet werden können, wird schon aus humanen Gründen dieses Unternehmen unterstützen.

Wir erklären uns zur Annahme auch des schlechtesten Papieres bereit, welches zu nichts mehr benützt werden kann und als lästige Waare verbrannt oder sonst zerrissen wird. — Benütze Briefcouverte, zerschnittene Briefe, alte Hefte, Visiten-, Empfehlungs- und Spielkarten, jeder Abfall von Schreib- und Druckpapier, von Pappendeckel und Tapeten, alte Bücher, Zeitungen ꝛc. werden dankbar angenommen. — Wer so freundlich sein will, uns die Arbeit zu erleichtern, den bitten wir, das Schreib- und Briefpapier auch in den kleinsten Abfällen, sowie rein erhaltene Zeitungen von dem übrigen auszuscheiden.

Aufsberufe Menschenfreunde ersuchen wir, in den betreffenden Orten die Sammlung zu organisiren und die Resultate von Zeit zu Zeit dem Hauptdepot bei Herrn Schönfärber Karl, Annastraße 9 nächst der Franziskanerkirche, mitzutheilen.

Das Comité: Eliner, k. q. Gerichtsschreiber, Frd. Gypen, Kunsthändler, Joseph Karl, Schönfärber, P. Helan Mairhofer, Pfarrvikar bei St. Anna, G. Mayr, geistlicher Rath und Gesellenpräses, G. Meyer, Kunstschaltsbesitzer, Meixner, Inspector, Dr. Ph. Reischl, kgl. Universitätsprofessor, J. Riedl, Privatier, sämmtlich von München, L. Kannreuther, Coadjutor in Aubing.

Für Abholen des Papieres wird gesorgt, oder kann dasselbe an den unten bezeichneten Orten abgegeben werden: Kloster St. Bonifaz, Herzogspital, bei den HH. Kunstschändler Gypen und Schönfärber Karl, Annastraße 9, in der Au im Gesellenhause, Entenbachstraße 56, in Giesing im Pfarrhofe, in Haidhausen bei der Stadtpfarrpredigerei Riggl.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Bekanntmachung.

Gant des Johann Kast betreffend.

Der Südmeisterhofbauer Josef Wiedal von Osterham, kgl. Landgerichts Wallershorf, hat unterm 20. l. Mts. bei dem unterfertigten Gerichte zu Protokoll nachträglich eine Darlehensforderung zu 250 fl. sammt den 3½% Vertragszinsen hieraus seit 1. Juli 1867 liquidirt, und damit ein Restitutionsgesuch verbunden.

Dem Kridar und den Gantgläubigern wird hiemit zur Geltendmachung etwaiger Erinnerungen hiegegen eine Tägige Frist unter Androhung des Ausschlusses mit allen Einreden, sowie Annahme der Genehmigung des Restitutionsgesuches mit dem Beifatze eröffnet, daß die fragliche Protokollarverhandlung im Geschäftszimmer Nr. 4.1 zur Einsicht aufliegt.

Landshut, den 25. April 1870.

Königliches Bezirksgericht Landshut.

Der königliche Direktor:
Lippmann.

1965 c. Sprenger.

Bekanntmachung.

Gant des Johann Kast betreffend.

Kreszenzia Brummer, ehemalige Fischerstochter von Weizenau, nunmehr verehelichte Haarpaintner, Gütlers- und Hammermannshofnerin zu Mondburg, wurde mit einer Darlehensforderung von 200 fl. sammt den 3½% Vertragszinsen hieraus vom 1. November 1867 bis zum Tage der Gantseröffnung in rubricirter Gant in der V. Prioritätsklasse unter der Bedingung locirt, daß ihr nicht gestattet werden sollte, mit diesem Kapitale an ihrer gleich großen Schuld an den Kridar abzurechnen.

Genannte Gantgläubigerin hat nun erklärt, daß sie von ihrem in der Liquidation vom 11. Oktober 1868 angemeldeten Kostenansatzpruche keinen weiteren Gebrauch machen wolle und es ist daher ihre eventuell geschehene Locirung für unbedingt zu erachten.

Die Gantgerichtliche Depositencommission dahier wurde zur Ausbahlung des hiemit für die l. Berthelung treffenden Betrages von 51 fl. an die Kreszenzia Haarpaintner verantwortet.

Landshut, am 25. April 1870.

Königliches Bezirksgericht Landshut.

Der königliche Direktor:
Lippmann.

1966 c. Sprenger.

Bekanntmachung.

Karl Pichlmair von Thannhorf hat unterm Heutigen beim unterfertigten Amte ein Gesuch um Verleihung einer Concession

a. zur Beherbergung von Fremden,
b. zum Ausschank von geistigen Getränken,
c. zur Verabreichung von Speisen und
d. zur Verleihung des Kaiser

auf dem erbauten Hausbesitzthum Nr. 1 in Thannhorf angebracht.

Dieß wird hiemit in Gemäßheit §. 7 Abs. 2 der Allerhöchsten Verordnung vom 25. April 1868 „die Gast- und Schenk-Wirthschaften betr." mit dem Anfügen zur öffentlichen Kenntniß gebracht, daß Einsprache hiegegen oder Mitbewerbungen innerhalb 14 Tagen der Meldung des Ausschlusses beim l. Bezirksamt Eggenfelden anzumelden sind.

Am 23. April 1870.

Königliches Bezirksamt Eggenfelden.

1967 **Geiß.**

Versteigerung.

Donnerstag den 4. Mai von 8 – 12 Uhr Vormittags und von 2 – 6 Uhr Nachmittags,

und wenn nöthig, Freitag, den 5. Mai, zu denselben Stunden wird die Verlassenschaft des Herrn Benefiziaten Vincenz Stubenrauch in Reisbach in dessen Behausung gegen gleich baare Bezahlung an die Meistbietenden öffentlich versteigert.

Die Verlassenschaft besteht in 2 Pferden, 1 Kuh, Getreide, Futtervorräthen, 1 Chaise, Wägen, Pflügen, Eggen, Kanapee, Tischen, Sesseln, Koch- und Waschgeschirr, Hängkästen, einer goldenen Cylinderuhr, anderen Uhren, 2 Dutzend silbernen Tischzeug, einer kleinen Bibliothek und noch vielen anderen Gegenständen.

Reisbach, den 30. April 1870.

1968 Benefiziat **Zollner,**
Testamentsexekutor.

In einer Hofmark, in welcher sich ein königl. Schloß befindet, ist ein

Bäcker-Anwesen

um sehr billigen Preis zu verkaufen oder zu verpachten. Das Nähr. die Exped. d. Bl. (35)1239

Mehl-Tarif

vom 30. April bis 3. Mai 1870.

Mehlsak.	Weizen. fl.	kr.	Kernen. dl.	kr.	Mahlsak. bl.	kr.
Semmelmehl	3	20	—	12	2	
Kohlmehl	2	36	—	9	3	
Nachmehl	1	48	—	6	3	
Römisch-Roggen	2	16	—	8	2	204
Backmehl	1	44	—	6	2	

Erdinger Schranne vom 28. April 1870.

	Weiz.	Korn.	Gerste	Haber
Voriger Rest	97	8	—	23
Neue Zufuhr	600	173	659	216
Schrannenstand	697	181	659	239
Heutiger Verkauf	649	176	652	204
Rest	48	5	7	35

	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Höchster Preis	18	25	11	4	12	34	8	44
Mittlerer	17	27	10	51	11	40	8	1
Niedrigster	15	42	10	36	11	4	7	25
Gestrigen	—	—	—	—	16	—	4	
Zusatzl.	—	29	—	11	—	—	—	

Digitized by Google

Einladung
zur
XIII. Wanderversammlung bayer. Landwirthe.

Die XIII. Wanderversammlung der bayerischen Landwirthe, welche nach Beschluß der XII. Wanderversammlung zu **Passau** abgehalten wird, findet **am 30. und 31. Mai** 1870 statt.

In derselben kommen nachstehende Fragen zur Berathung:

1. In welchem Verhältnisse steht die Pferdezucht im Rothhale zur Rindviehzucht, und welchen Einfluß übt dieses Verhältniß auf den dortigen Getreide- und Futterbau?
2. Unter welchen Verhältnissen der Ernährung und Pflege werden bei der Aufzucht des Rindes die vortheilhaftesten Resultate erzielt?
3. Ueber Flurzehng, seine Mängel und die Mittel zur Hebung derselben,
4. Organisation des landwirthschaftlichen Creditest.

Die Berathungen finden an den Vormittagen der bezeichneten Tage, jedesmal früh 9 Uhr beginnend, statt; die Nachmittage sind für Ausflüge in die Nachbarschaft bestimmt; an den Abenden ist gesellige Unterhaltung.

Am 29. Mai werden die Gäste auf dem Bahnhofe von früh 10 Uhr an empfangen und an dieselben die Legitimationskarten, für welche ein Gulden zu entrichten ist, abgegeben.

Um die Wohnungen in zweckmäßiger Weise besorgen zu können, wird gebeten, die Theilnahme an der Versammlung längstens bis 20. Mai dem Comité-Mitgliede Hrn. Rechtsrath List in Paßau anzuzeigen.

Paßau, den 16. April 1870.

Das vorbereitende Comité.

Hirschberger, Gutsbesitzer, I. Vorstand;	Messert, k. Bezirksgeometer;
Hilber, k. Forstmeister, II. Vorstand;	Pröll, Domkapitular;
Fr. L. Rosenberger, Kaufmann, Kassier;	Rummerer, Kaufmann;
List, Rechtsrath, Schriftführer;	Seidl, Stadtbaurath;
Dullinger, Gutsbesitzer;	Seubert, Bahninspektor;
Fischer, k. Bezirksamtmann;	Stockhauer, rechtsk. Bürgermeister;
Scheiber, Gemeindebevollmächtigter;	Weiß, Bürgermeister;
Herlein, Rechtsrath;	Wieninger, Bierbrauereibesitzer.
Lenk, Fabrikbesitzer;	

1971

Brüderlich & Vis-à-Vis Löwenapotheke.

(4a)1272

Adam Schardt

empfiehlt sein großes Lager von

Wollripse in den neuesten Mustern,
Wachstücher für Tische, Claviere und Commoden,
Ledertuch amerikanisches in allen Farben,
Wachstuch-Tepiche für Zimmer und Wägen,
Gutta-Percha, Schürzstoffe,
Gichttaffet & Gummistoffe,
Rouleaux in den neuesten Dessins, sowie
Fenstergitter & Cocousmatten.

Laden bei Herrn Conditor Unger.

Brüderlich & Vis-à-Vis Löwenapotheke.

Sonntag den 1. Mai 1870 1273

Eröffnung des Spitaler-Kellers.

Bei günstiger Witterung:

Musik des 4. Jägerbataillons,

wozu einladet

M. Ainmüller.

Den geehrten Hausfrauen von Landshut und Umgegend gibt man bekannt, daß die

Porzellain-Händler

von jetzt an während der Dult sich am Promenadeplatz befinden. 1274

Verölkerungs-Anzeige.

In der Stadtpfarrei St. Martin.

Geboren.

Den 22. April: Maria, Töchterlein des k. Post-Kondukteurs Johann Höllbodler.
Den 23 April: Xaver Albert. — Anton v. Bad., Söhnchen des Joh Buchner, Taglöhner dahier.
Den 24. April: Joseph Georg, Söhnchen des bgl. Schuhmachermeister Joseph Kaiser.

Gestorben.

Den 20. April: Maria Homberger, Oekonomswittwe von Berg, 37 J. alt.
Den 21. April: N. Kandidinder, vormal. Wegmacher, 78 J. alt.

In der Stadtpfarrei St. Jodok.

Geboren.

Den 21. April: Karl Leonhard, Kind des Herrn Bernhard Knoll, Bataillons-Schneidermeisters beim k. IV. Jäger-Bataillon dahier.
Den 22. April: Georg und Maria, Zwillingskinder des Lorenz Luginger, Maurers in Hagrain dahier.
Den 24. April: Lorenz, Kind des Wirthschaftspächters Joseph Bistl dahier.
Den 25. April: Joseph, Kind des Mathias Schneller, Taglöhners am Moniberg.
Den 26. April: Georg und Franz Xaver, Zwillingskinder des Georg Sammel, Schneidermeisters am Mühlberg.

Getraut.

Den 25 April: Junggeset Anton Franz Gehrer, Schlossermeister dahier, mit Jungfrau Johanna Beh, Zeugwebertochter von Freising. — Joh. Reitinger, Arbeiter in der Spitalstadt dahier und heimathberechtigt in Eitmühle, k. Bez.-Amts Waldmünchen, mit Anna Lederer von Waldthurn, k. Bez.-Amts Vohenstrauß.
Den 26. April: Junggeset Korbinian Huber, Bauhesitzer dahier und heimathberechtigt in Niederdam, kgl. Bez.-Amts Landshut, mit Jungfrau Anna Maria Holzner von Staudach.

Gestorben.

Den 27. April: Maria Magdalena, Kind des Joh. Buttenhauser, Zimmermanns dahier, 7 Mon. 10 Tg. alt.

In der Stadtpfarrei St. Nikola.

Geboren.

Den 23. April: Joh. Georg, Söhnlein des Jos. Strasser, bgl. Schwagers von Hofmark Aich.
Den 24. April: Maria, Töchterlein des Paul Schuster, Maurers von hier.
Den 25. April: Anna, Töchterchen des Jos. Bernhorser, bgl. Schwagers von hier.

Getraut.

Den 26. April: Thomas Buchner, Taglöhner dahier, mit Maria Harf, Schuhmachertochter von Ebenelienach. — Jüngling Sr. Eichert, Taglöhner dahier, mit Walburg Brügimeier von Altdorf.

Gestorben.

Den 25. April: Anton Göttner, Privatier dah., 65 J. alt.

In der protestantischen Stadtpfarrei.

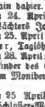
Geboren.

Den 12 April: Margaretha Barbara, Kind des Oekonomiebaumeisters Wilh. Hecht in Reithof.

Getraut.

Den 18 April: Herr Georg Heinle, Landesproduktenhändler dah., mit Frl. Margaretha Dinkelmaier aus Trendtlingen.

Anzeige & Empfehlung.



Der Unterzeichnete zeigt hiemit an, daß er die Dult nicht besucht, und empfiehlt sein großes Lager in

Sonnen- & Regenschirmen

zu den billigsten Preisen. Der Laden befindet sich bei Hrn. **Holler,** Privatier, neben dem Kellerhals.

Achtungsvollst!

Landshut, den 30. April 1870.

A. Dirscherl,
1275(4a) Regenschirmmacher.

Eine Assessors-Uniform

ganz gut erhalten ist billig zu verkaufen. Das Uebr. die Exp. (4a)1276.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zadusnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 19. Den 8. Mai: Michaelis Erscheinung.

Nach langen Jahren.

Eine Erzählung in acht Kapiteln.

(Fortsetzung.)

Zwei Jahre mochten die jungen Leute verheirathet sein, als Master Jasper, der jüngere Sohn zum ersten Male nach England kam. Sein Vater hatte ihn zwei Mal in Frankreich besucht, hing aber augenscheinlich nicht sehr an ihm, und als er nach Ravensbourne kam, wurde auch nicht viel Notiz von ihm genommen. Er war ein hoch aufgeschossener Bursche von sechszehn Jahren, mit aschfarbenem Gesicht, hatte etwas Verfließtes im Blicke und sprach das Englische mit einem fremdartigen Accent, welcher uns nicht angenehm klang. Aber unbeachtet seiner nicht gewinnenden Erscheinung und seines scheuen Wesens konnte ich ihn doch nicht ohne Mitleid betrachten: er stand so vereinsamt, so fremd zwischen den Personen, welche durch gegenseitige Liebe so innig verbunden waren.

Die junge Frau bot freilich ihre ganze Liebenswürdigkeit auf, um ihn mehr in den Kreis der Familie zu ziehen, aber er wich ihr förmlich aus und schweifte Tage lang allein in Wäldern und Feldern umher. Einmal, als ich das lange, schöne Haar meiner Herrin ordnete, denn sie hatte mich zu ihrer Kammerfrau gemacht, sahen wir Master Jasper in den Park gehen. Sie folgte ihm mit den Blicken, bis er verschwunden war, und sagte dann seufzend:

„Ich könnte den Knaben recht lieb haben, wenn er nicht einen solchen Haß gegen meinen Gatten hegte."

„Haß gegen unseren jungen Herrn?!" rief ich entsetzt aus.

„Ach ja," antwortete sie betrübt. „Ich habe ihn oft beobachtet, wenn er sich ungesehen glaubte, und habe den Haß in seinen Zügen gesehen. O, ich wünschte, er wäre nicht hier."

„Aber sein Vater würde ihn ja sofort wieder wegschicken, wenn Sie nur ein Wort äußerten, Mylady," sagte ich.

„Nein, nein," entgegnete sie mit einer gewissen Heftigkeit. „Das kann ich nicht thun, es wäre Unrecht von mir. Hier ist der Platz, der ihm gebührt, und ich muß lernen es zu ertragen."

Seitdem wurde ich natürlich auch eine aufmerksame Beobachterin und schon nach zwei Tagen bemerkte ich selbst den Blick, von welchem Mylady gesprochen hatte. Der junge Herr war im Begriffe aufzureiten und stand im Gespräch mit seiner Frau auf den Stufen vor dem Hause, den Zügel des Pferdes um seinen Arm geschlungen; in dem Augenblicke ging Master Jasper vorüber, führte mit seinem Stock einen scharfen Hieb nach dem Pferde und eilte weiter, während der erschrockene Thier sich losriß und die Dorfstraße hinabgalopirte. Herr Edgar rief einem Stallknecht zu, das Pferd einzufangen, lief dann hinter seinem Bruder her, versetzte ihm eins mit der Reitpeitsche und fragte entrüstet, wie er sich an dem Thiere vergreifen könne.

Der junge Mensch sagte nichts, sondern antwortete nur mit einem Blicke so finster, so voll Haß, daß ich, die ich ganz in der Nähe stand, denselben nie wieder vergessen habe. Zwei Minuten später wandte sich der ältere Bruder wieder zu ihm, sprach sein Bedauern aus, daß er sich habe vom Zorn hermaßen hinreißen lassen; und reichte ihm die Hand hin. Aber der Jüngere schob sie schweigend weg.

Später hörte ich den alten Herrn zu seiner Schwiegertochter sagen:

„Ich wünsche nicht, daß Ihr jemals dem Jasper in die Hände gegeben würdet."

Worauf sie erwiderte:

„Und ich hoffe, daß es nie geschieht."

Noch an demselben Abende rief der alte Herr den jungen Burschen in sein Zimmer, und sie waren zwei Stunden miteinander eingeschlossen. Am nächsten Morgen hörten wir, daß der Letztere auf seinen eigenen Wunsch nach Frankreich zurückkehren werde.

Nun herrschte wieder Friede zu Ravensbourne. Und als fünf Jahre später ein Sohn und Erbe geboren wurde, schien die Schale des Glücks für die Familie bis zum Rande gefüllt zu sein. Sie mochten wohl die Hoffnung schon aufgegeben haben; aber ich wußte wohl, daß Mylady, ob sie auch bemüht war, durch keine Miene ihren Kummer zu verrathen, es als ein schweres Unglück empfunden hatte, kein Kind zu besitzen, und nun es da war, hatte ihre Freude keine Grenzen. Wir hörten sie singen und lachen, wo sie nur ging oder stand, im Hause oder im Park, ihr Gang war schwebend, ihr Blick strahlend von Morgen bis Abend. Wie liebte sie den Knaben! Stundenlang konnte sie sitzen und ihn auf ihren Knieen tanzen lassen oder seinen Schlaf bewachen, und wenn sie ihn in den Armen hielt, verklärten Freude und mütterlicher Stolz ihr Gesicht.

Damals waren wir Alle glücklich. Denn bis dahin hatte und der Gedanke oft Sorgen gemacht, daß nach Herrn Edgars Tode Master Jasper in Ravensbourne als Herr schalten und walten werde. Bald erfüllte auch des kleinen Gerald fröhliches Rufen und Lachen das Haus, und voll Entzücken schaute die schöne Mutter zu, wenn Papa oder Großpapa den kleinen Kerl auf dem Knie reiten oder auf dem Arme tanzen ließ.

Ich verweile mit um so größerer Vorliebe bei jener Zeit der ungetrübten Freude, je mehr mir davor graut, die Erinnerung an die Tage zurückzurufen, welche folgten und Mylady's Lust in tiefste Trauer verwandeln sollten. Und diese Tage stellten sich nur zu bald ein.

Zweites Capitel.

Der kleine Bube fing eben an im Hause umherzulaufen, als Herr Edgar eines Tages zur Jagd ausritt. Vor Abend wollte er wieder zu Hause sein. Aber als just die Sonne hinter den Bäumen verschwand, sprengte der Reitknecht in den Hof, das Pferd von Schaum bedeckt, und erzählte athemlos, daß sein Herr auf einem Abhange mit dem Pferde gestürzt sei und, als sie ihn aufhoben, kein Lebenszeichen mehr gegeben habe.

Mylady hörte die Botschaft ohne eine Thräne, aber der Ausdruck ihres lieblichen Gesichtes schnitt mir durchs Herz. Sie sagte nichts, als daß sie zu ihm wolle. Sie und der Vater stiegen auch augenblicklich zu Pferde und ritten zu dem Bauernhofe, wo er bewußtlos lag. Er kam noch einmal zu sich, um das geliebte Weib an die Brust zu drücken und ihr zuzuflüstern, welches Glück sie ihm gewährt habe, und dann hauchte er in ihren Armen seinen letzten Seufzer aus.

Sie brachten ihn nach Ravensbourne und einige Tage später stand sie an seinem Grabe. Als Alles vorüber war, wandte sie sich ruhig, ohne Klage ab und war nur bemüht, den Jammer des ganz gebrochenen alten Mannes zu beschwichtigen.

Als sie den langen, schwarzen Schleier zurückschlug und ihren Knaben an den Busen preßte, da las ich aus ihren Zügen und aus den geflüsterten Worten, daß das Kind, so theuer es ihr von ersten Augenblicke an gewesen war, nun die ganze Freude und den ganzen Reichthum ihres Lebens ausmachte. Und der kleine Kerl schien das auch zu empfinden. Liebevoll war sie stets gegen ihn gewesen, aber es war eine ganz andere Art, wie sie ihn jetzt umschlang und hielt und an sich drückte und mit den Augen an den seinigen hing, und fast

Digitized by Google

schien es, als ob auch er sie anders betrachte, sich inniger noch anschlösse als zuvor.

Die Beiden waren immer beisammen, gingen mit einander spazieren im Garten und Park, saßen im Bibliothekszimmer, wo sie dem Knaben leise von seinem verstorbenen Vater erzählte, am häufigsten aber in der Wohnung des alten Herrn. Denn der wurde sichtlich schwächer. Vielleicht hatte ihn Mitnahme der Kräfte schon vor dem Tode seines Sohnes begonnen, damals hatte aber Niemand darauf geachtet. Jetzt freilich bemerkte ein Jeder die eingefallenen Wangen, den unsicheren Gang und ahnte, daß die Tage des alten Herrn gezählt seien.

Nun ging es überall nicht nach Wunsch. Im Hause selbst hielt wohl Mylady die alte Ordnung aufrecht; aber in den Ställen, im Garten, auf dem Felde wurde doch Alles so ganz anders als in den Zeiten, da noch die Herren Ravensbourne, Vater und Sohn, zu Fuß und zu Pferde dabei waren und mit scharfem Blick und mit strengem Willen die Zügel führten. Großen Aerger gab es, als ein Reitknecht mitten in der Nacht betrunken heimkam auf dem Reitpferde Mylady's und hatte dem schönen Thier beide Kniee gebrochen. Unglücklicher Weise kam der Vorfall zur Kenntniß des alten Herrn, und der Reitknecht wurde augenblicklich entlassen. An seine Stelle trat ein finsterer Mensch mit Namen Foster, den wir alle nicht leiden mochten wegen des harten Ausdrucks in seinem Gesichte und seines herrischen Wesens, wie wohl wir zugestehen mußten, daß er sich nur um seine Angelegenheiten bekümmerte, sich dieser aber auch ordentlich annahm.

Je mehr die Zeit vorschritt und mit derselben die körperliche und geistige Schwäche des alten Herrn, je seltener verließen Mylady und der kleine Gerald dessen Zimmer. Sie hatte an Master Jakper geschrieben und ihn aufgefordert, nach England zu kommen, wenn er seinen Vater noch einmal zu sehen wünsche. Allein es entging mir nicht, daß ihr eine Last vom Herzen fiel, als die Antwort eintraf, er könne im Moment nicht aus Frankreich fort und überdieß glaube er auch kaum, daß seine Anwesenheit dem Vater Freude machen werde.

(Fortsetzung folgt.)

Philipp Jaffé.

(Schluß.)

Hatte Jaffé selber aus der Arbeit an diesem Werke (Regesten der Päpste ꝛc) den Gewinn gezogen, daß sie ihn zum Meister der mittelalterlichen Chronologie und der Diplomatik, der Wissenschaft von den Urkundenweisen heranbildete, so errang er sich seine andere unvergleichliche Virtuosität, die in der Paläographie, durch seine Theilnahme an der Herausgabe der Monumenta Germaniae, bei der er seit 9 Jahre lang, 1854 bis 1863, nach Wattenbach's vollwichtigem Ausspruche, als vorzüglichster Mitarbeiter thätig war. Viele Annalen des Reiches und seiner Grenzlande, besonders zahlreiche oberitalienische, treten und hier in jener Sauberkeit und Bestimmtheit entgegen, wie sie, auf einem fast unsichtbaren paläographischen Scharfblicke wie auf dem gesunden Urtheile über das innere Verhältniß der Handschriften beruhend, seinen Editionen vor allen ähnlichen den Vorzug gibt. Nimmt man hiezu die Raschheit und die Nastlosigkeit seines Fleißes und den Umstand, daß seine andere Neigung oder Lockung ihn von diesem speciellen Gebiete je abzulenken vermochte, so wird man den Wunsch erklärlich finden, der sich oft und vielfach in vielen Herzen geregt hat, einen solchen Mann einmal an der Spitze des großen Unternehmens zu erblicken, nach bessen rüstiger und glänzender Vollführung die Augen aller Gebildeten sehnsüchtig ausschauen. Daran war nun freilich im Ernste nicht zu denken; ungebuldig, einmal wieder in ganz unabhängiger Thätigkeit ein Muster kritischer Quellenausgabe aufzustellen, wie er es einst für die Regesten gethan, löste Jaffé 1863 sein Verhältniß zu den Monumenten. Auch war ihm inzwischen ein neuer Beruf eröffnet worden. Nach langem Kampfe erfocht auch in Preußen die modernere Weltanschauung einen Sieg über die sonderbaren Brüche früherer Zeiten: Jaffé, der eben einen Ruf nach Florenz als Direktor der großen Bibliothek abgelehnt hatte, ward als der erste Jude in Preußen zum außerordentlichen Professor an der Berliner Hochschule ernannt und begann im Herbst 1863 seine Vorlesungen, die er bis jetzt fortgeführt hat. Es war ein kleiner Bezirk von sogenannten Hilfswissenschaften, den er wiederholt durchmaß, lateinische Paläographie, römische und mittelalterliche Chronologie, Diplomatik und Textkritik; aber so trocken und gehaltenarm diese Namen manchem Ohre sich darstellen mögen, wer diese Vorträge hörte, wird sich immer mit Freuden ihrer einfachen Klarheit und des liebenswürdigen Eifers erinnern, mit dem der Lehrer seine Unterweisung eindringlich und zugleich fruchtbar zu machen suchte. Es wußte nicht Jeden an, noch in späten Jahren wieder buchstabiren und lesen zu lernen, doch die vollkommene Deutlichkeit hat allemal etwas Hinreißendes: Jaffé folgte man mit Vergnügen durch die seltsamen, ja die und da verschrobenen Abwandlungen, welche die lateinische Schrift in fünfzehn Jahrhunderten erfahren hat. In der Leitredynungslehre ging er von Mommsen's römischer Chronologie aus, erst bei den mannigfachen und mannigfaltigen christlichen Datirungen entwickelte sich seine Darstellung zu voller Eigenthümlichkeit. Was bedarf' es noch der Worte über seine Diplomatik? Die ersten Archivare Europa's hätten sich dieses Unterrichts gefreut, den sie in persönlichem Verkehre mit dem Meister bei der Behandlung einzelner Fälle so oft genossen haben. Denn dahin war es doch gediehen, daß er weit und breit als der vornehmste Sachverständige in allen Fragen der äußeren Kritik galt; seine Prüfung genügte, um dem überflüssig verschäftigten Eifer das verdiente Ansehen wieder zu schaffen, sein Wild und Wort gaben die mühsame Arbeit vermeintlicher Fälscher dem Abscheu und der Lächerlichkeit preis. Dieser wohlerworbene Ruhm wuchs von Tag zu Tag gemehrt und befestigt werden durch Jaffé's letztes große Werk, die Bibliotheca Rerum Germanicarum, von der 1864 bis 1869 fünf starke Bände erschienen, wiederum ein Beweis von der erstaunlichen Energie des Mannes, der an Arbeitskraft allein manche Gesellschaft von Gelehrten übertrat. Er rechtfertigte sein Vorhaben, das in der That gegen die Monumenta Germaniae in einer Art weiteifernder Konkurrenz in die Schranken trat, mit den Lücken, welche diese große Sammlung ihrem Grundplane zuwider nach vierzig Jahren noch so empfindlich zeigte, so daß insbesondere drei Haupttheilungen: Briefe, Kaiserkunden und Alterthümer noch nicht einmal in Anfängen zu Tage liegen. Der Inhalt der einzelnen Bände der Bibliothek gruppirt sich um hervorragende Männer, wie Gregor VII., Karl den Großen, oder um Centralstätten kirchlich-politischen Lebens, wie Corvey, Mainz, Bamberg. Ganz unschätzbar sind dabei die Briefsammlungen, die bei den Aeten jedes Bandes bilden und die hier zum ersten Male in kritischer Edition erscheinen. Der spätere Herausgeber wird höchstens wie der Nebrenleser dem Schnitter Jaffé folgen dürfen. Daß dieser jedoch einzelne Biographien und andere Stücke als in seine Kreise gehörig, trotz früheren Erscheinens in den Monumenten, abermals edirte, darf nicht bereuben; es gilt hier so gut wie in der klassischen Philologie: die beste Ausgabe ist die wahrhaft legitime, ob sie die erste oder hundertste sei. Und wie lieb sich nicht diese Bibliothek! Schon das Aeußere macht einen ästhetischen Eindruck, bei Jaffé, der Florenz und Dante liebte, kein Wunder; aber auch dem Weidmann'schen Verlage gebührt dabei volles Lob: kein Autor des Alterthums erschien je in reinerem Gewande, als hier die lange verachteten Schriften der barbarischen Jahrhunderte. Und dazu stimmt denn auch völlig das Innere, der Geist der Kritik, mens sana in corpore sano! Hier sich hineinversenkt in diese scharf und hell gedrechselten Vorreden, die wahre Schatzkammern für jede Art historischer und literarischer Erkenntniß des Mittelalters sind, wer die knappen, formellen und sachlichen Anmerkungen überschaut, in denen namentlich auch mit seltener Bibelkenntniß der Kudorück des Textes immer zu seinem vollen Verständnisse auf die Phraseologie der Bulgata zurückgeführt ist, wer de stets und überall dieselbe Sicherheit und Sauberkeit wahrnimmt, Dem wird fast zu Muthe, als blicke er auf die bestimmten zeilenlichen, gleichmäßigen Schriftzüge eines Pergaments aus dem zwölften Jahrhundert, dessen schlichte Schönheit wir wohl empfinden, aber nicht nachahmen können. Und diese kostbare Handschrift ging zu Grunde, lange bevor aller Reichthum des Wissens, den sie in sich barg, aus ihr gezogen werden konnte! Wir stehen vor einem traurigen

Digitized by Google

Geheimniß, an dessen Schleiern mit frivolem Vorwitze zu zerren weder jemal noch frommt; doch sind wir dem Todten schuldig, wenige Worte über seine Persönlichkeit hinzuzufügen.

Jaffé war klein und beleibt; die scharf und grablinig geschnittenen Züge, die munteren dunklen Augen, die Lebendigkeit seines Gesprächs ließen ihn wohl wie einen italienischen Abbate erscheinen, wie denn auch den Italienern sein Wesen ganz besonders gefiel: man ward gut aufgenommen in Parma und Bologna, in Mailand, Florenz und Wien, wenn man sich auf ihn berief. Sein Privatleben verlief höchst einförmig: einsame Arbeit füllte den Tag aus, anderen Genuß kannte er nicht, was wir Behaglichkeit nennen, war ihm fremd. Doch unterbrach er gern auch die wichtigste eigene Thätigkeit, sobald er Anderen wissenschaftlich rathen und helfen konnte; gegen Jüngere war er von der liebenswürdigsten Freundlichkeit; er interessirte sich ermunternd auch für die Versuche von Anfängern, nur anmaßlich breite Thorheit war ihm verhaßt. Sein echt freundschaftliches Verhältniß zu Männern wie Haupt, Mommsen, Müllenhoff, wie Dümmler und Wattenbach, die reine Pietät, die er stets seinem verehrten Lehrer Ranke bewahrte, legen Zeugniß ab für sein Herz. Sonst stand er allein da; die niederdrückende Sorge für Weib und Kind hätte ihn vielleicht der bittersten Gedanken zu entreißen vermocht, die ihn die letzten Jahre über quälten. Daß die Religion daran Antheil gehabt, ist eine ungeschickte Erfindung. Spezifisch jüdischem Wesen von jeher fremd, trat er nach dem Tode seines Vaters zum evangelischen Christenthum über, nachdem er sich längst wacker als Jude seine Liebensstellung erobert. Nicht der Schatten eines Krypnohm kann auf diesen Uebertritt fallen, aber ängstlich und mißtrauisch, wie er geworden, hat er wiederholt um Zurücknahme der Gehaltserhöhung, die ihm zufällig gleichzeitig mit jenem Religionswechsel gewährt worden war, weil er eben damals einen weiten ehrenvollen Ruf nach Florenz ausgeschlagen hatte. Und dieses Grübeln über die mögliche Mißdeutung seiner Handlungen, die Furcht vor Zweifeln an seiner Ehre in Wissenschaft und Leben wuchs in seiner Seele, wenn sie in ihrer Abgeschiedenheit ausbrüte von der Ueberanspannung ihrer Kräfte. Gelehrter Zweifel mit den hochgefallen Herausgeber der Monumenta Germaniae nahm leider persönliche Färbung an; in leidenschaftlicher Erregung erhob sich Jaffé etwa vor einem Jahre zur „nothgedrungenen Abwehr“ eines häßlichen Verdachts, die kaum Jemand als nothgedrungen gutheißen konnte, weil, wer ihn irgend kannte, ihn unfähig wußte, einen solchen Verdacht zu verdienen. Es ist tief zu beklagen, daß er keinem seiner Freunde vollen Einblick in die Gährung seines Innern verstattet hat, so daß sie ihm helfen aufrichten können an dem Werthe Dessen, was er geleistet. Aber getrieben diese Wissenschaft der formellen Wahrheit, der bloßen Richtigkeit, wirklich nicht für sich allein dem Geiste die Freiheit zu verleihen, die ihm aus der Erforschung der ideenreichen Geschichte selbst oder der kraft- und lebenerfüllten Natur so leicht zuströmt? Wie Dem auch sei: wer die Ehre vaterländischer Wissenschaft im Herzen trägt, wird den Hingang eines Mannes betrauern, dessen Größe wahrhaft ermessen werden kann aus der Lücke, die sein Fall geschlagen. Die Berliner Universität wird Mühe haben, einigermaßen Ersatz für Jaffé zu schaffen, an die Fortsetzung seiner Bibliothek wird sich Niemand wagen. Es wer in den letzten Jahren seine Absicht, jüngere Kräfte allmählig zur Theilnahme heranzuziehen, möchte wenigstens der sechste Band, der wahrscheinlich zum Drucke bereit liegt, und der unter Anderm die merkwürdige Briefsammlung Alkuin's bringen sollte, einen kundigen und pietätsvollen Herausgeber finden!

Von den Böhämmern.

(Schluß.)

Der „Böhämmer“, genannt Bergfink, weibet also am Tage einzeln in den Höfen und schwarzenweis in den Buchenwäldern, um dann zur Nachtruhe in die hohen Baumgipfel der Bergwälder zu gehen. Er wählt hiezu am Liebsten oder ausschließlich die Tannenwälder. Und wie schon im Heldenbuch von Pielfalk der Wasgenwald ein „tiefer Tann“ genannt wird, welcher dem Durchreisenden Furcht erweckt, so finden sich noch jetzt die schöne Bestände von Edeltannen, während die Fichten fehlen. Ein solcher „Tann“ umgrünt auch, wie schon bemerkt, die sagenreiche „Peternell“ hinter Bergzabern. Hier und weithin im Walde stehen in der Zeit, wo man Böhämmer gewärtigen zu können glaubt, Lauscher und Forcher mit gespitzten Ohren und angestrengten Augen, um, soweit es möglich, einem Fluge Böhämmer nachschauen und die Stelle errathen zu können, wo sie einfallen. Ist eine solche erforscht, so bringt die Kunde davon wie auf Windesflügeln in und durch die Stadt, und in Bergzabern erwacht dann ein merkwürdiges Leben. Jetzt werden die langen hölzernen Blasrohre hervorgeholt und nochmals genau untersucht, ob sie nicht schadhaft geworden. Etwa sieben Fuß lang sind sie, von Bergzabernern gebohrt, eine furchtbare Waffe gegen die Vogelwelt, und können selbst Menschen auf große Entfernungen ihn blutrünstige Beulen beibringen. Mit der „Kugelform“ sind schon Tausende Lehmkugeln gefertigt und von den jüngeren Familienliebern durch das Kugelbloch getrieben. Wenn, wie kaum zu zweifeln, diese Lehmkugeln Alter sind, als die Bleikugeln, so läßt sich wohl die Erfindung unserer Flinten und Büchsen sammt ihrer Ladung auf die Bergzaberner Blasrohrschützen und ihr Lehmgeschoß zurückführen, bad genau so angefertigt wird, wie die Bleikugeln heute noch. In sieberhafter Aufregung werden kaum die Kienspäne gespalten, welche als Leuchte brennen sollen, die Fackelpfanne hervorgezogen, der Körper in warme Winterkleidung gesteckt. Mit Anbruch des Abends zieht man dann partieenweise aus der Stadt in die winterliche Wildniß des Gebirges, alt und jung, arm und reich, Beamte und Bürger, Herr und Knecht, alle in freudiger Erregung, lustig und fröhlich zur Jagd. Der Eine trägt die Leuchtpfanne, der Andere den Klafkorb, in welchem sich das Kienholz befindet und der die Ernte der Jagd aufnehmen soll; die Meisten jedoch halten die Blasrohre, welche kühn wie Lanzen und Speere über den wunderlichen Zug ragen. Sehr häufig können die Jäger schon gleich hinter der Stadt, in die Tannennacht der Peternell eintreten, die seltsame Jagd beginnen. Oft bedarf es weiter Wege. Die Bergklüfte und Waldschluchten des Wasgau überdeckt die düsterste Nacht, aber tiefer in den Gründen und an den Halden hin leuchten wandelnde Feuer. Das sind die Kienspanflammen in den Leuchtpfannen der Böhämmerschützen. Lautlos, in tiefem Schweigen geht es dahin. Endlich ist man beim Schlummerplatz der Vögel angelangt. Alle Aeste der Tannen biegen sich von Gewichte der dicht nebeneinander sitzenden Böhämmer. Die Kienspanflammen beleuchten weithin eine reiche Ernte, denn die Menge der Vögel, die da in den Tannenwipfeln träumen, erinnert in der That an die Züge der Wandertauben in Nordamerika. Jetzt schleichen sich die Schützen unter die Bäume und die Fackelträger ihnen nach. Die Blasrohre werden an die Lippen erhoben, nach den nächsten Vögeln gerichtet. Der Schütze pustet hinein, die Lehmkugel schießt lautlos hinaus und ebenso lautlos sinkt der Vogel todt zur Erde in den Schnee, wo ihn der Klafkorbträger auflieset. Und so geht es fort und fort, für jeden Vogel eine Kugel, auf jede Kugel ein Böhämmer. Eine solche glückliche Jagd, wo unter günstigen Umständen ein Schütze oft viele, viele Dutzend schießt, wird aber nur durch eine Eigenthümlichkeit des dummen Vogels ermöglicht, welche ihm von seinen Bergzabernern Feinden abgemerkt worden. Fühlen nämlich die Böhämmer im Schlafe eine Lücke, so rücken sie dumpf und leise zwischenein, wie im schweren Traume, sogleich zusammen, damit die Lücke sich fülle. Und stürzt wieder Einer, so rücken sie nochmals eng zusammen, damit die Lücke sich fülle. Und stürzt wieder Einer, so rücken sie nochmals eng zusammen, und so weiter. Diese eigenthümliche Gewohnheit unter dem Böhämmervolke hat unseren pfälzischen Dichtern ein hübsches, aber melancholisches Bild für's Menschenleben selbst gegeben. Das Leben, meinen sie, sei auch ein Baum, auf dessen Aesten die Menschen sitzen, und der Tod bläst einen nach dem andern weg, und der nächste rückt nach, um ein gleiches Schicksal zu erfahren.

Man sagt, der Fackelschein in der Finsterniß des Waldes blende die Vögel so sehr, daß, wenn einer auch aufwachend die Augen öffne, derselbe doch seine Verfolger nicht sehe. Dennoch kann die Jagd leicht verdorben werden. Es gehört ein sicherer Blick und eine gute Lunge dazu, um den Vogel im hohen Baumgipfel richtig zu treffen. Dann dringt aber die Lehmkugel auch oft durch das Fell des Vogels so tief ein, daß man sie erst

Digitized by Google

beim Rupfen des zarten Bratens im Innern fühlt und beim Ausnehmen des Vogels entfernt. Beim Rupfen reißt man nicht selten die zarte Haut des Böhämmers mit, so seit hat er sich in den Buchenwäldern gemeidet. Wird aber ein Vogel nicht so getroffen, daß er gleich todt und lautlos zu Boden sinkt, so ſch reit er wohl aufflatternd in durchdringender Weise auf, und dieser Alarmruf ist dann auch das Zeichen zum Erwachen und Aufbruch der ganzen Schaar. Weithin im Walde, so weit man hört, krauscht, rauscht, quickt, schreit und lärmt es und huscht aus den Gipfelkronen der Bäume, daß man glauben möchte, der Gott des Sturmes und Wetters selbst sei mit dem wüthenden Heere im Anzug. Wo sich dann die Vögel wieder niederlassen, wer weiß es? Gewöhnlich ist damit die ganze Jagd vernichtet, und man thut gut, jede Hoffnung auf Erfolg aufzugeben und umzukehren, besonders tritt man so Alt als möglich im Walde unter die Bäume, wo man die Böhämmer vermuthet. Einen stinkenden unter die Vögel abzuschießen, wäre dann ein gefährliches Wagniß, denn es würde den rücksichtslosen Schützen dem thätlichen Ingrimme aller Böhämmerjäger aussetzen. Es ist begreiflich, daß diese abenteuerliche Jagd viele Liebhaber findet und in guten Jahrgängen eine wahre Böhämmomanie in der Stadt und Umgegend ausbricht. Ich habe es selbst erlebt, daß Bergzaberner Böhämmerschützen ganze Wochen lang und viele Meilen weit die Wälder des Wasgaus und die großen einsamen Forste der Haardt durchstreiften. Sie brangen dabei bis in die einsamen Waldschluchten von Elmstein und in die menschenleeren Forste am Johannikreuz bis zum Drachenfels bei Frankenstein und zum Stumpfwald vor. Gewöhnlich benkt man sich die kultivirte Pfalz ziemlich waldlos, aber mit Unrecht. Nicht umsonst ist „der Jäger aus Kurpfalz, der reitet durch den grünen Wald", gleichsam das Nationallied dort zu Lande. Die Pfalz hat 40 Prozent ihres Flächeninhalts Wald, und hinter der wein- und rebreichen Haardt liegen unmittelbar zusammenhängend weithin über Berg und Thal die großen Forste der Haingeraden, der Frankenweide, des Reichswalds, dann Wald und Wald bis fast zum Donnersberg hinan. Das ganze Innere des Landes ist Wald, und auf meilenweit trifft man da keine menschliche Wohnung. Nicht umsonst staunte Siegfried auf dem Gang zum Drachenfels ob der ungeahnten, schauerlichen Waldwildniß, und Ludwig der Fromme, des großen Karl Sohn, wußte, warum er die Wälder der Haardt und des Vogesus zu seinem Leibjagdbezirke wählte. Schildert doch auch Mönch Ekkehard im Waltharilied den Wasgenwald am Wasgenstein als ungeheuren, schauerlichen Wald, durchhallt vom Gebrüll der Thiere und dem Klange des Jagdhorns. Nun locken freilich nicht mehr Ur, Elch und Bär den Jäger zum Wasgenstein an der Lothringer Grenzmarke, sondern die Bergzaberner Böhämmerschützen streifen mit ihren Blasrohren dahin, wo einst Heldt Walther auf der Flucht mit den Nibelungenhelden stritt. Noch sieht dort die enge Felsenpforte, welche Walther vertheidigte, hinter sich seine Braut Hiltgunt, bis ihm vom grimmigen Hagen die Hand abgeschlagen wurde, daß er den Stumpf in den Schildhalter stecken und als Held, der alle Andere besiegt, mit der Linken fortfechten mußte. Jakob Grimm verlegt die Stelle, einer Doktrin zu Liebe, weiter südlich in's Breuschthal; mit Unrecht, wie ich schon anderswo nachgewiesen. Das Mittelalter hat in Erinnerung an die Stätte des Heldenkampfes auf beide Felsen Burgen gebaut, Unter- und Oberwasgenstein, die in ihren Ruinen Eine zu bilden scheinen. Die Mitter von Wasgenstein, deren letzte im vogesischen Kloster Stürzelbrunn am Bischer Paß begraben liegen, trugen als Erinnerung an Walther's abgeschlagene Hand in ihrem Wappen weiße Hände im blutigen Feld, als Helmzierde rothe Hände. Eine Stelle jenes Wasgauspasses heißt noch heute „des Herzogs Hand", französisch la main du prince, und an dieselbe knüpft sich eine Sage, welche nur als eine neuere Auffassung jenes berühmten Kampfes erscheint: Zwei Brüder schlugen sich um eine Braut, wobei der Eine die Hand verlor. Uebrigens zeigt die Oertlichkeit des Wasgensteins noch heute, daß ihn Mönch Ekkehard vor neunhundert Jahren in seinem herrlichen lateinischen Gedicht photographisch treu beschrieben. Diese Abschweifung, welche vielleicht manchem unserer Leser nicht unwillkommen war, soll nur zeigen, zu welchen interessanten Punkten eine Böhammerjagd führen kann, wenn sie sich nur etwas weiter ausdehnt, als eine nächtliche Streifereí durch die Peternell und die nächsten Waldberge Bergzaberns. Die Räuber, von denen Ekkehard spricht, und die auch im spätern Mittelalter das Innere des Wasgaues zu einer wahren Räuberhöhle machten, sind längst verschwunden. Kaum stoßen wir dort auf der französischen Grenze, wo Walther von Wasgenstein kämpfte, auf einen scheuen Schmuggler, bevor aber auf französische Douaniers und bayerische Grenzjäger, die in diesem Winkel voll merkwürdiger Burgen, malerischer Felsen und schöner Wälder die Grenzmarke Deutschlands und Frankreichs begehen. Auf solchen weiten Zügen der Böhämmerschützen kann viel Tausenden von Böhämmern das Lebenslicht ausgeblasen werden. Und wie wir oft vergeblich auf die Rückkehr einer Schwalbe, einer Nachtigall, eines Rothkehlchens warten, weil sie jenseits der Alpen auf der Wanderung durch Welschland von den gefährlichen Italienern gefressen worden, — denn die Italiener verschlingen jeden Vogel, — so mag die Lappin im hohen Norden während ihres kurzen Sommers vielleicht der Rückkehr eines Bergfinks, der vor ihrer rauchigen Hütte nistete und die Oede ihrer Landschaft belebte, sehnlichst harren, indeß er längst schon dem Lehmgeschoß eines präsischen Böhämmerschützen verfallen und im Magen eines Bergzaberners sein Grab gefunden. Heine'sche Sentimentalität jedoch kommt nicht auf gegen den trefflichen bitterlichen Beigeschmack gebratener Böhämmer. In guten Jahrgängen, wenn die Jagden ergiebig waren, wird sogar mit dem seltenen Leckerbissen ein lebhafter Handel getrieben, und der Böhämmer weithin in die Rheinhäbte versandt. Daß dann der seltene Vogel theuer bezahlt werden muß, versteht sich von selbst, wenn man auch in Bergzabern selbst um wenige Groschen das köstliche Gericht sich zubereiten lassen kann. Jahre vergehen übrigens, bis manchmal ein Böhämmer geschossen wird. Und selbst in guten Jahren können ganze Bevölkerungen von Böhämmerschützen in stürmischen Schneenächten meilenweit den Wald durchstreifen, ohne nur eine Feder zu erbeuten. Wie schon erwähnt, wurden die mündlichen und schriftlichen Berichte über diese wunderliche Jagd für Mährlein gehalten, und noch jetzt wird es Leute geben, welche kaum an das Mitgetheilte zu glauben sich getrauen. Dennoch ist es buchstäblich wahr. Vielleicht fühlen sich auch anderwärts Jagdfreunde veranlaßt, dem „Gäckler" ein besonderes Augenmerk zu schenken und den Bergzabernern die nächtliche Böhämmerjagd nachzuthun. Und sollte die Beute auch noch so gering sein, so wird doch die Eigenerie der Jagd im winternächtlichen Walde den Theilnehmer höchlich unterhalten und die Motion eine wohlthätige sein. Im Nothfall kann man ja in einem guten Böhämmerwinter bei den lebhaften und freundlichen Bewohnern Bergzaberns in die Schule gehen.

August Becker.

Anton Langer, der bekannte Wiener Volksschriftsteller, der kürzlich zum fünften oder sechsten Mal todt gesagt wurde, erläßt in seinem „Hans Jörgel" folgende Lebensanzeige: „Den geehrten Journalen „Kölnische Zeitung" vom 15. April, „Deutsche Allgemeine" vom 23. und „Schlesische Zeitung" vom 21. April, denen es zur Abwechslung wieder einmal gefallen hat, mich sterben zu lassen, mache ich die ergebenste Anzeige, daß ich mich nicht nur am Leben, sondern gesund und wohl befinde. Die Beweise dafür werden im Hans Jörgel, in der Vorstadtzeitung und in der Fünfkreuzer-Bibliothek gelesen und im Kartheater gesehen werden. Uebrigens ersuche ich meine geehrten Kollegen höflich, mich nicht alle vierzehn Tage umzubringen, nicht etwa, weil es mir besondere Schmerzen macht, sondern weil ich fürchte, daß, wenn ich einmal wirklich sterbe, mir's kein Mensch glaubt und mich die Pompes funèbres unbeerdigt liegen lassen. Wien am 30. April 1870. Anton Langer."

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Joh. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur

Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 20. Den 15. Mai: Sophia.

Nach langen Jahren.

Eine Erzählung in acht Kapiteln.

(Fortsetzung.)

Um dieselbe Zeit trat eine Veränderung in meinen Verhältnissen ein, welche mich verhinderte, so viel um Mylady zu sein wie bisher. Die Haushälterin Mrs. Gall, die schon fünf bei Jahren war und in letzter Zeit viel gekränkelt hatte, starb. Das war abermals ein großer Verlust, denn das Hauswesen bedurfte so sehr eines Hauptes, und es war Niemand da, der an ihre Stelle hätte treten und dieselbe vollkommen ausfüllen können. Eines Tages saß ich bei meiner Arbeit und erwog alle diese Dinge hin und her, als Mylady hereintrat. Sie bemerkte meine Betrübtheit und fragte nach dem Grunde derselben. Ich gab unumwunden Auskunft, und sie antwortete:

„Ich habe die Sache auch schon überlegt, Hannah, und meinen Plan gemacht. Es gibt nur eine Person, welcher ich so viel Vertrauen schenken könnte, wie der guten alten Gall, und die ich sehr gern an deren Stelle bringen würde. Wollen Sie den Platz übernehmen, Hannah?"

Ich war so sehr überrascht, daß ich nicht sofort meine Gedanken für eine Antwort zu sammeln vermochte.

Mylady fuhr ernst und einigermaßen dringend im Tone fort:

„Sie wissen, wie sehr ich Sie vermissen würde, und ich habe mir selbst gesagt, daß ich für Sie keinen rechten Ersatz finden werde. Als Haushälterin können Sie mir viel mehr nützen und helfen, mir viel mehr Last abnehmen, als wenn Sie meine Kammerfrau blieben."

Es war mir beinahe schwer, ihren Willen zu erfüllen, aber wie hätte ich der Aufforderung, die so begründet wurde, widerstehen können! Eine Fremde trat an meine Stelle, ein schwächliches, blasses, kleines Frauenzimmer mit einem unsicheren Blick in ihren wasserblauen Augen und einer gewissen nervösen Unruhe und Hast in ihrem Wesen. Sie hieß Sarah Westen und hatte sich vor wenigen Monaten als Schneiderin im Dorfe niedergelassen. Das Geschäft war auf keinen Fall glänzend gegangen und als sie gehört hatte, Mylady suche eine Kammerfrau, bot sie sich an mit der Versicherung, daß sie früher schon eine ähnliche Stellung eingenommen habe. Ihrer Angabe nach war sie Wittwe und hatte ein einziges Kind, welches fern von hier bei Verwandten untergebracht war, da sie bisher noch keine sichere Heimath wieder gefunden hatte. Wir sei etwas an ihr auf. So sehr sie sich um den Dienst bemühte und so redselig sie war im Anfangen alles dessen, was sie lesen könne, schien sie sich doch nur widerwillig zu dem Schritte zu entschließen. Als Mylady, welcher sie zuzusagen schien, sie engagirte, ging es wie ein Schauder über sie hin, sie wurde roth und machte ein so verzweifeltes Gesicht, daß ich ernstlich fürchtete, sie sei krank. Doch das ging vorüber, sie dankte mit vieler Wärme und trat den Dienst an.

Auch verrichtete sie denselben bald ganz zur Zufriedenheit, that, was nöthig war, und fand sich in die Eigenthümlichkeiten und Gewohnheiten unserer Gebieterin. Vielleicht war es eben dieß, was mich mit einiger Eifersucht erfüllte, wenn ich sie in Mylady's Zimmer handtiren sah, oder berührte mich nur der furchtsame Ton ihrer Stimme und das scheue unsichere Wesen so unangenehm: genug, ich konnte sie nie betrachten ohne eine gewisse widerwärtige Empfindung. Uebrigens war sie gegen mich höchst unterwürfig und ich hatte bei ihr nie über Mangel an Willigkeit oder über ein unhöfliches Wort zu klagen, was bei einigen anderen in der ersten Zeit wohl vorkam.

Ravensbourne wäre nun ein gar stilles, düsteres Haus gewesen, hätte Master Gerald nicht Sonnenschein und Leben hineingebracht. Der kleine Prinz war nun vier Jahre alt geworden, lief umher, wo er wollte, und jedes Gesicht erheiterte sich, wenn er kam, und Niemand war jemals zu beschäftigt oder verdrießlich, um nicht mit ihm zu spielen. Er war der allgemeine Liebling. Seine helle Stimme wurde mit Lachen und Schreien überall vernommen, nur nicht in den Großvaters Zimmern, dort dämpfte sie sich zu vorsichtigem Flüstern. Aber dort war er auch selten, weil seine Mutter sein kleines Herz nicht durch die Eindrücke des Leidens und der Gebrechlichkeit betrüben wollte. So lief er im Hof und Garten umher, ritt auf dem alten Pony durch den Park und verbrachte auch manche Stunde plaudernd, unbekümmernd oder kümmernd bei mir, während ich die Haushaltsrechnungen machte oder in der Leinenkammer die Wäsche durchsah oder sonst eine Obliegenheit meiner Stellung besorgte.

Das kleine Fenster meines Zimmers ging auf den Hof hinaus. Unmittelbar hinter demselben floß der Bach vorüber, an der Parkmauer hin und dann zum Flusse zu, in welchen er sich bei Hillborough Bridge, eine halbe Stunde von Ravensbourne, ergießt. Er war tief und reißend, obwohl nicht breit, und sein Rauschen drang freundlich, gleichsam kühlend zu uns herauf, als Gerald an einem Sommernachmittage in der breiten Fenstervertiefung saß, ein Kinderlied zwischerte und in einem Bilderbuche blätterte. Plötzlich warf er das Letztere fort, drückte sein rosiges Gesichtchen an die Fensterscheibe und rief aus:

„Hannah, siehst du, wie das Wasser glänzt? Und die Steine sind alle naß und glänzen auch. Da sind eins — zwei — drei große Steine, die ich früher nie gesehen habe."

Ich trat zu ihm und sah, daß der Bach wenig Wasser hatte und mehrere Felsstücke entblößt waren. Ich suchte ihm das zu erklären:

„Die Sonne hat den Bach zum Theil ausgetrocknet, und darum kommen die hohen Steine zum Vorscheine, welche sonst unter Wasser sind."

„Dahin möchte ich," sagte er hastig, „ich werde mich auf einen Stein setzen und mit den Füßen im Wasser spielen. Das muß gut sein. Laß mich aus dem Fenster springen."

Er machte wirklich Miene, das Fenster zu öffnen. Natürlich hielt ich ihn zurück und bemühte mich, ihm den Einfall auszureden. Der Bach habe tiefe Löcher, in welchen er unmittelbar extrinken müßte, wenn er hineinstele, und das Wasser habe solche Gewalt, daß es ihn mit fortreißen werde. Aber er wollte nichts hören, strampelte und schrie leidenschaftlich und wollte sich mit aller Gewalt von mir losmachen.

In dem Augenblicke hörte ich ein Geräusch und schaute um: es war Mrs. Weston, welche ein Paket Wäsche auf den Tisch gelegt hatte. Sie erschrack, als ich sie anfaß, und stotterte hastig:

„Ich kam nur, um diese Sachen zu bringen. Entschuldigen Sie. Es war nicht meine Absicht. . . ."

„Was war nicht Ihre Absicht?" fragte ich erstaunt und wohl in etwas scharfem Tone. „Master Gerald und ich erzählen und keine Geheimnisse, obwohl," fuhr ich mit einem Blick auf ihn fort, „er sich in diesem Augenblick wohl schämen wird, daß Jemand ihn so ungezogen gesehen hat."

Das Kind ließ den Kopf hängen und wehrte sich nicht weiter, als ich es von dem Fensterbrett hinweg auf den Fußboden setzte. Mittlerweile hatte Mrs. Weston sich entfernt.

Es war nicht das erste Mal, daß der kleine Gerald starken Eigenwillen und Heftigkeit verrieth. Und lange nachdem er schon fort war, überlegte ich noch hin und her, ob ich darüber mit seiner Mutter sprechen sollte oder nicht. Es schien mir

Digitized by Google

Pflicht, es zu thun. Allein es wurde Abend, bevor ich sie sah. Etwa um neun Uhr, wenn mir recht ist, trat ich sie an der Thüre des Kinderzimmers. Sie winkte mich herbei, legte den Finger auf den Mund, führte mich ins Zimmer hinein und an das Bettchen, in welchem er schlief, und flüsterte mit ganz glückseligem Gesichte:

„Nicht wahr, Hannah, es ist doch wirklich ein schönes Kind? Oder glaubst du nur die Mutter?“

Er war es wirklich. Das lockige Haar war über das Kissen zerstreut, die Augen mit den langen Wimpern geschlossen, die Röthe des Schlafes lag auf seinen Wangen, die Lippen waren halb geöffnet: man konnte sich kein lieblicheres Bild des gesunden, friedlichen Schlafes denken. Und wie ich den Blick von ihm weg und wieder der Mutter zuwandte, fiel mir auf, wie sehr das Kind der Mutter ähnlich war und wie zufrieden und glücklich sie aussah, so oft sie sich mit dem Kinde zu schaffen machte. Für gewöhnlich bemerkte man tiefe Linien über ihren Brauen, gegossen von wunderlicht sorgenvollen Gedanken, die mir nicht fremd waren; aber nun sie sich über den schlafenden Knaben beugte, erschien sie förmlich verjüngt. Und bei dem Anblick fand ich nicht den Muth, den Frieden und die Heiterkeit dieser Stunde durch eine Erzählung von Anarten oder bedenklichen Eigenschaften des Kleinen zu trüben. Ich stand still dabei und weidete mich an dem Schauspiel, wie sie eine Locke des Kindes zurückstrich, ihm einen langen, langen Kuß gab, die Vorhänge zuzog und dann mit einem Blick der vollsten, innigsten Liebe sich abwandte. Diesen Blick sehe ich noch, werde ich sehen, so lange ich lebe.

(Fortsetzung folgt.)

Joh. Friedr. Böhmer's Leben und Anschauungen.*)

(Von Johannes Janssen. Herder 1868.)

Professor Janssen in Frankfurt hat vor einem Jahre Böhmer's Leben, Briefe und kleinere Schriften in drei Bänden veröffentlicht. Das Werk fand von allen Seiten die beste Aufnahme, denn nicht blos war die Biographie von Janssen mit genauer Kenntniß, mit pietätvoller Weihe und mit einer seltenen Kunst geschrieben, sondern noch mehr bot die Briefsammlung, mit der an Gehalt nichts sich messen konnte. Um nun das in diesen drei Bänden aufgezeichnete Material einem größeren Lesekreis zugänglicher zu machen, hat Janssen in einem kleinen Werke: „Böhmer's Leben und Anschauungen“ bestimmt, das Wichtigste zusammengefaßt, und bietet nun dem Publikum ein Werk von hoher Bedeutung für die Gegenwart, wie wir kein zweites zu bezeichnen wüßten.

Es werden uns die Anschauungen Böhmer's über Christenthum und Kirche, über Politik und öffentliches Leben geboten, die wirklich eine Fundgrube von Goldkörnern bilden, und der höchsten Beachtung werth sind. Sie sind die Anschauungen eines Mannes, der die eingehendste Kenntniß der deutschen Vorzeit besaß, der unsere Vergangenheit kannte, wie kein Zweiter, der in Verbindung stand mit den größten, edelsten und gebildetsten Männern unsers Jahrhunderts, der endlich ein unbedingtes Gefühl für Wahrheit, für Recht und Freiheit hatte. Kein Gebildeter kann es gegenwärtig vermeiden, über die öffentlichen Zustände von Kirche und Staat wenigstens Meinungen zu hegen; für die er doch ebenso verantwortlich ist, wie Andere für ihr Handeln. Was soll aber nun leitend sein? Ein vollkommenes und absolut giltiges Gesetz für irdische Zustände kann wohl nicht erdacht, noch gefunden gemacht werden. Es ist darum von so hoher Bedeutung, die Ansichten, das Urtheil Derjenigen zu hören, welche gesehen haben, was gewesen und was vergangen ist, aber wohl in der Vergangenheit wurzelnd gegenwärtig noch besteht.

Dies ist gegenwärtig um so nothwendiger, wo Jeder eine selbstständige Ansicht sich bilden muß, weil Jeder zum Handeln berufen ist. Das von Janssen Gebotene ist so reichhaltig, so vielseitig, daß wir auf eine Inhaltsangabe des Inhalts verzichten, und uns begnügen müssen, den Leser einfach auf das Buch selbst zu verweisen.

Janssen bietet uns aber nicht blos Böhmer's Anschauungen über Kirche und Staat, über Politik und öffentliches Leben, sondern wir finden in dem Buche auch die Schilderung der künstlerischen und literarischen Erscheinungen der jüngsten Vergangenheit und der Gegenwart. Böhmer stand nicht blos mit allen Männern, die auf literarischem Gebiete eine Bedeutung erlangt haben, in Verbindung, sondern er stand auch allen großen Künstlern Jahrzehnte hindurch sehr nahe. Cornelius, Overbeck, Schnorr, Veit, Eberhard, Passavant, Koch, Amsler, Ottvier, Mosler, Plattner, C. Bertt und viele andere Künstler waren seine Freunde; er unterstützte mit ihnen lebhaften Briefwechsel. Böhmer selbst war einer der ersten Kunstkenner. Wer darum eine nähere Kenntniß nicht blos unserer frechlich-poetischen, sondern auch künstlerischen und literarischen Zustände sich verschaffen will, der greife nach diesem Buche. Sein Hauptfach war aber vaterländische Geschichte und auf diesem Gebiete hat Böhmer mehr geleistet, als ein Dutzend historische Seweine, als sie und so viele Akademien. Es wird darum kein Werk genannt werden können, das besser geeignet wäre, um Gebildete in die Kenntniß der vaterländischen Geschichte, besonders junge Leute in die geschichtlichen Studien überhaupt einzuführen. Das Buch wird besonders für die Jugend anregend und anefernd wirken und wir wünschten daßselbe in der Hand jedes gebildeten, jungen Mannes. Es weht aus demselben ein so hoher, idealer Geist, dem Leser entgegen, es zeigt sich das mächtige Streben eines großen Geistes, überall nach Recht, Wahrheit und Freiheit zu ringen, es offenbart sich eine so hohe Achtung vor Religion und Kirche, eine so innige Liebe zum deutschen Vaterlande, daß junge Leute daran sich ein Muster nehmen können, daß sie angeregt werden, sich aufzuraffen und emporzuziehen an den hohen Zielen, denen unsere großen Männer einst nachgestrebt. Wie nöthig dieß ist, daß die Jugend vielen Idealen nachstrebe, kann nur der begreifen, der einsieht, daß die allgemein beklagte Erscheinung völliger Charakterlosigkeit nur die Folge einer sogenannten verständig-nüchternen Sinnesweise ist, die ohne Ideale sich richtet und handelt nach hohlen Grundsätzen der Nützlichkeit. Böhmer sagte einmal: „Ohne daß redlich gesinnte Jugend ist verloren.“ Wie es recht hatte, kann Jeder täglich selbst mitansehen.

Möge darum das Janssen'sche Buch über Böhmer überall Eingang finden! Möge jeder in seinem Kreise es empfehlen, daß es werde ein Volks- und Familienbuch in den gebildeten Kreisen, damit es reichliche Früchte bringe. Eine elegante Ausstattung und geringer Preis — 1 fl. 24 kr. — dürften das Buch noch mehr empfehlen.

*) Aus dem Bamberger Pastoralblatt.

Eine häusliche Szene bei Peter v. Cornelius.

Ludwig Wiesetode erzählt in der „N. fr. Pr.“ eine köstliche Anekdote von einem Abenteuer, das Wilhelm Preyer, dem bekannten Stillebenmaler, im Hause des Meisters Cornelius passirte. Der Düsseldorfer Künstler, dessen „Stillleben“ zu den reichsten Kabinetsstücken moderner Galerien gehören, ist nämlich ein Zwerg im verwegensten, d. h. im wirklichen Sinne des Wortes; ein proportionirter, ausgewachsener Mensch in verjüngtem Maßstabe, ohne jedwedes Mißverhältniß einzelner Körpertheile zum Ganzen, wie Solches meistens bei Zwergen vorkommt — und dazu ist er auch ein sehr hübscher Mensch. Bereits hoch in den Zwanzigern, sah er mit seinem blühenden, frischen und völlig bartlosen Gesichten aus wie ein schlank gewachsener Knabe von acht bis zehn Jahren. Jeder, der ihn nicht kannte, mußte ihn für einen solchen halten, um so mehr, als auch die Stimme dünn knabenhaft klang, und die Kleidung, das schwarze, kurze Sammtröckchen mit dem übergeklappten Hemdkragen, auf den das glatgescheitelte Haar herabfiel, diese Täuschung noch vollkommener machte. Eines schönen Tages nun traf Preyer von Düsseldorf in München ein, um die dortigen Kunstschätze zu besichtigen und das Handwerk zu grüßen, vor Allem aber, um Meister Cornelius, den ihm freundschaftlich zugethanen ehemaligen Direktor, der Düsseldorfer Kunstakademie, der, in derselben Eigenschaft nach München berufen, gerade an seinen Bilderbogenfresken arbeitete, einmal wiederzusehen. In schlichter, Vormittagsstunde mochte sich daher Preyer nach Cornelius' Wohnung auf, angethan mit seinem besten Sammtröckchen, den blau-

Digitized by Google

beuth weißen Handkragen übergelegt, eine bretterartige schwarze Sammetmütze lief auf das Käpchen gestülpt, von dem das wohlgestaltete Haar auf die Schultern herabfiel, ein Stöckchen in der Hand. Die Haushaltung im Cornelius'schen Hause, die ihm auf sein Schellen die Thüre geöffnet, fragt nach seinem Begehr. „Ich möchte den Herrn Direktor sprechen.“ „Der Herr Direktor sind nicht zu Hause.“ „Wann kommt er denn?“ „Das weiß ich nicht,“ war die kurz angebundene Antwort. „Ich möcht' es aber wissen.“ „Nu, dann will ich die Frau Direktorin fragen.“ Die Magd meldet der Frau Direktorin, daß draußen ein Knabe wäre, der absolut den Herrn Direktor sprechen und sich nicht abweisen lassen will. Die Frau Direktor, die zweite Gattin, mit welcher der verwittwete Cornelius sich nach seiner Uebersiedlung von Düsseldorf vermählt hatte, eine als sehr schön und liebenswürdig geschilderte Frau, verfügt sich hinaus, um den Knaben zu bescheiden: „Was willst du, mein Junge?“ fragt sie den draußen wartenden Knaben, der beim Erscheinen der schönen, stattlichen Dame ehrerbietig grüßend sein Barett abnimmt. „Ich wünsche den Herrn Direktor zu sprechen,“ antwortet dieser mit seiner Knabenstimme. „Mein Mann ist nicht zu Hause. Kann ich es nicht bestellen, was du ihm zu sagen hast?“ „Nein, ich muß ihn selbst sprechen.“ Die eigenthümliche Erscheinung, sowie das artige Wesen und Behalten des verwahrlosten Knaben hatten die Neugier und das Interesse der Frau Cornelius erregt. „Nun, mein Junge, wenn du so lange hast warten können, kannst du auch jeden Augenblick. Komm nur so lange hier herein.“ Damit nöthigt sie den Kleinen in's Wohnzimmer und bietet ihm einen Stuhl an, auf welchen Kante sich der Scheue mit knabenhafter Schüchternheit niederläßt. Sie richtet mancherlei Fragen an ihn, die er kindlich naiv und doch zugleich überraschend geschickt beantwortet. Kurz, der anscheinende Knabe weiß im Laufe der Unterhaltung durch sein Benehmen und kluges Sprechen die Frau Cornelius so zu entzücken, daß diese — lebhaft wie sie war — ihn zuletzt auf ihren Schooß nimmt, um so recht herzig an dem allerliebsten Gesichte des klugen Kindes ihre Freude zu haben. Plötzlich wird die Thür geöffnet. Es ist Cornelius. Er bleibt auf der Schwelle stehen und die Situation mit Einem Blicke begreifend, ruft er: „Er, gruß' Gott, Herr Dreyer! Wo in aller Welt kommen denn Sie her!“ Herr Dreyer! — Mit einem Schrei entreißt aufspringen Herrn Dreyer auf den Boden schleudern, sich in das nächste Zimmer flüchten, dessen Thüre heftig zugeschlagen wurde, Das war bei der Frau Cornelius fast nur ein einziger Moment. Cornelius und Dreyer, der sich von Boden aufgerafft, wollten sich vor Lachen fast ausschütten, obgleich der Letztere sich manche schmerzhafte Stelle an seinem Körper zu reiben hatte. Es kostete Cornelius einige Mühe, seine Frau wieder in das Zimmer zurückzubringen, wo er ihr den fremden Besuch in üblicher Form vorstellte. Aber sie hätte nicht die Gattin eines so genialen Künstlers sein müssen, um nicht nur ihre ganze liebenswürdige Unbefangenheit bald wieder zu erhalten, sondern um auch beim Mittagsmahle, zu welchem Dreyer als Gast blieb, als Dritte im Bunde lachend die Heiterkeit der beiden Männer zu theilen, auf deren Stimmung die erlebte komische Szene ihre volle Nachwirkung ausübte.

Die Insel Capri.

Die deutsche Literatur dürfte wenig Schilderungen besitzen, welche sich der Beschreibung der Insel Capri durch Ferdinand Gregorovius an die Seite stellen lassen. Der Verfasser selbst nennt sie nur eine Skizze, und sie ist es in der That, insofern sie nicht auf viele Details eingeht und alles gelehrten Beiwerk entbehrt. Aber diese Skizze gibt ein durchaus wahrhaftiges und treues Bild des reizvollen Felsen-Eilandes Capri, des Paradieses der Maler. Die Darstellung zeigt ein inniges Verständniß und liebevolles Eingehen auf die Eigenthümlichkeiten des schönen Ortes und seiner Bewohner, ist mit Wärme und solcher Anschaulichkeit geschrieben, daß der Gesammteindruck, den der Verfasser und jeder Andere, der längere Zeit auf Capri gelebt, empfangen, in trefflicher Weise wiedergegeben und die dort erregte Stimmung auch auf den Leser übertragen wird. Wahrheit, poetische Auffassung und meisterhafte Darstellung sind die Vorzüge dieses Aufsatzes. Ich habe ihn zwei Mal gelesen, ehe ich Italien kannte, habe ihn während meines vierwöchentlichen Aufenthalts in Capri selbst und später noch wiederholt gelesen und bin stets mit erhöhtem Genuß zu demselben zurückgekehrt. Er ruft in dem Leser so ganz und voll den Eindruck zurück, den die liebliche Insel, wohl eine der schönsten Stellen der bewohnten Erde, und der tägliche Umgang mit den liebenswürdigen Bewohnern derselben auf mich gemacht hat und versetzt mich geistig in eine schöne Vergangenheit zurück. Diese kleine Schrift erschien zuerst in den „Figuren“, dann in den „Wanderjahren in Italien“ und jetzt zum dritten Mal in einem besonderen Werk in Folio (bei K. Dürr in Leipzig) mit Illustrationen von der Hand des bekannten römischen Landschaftsmalers Lindemann-Frommel, einem Freunde von Gregorovius. Diese Prachtausgabe bildet einen stattlichen Foliband in eleganter Ausstattung. Gregorovius' Aufsatz erscheint hier nun auf dem schönsten Papier in splendidester Weise gedruckt, und mit acht größeren und zehn kleineren meisterhaft ausgeführten Holzschnitten geziert. Wie groß war meine Freude, als ich im ersten Eifer die schönen Bilder schnell durchblätterte! Und diese Freude wurde bei genauerer Betrachtung derselben noch erhöht. Wie viel der schönsten Landschaftsbilder sah ich da da! Wie viele der lieblichen Erinnerungen traten mit erneuter Lebendigkeit vor meine Seele! Ich kannte Lindemann-Frommel schon längst als einen sehr geschickten Landschaftsmaler, dessen feinen landschaftlichen „Skizzen aus Rom und Umgegend“, welche, wenn auch nicht so schön als die Natur, doch die Poesie des Orts, den Eindruck desselben im Großen und Ganzen dem Beschauer vorführen. Aber diese Ansichten von Capri haben neben den genannten Vorzügen auch den der Naturtreue. Sie sind Bräuten, freilich im besten Sinne des Wortes, denn sie sind, Dank der schönen Natur des Ortes, zugleich trefflich componirte Bilder. Der Maler darf hier, um ein Wort zu liefern, nur getreu copiren, was er vor sich sieht. Daher sind diese Ansichten, obgleich in ihrer Art vollendete Kunstwerke, doch überaus wahr und treu. Sie geben genau nur Das, was wir, die wir auf Capri gelebt, gesehen und was wir oft dort lieb gewonnen. Da finden wir vor dem Titel eine große, sehr charakteristische Gesammtansicht der Insel, gesehen vom Wasser aus, dann eine Ansicht der Pergola und der schönen Palmen im Garten des Don Michele Pagano, des trefflichen biedern Gastwirths, der eins so ehrenvolle Erwähnung ist von den Gastwirthen Italiens (und auch Deutschlands), mehrere Ansichten der wilden schroffen Felsmassen am Rande der Insel und wohnlichen. Die Ruinen auf den Golf von Neapel, vom Wege nach Anacapri aus, wo man durch die Stämme einiger hohen Pinien hindurch nach den Küsten des Festlandes sieht, gehört zu den schönsten Landschaftsbildern, die man sehen kann. Einige kleine Bildchen vergegenwärtigen uns die malerisch gruppirten Häuschen, in welchen jedes Zimmer mit einem Gewölbe überdeckt ist, mit ihren außen angebauten Treppen und dem einladenden, von Weinlaub beschatteten Pergolen. Alles ist charakteristisch und bis in alle Einzelheiten hinein wahr. Die Terrainbildung, die Felsen, die Pflanzen, die Häuser, Alles ist so ganz Capri und nur Capri. Selbst die Unruhe des Vordergrundes auf dem Blatte, mit der Gesammtansicht der Stadt Capri, welche Manchen fürsten dürfte, ist für die Beschaffenheit des Feldbodens und der spärlichen Vegetation auf demselben bezeichnend. Wie treu Lindemann barstellt, zeigt der Vergleich jener Ansicht der kleinen Marine und der Faraglioni mit einer fast von demselben Standpunkt aus aufgenommenen schönen photographischen Ansicht von Sommer in Neapel; ein Vergleich, der gleich ehrenvoll ist für den Photographen, der mit künstlerischem Sinn den besten Standpunkt gewählt, wie für den Künstler, welcher Naturtreue mit künstlerischem Arrangement zu vereinigen wußte. Nur ungern vermißt ich unter diesen Bildern Darstellungen des Lebens der Fischer an der großen Marine, welches so charakteristisch für diese Insel ist, überhaupt Darstellungen des Volks in seinen Sitten. Der einzige Versuch, welchen der Künstler nach dieser Richtung hin gemacht, die Gruppe plaudernder Mädchen am Arco naturale dürfte das am Wenigsten gelungene Bild des ganzen Buches sein. Bei vielen Schönheiten läßt es doch fast

*) Der Verfasser deutet auch, fußend auf den zweihundert Briefe weiblicher und erotischer Unterschriften“ des Rosario Mangoni (Napoli 1634). Aus einer handschriftlichen Publikation der sehr interessanten Altertümer von Capri, lebt es leider noch immer.

Digitized by Google

und steht den andern, rein landschaftlichen Bildern nach. Aehnliches gilt von dem kleinen Bildchen auf Seite 17, welches das Leben der Bewohner vor ihren Häuschen veranschaulichen soll. Die Holzschnitte sind sowohl von Seiten des Zeichners als der Holzschneider (R. Brend'amour, F. A. Brockhaus, Gebr. Dalziel und G. Riegel) mit bewundernswerther Meisterschaft ausgeführt. Die Behandlung des Vordergrundes, des Wassers, sei es ruhig, die Felsen wiederspiegelnd oder von Sturmeswellen bewegt, der Felsmassen, des Himmels sind geradezu musterhaft. Diese Blätter gehören mit zum Besten, was in unsern Tagen auf dem Gebiete der Xylographie, welche nun der freien malerischen Radirung als ebenbürtig sich zur Seite stellt, geleistet worden ist. Dieses schöne Buch steht demnach in Text und Bildern, in Holzschnitt, Druck und Ausstattung durchaus und in jeder Beziehung auf der Höhe der Zeit. Kunst, Wissenschaft und Technik reichen sich in demselben die Hand; haben gemeinsam nach demselben Ziele gestrebt und es erreicht.

R. Bergau.

Verantwortlicher Redakteur: Jos. Bapt. Planer.

Bekanntmachung.

Verpachtung eines Lokals im Hagrainertheer betreffend.

Kommenden Montag den 16. Mai l. Js. Vormittags 11 Uhr
wird in der Magistratskanzlei der im Hagrainertheergebäude befindliche Verkaufsladen öffentlich an den Mindestbietenden verpachtet.

Ferners wird der Grasfand von dem hintern Theile des Bismarktplatzes pro 1870 in Pacht gegeben, und am

Dienstag den 17. Mai l. Js. Vormittags 11 Uhr

öffentlich verpachtet.

Am 10. Mai 1870.

Stadtmagistrat Landshut.

Dr. Gehring. Bohrer, Sekr.

1384 (2b)

Bekanntmachung. 1413

Am Montag den 16. Mai l. Js. Nachmittags 2 Uhr

werden im städtischen Schießhause dahier die zur Reichsmasse der verlebten Wirthsmittwe Angusle Zelling dahier gehörigen Mobiliargegenstände an Hand- und Wirthschaftseinrichtung, ferner zwei Zugher Pferd, und eine Partien Wein in Flaschen, sowie solch Oefen auf Abbruch gegen sofortige Baarzahlung unter meiner Leitung versteigert.

Landshut, den 13. Mai 1870. **Raumair**, k. Notar.

Bekanntmachung.

Verkauf des Sonnleitner-Hauses betreffend.

Das vormalige Sonnleitner-Haus Nr. 429 am untern Sand dahier, dreistöckig, mit 12 Zimmern, 2 Küchen, 2 Einlagen, Remise und einem gegen die Bremerade gelegenen Hofraum, im baulichen Zustande, ist um den natürlichen Schätzungswerth von 9600 fl. zu verkaufen. Auf Verlangen kann die Hälfte des Kaufschillings auf dem Anwesen liegen bleiben.

Angebote sind bis längstens 20. Mai d. Js. entweder mündlich im Communalbureau zu Protokoll zu geben, oder schriftlich dem unterfertigten Amte einzureichen.

Passau, am 10. Mai 1870.

Stadtmagistrat Passau.

Der rechtsk. Bürgermeister l. abs.

Herkens, Rechtsrath. (2b) 1386

Bekanntmachung.

Mit ortspolizeilicher Bewilligung gibt der Unterzeichnete ein

Kegel-Scheiben

mit folgenden Gewinnsten:

1. Preis: ein engl. Schafbock mit seid. Fahne 5. Preis: 3 Gulden-Stücke mit seidener Fahne.
2. Preis: 6 Gulden-Stücke mit seidener Fahne. 6. „ 2 „ „ „ „ „
3. „ 6 „ „ „ „ „ 7. „ 1 „ „ „ „ „
4. „ 4 „ „ „ „ „

Eine Fahne mit 1 fl. erhält derjenige Herr Scheider, welcher die ersten 4 Tage das meiste Geld einscheidet.

Eine Fahne mit 1 fl. für Denjenigen, welcher die letzten Tage das meiste Geld einscheidet.

Eine Fahne mit 1 fl. für Diejenigen, welche nach geschobenen 10 Ständen ein Freiloos haben. Diese letzten drei Gewinnste werden frei gegeben.

Bedingnisse.

1. Dieses Scheiben beginnt am **Donnerstag** den **26. Mai Mittags** und endet am **Dienstag** den **7. Juni Abends 6 Uhr**, worauf gerüttert und die Preise mit Musik vertheilt werden.

2. Es wird mit Lignum-Sanctum-Kugeln geschoben auf 9 Kegel, 2 Kugeln geben ein Loos, 10 Loos einen Stand und müssen jedesmal vier vom Ersten fallen, ansonsten ist das Loos verloren. Die ersten 4 Tage kostet das Loos 2 kr., die übrigen Tage 3 kr.

3. Gut bekannte Scheiber haben keinen Zutritt.

4. An Sonn- und Feiertagen kann erst nach beendigtem Gottesdienste mit dem Scheiben begonnen werden, alle übrigen Tage von Morgens 8 Uhr bis Abends 7 Uhr.

5. Jeder Herr Scheider hat nach dem Abreisen dem Stande die geschobenen Loose sogleich zu bezahlen.

6. Zur Betheiligung der Kegelbahn werden vom Gulden 6 kr. abgezogen. Alles Uebrige sagt der Anschlagzettel. Zu zahlreicher Theilnahme ladet freundlich ein

Gerabach, den 13. Mai 1870. **Peter Kellner,**
Gastwirth und Besitzer.

1414

Lokal-Veränderung.

Der Unterzeichnete gibt hiemit bekannt, daß er sein bisheriges Lokal im Bernlocherer
heute verlassen, und die

Kraftsuppen-Anstalt

sich nun im Laufe der Frau Reif (sieher Pittner, Seilerstatter) Nr. 353 in der
Rosengasse befindet. Zugleich für das ihm bisher geschenkte Vertrauen, selbes es ferne werden. Gütige
Beehrungen auch in dem neuen Lokale zu bewahren, sind höflichst prompteste
Landshut, den 10. Mai 1870. **Georg Pollner,**
Restaurateur und Besitzer.

1361 (4)

Von der Noth. Die Zeit ist kostbar. Wenn ich nun meine Ansicht öffentlich aussprechen darf, ohne daß es, wie die Landshuter Zeitung schon einmal bemerkte, zur Keterei gehört, — um von einem Antrag wegen Aufhebung des siebenten Werktagsschul-Jahres zu reden, so muß ich bemerken, daß auch bei uns überall gefragt wird, wegen des siebten Jahre langen Werktags-Schulbesuches. Aber was hilft und das, wenn wir nicht die erlaubten Mittel ergreifen, damit da, wo abgeholfen werden kann, abgeholfen wird. Man möge denn zu diesem Zwecke von allen Schulgemeinden, die dieser Ansicht sind, Adressen an den Landtag auch vor dem 24. Mai einrichten, mit der Bitte, die Aufhebung des siebenten Werktagsschuljahres für diejenigen, welche die Schule fleißig besucht haben, und die nöthigen Kenntnisse sich angeeignet haben, dann die Fortbildung der Feiertag-Schule bis zum 18. Lebensjahre, um das Gelernte nicht wieder zu vergessen, — zu beschließen.

1415 **Ein niederbayerischer Landmann.**

Erdinger Schranne vom 12. Mai 1870.

	Weiz.	Korn.	Gerste	Haber
	Schäffel.	Schäffel.	Schäffel.	Schäffel.
Voriger Rest . . .	—	—	14	9
Neue Zufuhr . . .	885	254	266	246
Schrannenstand . .	890	250	280	255
Heutiger Verkauf	838	254	273	255
Rest	53	—	7	—

	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Höchster Preis . .	19	35	12	15	11	29	8	17
Mittlerer „ . . .	18	21	12	—	10	59	7	49
Niederster „ . . .	16	41	11	38	10	5	7	9
Gestiegen	—	6	—	41	—	—	—	—
Gefallen	—	—	—	—	—	10	—	16

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 21. Den 22. Mai: Helena.

Nach langen Jahren.

Eine Erzählung in acht Kapiteln.

(Fortsetzung.)

Drittes Kapitel.

Wir gingen mit einander hinab, sie in das Zimmer ihres Schwiegervaters, ich in mein eigenes Gemach, welches sich an dem einen Ende eines langen Ganges befand. Am andern Ende waren die Küchenräume, das Dienstbotenzimmer, und zunächst der Küchenthür führte die Hintertreppe. An jenem Abende herrschte in diesem Theile des Hauses ungewöhnliche Stille. Ein Theil der Dienerschaft hatte Urlaubnis erhalten, auszugehen, und die Uebrigen waren beim Nachtessen. Ich freute mich der Ruhe, da ich einen langen Brief an meine verheirathete Schwester schreiben wollte, welche ich seit einer Reihe von Jahren nicht gesehen hatte.

Einmal wurde das tiefe Schweigen durch das Oeffnen einer Thür und ein fröhliches Lachen unterbrochen; bald war wieder Alles still, bis ich ganz nah das Knistern zu hören meinte, als ob Wagenräder über einen Kiesweg hinrollen. Ich lauschte: nichts regte sich und ich wußte über die Sinnestäuschung lächeln. Rubig setzte ich meine Arbeit fort und war eben mitten in einem Briefe an meinen unbekannten kleinen Neffen, als der Drücker an meiner Thüre mit der größten Heftigkeit umgedreht wurde und die Thüre aufflog. In derselben erschien Mylady todtenbleich und mit einer blutenden Wunde an der Stirn.

Einen Augenblick lang saß ich wie angewurzelt auf meinem Sessel, im nächsten sprang ich empor und auf sie zu, um zu sehen und zu hören, welch ein Unfall ihr begegnet sei. Aber sie schob mich weg, schaute mich mit wie erloschenen Augen an und stieß mühsam die Worte hervor;

„Nicht das — das hat nichts zu bedeuten — ich bin gefallen; aber wo ist mein Kind geblieben, mein Gerald? Sagen Sie mir's, Hannah!"

Als ich sie so abgerissen und dem Anscheine nach sinnlos reden hörte, ihr verstörtes Wesen sah, kam mir der entsetzliche Gedanke, daß Sorge und Angst sie um den Verstand gebracht hätten.

„Sagen Sie mir's, nur das sagen Sie mir, wo es ist!" wiederholte sie fortwährend.

Der natürliche Gedanke war: der Anblick ihres Kindes wird den Wahn heilen. Darum folgte ich ihr, die athemlos wieder hinaus- und den Gang hinabeilte. Dann rief ich ein Küchenmädchen an, welches in der Thür erschien und ganz starr war über das Aussehen und Wesen ihrer Gebieterin und trug ihr leise auf, Mylady nicht zu verlassen, während ich in's Kinderzimmer rannte. Eine Lampe brannte, durch einen Schirm verdeckt, auf dem Tische, in einer Ecke stand das Bettchen, aber — leer! Ich holte die Lampe herbei, setzte alles Betfzeug um und um, suchte neben und unter dem Bette — nichts. Auf einem Sessel lagen des Kindes Kleider, nahe dabei verschiedene Spielsachen, ein Ball, eine Pfeife; nur ein scharlachrothes Röckchen, welches ich eine Stunde früher eben da bemerkt hatte, fehlte. Hatte er sich versteckt? Oder wohin konnte er sonst gerathen sein?

Da war keine Zeit zu langem Ueberlegen. Ich eilte wieder zur Küche. Dort saß Mylady leidenschaftlich schluchzend und nach ihrem Kinde rufend, die Diener umstanden sie wie sprachlos und erstarrt vor Schrecken, Niemand aber schien mehr ergriffen zu sein, als ihre Kammerzof, die weiß war, wie der Kalk an der Wand und an Händen und Füßen zitterte. Ich richtete an Alle das Wort:

„Master Gerald ist nicht im Kinderzimmer, er muß sich irgendwo versteckt haben und wir alle müssen uns aufmachen, ihn zu suchen; aber vor Allem," fuhr ich zu dem jungen Kindermädchen fort, welches soeben dazukam und mit offenem Munde und weit aufgerissenen Augen die Gruppe betrachtete, „vor Allem, Jessie, sagen Sie uns, wann Sie sich aus dem Kinderzimmer entfernt haben."

Sie war ein Mädchen aus dem Dorfe, ich kannte sie von Kindesbeinen an und konnte mich auf ihre Aussage verlassen.

„Es ist keine Stunde her," antwortete sie und setzte ängstlich hinzu: „Ist er denn nicht in seinem Bett? Er schlief ganz fest, als ich ging. Martha war nicht zu Hause, sonst würde ich sie gebeten haben, inzwischen bei ihm zu bleiben; aber er war in tiefem Schlaf und Mrs. Weston war nebenan in Mylady's Ankleidezimmer."

„Ich bitte nicht fort," unterbrach die Kammerfrau sie in ungewöhnlich gereiztem Tone; „ich war nur einige Minuten dort und konnte nicht auf das Kind achten."

Die Kindsmagd sah mich ganz verzweifelt an und schluchzte:

„Ich hätte ihn nicht allein lassen sollen, aber wie konnte ich denken, daß er sich entfernen würde? O, mein Gott, wenn etwas mit ihm geschehen ist . . ."

Ich gab ihr ein Zeichen zu schweigen, denn Mylady war nicht in der Verfassung, dergleichen Reden anzuhören. Sie lehnte am Tische, das Gesicht in den Händen verborgen, und stöhnte von Zeit zu Zeit. Ich trat an sie heran, und als ich sie berührte, überlief ein Schauder ihren ganzen Leib.

„Liebe, gnädige Frau," sagte ich, „wir werden ihn finden, hoffe ich, wir werden Alle nach ihm spähen."

Im nächsten Augenblick waren Alle über das ganze Haus zerstreut, jedes Zimmer, jeder Gang, jeder Winkel wurde durchsucht, überall der Name gerufen; ich selbst folgte auf Schritt und Tritt meiner Gebieterin, denn die schwerste Sorge um sie erfüllte mein Herz. Wohl war ich seit überzeugt, daß wir im nächsten Augenblick den Knaben entdecken würden; aber wer konnte wissen, wie sie die Freude nach solchem Schreck und Gram ertragen werde? Aber Minute auf Minute verging, alle Gemächer waren durchforscht, hinter alle Kästen und Schränke war gespäht, und keine Spur. Nur an einem Orte waren wir noch nicht gewesen, im Zimmer des Großvaters; es lag abgesondert von allen übrigen, und wir hatten es vermieden, den alten Mann zu beunruhigen; allein nun blieb nichts Anderes übrig. Wir gingen hinein, Mr. Ravensbourne lag in ruhigem Schlafe da, und Niemand außer ihm war im Zimmer. Das Geräusch weckte ihn, er fuhr im Bette auf und fragte nach der Veranlassung. Mylady ließ sich von mir an sein Lager führen und ich mußte Alles erzählen. Er erwiderte kein Wort, sondern streckte nur die Arme aus und zog seine Schwiegertochter an sich. Und nun erst wurde ihr die Erleichterung heißer Thränen.

Der alte Herr sagte zu mir:

„Suchen Sie weiter mit den Uebrigen, ich will schon für sie sorgen."

Die unglückliche Frau ließ das sorgenschwere Haupt auf das Kissen sinken, ich schob ihr einen Sessel dicht an die Seite des Bettes und ging. An der Thür noch einen Augenblick lauschend, hörte ich den alten Herrn ihr leise zureden und sie hervorbrechend schluchzen. Dann trat ich meine Wanderung wieder an. Eben überlegend, wo denn noch gesucht werden könne, wurde ich von einer Magd mit der Frage angesprochen:

„Kann er aus dem Hause gekommen sein?"

In demselben Moment tauchte das Bild des glänzenden und rauschenden Baches vor mir auf. Sollte der Kleine aufgewacht sein, sich seines Gelüstes von vorhin erinnert und sich

Digitized by Google

hinausgeholfen haben? Der Gedanke traf mich mit solcher Schwere, daß mir die Kniee wankten und ich mich setzen mußte, um Kräfte zu sammeln. Bald eilte ich hinaus.

Die Nacht war so stockfinster, daß es Unsinn gewesen wäre, im Freien nachforschen. Dessenungeachtet tappte ich zu der Thüre, welche von der Küche aus auf den Hof führte, eben in der Nähe meines Fensters. Dort lief ich wiederholt. Aber nichts war zu hören, als das Rauschen des Wassers und das Hin- und Herlaufen und Sprechen der Leute im Hause. Vorsichtig ging ich bis an den Rand des Baches: nichts war zu sehen, nichts zu erlauschen. Mit noch schwererer Sorge trat ich den Rückweg an.

Während der ganzen Nacht kamen wir nicht zur Ruhe, visitirten immer wieder dieselben Oertlichkeiten und vertrösteten uns auf den anbrechenden Tag. Von Zeit zu Zeit warf ich einen Blick in das alten Herrn Zimmer. Myladi saß unbeweglich auf derselben Stelle und immer noch ruhte ihres Schwiegervaters Hand auf ihren Schultern. Jedesmal fragte er:

„Habt ihr ihn gefunden?“

Und wenn ich jedesmal antworten mußte: „Noch nicht“, so fank der Kopf der Mutter, der sich bei meinem Eintritt erhoben hatte, wieder zurück in ihre Hände, und sie seufzte tief auf. (Fortsetzung folgt.)

Zum vatikanischen Konzil.

* Das vatikanische Konzil hat eine große Bewegung der Geister in Europa hervorgerufen — ein Beweis seiner Bedeutsamkeit, sowie von der Lebenskraft der katholischen Kirche. Am meisten gibt sich die gehabte Bewegung in zahlreichen literarischen Erscheinungen kund. Die Landsh. Ztg. kann nicht umhin, über diese literarischen Erscheinungen aus der letzten Nummer des in Münster erscheinenden literarischen Handweisers für das katholische Deutschland von Dr. Fr. Hülskamp Einiges mitzutheilen, damit ihre Leser einigermaßen einen Einblick bekommen. Wir lesen also unter Anderm im literarischen Handweiser:

Die kleinen Konziliumsbroschürchen finden reißenden Absatz. So haben die Streitschriften von Scheeben, Roth und Stöckl bereits neue Auflagen erlebt. Blieben die ersten beiden im Wesentlichen unverändert, so sind der Stöckl'schen „einige Bemerkungen“ von wahrhaft homerischer Grobheit über eine „Schmähschrift“ seiner Gegner angefügt.

Inzwischen ist nun auch die Hergenröther'sche Beleuchtung der Döllinger'schen „Worte“ über die Unfehlbarkeitsadresse erschienen. Freiburg, Herder. 46 S. 6 Sr.

Döllinger's „Erwägungen“ haben nachträglich noch eine recht ausführliche Erwiderung gefunden durch den Jesuitenpater Wieser in der Schrift: „Die Unfehlbarkeit des Papstes und die Münchener ‚Erwägungen‘.“ Graz, Moser. 129 S. 12 Sr. Der Verfasser beschäftigt sich indeß mit den Aufstellungen Döllinger's in direkter Polemik nur wenig; er nimmt vielmehr den Einwand, daß die Unfehlbarkeitstheorie vollständig neu sei, zum Anlaße, um „die Tradition der alten Kirche“ über diesen Punkt „ziemlich ausführlich zu besprechen“.

Auch von J. Jahn, einem katholischen Laien in Siegburg bei Wien, sind „Einige Bemerkungen zu Döllinger's Artikel“ veröffentlicht. Wien, Sartori. 22 S. 2 Sr.

Im Unterschiede von diesen Schriften verdient die kurze, aber scharfe Entgegnung der „Civilta cattolica“ auf die Döllinger'schen „Erwägungen“ auch neben den Schriften von Hergenröther, Scheeben und Roth noch gelesen zu werden. Sie ist allerdings in Rom verfaßt, aber offenbar durch einen deutschen Theologen. Seit Kurzem liegt sie auch in deutscher Uebersetzung vor: „Dr. D. und die Petition der Bischöfe an's Konzil.“ Trier, Linz. 35 S. 5 Sr.

Das Würzburger Gutachten, unbestritten sowohl dem Gehalte als dem Umfange nach das bedeutendste, liegt jetzt, nachdem es ursprünglich im „Civilaneum“ erschienen war, auch im Separatabzuge vor. Würzburg, Wörl. 48 S. 9 Sr. Als Hauptverfasser dürfte Hergenröther unschwer zu erkennen sein.

Das Gutachten der Münchener theologischen Majorität (Döllinger, Haneberg, Reisch) ist bezüglich eines hervorragenden Punktes, nämlich in Betreff des Begriffes einer päpstlichen Entscheidung ex cathedra, scharf beleuchtet vom Professor Merkle in Dillingen, dem Redakteur des „Augsburger Pastoralblattes“. Auf einen andern Punkt hat P. Desarbe geantwortet. Regensburg, Pustet. 19 S. 2½ Sr.

Das älteste und schlimmste der Münchener Antikonzilsprodukte, das Janusbuch, hat außer dem gelehrten Hergenröther'schen noch einen poetischen „Antijanus“ gefunden, welcher 76 „Disticha galeata“ dagegen geschwiedet hat. Augsburg, Kranzfelder. 4°. 12 S. 3 Sr. Ich verrathe kein Geheimniß mehr, wenn ich als den Verfasser den Kanonikus Dr. Johann Schrott, also einen der namhaftesten Münchener Dichter bezeichne. Auch in diesen gehernischten Sonetten zeigt er sich wie in seinen „Bienen“ reichbegabt und formgewandt, gedankenreich und kraftvoll, ja tief und schwer bis an die Grenze der Verständlichkeit. Vergebens frage ich mich aber, was durch so beißende Epigramme genützt wird, ganz zu geschweigen, daß sie nichts widerlegen.

Ein Pamphlet wäre ich glücklich bei dem unglücklichen Apostaten angelangt, der auch zu dem katholischen Konzile noch seinen Beitrag geben zu müssen glaubte. Seine Lukubrationen sind gleich zu einem ganzen Buche angeschwollen, in welchem ohne Rast und Ruh de rebus omnibus et quibusdam aliis weniger gehandelt als geschwätzt wird: „Die wahren Hindernisse und die Grundbedingungen einer durchgreifenden Reform der katholischen Kirche zunächst in Deutschland, erörtert von Dr. A. Pichler.“ 2., Fues. 544 S. 1½ Thlr. Das weitläufige Gerede hat auch wenig Aufsehen gemacht; ich weiß mich nur einer natürlich lobenden Anzeige durch Frohschammer in der „Allg. Ztg.“ zu erinnern; sonst hat man allgemein den Schwätzer schwätzen lassen, ohne auf ihn zu hören.

Mit viel größerm Schmerze als diese jüngste Herzensergießung Pichler's, der schon lange als verloren gelten mußte, hat mich die neueste Schrift meines verehrten Freundes Sepp erfüllt. Einge es nach den Wünschen Sepp's, so bliebe in der 1900-jährigen katholischen Kirche sehr Vieles nicht beim Alten; insbesondere würden die beiden Fundamente, auf denen die Kirchenlehre ruht, Schrift und Tradition, ihr Ansehen einbüßen. Gottlob ist der verehrte Mann trotz seiner grauen Haare noch jung und frisch genug, um sich von seinem Irrwahn zu bekehren. Möge das bald geschehen!

Auch die weniger auf dogmatisch-exegetischem, als auf kirchlich politischem Felde sich bewegenden Ansichten und Vorschläge einer anderen katholischen Natabilität muß man vielfach zurückweisen. Das ist der Schweizer Dr. Anton Philipp v. Segesser. Seine Broschüre, „Zum Vorabend des Konziliums“, welche über die drennende Kirchenfrage handelt, konnte ich nur mühsam und spät erreichen. Basel, Bahnmaier. 1869. 1.—2. Auflage. gr. 8°. 82 S. 12 Sr. Durch die Tiefe der Gedanken, den Reichthum des Wissens, die Reife des Urtheils und die klare Plastik der Form rechtfertigt sie den publizistischen Ruf des Verfassers; die Wärme und Würde der Darstellung zeugt von dem ehrlichen, pietätvollen katholischen Herzen desselben; die vorgetragenen Gedanken und Vorschläge selbst sind aber, wie bemerkt, so viel Wahres und Treffendes sie auch zwischendurch entzalten, in ihren Schärfen vielfach nicht zu billigen.

Noch eine andere Stimme kommt zu uns aus der Schweiz; sie verdient indeß bei weitem nicht jene Aufmerksamkeit, die wir dem angesehenen Publizisten und Rechtsgelehrten schenkten. Der Rufer nennt sich „Peregrin“ und ist ein offenbar noch junger Priester der Diözese Basel. Er nennt seinen Mahnruf: „Das Vatikanische Konzil und die Priesterehe. Zugleich ein Beitrag zur Kultur- und Sittengeschichte.“ 1. Hälfte. Bern, Blom. 152 S. 20 Sr. Man kann sich schon denken, daß hier für Abschaffung des priesterlichen Zölibats geeifert wird.

Von Soest versendet man, wie das bei Schmutzschriften üblich ist, verkleidet eine „Antwort an den Infallibilisten Bischof Martin von Paderborn, auf seinen (als Pastoralschreiben kirchlich mitgetheilten) Brief aus Rom d. d. 26. Febr. 1870. Von einem katholischen Laien der Diözese Paderborn.“ Soest, Hülsemann. 122. 31 S. 5 Sr.

Von einem deutschen Kirchenfürsten, dem Kardinal v. Rauscher, sind noch keine beiden Abschiedshirtenbriefe zu erwähnen. Der führere ihr an die Gläubigen, der längere an den Diözesanklerus gerichtet.

Digitized by Google

Auch die beiden letzten, verspätet ausgegebenen Frankfurter Broschüren beschäftigen sich mit dem Konzile.

Der Schluß dieser Broschürenreihe führt uns wieder nach München durch die Schrift: „Ist Döllinger Häretiker?" Von P. H. H. München, Oldenburg. 23 S. 6 Gr. Der Verfasser, P. Pirmin Höhl aus dem Franziskanerorden, vertheidigt einem Korrespondenten des „Bayer. Kurier's" gegenüber die Ansicht, daß es nicht häretisch sei, wenn man ein seiner Bestrafung nach ökumenisches Konzil erst dann für authoritativ halte, wenn es von der allgemeinen Kirche als solches angenommen sei. Es konnte dem Verfasser allerdings nicht schwer fallen, eine Menge von Zeugnissen dafür beizubringen, daß der Consensus ecclesiae einem Konzile nöthig sei. Dabei ist nur die Kleinigkeit übersehen, daß dieser Konsens, der bei einigen früheren, ursprünglich nur provinziellen Synoden nachfolgte, gegenwärtig auf dem Konzile selbst und durch die dort versammelten Väter gegeben wird, nicht aber durch die wenigen an der Theilnahme verhinderten Oberhirten der ecclesia dispersa, und noch weniger durch Priester, Laien und Volk. Wer künftighin nicht annimmt, was auf dem Vatikanum als vom heiligen Geiste eingegeben über Glauben und Sitte verkündigt wird, der wird Schismatiker oder Häretiker heißen, gleichwie es von den Arianern bis auf die Protestanten, von den Gegnern des ersten bis auf die des jüngsten allgemeinen Konziles der Fall war.

Das Passionsspiel in Oberammergau.*)

Der zehnjährige Turnus des Passionsspiels, welches sich in Oberammergau erhalten hat, wird voraussichtlich mehr Zuschauer herbeilocken, als der nach dem Muster antiker Spiele bemessene Raum zu fassen vermag und viele der Schaulustigen werden so wenig für das Spiel selbst als für die Reise die nothwendigen Belehrungen mit sich bringen. Es mag darum zweckmäßig sein auf zwei hinlänglich kurz gefaßte und dabei vollständig ausreichende Schriften aufmerksam zu machen, nämlich: H. Holland, Die Entwicklung des deutschen Theaters im Mittelalter und das Ammergauer Passionsspiel, München, C. Merhoffs Verlag, Preis 10 Ngr. = 35 kr., und Fried. Lampert, Mitglied der bayerischen Kammer der Abgeordneten, das Passionsspiel in Oberammergau. Zur Führung und Orientirung, Würzburg, A. Stuber's Buchhandlung. Das letztgenannte Büchlein kommt von „unbetheiligter", das will hier sagen protestantischer Feder und erstützt zwei Auflagen, 1) die vor zehn Jahren gemachten Reiseerfahrungen den aus größerer Ferne kommenden und in diesem Jahre wahrscheinlich sehr zahlreichen Fremden eine freundliche Warnung vor dem Hoffen auf Gut Glück zu geben, und 2) durch eine lebhafte, weder in nüchterne Kritik noch in überschwängliche Bewunderung verfallende Schilderung dessen, was der Zuschauer zu erwarten hat, das Verständniß vorzubereiten.

Den ersten Theil der Aufgabe, der seit der letzten Feier der Passionsspiele wenig mehr Veränderung erlahren hat als die Spiele selbst, mögen drei Berufsfeste eigene Worte darlegen. **Der tief in den Bergen liegende Ort, wo sich dieser merkwürdige Rest volksthümlicher religiöser Spiele erhalten hat, ist für die Reisenden nur durch die Eisenbahn zugänglich, die von München auf Starnberg führt und von da aus bis zu dem oberen Ende des romantischen Sees läuft und sich bei Seeshaupt in zwei Arme spaltet. Vor zehn Jahren war Seeshaupt der bequemste Punkt für die Weiterreise; jetzt scheint die nächste Station Stalkach gelegener zu sein, da von und nach Oberammergau ein Stellungenverkehr (am Vorabend der Spieltage Abfahrt von Stalkach) eingerichtet ist.** Herr Lampert, der den Schienenweg von Augsburg (bis zur letzten Station vor München) benützte, schreibt:

„Schon auf dem Bahnhof von Augsburg konnte man damals viel von Oberammergau als dem Ziel vieler Reisenden, besonders aus dem Schwabenlande, sprechen hören; als ich aber in aller Frühe in München mein Billet zum ersten Zug nach Starnberg löste und hier Hunderte die gleiche Forderung stellten, da war kein Grund mehr, an dem zu zweifeln, was man mir am Abend vorher von dem massenhaften Zudrang zum Passionsspiel erzählt hatte. Und doch fand ich hier nur am Anfang Eines Weges nach Oberammergau; wenn's auf allen so zuging, so fich fällte, dann mußte es seine Schwierigkeiten bekommen, durchzudringen, zu rechter Zeit hinzugelangen. Der Starnberger See lag vor mir, im vollsten Morgenglanz, mit altbekannten lieben Bildkommingruße, aber auch in geschäftiger Morgenlebendigkeit: denn drüben im Süden stand die ganze Alpenherrlichkeit in ungetrübter Pracht, wolkenfrei leuchteten die Schneefelder der Zugspitze herüber und das ist wohl ein herrlicher Anblick, aber auch ein untrüglliches Zeichen nahenden Regens. Doch wenn's nur am Spieltag hielt, dann war alles gut. Ein enbloser Zug wälzte sich auf's Dampfboot. Bald war das kleine Schiff überfüllt; eine alte ausgebonte Ruderbarke mußte in's Schlepptau genommen werden; auch sie war bald vollgepfropft, so daß das Wasser durch die trockenen Ritze und Fugen drang und die Insassen das angenehme Extravergnügen hatten, während der ganzen Fahrt es auspumpen. Wie auf dem Dampfboot selbst standen Kopf an Kopf, Mann an Mann, Leute aus allerlei Volk und Landen.

Wir waren in Seeshaupten; es war 9 Uhr morgens. Mit Lebensgefahr, unter unsäglichem Drängen und Gedrängtwerden landeten wir. Ich einer der ersten am Ufer, war auch einer der Ersten an den Wagen, deren ungefähr ein Dutzend am Landungsplatz aufgefahren war; allein von jedem hieß es: „bestellt, seit zwei Tagen vergeben". Wer nun stehen blieb, sich lange besann oder lange bei dem oder jenem Wagen doch noch Bittversuche machte oder den Zorn der Enttäuschung in einem Glas Bier hinabspülen in ein Wirthshaus ging, — der kam jedenfalls für diesen Tag zu spät nach Ammergau und darum zu spät auch für morgen. Das überfah ich im Augenblicke und darum war ich gleich zu Seeshaupten drauhen, im Gefolge eines Trupps Landleute, die den Fußweg kennend, diesen sofort eingeschlagen hatten und, wie ich, rasch nach den nächsten größeren Dörfe sich begeben wollten, um da möglicherweise einen Wagens habhaft zu werden. Ein Paar geistliche Herren, ein Münchener Gentleman hatten sich mir angeschlossen, drei bis vier Häuflein, gleich uns wanderlustig und besonnen, auch Frauen darunter, folgten uns, muthig durch Wald und Feld, Sumpf und Moos laufend, fest die Vordermännner im Auge behaltend, der immer lästiger werdenden Hitze trotzend und so tapfer d'rauf los schreitend, als ob Ammergau gleich hinter der nächsten Bergecke liege. Und doch war's neun Stunden auf dem nächsten Wege entfernt, eine schlimme Sache, wenn sie wirklich ganz zu Fuß durchmessen werden mußte. Und bald wurden auch die Meisten müd und matt; immer mehr verringerte sich der eigenthümliche Wallfahrtszug, der sich im Anfang so üdsch und bunt durch die grünen Wiesen hinauf und hinab geschlängelt hatte; nur wir blieben fest, und als wir, zum Theil auf bodenlosem Wege, das vier Poststunden entfernte Obersegringen in zwei Stunden erreicht hatten, da wurde der heiße Marsch belohnt durch das Kappern eines Wagens, der zwar nur ein Leiterwagen, aber in diesem Falle nicht mit dem schönsten Gefährt der Welt auszuwiegen war.

(Schluß folgt.)

Der Korrespondent der Times in Athen bemerkt in einem längeren Briefe, der jedoch nichts wesentlich neues enthält: das Räuberunwesen sei schlimmer als je zuvor und es seien in den letzten 14 Monaten beiläufigen und nichts weniger als reichen Bauernfamilien mindestens 500,000 Drachmen erpreßt worden. — Ein Herr C. A. berichtet der Times: „Im Jahr 1864 reiste mein Bruder nebst einigen Freunden in Griechenland. Sie hatten eine Eskorte von sechs Soldaten. Einer derselben theilte eines Tags unserem Kourier mit, daß er nur für einige Zeit in das Militär eingetreten sei, um den Gebrauch der Waffen und die Behandlung von Truppen zu erlernen und sich dann als Brigant sein Brod zu verdienen." (Auch ein „einjährig Freiwilliger!")

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

*) Aus der „Südd. Presse".

Digitized by Google

Bekanntmachung. 1453

Curatel über Franz Sternecker, Bauernsohn von Rammelsberg, betreffend.

Es wird hiemit bekannt gegeben, daß der Bauernsohn Franz Sternecker von Rammelsberg nach Beschluß von Gerichtswegen wegen Blödsinnes unter Curatel gestellt und der Bauer Joseph Maierhofer von Seefhaus als Curator aufgestellt worden sei.

Am 17. Mai 1870.

Königliches Landgericht Eggenfelden.
Der I. Landrichter beurk.:
Hayd. Kfl.

Unterzeichneter empfiehlt sich dem geehrten Publikum zur Anfertigung von neuen und bisdienlichen

Geldschränken

mit 4 Zoll starken Wänden von 90—1000 fl., feuersichere **Kassetten** von 45—90 fl., einfach und schön lakirte **Schatoullen** von 10—30 fl., diebessichere **Wand- & Mauerschränke** von 30—300 fl

Amerikanische Rammbrunnen (System Norton).

Brückenwagen mit dem neuesten Verbesserungen.

Tragkraft 1 2 3 4 5 6 8 10 12 15 20 25 30 40 Centner.
Preis 10 14 15 18 22 27 33 36 42 50 60 80 110 fl.

Tafelwagen von 11 bis 50 fl., **Kiehwagen** und **Wagen** zu eigenem Zwecke werden schnellstens gefertigt und billigst berechnet. Jede mechanische und gewöhnliche Schlosserarbeit als Beschläge jeder Art, **Ofenröhren, Durchsichten, Lüftzugwinden** u. s. w. ebenfalls.

Georg Heise,

14(11) Schlosser und Mechaniker in der Neustadt Nr. 469 in Landshut.

1485

Oeffentlicher Dank!

Für die so schnell geleistete Hilfe bei dem am Dienstag den 17. hs. Mts. Abends halb 9 Uhr im Schneider Gumplinger'schen Hause entstandenen Brande sprechen wir unseren Nachbarn in Hohenthan, deren Bemühungen wir es nächst Gott allein zu danken haben, daß die für uns so drohende Gefahr glücklich beseitigt wurde, hiemit unseren herzlichen Dank aus und schließen mit dem Wunsche „Gott wolle jeden vor gleicher Gefahr bewahren."

Gambach, den 19. Mai 1870.

Mehrere Gambacher.

505 Für Raucher 505.

Sein großes, wiederholt vermehrtes Lager in

Cigarren,

in vollständig abgelagerten Sorten von feinstem Aroma und bestem Geschmacke, sowie **griech.** und **türk. Tabaken, Cigaretten, Rauch- und Schnupftabaken,** hält bestens empfohlen

M. Jl. Fahrnbacher,
15(19) 505 Schrannenplatz 505.

Eine Wohnung

in der untern Altstadt im 2. Stocke vorderhaus mit 4 heizbaren Zimmern nebst Küche, Kammer, 2 Holzlegen, Waschvorlegenheit und andern Bequemlichkeiten ist auf nächstes Ziel zu vermieten. Das Nähere Uebr. d. Exp. d. Bl. (7b)1462

Avis.

Der Unterzeichnete erlaubt sich die ergebene Anzeige, daß er von heute an fortwährend frischen

Peisenberger Cement

in Fässern von ½ bis 6 Zentner um billigsten Preis auf Lager hat.

Joseph Schmidt,
1456(2a) Baumaterialienhändler am Ländtherr

Erdinger Schranne vom 19. Mai 1870.

	Weiz.	Korn.	Gerste	Haber
Voriger Rest . . .	54	—	7	—
Neue Zufuhr . . .	864	369	139	216
Schrannenstand . .	916	389	146	216
Heutiger Verkauf	629	344	144	210
Rest	277	45	2	6

	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Höchster Preis . .	18	59	12	3	11	44	8	25
Mittlerer „ . .	17	49	11	48	11	9	7	55
Niedrigster „ . .	16	21	11	26	10	29	7	18
Verkaufte Schrannen		—		—		—		—
Gefallen.		32		12		—		7

Münchener telegraphischer Schrannen-Bericht

vom 21. Mai 1870.

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis		Mittlerer Preis		Niedrigst. Preis		Gefallen.		Stillgeben.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Weizen	2231	1489	20	35	19	24	17	42	—	29	—	—
Korn	1601	248	12	36	12	6	11	38	—	20	—	—
Gerste	470	47	12	52	12	21	11	50	—	—	—	27
Haber	1381	124	9	7	8	32	7	57	—	—	—	4

Oeffentliche Verhandlungen des königlichen Bezirksgerichts Landshut.

Am 13. Mai 1870.

Alois Jngerl, 27 J. alt, lediger Häuslersohn von Schwaikofen, kgl. Landg. Bildshut, ist schuldig des Vergehens des falschen Handgelöbnis, und wird deßhalb in eine Gefängnißstrafe von 1 Mt. verurtheilt.

Georg Beischl, 33 J. alt, Söldner von Oberthann, k. Landg. Mainburg, ist schuldig eines Vergehens der vorsätzl. Körperverletzung an Johann Schmid, Wirth von dort, und wird deßhalb in eine Gefängnißstrafe von 2 Mon. 15 Tagen verurtheilt.

Andreas Ulmer, 30 J. alt, Taglöhner von Obertunning, k. Lgr. Dingolfing, ist schuldig eines Vergehens der vorsätzlichen Körperverletzung an Michael Ruland, Söldner von Stapfenreuth, und eines Vergehens der Schlägerei, Sebastian Dax jr., 29 J. alt, Söldnerssohn von Rietzenbing, k. Lgr. Dingolfing, ist schuldig eines Vergehens der vorsätzlichen Körperverletzung an Mathias Rukerth, Söldnerssohn von Stapfenreuth, und eines Vergehens der Schlägerei, und werden deßhalb verurtheilt: Andreas Ulmer, in eine Gefängnißstrafe von 10 Mon., Sebastian Dax jr. bei sub Ziff. 3 bezeichneten Vergehen und die im Urtheile des k. Bezirksgerichts Landshut vom 21. Januar l. Js. bejüglich Nachweise 9. Okt. v. Js. aufgelösten Strafe in eine Gesammtgefängnißstrafe von 1 Jahr, wovon 26 Tage als bereits erstanden in Abrechnung kommen.

Ein ordentlicher Knabe

kann in die Lehre treten bei

1409(6b) **Joh. Sax,**
Maler in Landshut.

Im Kreise Ober- oder Niederbayern wird ein

Seiler-Anwesen

zu kaufen gesucht. Offerte unter dem Zeichen B. B. übermittelt die Exp. d. Bl. (4b)1459

Ein neugebautes Haus

am Hofberg an schönem Platze mit 23 Tw. Garten nebst Stumm- und Holzraum wird aus freier Hand billigst verkauft. Näh. Anfrage in der Expedition dieses Blattes. (3b)1461

Ein Kanarienvogel

ist entflogen. Man bittet um Zurückgabe bei Bürstenmacher Eisenreich. 1487

Mehl-Tarif

vom 21. bis 28. Mai 1870.

Mehlsab.	Neben. fl.	kr.	bl.	Mahl. fr.	bl.
Semmelmehl	3	30	—	2	2
Kochmehl	3	30	—	2	2
Nachmehl	1	44	—	6	2
Römisch-Roggen . .	3	16	—	8	2
Backmehl	2	44	—	6	2

Eine Parterre-Wohnung

mit 2 Zimmern, Küchen und allem andern Bequemlichkeiten ist auf Ziel Jakobi an eine ruhige Familie hs. Nr. 510 in der Königsleitergasse zu vermiethen. (3a)1488

Frankfurter und Münchener Coars.

30. Mai 1870.

	Geld.	Brief.
1½% bayer. Obligat. . . .	87¼	87⅝
4% „ bo. . . .	86⅛	86½
4½% „ bo. . . .	93½	93¾
5% „ bo. . . .	102¼	—,
4% Grundrenten . . .	89⅝	90⅛
4½ Prämien-Anl. à 100 Thlr.	107¼	106⅞
4% Pfandbriefe . . .	91¼	91
5% Münchener Anl. . . .	101	100⅞
4½% Obligat.-Aktien . .	120⅞	120⅛
4½% ältere Silber-Rente	57⅛	57⅜
6% ämerik. 85 Bonds . .	85⅛	85⅞
Oesterr. Banknoten . . .	96¼	96.
Napoleonsd'or	9. 29¼	9. 28½
Friedrichsd'or	9. 59.	9. 58.
Augsburger Loose . . .	6⅛	—,
Pappenheimer Loose . .	5⅛	—,

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Jahnstnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 22. Den 29. Mai: Theodosia.

Nach langen Jahren.

Eine Erzählung in acht Kapiteln.

(Fortsetzung.)

Endlich war der Morgen da und die Männer stiegen zu Pferde, um den Park zu durchsuchen, während die Frauenzimmer keinen Winkel im Gewächshause, im Hofe, im Blumen- und im Küchengarten undurchsucht ließen. Ich selbst richtete meine Aufmerksamkeit wieder vorzüglich auf den Hof und den Bach. Das Wasser spielte und glitzerte um die Steine, doch keine Spur von dem Kinde war zu bemerken. Weiter durfte ich mich vom Hause nicht entfernen, da möglicher Weise Mylady meiner benöthigen konnte. Als ich umherirrte, begegnete mir in dem Gitterthor, welches den Hof von dem Bache trennte, der Reitknecht Foster. Er gehörte zu denjenigen, welche am gestrigen Tage ihren „Ausgang" gehabt hatten, und ich rief ihn daher mit der Frage an, ob er schon gehört habe, daß das Kind verschwunden sei.

Er antwortete in seiner gewöhnlichen kurzen und trockenen Manier.

„Sind Sie einem von den Leuten begegnet?" fuhr ich fort; „hat Niemand eine Spur gefunden?"

Er schüttelte schweigend und verdrossen den Kopf und wandte sich, um an seine gewöhnlichen Verrichtungen zu gehen. Das war mir zu viel und ich rief aus:

„Niemand als Sie könnte in diesem Augenblicke an die Pferde denken, wo Master Gerald verschwunden ist."

Er entgegnete finster:

„Er wird ja wiedergefunden werden, Kinder gehen nicht so verloren."

Ich mochte nicht weiter mit ihm reden und ging in die Küche. Lebhaftes Gespräch in der Vorhalle rief mich dorthin: drei oder vier von den Leuten kamen soeben zur Thür herein und unter ihnen die Kindsmagd Jessie. Sie konnte vor Weinen nicht sprechen, aber sie hielt in der Hand ein kleines rothes Kleidchen, das ich nur zu gut kannte. Auch ich war bei dem Anblick nicht im Stande, mehr herauszubringen, als die Frage „Wo?" Und gebrochene Stimmen gaben mir zur Antwort:

„Am Bache im Ufergeklüppe."

Ein durchdringender Ausschrei hinter uns, ein schwerer Fall, — und die arme, arme Mutter lag leblos auf der Stiege. Wir hoben sie auf und trugen sie in ihr Bett. Nichts wurde an der Pflege verabsäumt, der Arzt bot seine ganze Kunst auf, der alte Mann wich nicht von ihrer Seite, hielt, über sie gebeugt, die eiskalten Hände in den seinigen; aber zwei Tage vergingen, ohne daß sie die Augen aufschlug oder die Lippen bewegte. Am dritten Morgen endlich verrieth ein tiefer Seufzer die Wiederkehr der Besinnung. An demselben Tage gegen Sonnenuntergang sank der alte Herr, gebrochen an Leib und Seele, in seine Wohnung zurück und hauchte seinen letzten Seufzer aus. Das Unglück seiner Schwiegertochter schien ihm die alle Kraft zurückgegeben zu haben, aber es war nur das letzte Aufflackern des verlöschenden Lichtes gewesen.

Nach seinem Tode wußte ich weit und breit Niemanden, an den ich mich um Hilfe und Rath hätte wenden können in dem Kummer, welcher über das einst so glückliche Haus hereingebrochen war. Edgar und seine Frau hatten fast nur für sich und ihre Schuhbefohlenen gelebt, mit der Nachbarschaft sehr wenig Verkehr unterhalten. Und doch mußte etwas geschehen, mußten Entschlüsse gefaßt werden. Das Nächstliegende wäre freilich gewesen, an Master Jasper zu schreiben, aber der Gedanke war mir unerträglich. Zum Glück erinnerte ich mich eines Vetters unserer Frau, Mr. Harrington's, welcher wiederholt zum Besuche in Ravensbourne gewesen war. Von Mylady's Bette durfte ich mich nicht entfernen, dem ihre Kammerfrau hatte sich von den Entsetzen des ersten Abends noch nicht erholt und äußerte geradezu Furcht, das Schlafzimmer ihrer Herrin zu betreten. So mußte ich die Minuten ihres Schlafes wahrnehmen, um in kurzen Worten jenem Herrn das Vorgefallene mitzutheilen. Und nachdem dieß geschehen war, blieb und nichts zu thun, als in Geduld die weitere Entwicklung der Dinge abzuwarten.

Viertes Capitel.

In den langen, traurigen Stunden, welche ich stillschweigend an Mylady's Bette in ihrem verdunkelten Zimmer verbrachte, kamen mir oft zwei Dinge sehr verschiedener Art und sehr ungleicher Bedeutung in den Sinn. Das erste war natürlich der unerklärliche und schreckliche Verlust des einzigen Sohnes und Erben. Die Angst und Verwirrung des ersten Tages, die Krankheit der Mutter, der Tod des Großvaters hatten uns keine Zeit zum Denken und Grübeln gelassen und noch weniger zum Nachforschen, Fragen und Untersuchen. Das rothe Kleidchen, welches in den Zweigen am Ufer, ziemlich fern vom Hause, gefunden worden war, hatte uns ein genügender Beweis geschienen für den Tod des Kindes und die Todesart; da seine Mutter sich der Verzweiflung rathschlußlos hingab, glaubten wir kein Recht zur Hoffnung zu haben.

Aber die Leiche war nicht gefunden worden, und darin glaubte ich doch die Aufforderung zu erkennen, nicht nachzulassen, bis mir ein bestimmteres Anzeichen über sein Verbleiben erhalten haben würden. Der Bach war abgeleitet worden und durchsucht bis auf den Grund überall. Aber der alte Mann, welcher das Wasser abgelassen hatte, schüttelte den Kopf, als er den Hoffnungsstrahl in meinen Augen leuchten sah. Die Strömung sei so stark, meinte er, daß sie sehr wohl den kleinen Körper habe in den Fluß tragen können, trotz der zahlreichen Steine und Felsstücke, welche den Lauf des Wassers einengten und an denen das arme Kind zerschellt sein mußte. Nichts wurde vermißt, als das Nachthemd des Kleinen, er mußte sich also darhaupt und darfuß hinausgeschlichen haben.

Das gänzliche Mangeln jeglicher weiteren Spur trieb mich dann immer wieder an, zu überlegen, auf welche Art er sonst verschwunden sein könne: gestohlen — entführt! Aber aber weiterlei kam ich nicht hinweg. Wie sollte es zugeno einem mäßig gewerten sein, sich ins Haus einzuschleichen und den Kleinen mitfortzunehmen, zu jener Stunde, ohne daß Kind sich gewigert hätte, unbemerkt von allen Bewohnern des Hauses? Und wenn es ja geschehen wäre, so müßte das Kind doch ertränkt worden sein, denn wie hätte sonst das Kleid ans Ufer kommen können? Das Fenster des Kinderzimmers war so hoch, daß Niemand ohne Hilfe oder besondere Anstalten hinein- oder herauskriegen konnte. Und wer in aller Welt hatte denn ein Interesse, dem unschuldigen, lieben Kinde ein Leides anzuthun? So kam ich immer wieder zu dem tröstlosen Schluß: ertrunken, ertrunken!

Mein zweiter Gedanke betraf Mrs Weston. Daß ich in all' meinem Gram überhaupt noch an sie denken konnte, ging ganz natürlich zu. Um ihretwillen lastete auf mir doppelte und dreifache Arbeit. Selbstverständlich würde mir zwar immer die Hauptsorge für unsere kranke Gebieterin zugefallen sein, aber es hätten mir doch mancherlei Verrichtungen abgenommen werden können. Allein die Kammerfrau vermied, wie gesagt, das Krankenzimmer hartnäckig, es bedurfte wiederholten strengen Befehls von meiner Seite, um sie endlich zum Kommen zu be-

Digitized by Google

wegen, und dann verrichtete sie ihre Arbeit so schnell als möglich und ging wieder, ohne sich dem Bette zu nähern. Widerspenstigkeit oder Arbeitsscheu war sonst ihre Art nicht, ich hatte sie immer willig und fleißig gefunden, und ihre Entschuldigung, daß sie in Folge einer Krankheit so vernäßt geworden sei, kam mir doch nicht ganz genügend vor. So blieb mir nur eine Erklärung: daß sie auf meine Stellung und Geltung im Hause eifersüchtig sei.

Myladi hatte nur erst wenige Liebenszeichen gegeben außer tiefem Stöhnen und rubelosem Hin- und Herwerfen auf ihrem Lager, als ihr Vetter Mr. Harrington eintrat. Bei seinen früheren Besuchen war er mir stolz und kalt vorgekommen, aber ich änderte meine Ansicht von ihm, als er mich bei Seite nahm, sich ausführlich berichten ließ, was vorgefallen war, und ich den Ausdruck von tiefem Schmerz um Thränenahme in seinen Zügen las. Auch er theilte unser Aller Meinung, sprach aber doch aus, daß die Hoffnung nicht aufgegeben und keine Anstrengung unterlassen werden dürfe, um der Sache auf den Grund zu kommen. In Folge dessen wurden neuerdings Boten und Briefe durch das Land nach und fern geschickt, aber Alles ohne Frucht.

Nach und nach kehrten die Körperkräfte der jungen Frau zurück, aber die ausgestandene Angst und der noch lebende Kummer hatten tiefe Spuren auf ihrem Gesichte zurückgelassen. Am Abend nach des alten Herrn Beerdigung ließ sie sich zum ersten Mal in einem Sessel an's Fenster bringen und empfing ihren Verwandten.

Seine Stimme bebte, als er ihre Hand ergriff und einige Worte der Theilnahme und des Trostes sprach, aber sie nahm kaum Notiz von ihm, sondern starrte in die Ferne, wo die Sonne hinter den Bergen unterging. Plötzlich wandte sie sich zu Mr. Harrington um, welcher neben ihr stand, und fragte ruhig:

„Haben sie ihn mit seinem Großvater zusammen begraben, Fred?"

Sie war also in dem Glauben, die Leiche ihres Kindes sei gefunden worden. Den Tod des alten Herrn hatten wir ihr gemeldet, aber damals hatte es geschienen, als ob sie unsere Worte nicht höre oder nicht verstände. Mr. Harrington brachte ihr nun so vorsichtig und rücksichtsvoll als möglich bei, daß alle Nachforschungen kein Ergebniß gehabt hatten. Ueber ihre Züge flog es wie ein Blitz, schwand aber auch eben so schnell wieder und sie murmelte vor sich hin:

„Das Wasser strömte gewaltig weiter und weiter dem Meere zu. Ach, könnte ich denselben Weg gehen und mit ihm im Wasser verschwinden."

Später sprach sie nicht mehr von dem Knaben, machte keine Anspielung auf ihren Verlust. Sie ließ es geschehen, daß Mr. Harrington an schönen Tagen mit ihr spazieren fuhr, daß ich für sie sorgte wie für ein Kind; sie machte auch den Versuch, Nahrung zu nehmen. Aber weder schwand der Zug trostlosen Leidens aus ihrem Gesichte, noch verlor ihre Stimme den Klang verzweifelnder Klage.

(Fortsetzung folgt.)

Joseph Otto Entres.

München. Am 14. Mai ist der Bildhauer Jos. Otto Entres gestorben, ein Mann der vielfache Verdienste hat um die Wiederbelebung und die Kenntniß der altdeutschen Kunst. Geboren am 13. März 1804 in Fürth bei Nürnberg, übte sich der frühverwaiste Knabe zuerst im Zeichnen und Modelliren bei den Gebrüdern Oehme, und fertigte mit der einzig nur der Jugend eigenen Kühnheit schon in einem Alter von 15 Jahren tüchtige Holzsculpturen und selbst lebensgroße Steinbilder. Im Jahr 1820 bezog er die Akademie zu München, wo er an Konrad Eberhard (gestorben 12. Mai 1859) einen Lehrer und plastischen Freund fand, unter dessen Leitung er das Gebiet der religiösen Kunst erschloß. Ebenso war die „Gesellschaft von den drei Schilden" (der Gothiker Fr. Hofstadt, C. Ballenberger, Sulp. Boisserée, Fr. Beck, Franz Pocci, Ohlmüller u. a.) von großem Einfluß auf die Begeisterung unseres jungen Künstlers, welcher die wiederauflebende mittelalterliche Plastik mit Feuereifer studirte, copirte und so namentlich die deutsche Holzsculptur wieder zu Ehren brachte. Seine ersten selbstständigen Arbeiten waren Grabdenkmale für den Gottesacker, dann ein Relief für den Hochaltar der Münchener Frauenkirche (Abendmahl), auch ein „gothischer" Chorstuhl, welcher heutzutage freilich nur als eine kunsthistorische Rarität betrachtet werden kann, wie man damals die Elemente des edlen Spitzbogenstyles aufzufassen verstand; für den Calvarienberg zu Tölz fertigte Entres die lebensvolle Sandsteinstatue eines am Oelberg betenden Christus. Andere Werke sind das Monument über der Gruft des Domcapitels (auf dem Münchner Gottesacker), wo sich jene Madonnenstatue befindet, welche zu seinen besten Werken zählt und in vielfachen Nachbildungen, namentlich in etwa einen Schuh hohen Copien und Gypsabgüssen, die weiteste Verbreitung fand. Ferner erwähnen wir die schöne Kanzel in der Auer-Kirche, die Schnitzwerke am Hauptportal und über den vier Seitenthüren der Peterskirche, dann die beiden Apostelgestalten (in Stein) an der Façade daselbst. Außerdem entstanden viele Altäre und Crucifixe in seinem von vielen Gesellen und Schülern belebten Atelier, aus dem unter andern auch unser Joseph Knabl hervorging. Frühzeitig entwickelte sich bei Entres ein ganz absonderliches Sammeltalent, welches sich zu einer gediegenen Kennerschaft und zu einer wahren Leidenschaft auswuchs. Er erwarb Grund und Boden und allmählich einen stattlichen Häusercomplex, und schleppte nun darauf, durch Kauf und Tausch und mit dem ganzen Witz und der rastlosen Lust eines sammelwüthigen Forschers, einen Reichthum von Bildern, Sculpturen, Handzeichnungen und culturhistorischen Raritäten zusammen, der bald an 20 Säle und Kammern füllte, und oftmals den Besitzer aus seinem Eigenthum zu verdrängen drohte. Ein Blöger davon war eine „Kirchgeräthen- und Kunsthandlung", welche er im Mittelpunkt der Stadt anlegte, doch brachte sie wenig Nutzen, da der Eigenthümer sich immer nur sehr schwer entschloß, einem etwaigen Kaufliebhaber ein Stück davon abzutreten. Er hieng an den auf vielen ausgedehnten Kreuz- und Querzügen zusammengerafften und häufig von dem Beisel gereiteten Stücken, besonders den Erzeugnissen der altdeutschen Holzschnittkunst, welche er sehr geschickt zum Studium seiner Schüler zu benützen verstand, mit einer beispiellosen Liebe und einem feinen Verständniß; er unterschied zuerst neue Schulen für die altdeutsche Plastik und entdeckte auf viele verloren geglaubte Meister und Künstlernamen. Leider besaß er die Gabe nicht, die Ergebnisse seiner Forschungen mit der Feder festzuhalten und zu gestalten, auch war er kein Meister der Rede; nur bruchstückweise kam sein enormes Wirken zu Tage, und dann staunte wohl jeder über den Fluß der Begeisterung und das blitzende Kennerauge des Mannes, der mühselig und schwerfällig im Leben einhergehen mußte, da er beide Füße, und den einen sogar zweimal, beim Umsturz eines aufzurichtenden Grabdenkmales gebrochen hatte. Das Glück war ihm übrigens hold, und führte ihm „Sachelchen" zu, die wohl auch einem andern Sterblichen aus Rand und Band gebracht hätten; so war es z. B. der großgünstige Zufall, der ihm einen echten Albrecht Dürer zuschlug, welchen Entres für ein Spottgeld erwarb, um ihn dann später für 66,000 Frcs. nach Odessa zu verkaufen. Das Sprüchwort glaubt: die Tage eines Mannes seien gezählt, wenn er sich plötzlich gänzlich ändere. So mochten auch seine Freunde überrascht sein, als sich Entres vor etlichen Jahren entschloß, den Schatz seiner Sammlungen, wenigstens theilweise, zu veräußern. So erschien denn im Anfang des Jahres 1868 ein prachtvoller, mit holzschnitten ausgestatteter Katalog, welcher auf 174 Seiten nahezu an 4000 Nummern seiner mit dem Erwerb eines halben Lebens aufgespeicherten Schätze für eine Auction flüssig machte. Es war indeß eine Maßregel der Klugheit, daßjenige selbst zu ordnen, worüber er am besten Bescheid wußte. Zwar kostete es ihn viele innere Kämpfe und schlaflose Nächte, sich von manchen seiner Lieben zu trennen, auch spielte ihm die alte Lust den Zwischenfreich, daß er manche Nummer selbst wieder erstand; im ganzen war des Ergebniß ein tröstliches. Entres kaufte ein kleines Gut an den reizenden Ufern des Chiemsees und begann nun zu bauen und sich behaglichst einzurichten. Doch trieb ihn eine sich entwickelnde schmerzliche Krankheit nach München zurück, wo er mit geduldiger

*) Aus der allg. Ztg.

Digitized by Google

Ergebenheit seiner qualvollen Auflösung entgegenharrte, ein fröhlicher Christ und energischer Charakter, ein treuer Inortiger Freund und eine für die größten Fragen der Menschheit immer noch begeisterte Seele in einem höchst gebrechlichen Körper. Sein Nachlaß ist immer noch bedeutend genug, um eine neue stattliche Auction zu bilden, und seiner sehr zahlreichen Familie zu einer Stütze zu dienen.

Das Passionsspiel in Oberammergau.

(Schluß.)

Wir sahen, uns erholend, im Wirthshause, dessen Herr und Dienerschaft vielleicht selten so viel Gäste auf einmal beisammengesehen; Trupp auf Trupp zogen am Fenster vorbei, alles nach Murnau vorausbestellend, um dort vielleicht noch ein Pferd zu erlangen. Auch unser Leiterwagen — er hatte 13 Personen aufgenommen — fuhr bald in Murnau ein, und hier sah ich schon mehr und mehr, was es heißt, vor einem Spieltag auf dem Wege nach Oberammergau zu sein. Denn vor jedem Wirthshause, und Murnau ist reich an solchen, standen Wagen an Wagen; und nun war auch die Hauptstraße, auf die wir hier eingemündet hatten, nicht mehr leer: ein unaufhörliches Gerolle und Geraffel, vom schweren Omnibus und eleganten Reisewagen bis zum leichten Kabriolet und Bauerneinspännerchen. Es ging nun tief in das Gebirg hinein, das hoch und steil das schmale Thal der Loisach beklammt, das ohnehin düster und finster dreinschaut, es heute aber noch mehr that, denn tief hingen die Regenwolken an ihm herab, und im Regen waren wir am Fahrziel angelangt, am Citatier Berg, wo der Straßenzug nach Partenkirchen und Oberammergau sich theilt und an welchem wir den Wagen zurücklegen, um den letzten kleinen Theil des Weges zu Fuß zu machen. Niemand fährt den Kalvarienberg hinan; er ist einer der steilsten der Alpen; aber schön zieht sich die Straße hinauf, in engem Waldesthal zur Seite eines sich hinabschiessenden Gießbachs; eng ist der Blick begrenzt: rückwärts das Thal von Oberau und die auf diesen anderer Seite liegenden hohen Berge, vorwärts anfangs nur die steile Bergwand, dann aber auf einmal die prächtige Kirchenkuppel des Klosters Ettal. Sie überragen in dieser Gebirgseinsamkeit, die stattlichen, aber seit der Säkularisation still und verödet daliegenden Gebäude. Doch die reiche, schöne Kirche selbst ist belebt. Die vollen Klänge ihrer mächtigen Orgel brausen durch sie hin; Hunderte von Passionswallfahrern füllen sie und verehren das Madonnabild, das Ludwig der Bayer von Italien heimgebracht und dieher geschenkt; noch mehr aber, ihrer Tausende bedecken die Straße, die von hier nach Oberammergau vollends hinabführt, vor dorther kommend, um in Ettal zu beten, oder hinabeilend, um sich Obdach und Unterkommen zu sichern und dann erst noch einmal hieher zurückzukehren. Wir verweilen noch einen Augenblick in Ettal, denn es ist die Geburtsstätte des Passionsspiels."

Der Verfasser gibt dann einen kurzen geschichtlichen Rückblick (den das erwähnte Buch von H. Holland weiter und gründlicher ausführt) auf die Entstehung dieser Passionsspiele, die urkundlich 1634 in Folge einer Seuche eingeführt wurden und erst in unserer Zeit auf die Zehner der Jahrespahl verlegt worden sind, nachdem ihnen unter der Regierung Montgelas das Todesurtheil geschrieben war, wovor sie der König Max Joseph bewahrte. In Folge dieser Anfechtungen erfuhr sowohl die Musik wie der Text einige Umgestaltungen und seit der letzten Aufführung im Jahre 1860 sind abermals Verbesserungen vorgenommen, über deren Werth erst der heurige Sommer entscheiden kann. Wesentliche Aenderungen werden es nicht sein, drum kann die Schilderung, welche in den beiden genannten Schriften auf Grund der letzten Aufführung gegeben ist, als das geeignetste Mittel empfohlen werden, sich zum Verständniß dieses eben so seltenen als großartigen Ueberrestes der geistlichen Spiele früherer Zeiten vorzubereiten. Auf den hinlänglich bekannten Stoff und das Arrangement der Vorstellungen hier einzugehen, wäre von Ueberfluß; wir bemerken nur, daß der genannte protestantische Autor sich über Inhalt und Darstellung des Spiels auf's günstigste ausspricht. Zur Beruhigung der Gäste wollen wir nur bemerken, daß bei einiger Voraussicht, d. h. auf acht Tage etwa, die getroffenen Anstalten für die Verpflegung und das Unterkommen jeder billigen Anforderung entsprechen. Die Darstellungen finden am 22. und 29. Mai, 6., 12. und 26. Juni, 3., 10., 17., 24. und 31. Juli, 7., 14., 21. und 28. August, 8., 11., 18., 25. und 29. September statt und werden, falls der Besuch an einem dieser Tage zu groß für die Theater-Räumlichkeiten wäre, am nachfolgenden Tage wiederholt.

Aus dem Gasteinerthale.

r. Am 22. Mai 1870.

Ich ergreife, verehrter Freund, die Feder, um Ihnen wieder einmal etwas über den Curort Hofgastein, wo Sie selbst öfter weilen, etwas zu schreiben.

Meine Reise nach Gastein war vom schönsten Wetter begünstigt, — eine jedenfalls wünschenswerthe Zugabe; da bei heiterem Himmel dem Menschen Alles in einem besseren Lichte erscheint; daher es mir auch vorkam, als wäre die mir vielfältig bekannte Gegend jetzt mit neuen bisher unbekannten Reizen ausgestattet worden, als hätten der majestätische Untersberg mit seinem vorgelagerten Watzmann, und der zwischen dem imposanten Göll und Tännengebirge mühsam sich durchwindende Paß Lug um vieles noch an Schönheit und Großartigkeit zugenommen. — So erging es mir auch in der hinter Lend gelegenen Schlucht der Gasteinerache beim Anblicke der über schwindelnde Abgründe Alpa angelegten und von hohen grauenerregenden Felswänden überragten Straße des Passes Klamm, und des hinter demselben urplötzlich sich eröffnenden reizenden, liebreizendlichen, in Wiesengrün und Blumenpracht prangenden Thales Gasteins. —

Von innigster Wonne fühlte ich meine Brust erfüllt, als ich den vom saftigsten Saatengrün und von den reizendsten Hochgebirgen eingefriedeten, an der breitesten und schönsten Thalstelle am Fuße des Angelsberges gelegenen Curort Hofgastein im feuerigsten Sonnenglanze vor mir ausgebreitet sah. — Oftschon ich oftmals schon den Reiz dieser unübertrefflichen Alpengegend zu genießen das Glück hatte, so glaubte ich doch ihn diesmal zum erstenmale wahrhaft zu fühlen, und so würde es wohl immer sein, denn wahre Schönheit bleibt ewig neu.

So läßt es sich erklären, daß dieser Curort auf Fremde und Curgäste immer mehr seine Anziehungskraft ausübt, und daß selbst der rasch vorwärtsdrängende Zeitgeist die auswärtige Speculation anreizte, ihren Blick auf das von aller Welt ziemlich abgeschiedene Thal und auf den Curort Hofgastein hinzulenken.

Der im vorigen Jahre großartig gefaßte Plan für Erbauung eines Cur- und Restaurationssalons sammt Hotel garni wird bis Ende dieses Jahres seiner Vollendung entgegengesehen. Der edle und wackere Unternehmer Herr Robert Müller scheut keine Kosten, um diese Etablissements an Eleganz und Bequemlichkeit sowohl den Wünschen der Curgäste, als auch den allgemeinen Anforderungen der Neuzeit entsprechend herzustellen. Möge er für seine großen Opfer die ihm wohlverdiente Anerkennung finden!

Uebrigens sind auch die Eingebornen emsigst bemüht, durch möglichste Verbesserung des Comfort und durch Herstellung von neuen — und Verschönerung der schon bestehenden Anlagen den Fremden den Aufenthalt angenehm zu machen. — Und so dürfte die Zeit nicht fern liegen, wo die im reizenden Thale Gastein gelegenen Curorte — Hofgastein und Wildbadgastein — einer sehr segensreichen Zukunft entgegengehen. Es läßt sich diese Vorsage um so breister stellen, als es wissenschaftlich und erfahrungsgemäß feststattet ist, daß die Gasteiner Heilquelle, vermöge die Bäder beider Curorte gespeist werden, unter den indifferenten Thermen weitaus den ersten Rang einnimmt, und daß dieselbe schon seit Jahrhunderten wegen ihrer nervenbelebenden und stärkenden Heilwirkung bei örtlichen, sowie allgemeinen Schwächezuständen, bei rheumatischen und gichtischen Affectionen sich einen europäischen Ruf errungen hat. — Unter den Curgästen ist denjenigen, welche ein reges und bewegtes Leben dem ruhigen — den wildromantischen Charakter einer Gegend dem sanften und freundlichen — vorziehen, und welche auf climatische Verhältnisse und auf ihre Finanzen keine beson-

Digitized by Google

dere Rücksicht zu nehmen haben, der Curort Wildbadgastein anzurathen, denjenigen hingegen, deren Krankheitszustand ein mildes Clima, ebene Wege und einen sonnigen Aufenthaltsort erheischet, ist der Curort Hofgastein, wo diese Faktoren nebst vorzüglichen Trinkwässern vereint zu treffen sind, und wo es nebstbei billiger zu leben ist, bestens anzuempfehlen.

Zudem erfreut sich der Curort Hofgastein eines gediegenen Arztes in der Person des Herrn Dr. Pfeiffer, der schon seit vielen Jahren das allgemeine Vertrauen der Curgäste genießt, und der auch bereitwilligst über alle Angelegenheiten den Curgästen mündliche und schriftliche Auskunft ertheilt.

NB. Ein Theil des Hôtels garni mit Bädern wird schon für die heurige Saison im Monate Juni eröffnet, und ist auch in demselben bis zur Eröffnung des Restaurationssalons für allgemeine Abspeisung der Curgäste und Fremden die beste Sorge getroffen. —

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

TODES-ANZEIGE.

Gott dem Allmächtigen hat es gefallen unser liebes Söhnchen

Joseph,

gestern Nachts halb 12 Uhr nach 5wöchentlichem, schmerzlichen Leiden im zarten Alter von 13 Wochen zu seinen Engeln abzurufen.

Um stille Theilnahme bitten

Landshut, den 28. Mai 1870.

K. Rosenhauer, Bezirksfeldwebel,
mit Gattin.

Die Beerdigung findet Montag den 30. ds. Mts. vom Leichenhause aus statt. 1548

Danksagung.

Für die so zahlreiche und ehrende Theilnahme bei dem Leichenbegängnisse und hl. Seelengottesdiensten unserer unvergeßlichen Mutter

Frau Barbara Springer,

Schwaigers-Wittwe von St. Nikola,

statten hiermit den herzlichsten Dank ab

Landshut, den 28. Mai 1870.

Die tieftrauernden Hinterbliebenen:
Joseph Springer, als Sohn,
Barbara, Ursula und **Johanne Springer,** als Töchter.

Der hl. Rosenkranz für die Verstorbene wird Pfingstsamstag als am 4. Juni in der Stadtpfarrkirche St. Jodok abgehalten werden. 1549

Kammbrunnen

wie solche vom Schlossermeister und Mechaniker Herrn **Hepfe** in Landshut angefertigt werden.

Die gutartigen Vortheile, welche diese Gattung Brunnen, sowohl zum Gebrauche im Hause zu Trinkwasser, in Stallungen, Kellern und Garten bieten, sind wohl noch viel zu wenig beachtet worden.

Wenn erwogen wird, daß an jedem Platze, um äußerst geringe Kosten, in wenigen Minuten Wasser in Ueberfluß geschaffen werden kann, daß man hiezu weder Mauer noch Brunnenmacher nothwendig hat, sondern durch einfaches Einschlagen von eisernen Röhren, mit einem kleinen eisernen Schöpfwerke, einen vorzüglichen Brunnen erhält, der zugleich äußerst wenig Raum ein nimmt, so unterliegt es keinem Zweifel, daß nur Mangel an Kenntniß dieser Erfindung noch weniger beachtet ließ.

Gemiß jeder Haus- und Gartenbesitzer hat zu klagen theils über schlechtes Wasser, und häufig sogar über Mangel an Wasser, wie schnell sind die bisher üblichen hölzernen Brunnkasten unbrauchbar, verfault, von der Sonne zerrissen; alle diese Uebelstände beseitigt ein Brunnen von Eisen.

Ist ein Schacht, der gutes Wasser liefert, vorhanden, desto besser, das Einsammeln von eisernen Röhren ist da nicht nothwendig, ein einfaches Bleirohr oder was noch billiger ist, von Eisen, worauf das Schöpfwerk angeschraubt wird, beseitigt alle diese Uebelstände, die den Brunnenmacher Jahr aus Jahr ein nothwendig machen.

Es können demnach diese Gattung Brunnen nicht genug empfohlen werden, wer sich davon ein klares Bild machen will, wolle den heute am Platze neben dem Münsterverein dahier hergestellten Brunnen näher besehen und sollten Zweifel an der Nachhaltigkeit des Wasserg bestehen, so möge er von Früh bis Abends schöpfen lassen, und er wird sich dadurch von der Wahrheit des Gesagten vollständig überzeugen können.

Landshut, 25. Mai 1870. Ein Oekonom, der bereits einen solchen Brunnen besitzt.

Münchener telegraphischer Schrannen-Bericht

vom 28. Mai 1870

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Mind.	höchster Preis	Mittlerer Preis	Höchster Preis	Mittlerer Preis	Schätz.	Verlangen.
	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	
Weizen	2428	1189	20	50	19	49	18	4	—	—	—	25
Korn	1438	83	13	15	12	58	12	24	—	—	—	52
Gerste	133	184	12	3	11	11	9	10	1	10	—	—
Haber	1340	333	9	9	8	39	7	55	—	—	—	7

Täglich ist
frische Germ
(aus der Bräuerei Wörth)
zu haben bei **Jac. Högl,** Melber, 1550 obere Neuhofe.

Täglich
Gefrorenes
bei **Wilhelm Pelstner,** 1516 (2b) Conditor.

Unterzeichneter empfiehlt zur gefälligen Abnahme
Salon- & Garten-Feuerwerke,
verbunden mit
ächt Hinterfischer
Salon-Feuerwerken,
ein großes Lager von
Pignum-Sanctum-Angeln & Regeln
und
Berchtesgadener Spielwaaren
zum Wiederverkauf.

Jos. Kastner,
1515(2b) Drechsler in Landshut.

Jauchenpumpen

ganz von Eisen sind vorräthig per Stück 11 fl.

F. J. Sommer,
1441(3b) Maschinenfabrik St. Nikola. Vor Dobbut.

Lohkäse

per 1000 Stück zu 6 fl. in's Haus geliefert sind fortwährend zu verkaufen bei
1551(10a) **Johann Schön,** Leimfabrikant.

Bäckerei-Verkauf.

In der Kreishauptstadt Landshut ist wegen vorgerücktes Alters und Krankheit ein ganz solides **Bäckers-anwesen** sehr billig zu verkaufen. Dasselbe besitzet sich in bestbaulichem Zustande in einer der lebhaftesten Straßen, ist sehr gut eingerichtet, und bietet alles zum Geschäfte genügende haben. Gewinne wie Winter werden 25 Schäffel Waizen und Korn abgemahlen. Preis 7000 fl., Anzahlung 2500 fl., das Uebrige bleibt zu 4 Dyzentel liegen. Näheres ertheilt **Georg Fischer,** Bäckermeister in Landshut (3b)1567

Eine schöne Wohnung
mit drei Zimmern, Kammer und Boden, kann auf das nächste Ziel Ludwi dezogen werden in der Mühlerschenke Nr. 647 ersten Stock rechts. Zu erfragen bei:
1552(2a) **F. X. Röck,** Schönfärber.

Ein meublirtes Zimmer
ist sogleich zu vermiethen bei
1553(2a) Joseph **Mittermaller,** Lebzelter in der Rosengasse.

Druck und Verlag der Josf Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.
Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. Nr 23. Den 5. Juni: Hl. Pfingstfest, Bonifacius.

Nach langen Jahren.
Eine Erzählung in acht Kapiteln.
(Fortsetzung.)

Eines Abends, als ich das Zimmer verließ, folgte Mr. Harrington mir, um mit mir zu plaudern, daß er Mr. Jasper Ravensbourne aufgesucht habe, zu kommen.

Ich erschrack bis ins Herz hinein und der Eindruck mußte sich wohl in meinen Zügen abspiegeln, denn er setzte hinzu:

„Wir haben kein Recht, ihn fernezuhalten, er ist einmal der nächste Erbe."

Dann fragte er, ob ich es für gut hielte, Mylady diese Mittheilung zu machen. Ich bat ihn zu warten, bis Jaspers Antwort käme; und die traf nach Verlauf einer Woche ein. Er schrieb einfach, daß die Nachrichten ihn erschüttert hätten, daß er es aber vorziehe, noch einen Monat verstreichen zu lassen, bevor er sich als den Herrn von Ravensbourne betrachte. Auch diese Zeit verging unter banger Erwartung, und dann schrieb Mr. Harrington abermals nach Frankreich und sprach mit unserer Gebieterin. Sie hörte ihn schweigend an, aber als er ihr den Vorschlag machte, mit ihm nach London zu gehen, erklärte sie unverzüglich und mit aller Bestimmtheit:

„Ich kann Ravensbourne nie mehr verlassen. Ich will wohnen, gleichviel wo, im Otte, aber sorgehen will ich nicht."

Ich wußte wohl, daß ihr Herz an dem Platze hing, wo sie ihren Knaben zum letzten Mal gesehen hatte, und war überzeugt, daß eine Ortsveränderung für sie der Tod sein würde. Nicht weit ab im Dorfe stand ein aus Ziegeln gebautes Giebelhaus, ein hübsch abgeschlossen liegendes Gebäude mit niedrigen, sonnigen Zimmern und einem freundlichen Garten. Es hatte längere Zeit leer gestanden. Das nahmen Mr. Harrington und ich eines Tages in Augenschein und fanden, daß es ein passender Aufenthalt für Mylady sein werde. Die nöthigen Vorkehrungen wurden sofort getroffen. Außer mir sollte nur noch eine Person sie dorthin begleiten, das Kindsmädchen Jessie. Das arme Ding wagte kaum die Augen aufzuschlagen seit dem unglückvollen Morgen, da sie das rothe Kleidchen gefunden hatte. Sie hörte nie auf, sich die härtesten Vorwürfe zu machen, und schien den einzigen Trost in dem Gedanken zu finden, ihre Schuld an dem Verluste durch volle Hingebung für die Mutter abbüßen zu können. Sie bat so flehentlich und dringend, nicht von derselben getrennt zu werden, daß ich es ihr nicht abschlagen konnte, vielmehr versprach, sie mitzunehmen. Außerdem bedurfte Mylady keiner Dienerschaft, konnte auch keine halten, denn ihre Einkünfte waren von nun an sehr beschieden.

Es war wohl eine recht traurige Beschäftigung, das alte vereinsamte Haus so herzurichten, daß es einen gemüthlichen Aufenthalt für die an Ueberfluß in jeder Art gewöhnte Frau bieten könne. Aber Rath und Hilfe kam uns von allen Seiten zu; denn es war kein Mensch im Dorfe, der nicht Mrs. Ravensbourne liebte, ihren Kummer theilte und gern die Gelegenheit ergriffen hätte, sich ihr nützlich zu machen. Da wurden die Blumenbeete gereinigt und mit frischen Pflanzen besetzt, die Hecken beschnitten, die von allen Seiten überwucherten Wege freigemacht und die Leute aus dem Herrenhause arbeiteten mit Thränen in den Augen, so viel sie nur konnten, um das Zimmer freundlich und wohnlich einzurichten. Die Meisten von ihnen waren schon lange im Dienste, denn Mr. Ravensbourne entließ nicht leicht Jemanden, der zu bleiben wünschte, und die Meisten blieben auch jetzt, da der neue Herr eine ähnliche Erklärung abgegeben hatte. Sie machten den guten Platz nicht aufgeben, so wenig Gutes sie sich auch von dem neuen Herrn versprachen. Auch Mrs. Weston blieb, obgleich gerade für sie nun nichts mehr zu thun war. Aber sie bemerkte schüchtern, sie wisse nicht, wohin sie gehen solle, und müsse suchen, sich in Ravensbourne Hall nützlich zu machen, so gut es gehe.

Der letzte Nachmittag war gekommen, Alles in der neuen Wohnung in Bereitschaft und ich machte noch einen Gang durch den Park, um meine kummervolle Seele zu erfrischen. Unter anderen Verhältnissen würde es mir sehr schwer gefallen sein, ein Haus zu verlassen, in welchem fünfundbreißig Jahre meines Lebens verflossen waren; doch jetzt gedachte ich nur meiner armen Herrin und betete mit heißen Thränen zu Gott, daß er sie in ihrem Jammer trösten möge. Ich hatte einen ziemlich weiten Weg gemacht und wollte durch die Buchenallee zurückkehren, als ich in derselben zwei Gestalten im Gespräche bemerkte, welche mir den Rücken zuwendeten. Ich war verwundert, denn so viel ich erkennen konnte, glichen sie keinem von unseren Hausgenossen, gehörten also nicht hieher. Doch als ich näher kam, erinnerte mich etwas in der Haltung der weiblichen Figur an Mrs. Weston. Konnte sie es sein? Ich hatte nicht Zeit mich zu vergewissern, denn im nächsten Augenblick sah die Person, welche im Schatten der Bäume stand, sich in der Richtung um, in welcher ich kam, und sofort schlugen Beide einen Seitenweg ein, welcher sie meinen Augen entrückte.

Es war dieß der entlegenste Theil des Parkes, weit vom Wohnhause, nahe der Einfahrung und einem leerstehenden Häuschen, in welchem früher der Waldhüter gewohnt hatte. Es schien kaum glaublich, daß die furchtsame Mrs. Weston sich hieher gewagt haben sollte, und doch war die Aehnlichkeit mir aufgefallen, als ich sie hatte gehen gesehen. So wenig sonst Neugier in meiner Art lag, fühlte ich mich dießmal gedrängt zu erforschen, wer die Beiden gewesen seien. Ich lief, was ich konnte, direct über die großen Grasplätze dem Hauselhore zu, das ich athemlos erreichte! Ich erinnerte mich, daß, als ich das Haus verlassen hatte, Mrs. Weston im Dienstbotenzimmer bei einer Näherei gesessen hatte; kand ich sie dort nicht mehr vor, so wollte ich sie in der Thüre erwarten. Allein sie saß eifrig bei der Arbeit, genau so, wie ich sie früher angetroffen hatte. Ich ärgerte mich über meinen Irrthum und mein kindisches Benehmen. Unklar war mir die Sache zwar immer noch, allein meine Augen waren, vom vielen Weinen und Nachtwachen getrübt, wohl überhaupt nicht mehr so gut wie in jüngeren Tagen. So mochte ich falsch gesehen haben.

Am folgenden Morgen verließen wir Ravensbourne Hall. Als der Augenblick des Scheidens gekommen war und ich meiner Herrin meldete, der Wagen warte auf sie vor der Thüre, da sah sie mich mit ihren müden Augen an und flüsterte mit heiserem Ton:

„Muß ich gehen?"

Mein betrübtes Gesicht gab ihr die Antwort. Sie erhob sich ruhig und bukbete es, daß ich ihr den Shawl umhängte, sie hinausführte und in den Wagen hob, an dessen Schlage Mr. Harrington wartete. Während der ganzen Zeit hatte sie meine Hand krampfhaft festgehalten. Aber als die Wagenthür sich schloß und wir uns von dem Ort entfernten, wo sie einst so glücklich gewesen war, da öffneten sich ihre Finger und mit lautem Stöhnen schlug sie sich beide Hände vor's Gesicht. Ich glaubte ihre Gedanken zu errathen, denn auch ich erinnerte mich in jenem Augenblick ihrer einstigen frohen Ankunft zu Ravensbourne und auch mir wollte das Herz brechen.

Während der Fahrt sprach sie kein Wort, sie sah und hörte nichts, als wir ihre neue Heimath erreichten, als Mr. Harrington und ich sie in ihr Zimmer führten; sie wußte wohl kaum, daß sie an Ort und Stelle war.

Digitized by Google

Nun das Nothwendige besorgt war, mußte Mr. Harrington eilen, um wieder nach London zu kommen. Als er fort war, warf sich Mylady an meinen Hals und umschlang mich so fest, als ob sich ihre letzte Stütze, ihr letzter Anhalt auf der Welt wäre. Und es währte lange, bis sie sie beruhigen konnte und endlich ihre Augen sich zum Schlafe schlossen.

Fünftes Capitel.

Unser neues Leben auf der „Meierei" — so nannte man das von uns bewohnte Gehöfte — verlief still und einförmig. Den ganzen Tag lag Mylady auf ihrem Sopha in der Nähe des Fensters oder saß, wenn das Wetter schön war, unter einer alten Eiche im Garten, während ich im Hause schaffte und ordnete, und nur den einen Gedanken hatte, ihr Alles so angenehm und bequem als möglich zu machen, da ich ihr doch nicht Trost und Hoffnung geben konnte.

Von dem Leben außerhalb unseres Gartenzaunes nahmen wir kaum etwas wahr. Ich hörte wohl, daß Mr. Jasper Ravensbourne einige Wochen nach unserer Ueberfiedelung angekommen war. Aber es verging geraume Zeit, bis ich ihn zu Gesicht bekam. Denn ich verließ selten unser Haus, selbst nur um ins Dorf zu gehen, und er kam nie zu uns. Eines Tages jedoch begann Mylady zu meiner größten Ueberraschung, sie wünsche Mr. Jasper zu sehen. Da schickte ich denn um ihn und er kam. In der Zeit, da wir ihn nicht gesehen, hatte er sich bedeutend verändert und nicht zu seinem Vortheil. Der unheimliche Ausdruck seiner Züge hatte sich noch verstärkt, verliehen möchte ich sagen, die Lippen waren blaß und eingeknissen, und obgleich sein Wesen weniger verdrossen war als früher, gefiel er mir doch um nichts besser.

Der Anblick seiner Schwägerin schien ihn betroffen zu machen. Als sie einander zuletzt gesehen hatten, strahlte sie in Jugend, Schönheit und Glück; jetzt sah er sie als eine Ruine weder und der Wechsel der Erscheinung überraschte ihn augenscheinlich so sehr, daß seine Wangen fahl wurden, und er nach der Lehne eines Sessels griff, um sich zu stützen. Er sprach nur wenig und hätte er mich Mylady wiederholt mit scheuen, beinahe furchtsamen Blicken betrachtet, so würde ich keinerlei Theilnahme mit ihrem Geschick verrathen haben. Er brachte es nicht einmal zu einem freundlichen Tone.

Als er sich erhob, um wieder zu gehen, sagte Mylady, indem sie ihm dringend ins Auge sah:

„Sie haben fast so viel verloren wie ich, Vater, Bruder und Neffen. Um derentwillen müssen Sie mir gestatten, für Sie zu sorgen, der Sie so allein stehen."

Allein er entzog seine Hand der ihrigen, machte eine abwehrende Bewegung und ging ohne ein Wort zu sagen und er kam nie wieder zu ihr.

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben eines Schweizer Lehrers*).

Münster. Heute am 21. Mai sah die hiesige Pfarrgemeinde wieder eines jener Leichenbegängnisse, welche, wenn sie auch nicht einer Berühmtheit gelten, doch den ganzen Werth des zu Grabe geleiteten Mannes an den Tag legen. Unter Begleitung vieler hiesigen Geistlichen, der Schuljugend, zahlreicher Verwandten, Freunde und Kollegen, der ganzen trauernden Gemeinde und Kirchgenossenschaft wurde die irdische Hülle des Herrn Lehrers Alois Amrein von Gunzwil dem Schooße der Erde übergeben. Wir glauben keine Anmaßung zu begehen, wenn wir dem Manne einen kurzen Nachruf widmen, theils um ihm eine letzte Ehre zu zollen, theils um dessen Andenken unter seinen Mitbürgern nicht sogleich verschwinden zu lassen.

Geboren im Jahre 1803, wuchs der Dahingeschiedene im Kreise zahlreicher Geschwister zu einem gesitteten, gutherzigen Knaben heran, der seinen Brüdern und Schwestern, sowie Allen, die ihn näher kannten, wegen seines sanften, freundlichen Wesens wie ans Herz gewachsen war. Sein älterer Bruder Johann, der ihm vor kaum einem Jahre in's Jenseits vorausgegangen, hielt dasumal in Gunzwil die erste Schule, und der kleine Alois lernte schon frühzeitig von ihm lesen, schreiben und rechnen und unterzog sich willig und freudig den Belehren und Ermahnungen seines Bruders. Nachdem er die Gemeindeschule von Gunzwil passirt, besuchte er während zwei Jahren die Stiftsschule in Münster, wo er Latein lernte und im Kirchengesang es dahin brachte, daß er als Cyrolatik in der Stiftskirche verwendet wurde, obschon er, wie er oft scherzend selbst bekannte, sich wegen Mangel an ausgebildetem musikalischen Gehör nie rühmen konnte, beim Anstimmen der Antiphonen und Responsorien immer das Rechte getroffen zu haben. Gern hätte er sich weitern Studien und dem geistlichen Stande gewidmet, allein verschiedene Verhältnisse veranlaßten ihn endlich zu dem Entschlusse, Lehrer zu werden. Und wie ist ein Beschluß beharrlicher verfolgt, nie ein Beruf pflichttreuiger, man kann wohl sagen bis zum letzten Athemzuge erfüllt worden, wie das von unserm Verstorbenen geschehen. Vom Jahre 1819 an besuchte er mehrere Kurse am Lehrerseminar in Luzern unter Eyholzer und Rietschi, wo er sich mit Eifer und Erfolg zu einem der tüchtigsten Lehrer ausbildete, so daß er später als „Musterlehrer" und seine Schule als „Musterschule" aufgestellt wurde. Nachdem er während zwei oder drei Jahren theils als Gehilfe, theils als Stellvertreter seines Bruders an der Schule zu Gunzwil gewirkt hatte, übernahm er im Jahr 1826 auf eindringliches Zureden des kurz vorher von Münster nach Rickenthal übergesiedelten Pfarrers Petermann die Gemeindeschule daselbst, die er während zwei Jahren zu voller Zufriedenheit der vorigen Einwohner führte. Obwohl er ungern in's Hinterland gezogen war, so fühlte er sich daselbst doch bald so heimelig, daß er sich stets nur mit Freuden an die dort verlebten Tage erinnerte und später niemand in's Wiggerthal reiste, ohne den alten, lieben Bekannten und Schülern im einsamen Rickenthal einen Besuch abzustatten. Erst letzten Herbst erneuerte er diese Bekanntschaft noch einmal, es war, als hätte er den alten Freunden und Schülern noch das letzte Lebewohl sagen wollen. Mit dem Jahr 1828 übernahm er dann definitiv die Schule in Gunzwil und stand daselbst bis 1837 der Gesammtschule und von da an bis diesen Frühling ununterbrochen der Oberschule vor. Mit welchem Eifer und welcher Treue, mit welcher Aufopferung und Hingabe er seinem beschwerlichen Beruf bei weiterm kärglicher Besoldung lebte, wissen nur die, welche mit Fachkenntniß sein Wirken Jahre lang zu beobachten und zu beaufsichtigen Gelegenheiten hatten. Man darf wohl sagen, daß er nicht nur den Namen eines „Musterlehrers" führte, sondern es in der That war. Auf jede Schulstunde bereitete er sich gewissenhaft vor und ging nie in die Schule, ohne den Stoff den Schülern mundgerecht und sich vom Buche losgemacht zu haben. Seine Schüler behandelte er stets mit liebevollem Ernst, mehr als Freund und Vater denn als Lehrer. In Straffällen handelte er vorsichtig und niemals hart, er strafte lieber zu mild als zu hart. Hatte ein Schüler sein liebendes Herz auch tief verletzt: er nahm es nur für jugendlichen Leichtsinn und ließ es ihm später nie entgelten. Besonders gern weilte er bei den kleinen Schulkindern; ihr reines, frohes, schuldloses Wesen entlockte ihm nicht selten Thränen und wenn je ein Lehrer, so hat er den Ausspruch des göttlichen Lehrmeisters verstanden und geübt: „Lasset die Kleinen zu mir kommen, denen ihrer ist das Himmelreich."

Mit den Schulbehörden, der Pfarrgeistlichkeit und den Eltern stund er fortwährend in den besten Einvernehmlichkeit; während seiner 46jährigen Lehrerthätigkeit hatte er sich nicht ein einziges Mal wegen einer Uebereilung oder eines Fehlers zu verantworten. In Musestunden liebte er es, auf den Höfen und Weilern der Gemeinde die Eltern seiner Schulkinder zu besuchen, um sich mit ihnen zu besprechen und gute Räthe zu ertheilen. Seinen Mitlehrern war er ein erfahrener Rathgeber, ein gerechter, aber milder, freundlicher Beurtheiler. Die Konferenztage waren ihm wahre Freudentage; gerne erholte er sich auch Raths bei Andern, und in jedes neue Lehrmittel und Lehrverfahren arbeitete er sich mit Eifer und Geschick hinein.

Für jedes gute, gemeinnützige Streben hatte er einen offenen Sinn und eine thätige Hand. Schon im Jahre 1837 grün-

*) Mit entnehmen vorstehenden Nekrolog der Luzerner Ztg. Wenn es sich auch um keins sogen. Berühmtheit handelt, die Lebensschilderung eines braven Mannes, ob wir ihn gekannt oder nicht gekannt, bietet immer ein Interesse. Vor einigen Wochen haben wir die Lebensskizze eines schmächtigen Bayerischen Lehrers gegeben, gewiß werden auch Viele mit Liebe die Biographie eines Schweizer Lehrers lesen. Jeder kann einmal daraus lernen. Exempla trahunt! Die Red. d. Lehr. Ztg.

Digitized by Google

Orts er einen Lesevereln und eine Jugend- und Volksbibliothek. Nachdem er schon früher eine Beschreibung seiner Heimathsgemeinde verfaßt, arbeitete er in den letzten Jahren mit Eifer und Geschick und Aufopferung aller Ruhezeit die „Heimathskunde" der Gemeinde Gunzwil als Konferenzarbeit aus. Auch als Besorger von Vermögensverwaltungen wurde er von sehr Vielen, besonders Wittwen und Waisen, angesprochen; in solchen Dingen war er die Redlichkeit und Gewissenhaftigkeit selbst. Mit Politik befaßte er sich nicht, obschon das Wohl der Gemeinde und des Vaterlandes ihm warm am Herzen lag. Er hatte seine Meinung und vertheidigte sie nicht, aber ließ jedem Andern auch die seinige; nichts war ihm so zuwider als Haß und Verfolgung, Verleumdung und Verdächtigung, wohlen sie kommen, woher sie wollten. Er liebte über Alles den Frieden und die Eintracht, lebte nur seiner Pflicht als Lehrer und Vater der Erziehung seiner Kinder, besonders seit ihm schon vor 11 Jahren der Tod die liebe Gattin von der Seite gerissen. Er war ein frommer Christ und gläubiger Katholik im reinsten Herzen, aber ohne alle Ostentation.

So hat der liebe Lehrer Meili Arntein unten gelebt und gewirkt bis heute, geachtet und geehrt von Allen, die ihn kannten. Wie der Soldat auf dem Felde der Ehre, so starb er, sozusagen aus der Schulstube in's Krankenzimmer und auf's Todbett geführt. Ein Herzleiden, verbunden mit Gangraena senilis, machte noch wenigen, aber schmerzensreichen Wochen seinem verdienstvollen Leben ein Ende, aber sein Andenken wird nicht so leicht aus den Herzen der vielen hundert Schüler und Schülerinnen ausgelöscht werden. Wir schließen mit dem gemüthvollen Claudius: „Sie haben einen braven Mann begraben, und sind nur er mehr". Gottes Friede seiner Asche!

Kirchenmusikalisches.

* Aus der Hallertau. Herr Lehrer und Chorregent Bill, ein Geistesthring, ein jung noch nicht in den weitesten Kreisen bekannter, jedoch sehr bewährter und genialer Komponiste, verdient seit einigen Jahren den lobenswerthen Zweck, leicht aufführbare, gefällige und trotzdem echt kirchlich gehaltene Kompositionen um beispiellos billige Preise herauszugeben.

Nun werden hieraus gar viele, die in Lehrer Bill nur den Repräsentanten eines Musikers vermuthen, der als Chorregent zwar vollkommen zu entsprechen vermag, nicht aber die erforderliche Begabung eines Kompositeurs besitzt, den Schluß ziehen, seine Kompositionen könnten unmöglich einen künstlerischen Werth haben und es sei die Anempfehlung derselben nur eine wohlberechnete Charlatanerie.

Solchen Vorurtheilen gegenüber dürfte es sowohl an der Zeit als auch am Platze sein, zu konstatiren, daß Lehrer Bill gegen Ende des vorigen Jahres von der königlichen Regierung der Oberpfalz zum Organisten in St. Emeram in Regensburg, der Metropole katholischer Kirchenmusik, berufen wurde, diesem ehrenden Rufe aber, welcher wohl am deutlichsten von seiner Leistungsfähigkeit zeugt, aus gewissen Verhältnissen nicht Folge leisten konnte.

Unlängst wieder kündigte Lehrer Bill in der Landshuter Zeitung unter andern demnächst erscheinenden Werken auch 10 Veni sancte und Veni creator um den wirklich beispiellos billigen Preis von 51 Kr. an.

Obwohl Einsender dessen nicht im Mindesten an der Gediegenheit dieses für die herannahende Pfingstzeit ganz geeigneten Werkes zweifelte, so hat dasselbe seine Erwartungen doch weit übertroffen. Lehrer Bill hat hier eine Musik geschaffen, die, weil aus der Tiefe der Seele geschöpft, das Herz eines gläubigchristlichen Gemüthes mächtig ergreifen und bewegen muß. Nebst seinem künstlerischen Werthe zeichnet sich dieses Werk aber auch ganz besonders durch seine Anwendbarkeit unter allen Verhältnissen aus, denn sämmtliche Nummern sind mit Ausnahme von Nr. 5 so arrangirt, daß sie entweder mit 4 Singstimmen allein, zugleich auch mit beliebiger Orgelbegleitung, oder daß die meisten Nummern auch einstimmig mit Orgel aufgeführt und zur Pfingstzeit auch als Graduation, Offertorien, Hymnen ꝛc. gut angewendet werden können.

Möge diese Beurtheilung der Bill'schen Kompositionen als die Auslassung eines Musikkennens angesehen werden, der es sich nicht versagen konnte, dem uneigennützigen und erfolgreichen Bestreben eines Tonsetzers die gebührende und wohlverdiente Anerkennung zu zollen.

Das Moorbrennen in Norddeutschland.

(Aus der Frankfurter Zeitung.)

Hannover, 29. Mai. Die Holländer haben aus ihrem Bourtanger Moore einen fruchtbaren Boden zu machen gewußt, weil sie mehr auf die Kultur des Landes als die eines herrlichen Kriegsheeres verwenden. Die weibliche, größere Hälfte dieses Moores zieht sich tief in das Meppen'sche und Lingen'sche herein, wo eben so wie in Ostfriesland die Moore ein Sitz der bäuerlichen Kultur und der ländlichen, seit mit dem Hunger ringenden Menschen sind. Die Bebauung des Bodens mit einem Fruchtwechsel von Roggen, Kartoffeln und Buchweizen und einer demselben folgenden sechsjährigen Brache, ist nur durch das Abbrennen der Vegetation möglich, deren Asche den Dung liefert. Dies sogenannte Moorbrennen erzeugt den Moor- oder Höhenrauch*), der beim Südwestwinde unsere ganze Atmosphäre einhüllt, durch seinen Torfbrandgeruch den Nerven und durch seinen Kohlenstaub den Lungen nicht nur sehr empfindlich wird, sondern auch, indem er die Wasserscheiben der Luft einhüllt und deren Verdichtung zu Regenwolken hindert, deren Niederschlag und die Entwickelung von Gewittern unmöglich macht. So wird auf Hunderte von Quadratmeilen der Moorrauch zu einer wahren Plage; und man hat ganz recht, daß die Vortheile, welche die Bebauung der Moore gewährt, bei Weitem nicht aufgewogen werden durch die mit derselben verbundenen Nachtheile. Kanalisirung der Moore, um das faulige Wasser abzuleiten und zugleich Transportwege für Torf zu gewinnen, ist das Mittel gewesen, durch welches die Holländer ihre Moore zu kulturfähigem Boden umwandelten. Die preußische Regierung möchte dasselbe Mittel ergreifen, aber nicht das dazu nöthige Geld hergeben. Mit einigen hundertausend Thalern wäre da schon viel auszurichten; und diese bilden doch nur einen kleinen Bruchtheil der reichen Einnahmen, welche die preußische Staatskasse neben den enormen Steuern aus unseren Bergwerken, Domänen und Forsten jährlich zieht. Die Ausbeutung der Harzbergwerke wird mit einer Energie betrieben, daß jetzt dreimal so viel wie zur hannover'schen Zeit ausgebracht werden soll. Bei der Verpachtung der Domänen wird jetzt durchschnittlich ein um einhelmal höherer Pachtzins herausgeschlagen; und welchen Umfang unsere Domänen haben, können Sie daraus ermessen, daß unter den 57 Pachtungen, welche im Jahre 1871 im ganzen preußischen Staate vergeben werden sollen, 29 allein auf Hannover kommen und zwar mit einem Flächeninhalt von 13,805 Morgen. Von den großen Summen Gefällen, welche in unserm Lande für preußische Staatskassen erhoben werden, bleibt für die Verwaltung sicherlich nur der geringere Theil in demselben. Ein sehr vortheilhaftes Gelegschäft hat Preußen jedenfalls mit dem Hannerjen gemacht, wenn es in politischer Bedeutung mit der „hannover'schen Bendée" schwerlich gewonnen hat.

Rückblick auf den Winter 1869—70 im Lungau**).

Die ältesten Leute können sich im Lungau keines so strengen und andauernden Winters erinnern, wie der letztverflossene war.

Der Herbst, im Lungau gewöhnlich die schönste Jahreszeit, war kühl und trübe. Schon im Oktober fiel an 5 Tagen Schnee, der erste am 18. Von diesen Tage an verschwand er nur noch an südwestlichen Abhängen, während an schattseitigen Gegenden der Schnee vom 18. Oktbr. 1869 bis Anfangs Mai 1870, somit nahezu 7 Monate, liegen blieb.

Am 28. Okt. früh 5 Uhr zeigte das Thermometer 15° R., des Tages über schneite es sehr stark, und von diesem Tage an blieben auch in der Ebene die Fluren und Felder mit Schnee bedeckt bis zur zweiten Hälfte April ds. Js. Im Ganzen fiel vom 18. Oktober bis zum 4. Mai an 42 Tagen Schnee, so

*) Erst die vorige Woche hatten wir hier in Landshut und andernorts in Südbayern einen leisen Geruch von Höhenrauch den und der Wind aus Norddeutschland zugeführt. Die Red. d. Bayh. Ztg.

**) Aus der Salzburger Ztg.

Digitized by Google

daß er im Maximum in der Ebene um Tamsweg an 4 Fuß erreichte.

Wenn im Allgemeinen bei tiefem Schnee die Temperatur eine mildere ist, als bei weniger Schnee, so war dieß letzten Winter nicht der Fall. Im Oktober war die tiefste Temperatur — 15° R., ebenso im November, im Dezember — 21.8° R., im Jänner — 22°, im Februar — 24°, im März — 13°, im April — 9° R. Diese angegriffenen Temperaturgrade erstrecken sich in der Regel nicht blos auf 1—2 Tage, sondern in der Mehrzahl der Fälle mit mehr oder weniger Differenz auf 8 bis 14 Tage.

Nicht so niedrig war die Temperatur in den Winkeln, so beispielsweise in Lessach, wo im Jänner die niederste Temperatur — 12°, im Februar — 15° R. betrug.

Da noch im Oktober ein intensiver Frost einfiel, wo die meisten Bäume noch in Saft und belaubt waren, so fiel auch das Laub weder an den Laubbäumen noch die Nadeln an den Lärchen ab, und heute am 14. Mai ist an den Obstbäumen neben den aufspringenden Knospen noch das verdorrte Laub vom vorigen Herbste, was im Frühjahre einen eigenthümlichen Eindruck gewährt.

Da sich die winterliche Kälte bis Ende April hinzog, und Schnee, hoffentlich der letzte, noch am 4. Mai fiel, so blieb selbstverständlich die Entwickelung der Vegetation ebenfalls weit zurück. Erst gegen Mitte Mai schwellen die Knospen an Bäumen und Sträuchern, von einer Blüthe ist noch nirgends etwas zu sehen. Nur langsam erwacht das junge Grün der Felder und Auen; seit dem letzten Regen jedoch (am 5. d.) sprießt alles mit rapider Schnelligkeit, so daß Klüfter, die unter anderen Verhältnissen 2—3 Wochen hintereinander sich entwickeln, heute gleichzeitig in ihrer vollen Pracht dastehen. Es ist endlich doch Frühling geworden.

Meteorologische Beobachtungsstation Tamsweg am 14. Mai 1870. Dr. Lindner.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Bekanntmachung.

Dienstag den 7. Juni lfd. Js. Nachmittags 3 Uhr wird in Rottenburg ein

ganz freies Ochsen-Rennen

mit 6 Preisen nebst einer Weihsahne abgehalten.

Alles Nähere besagen die Anschlagzettel.

Rottenburg, den 31. Mai 1870.

1598(2b) **Das Rennrgericht.**

Spar-Kaffee (10g) 1490

von

E. B. Denike & Comp., Braunschweig.

Dieser jetzt allgemein bekannte Spar-Kaffe liefert ein ausgezeichnetes Getränk von reinem, gutem Geschmack und wird durch dessen Verwendung eine wesentliche Ersparung den sonst üblichen Ausgaben gegenüber erzielt.

Je mehr sich unser Spar-Kaffe Eingang verschafft und sich der Absatz täglich steigert, desto mehr wird auch unsere Etiquette den Spar-Kaffees nachgemacht (und sind bereits Etiquette-Nachahmungen von 12 Fabriken bekannt); da es uns nun nicht gleichgiltig sein kann, in der äußeren Nachahmung dasselben eine Waare in den Handel kommen zu sehen, deren Qualität keineswegs der unsrigen entspricht, so ersuchen wir dringend, bei Einkäufen auf unsere Firma genau zu achten, welche sich, sowie unsere Unterschrift, auf jedem Pakete befinden muß.

E. B. Denike & Comp.. Braunschweig.

gegründet 1790.

In Hellbrun allein ächt zu haben bei Herrn **L. F. Kred** und **Jul. Bechtle.**

1571 (2b)

Bekanntmachung.

Mit oberpolizeilicher Bewilligung gibt der Unterzeichnete ein

Kegel-Scheiben

auf neun Kegel mit zwei Lignum-Sanctum-Kugeln und nachstehenden Gewinnsten:

1. Preis	15 Gulden	mit seidener Fahne.	5. Preis	6 Gulden	mit seidener Fahne.
2. „	12 „	„ „ „	6. „	4 „	„ „ „
3. „	10 „	„ „ „	7. „	2 „	„ „ „
4. „	8 „	„ „ „	8. „	1 „	„ „ „

Eine seidene Fahne mit 1 fl. erhält derjenige Herr Schieber, der die ersten 7 Tage das meiste Geld einschießt, ferners eine seidene Fahne mit 1 fl., der die übrigen Tage das meiste einschießt. Eine seidene Fahne mit 1 fl. erhält derjenige Herr Schieber, welcher nach geschobenen 10 Ständen ein Freiloos erhält und den besten Treffer macht. Diese drei Beste werden frei gegeben.

Bedingnisse.

1. Dieses Scheiben beginnt **Dienstag den 7. Juni** und endet **Montag den 20. Juni,** worauf gestiert wird und die Preisvertheilung mit **Musik** stattfindet.

2. Das Loos kostet die ersten 3 Tage 3 kr., die nächsten 4 Tage 5 kr., die übrigen Tage 4 kr.

3. Die ersten 7 Tage haben renommirte Scheiben keinen Zutritt.

4. Das Lodrige weist der Anschlagzettel.

Aebach, den 30. Mai 1870.

Georg Spielbauer, Gastgeber.

505 Für Raucher 505.

Sein großes, wiederholt vermehrtes Lager in

Cigarren,

in vollständig abgelagerten Sorten von feinstem Aroma und bestem Geschmacke, sowie griech. und türk. Tabaken, Cigaretten, Planck- und Schnupftabaken, hält bestens empfohlen

M. A. Fahrmbacher,

15(2i) 505 Schrannenplatz 505.

Haarzöpfe

vom Jahre 1809 bis 1869, von Nr. 1, 2, bis 3, werden angekauft von

Johann Schön

1405(6i) in Landshut.

Frankfurter und Münchener Cours.

3. Juni 1870.

	Geber.	Nehmen.
3½% bayer. Obligat.	81¼	—
4% „ do.	86¼	86½
4½% „ do.	93¼	93½
5% „ do.	102½	101½
4% Grundrenten	87	86¾
4% Prämien-Anl. à 100 Thl.	107½	—
4% Pfandbriefe	91½	91½
5% Münchener Anl.	100½	100½
4½% Ludwigs-Aktien	123½	123.
4½% Nürnberger Silber-Anleihe	97¼	97½
6% Amerik. 82 Bonds	95¼	95⅝
Oesterr. Banknoten	97.	96¼
Napoleons	9. 23½	9. 23½
Friedrichsd'or	9. 59.	9. 58.
Augsburger Loose	6½	—
Barrenheimer Loose	5¼	—

Erdinger Schranne vom 2. Juni 1870.

	Waz.	Korn.	Gerste	Haber
Voriger Rest	256	56	46	—
Neue Zufuhr	708	276	114	122
Schrannenstand	964	332	160	122
Heutiger Verkauf	708	276	114	122
Rest	256	56	46	—

	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
höchster Preis	19	44	13	10	11	38	8	45
Mittlerer „	18	59	12	49	11	13	8	25
Niedrigster „	17	59	12	10	10	59	7	42
Zufriegen	1	11	1	17	—	—	4	— 21
Gefallen	—	—	—	—	—	—	—	—

Städtische Schwimmschule.

Den 4. Juni 1870 Mittags 11 Uhr Wasserwärme 13 Grad Reaumure.

Druck und Verlag der Joh. Thomann'schen Buchhandlung. (3. B. v. Zahnesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. Nr 24. Den 12. Juni: Hl. Dreifaltigkeitsfest.

Nach langen Jahren.

(Erzählung.)

Im Dorfe gewann Jasper sich seine Liebe, da er sich von allem Verkehr fern hielt, ganz in Zurückgezogenheit lebte, welche nur unterbrochen wurde, wenn auslädnische Freunde einkraten, um mit ihm zu jagen. Geld gab er genug aus, kümmerte sich aber nie darum, ob es in die Hände derer käme, welche es nöthig hatten und den rechten Gebrauch davon gemacht haben würden. —

Im Herrenhause hatte sich Alles umgestaltet. Jasper Ravensbourne hatte alle Zimmer neu decoriren und möbliren lassen und, um die Kosten dafür aufzubringen, im Parke Holz geschlagen und verkauft. Mir schnitt es ins Herz, wenn ich die Bäume durch das Dorf fahren sah, welche zu Lebzeiten des alten Herrn nicht angerührt werden durften. Die Dienerschaft war nach und nach völlig gewechselt, alle Stallleute hatten den Dienst verlassen, unter ihnen auch Foster, mein alter Freind, wenn ich so sagen darf, da er mir nie etwas zu Leide gethan hatte. Aber Mrs. Weston war noch da, wiewohl nicht im Hause selbst. Sie bewohnte das Wächterhäuschen am Eingange des Parks und hatte nun ihre kleine Tochter bei sich. Sie bort hausen sehen zu müssen, war für mich eine neue Kränkung, denn Mylady hatte immer gesagt, das Häuschen müsse mein Ruhesitz werden, wenn ich einmal aufhören werde zu dienen. Ich konnte der ehemaligen Kammerfrau allerdings keinen Vorwurf daraus machen, allein der Anblick mahnte mich doch stets wieder daran, wie sehr sich hier Alles geändert hatte. Ich glaube, daß sie diesen Platz zum Lohn für ihr Ausharren im Dienste des neuen Herrn erhalten, denn der sollte sehr böse darüber gewesen sein, daß so Viele davongegangen waren. Aber ungeachtet ihrer verbesserten Lage sah sie so gedrückt und scheu aus, wie nur jemals vorher, und auch die Anwesenheit ihres Kindes schien ihr keine wahre Freude zu machen, obgleich sie mit abgöttischer Liebe an demselben hing.

Die kleine Sally Weston war ein hübsches, munteres, freundliches Kind. Eines Tages stand ich am Fenster unseres Wohnzimmers und sah dem Mädchen nach, das mit der Bäckertasche in der Hand aus der Schule kommend sehr vergnügt die Gasse entlang lief. Ich dachte über das seltsame Spiel der Natur nach: eine so trübselige schwächliche Mutter und ein so lebensfrisches Kind. Eben sprang die Kleine von dem erhöhten Fußpfade auf den Fahrweg, um denselben zu kreuzen, als ein Karren in vollem Laufe den Hügel herabkam. Hatte sie bei dem Sprunge das Gleichgewicht verloren oder hatte der Zuruf des Fuhrmanns sie erschreckt und verwirrt, das weiß ich nicht: genug, ich sah sie stürzen und im nächsten Moment die Räder über sie hinweggehen.

Ich schrie auf. Mylady fuhr von ihrem Sitz empor, und schneller, als es sich sagen läßt, waren wir auf der Gasse neben dem kleinen Mädchen. Sie war nicht bewußtlos, Schreck und Angst schienen sie aber für den Moment zu lähmen. Schnell waren mehrere Leute versammelt, und es hieß, man wolle sie in des Doctors Wohnung bringen.

„Mein Haus ist näher," sprach Mylady, „trägt sie da hinein."

So geschah es. Sie wurde auf das Sopha gelegt und während Jemand lief, um den Doctor zu holen, sah Mylady neben ihr und suchte sie zu beruhigen. Sie dachte auch zuerst daran, daß um die Mutter geschickt werden müsse: Aufregung, Mitleid und Sorge schienen der Dame neue Kräfte zu verleihen. Die Verletzung erwies sich als ganz unbedeutend, und als die Mutter todtenbleich hereinstürzte und sich über ihre Sally beugte, konnte das kleine Ding schon wieder lächeln und den Kopf schüttlein auf die Frage, ob sie große Schmerzen habe.

Mrs. Weston wandte sich an ihre einstige Herrin mit lebhaften Danksagungen. Sie sprach wie immer leise und schüchtern, aber man hörte wohl, daß ihr die Worte vom Herzen kamen.

„Ach, Mylady ist so gütig, nicht wahr, Mutter?" hörte ich das Kind flüstern.

Die Mutter antwortete nicht, sondern schlug ihr Kind und verbarg dann ihr Gesicht in den Kissen. Mylady sagte freundlich zu ihr:

„Die ganze Sache hat augenscheinlich nicht viel auf sich, allein es wäre grausam, die Kleine jetzt in ihrer Ruhe zu stören, welche die beste Arznei für sie ist. Darum mag sie heute Nachts hier bleiben und morgen können Sie sie wieder nach Hause bringen."

Aber davon wollte die Frau nichts hören. Vergeblich erinnerten wir sie an die große Entfernung. Nachdem ihr erster Schreck überwunden war, schien sie nur noch die Sorge zu haben, ihr Kind so bald als möglich fortbringen zu können. Sie ließ selbst davon, um in der Nachbarschaft ein Fuhrwerk zu leihen, und eine halbe Stunde später fuhrte sie die Kleine hinweg. —

Bisher war unser Leben in der größten Einförmigkeit hingegangen. Aber nicht lange nach diesem Vorfall glaubte ich eine Veränderung wahrzunehmen, welche mir das Blut in den Adern zu Eis gerinnen ließ: es schien mir mit meiner Herrin zu Ende zu gehen. Sie war immer schmaler, blässer und schwächer geworden, dann und wann schwanden wohl meine Befürchtungen wieder, doch kehrten sie stets verstärkt zurück. Dabei war sie die Geduld selbst, vollkommen ruhig, ja scheinbar glücklicher als früher und ich irrte wohl nicht, wenn ich annahm, sie fühle selbst, daß sie es nicht mehr lange machen werde, und freue sich darauf, mit ihrem geliebten Knaben vereinigt zu werden. Stundenlang konnte sie liegen mit einem Buche in der Hand, ohne über wenige Zeilen hinauszukommen; öfter noch war sie in die Betrachtung eines Bildes vertieft, welches ein Kinderköpfchen mit lachenden blauen Augen und flachsblonden Locken vorstellte.

Nicht mir allein fiel die Umwandlung in ihrem Zustande auf, auch Jessie bemerkte dieselbe und Mr. Harrington, welcher von Zeit zu Zeit seine Verwandte besuchte.

Außer ihm kam Niemand. Mylady war das einzige Kind gewesen, ihre Eltern längst todt, und so stand sie beinahe ganz allein in der Welt und nur wenige Personen von ihrem Blute würden an ihrem Grabe getrauert haben. Aber für mich war der Gedanke an ihren Tod der schrecklichste, welchen ich überhaupt fassen konnte, denn sie war meine ganze Welt. Auch meine Verwandten waren zum Theil gestorben, zum Theil aber die ganze Erde zerstreut und so sehr jeder noch Lebende Antheil an meinem Herzen hatte, stand mir doch nichts auf Erden so nahe, wie Mylady. Ich war fünfzig Jahr alt geworden und hatte seit meiner frühesten Mädchenzeit immer bei den Ravensbournes gelebt und von allen Ravensbournes war sie ja die beste, mit die Theuerste.

Sechstes Capitel.

Nachdem ich mich überzeugt hatte, daß Mylady in der That fortwährend an Kräften abnahm, vermied ich es so viel als irgend möglich, sie allein zu lassen. So beschäftigte mich an einem Sonnabend, etwa neun Monate nach dem Unfall der kleinen Sally Weston der Gedanke, wie ich es am folgenden Tage möglich machen werde, einen Gang zur Mutter dieses

Digitized by Google

Kindes anvertrauen, welcher ich dringende Näharbeit übergeben sollte. Sie bewohnte nicht mehr das Wächterhäuschen, sondern hatte, ich weiß nicht weßhalb, ein vereinzelt gelegenes Gehöft bezogen, ganz am anderen Ende des Parks. Die kleine Sally besuchte auch die Schule in Ravensbourne nicht mehr.

Ich saß an jenem Abende im Zimmer meiner Gebieterin, hatte eine Arbeit in Händen und lauschte auf die unruhige Bewegung der Schlafenden. Es wurde spät und ich konnte doch nicht zu dem Entschlusse kommen, sie zu wecken, da sie an den Tage mir schwächer als gewöhnlich vorgekommen war. Endlich lehnte ich mich in meinen Sessel zurück, dachte wieder einmal an die lange Reihe von Jahren, welche ich hier verlebt hatte, und endlich gewannen Ermüdung und die Schwüle der Luft die Oberhand über meine Sinne. Mehrere Stunden mußte ich so zeitschlafen haben. Denn, als ich erwachte, wies die Uhr auf dem Nachttische auf Vier. Ich trat leise ans Fenster, das noch geöffnet war; am klaren Himmel war bereits ein Dämmerschein und Morgenfrische wehte mich an. Ich atmete dieselbe einige Minuten lang ein und wollte gerade die Roulette herunterlassen, als ich ein Geräusch vernahm und jenseits der Gartenthüre ein Gesicht bemerkte, welches aufmerksam unser Haus zu betrachten schien. Mein erste Bewegung war Schreck, denn wir drei Frauenzimmer lebten da ganz allein. Aber als die Gestalt sich langsam näherte, erkannte ich, daß zunächst keine Ursache zur Besorgniß vorhanden war, desto mehr zum Staunen; denn ein Kind war es, das vorsichtig die Gartenthür öffnete und hereintrat.

So leise als möglich stahl ich mich aus dem Zimmer und die Stiege hinab, öffnete die Thüre ein klein wenig — denn es konnte ja Jemand das Kind vorausgeschickt haben und folgen, sobald der Eingang frei war — und fragte hinaus, wer da sei?

Einige Secunden lang rührte sich nichts, dann antwortete eine schüchterne Stimme:

„Ich bitte, ich bin es nur, Sally Weston, erkennen Sie mich nicht?“

Das Kind hatte während dessen das Gesicht fest an den Thürspalt gedrückt und ich erkannte nun wirklich die Tochter der Mrs. Weston. Das arme Ding zitterte am ganzen Leibe und weinte bitterlich. In der Furcht, daß sie Mylady wecken könnte, zog ich sie geschwind herein, verriegelte die Thüre wieder und ging mit der Kleinen in die Küche, um zu hören, was sie zu solcher Zeit zu uns führte.

(Fortsetzung folgt.)

Oberammergau*).

Das war ein Tag, der letzte Sonnabend, wie geschaffen für die Pilgerfahrt nach Oberammergau, so schön und klar, so farbenfrisch und sommerwarm? Alle stimmte da Wellengrün und Alpenbläue zusammen, wie sag das Herz schon von See zu Bergen hin! Ueber den See ging die Morgenfahrt, wie vor 10 Jahren, aber von Seefhaupt ging's diesmal besser und bequemer als damals. Es ist reichlich gesorgt für die nach Ammergau Wallenden. Nicht gering können wir das Unternehmen der „Dampfschiffahrtsgesellschaft auf dem Würmsee“ empfehlen, welche von Seefhaupt bis Oberammergau und zurück ganz gute bequeme Omnibusse stellt und nebenbei einen sehr mäßigen Preis berechnet. In einem solchen Wagen, vom Koupé den vollen Blick in die Berge gerichtet, fuhr ich Murnau zu. Den Weg dahin, das näher und näherrückte voller Alpenherrlichkeit, den Mittag im bereits überfüllten aber dennoch gut herbergenden Murnau zu schildern, ist hier nicht der Ort. Ich stieg wieder den Eitaler Berg hinan; ich meinte kaum, daß ein Jahrzehnt verflossen, seit ich damals diesen Weg gegangen, die prächtige Waldstiege hinauf, zur Seite das rauschende Gießbächel, so bekannt grüßte mich wieder alles. Es war dasselbe wundersame Schauspiel, wie dazumal: die Straße besäet mit Menschen aller Provinzen, aller Länder, ein Pilgerzug, wie ihn Europa in solcher Art nicht aufzuweisen hat, wie wir ihn an einem andern Ort (dieses Blatt hat freundlich darauf hingewiesen) geschildert haben. Und dann grüßte die schöne Kirchenkuppel von Ettal wieder und endlich, im klaren Abendlicht, lag auch Ammergau wieder vor meinen willkommfreudigen Blicken. Gegrüßt du gastliches Haus mit deinen lieben Bewohnern, das mir so freundliches Obdach bot! Das war gefunden, aber das Billet zur morgenden Vorstellung nicht so leicht. Die Kasse war geschlossen, Hunderte warten schon abgewiesen. Aber es glückte denn doch noch, und als am Sonntag früh der Signalschuß gefallen war, da saß ich gleich den Tausenden vor mir und um mich herum erwartungsvoll vor dieser Bühne, wie die Welt keine zweite besitzt. Rand ich wieder, was ich vor 10 Jahren gefunden, konnte ich bestätigen, was ich vor Monden in demunbernder Erinnerung geschrieben? Mit voller Ueberzeugung kann und muß ich Ja sagen, ja, fast war mir der Eindruck dieses Spiels noch harmonischer und mächtiger, als der des vorigen. Ich fand meine damals ausgesprochenen Hoffnungen und Wünsche erfüllt: ich fand nichts geändert an Text und Inhalt, an Form und Darstellung des heiligen Spiels, es ganz und gar noch eingefaßt in die ihm gezogenen Schranken, welche ihm allein die Berechtigung seiner Existenz geben; ich fand alles wieder: die so ganz und gar vom gewöhnlichen, Theatralischen“ absehende Auffassung des Spieles und der Aufsucher; die großartige, von aller Reflexion freie Unmittelbarkeit der Darstellung; dieses frische, alles durchgeistende, selbst in den geringsten Nebenfiguren pulsirende Leben; diese wunderbaren, auch das kleinste Kind, selbst das „Handeln des Tobias“ in unerschütterliche Ruhe bannenden „lebenden Bilder“; diesen antik großartigen Rhythmus des Chors, alles das, aber ich fand manches sogar noch besser, noch gelungener, als vor 10 Jahren war.

Unter den Hauptdarstellern der diesmaligen Passion ist besonders eine Aenderung, allerdings eine hauptsächliche, vorgegangen: die Person des Christus ist eine andere geworden, der Bildschnitzer Joseph Maier ist an die Stelle Rupert Schauer's getreten, dem wir damals so warmes Lob spenden mußten. Aber das gebührt auch dem vermaligen Darsteller des Messias. Wollte und mochte jemand dünken, als brächten seine Züge nicht das volle ganze Christusbild zum Ausdruck, so riß und bot auch dieser Auffassung seiner Aufgabe zur vollsten Anerkennung hin; sein Spiel ist groß angelegt, edel, würdig und klar, ernst und milde voll, die Sprache schön und natürlich, und wie er endlich am Kreuz erhöht ist, bietet er uns in dem Ebenmaß seines Körpers, in der plastischen Ruhe seiner Haltung, in der wirklich meisterhaften Erfassung des letzten „Augenblicks“ ein „Kruzifix“ von erhabenster, erschütternder Wirkung.

Die Darsteller des Kaiphas, Herodes, Pilatus und Judas sind die alten geblieben; bessere Repräsentanten hätten diese Gestalten auf der Ammergauer Bühne nicht finden können. Kaiphas (Johann Lang) ist wieder der fanatische Hohepriester; der fanatische markige Gesell, der breitspurig, mit hierarchischer Sicherheit auftritt und nicht ruht und rastet, als bis er die „Synagoge und den alten Glauben“ von dem „Verführer von Nazareth“ befreit hat — der Herodes (Fr. Lang) ganz das Bild wieder des üppigen sinnlen Groben, dem alles Höhere Narrenhetzbing, den es auch mit der Person des Messias nur um einen augenblicklichen Genuß, einen neuen greifrunden Kitzel zu thun ist. Pilatus (Peter Flunger, der verdiente Bildhauer-Künstler Ammergau's) war wieder so ganz der noble skeptische Römer, wie wir ihn damals geschildert haben, im Herzen voll Verachtung gegen die Juden, aber doch ohne Muth, ihnen offen zu widerstehen, und Judas (Georg Lechner) spielte wieder so psychologisch wahr, so eindringlich natürlich seine furchtbare Rolle, wie wir sie vor 10 Jahren an ihm bewundert haben.

Wer von den Aposteln aus der letzten Dekade herübergenommen worden ist, kann ich nicht genau sagen, Johannes hat in Johann Zwink einen hübschen jugendlichen Darsteller gefunden. Den den Frauen fanden wir Maria Magdalena (Josepha Lang) wieder; die Maria war eine andere, und diese Wandlung scheint uns das zu sein, was die diesmalige „Passion“ über die frühere hinaushebt. Was Devrient vor 20 Jahren von dem Vater dieser Maria, dem wackern Flunger, dem damaligen Gipsstus sagte, das sagen wir in voller Wahrheit nun von der Tochter: ihre Darstellung ist nicht angelernt, sondern angeboren. Diese jungfräulich rührende Erscheinung, mit der natürlichen ungekünstelten Sprache, dem harmonischen, ungehinderten und doch wunderbar alle Seelenstimmungen wiederspiegelnden Spiel ist ein Madonnenbild, so schön und wahr, so rein und sinnig, wie

*) Aus der Schl. Ztg.

Digitized by Google

es nur aus den Rahmen unserer besten deutschen Meister in's Leben treten scheint. Möge Franziska Lininger diese Unmittelbarkeit und Natürlichkeit ihrer Auffassung beibehalten, sich durch keine unbesonnene Kritik, an der es nicht fehlen wird, einreden lassen, sondern so den Weg der „schmerzensreichen Mutter", wie sie ihn am letzten Sonntag gegangen ist, fortgehen, so uns immer das eine klare, liebliche Bild zeigen, — und sie wird sich und die diesmalige Ammergauer Passion allen unvergeßlich machen.

Ich will diesem letzten Bilde kein neues mehr zufügen. Ich sage einfach nur: kommt und holt! nach allem, was man vernimmt, wird der Zufpruch in's stille Thal der Ammer ein unermeßlicher werden. Das gastliche Ammergau hat für alle, die mit freundlichem Interesse zu ihm kommen, Raum. Ist einer so unglücklich, am Spieltag zu spät gekommen zu sein, nun dann wird, trotz der großen Anstrengung der Wiederholung, am andern Tag noch einmal gespielt. Am Sonntag war's auch so. Als ich Abends hinaustrat, strömten schon wieder neue Scharen heran. Es war ein Kommen und Gehen, stimmungsvoll, wie er zu einem solchen Tage mit solchen Eindrücken paßt. Bald trennen Einen Berg und See wieder von Oberammergau, aber die Erinnerungen daran, die gehen mit einem weit fort und lang in's Leben hinein.

Fr. Lamperi*).

*) Herr Lamperi ist protestantischer Pfarrer. Die Red. d. Bad. Ztg.

Die Kanalisirung zu Landshut.

Systematische Abzugskanäle hängen ganz wie reichliche Wasserversorgungen mit dem Fortschritte der gesellschaftlichen Verhältnisse, der Steigerung der Lebensbedürfnisse und der Zunahme der städtischen Bevölkerung zusammen, da gleichzeitig mit diesen Verhältnissen sich auch die Gefahr schädlicher Einflüsse für die Gesundheit und das Bestreben, diesen Einflüssen mit Aufwendung größerer Kräfte entgegenzutreten, steigert.

Diese durch alle Jahrhunderte und an allen civilisirten Völkern gemachten Wahrnehmungen von den unvermeidlichen Nothzuständen der Kanallosigkeit bewährter Städte führte auch bei uns zur Anlage von Abzugskanälen, welche anschließlich den Zweck hatten zur Erlangung größerer Straßen-Reinlichkeit das Regen- und Brunnenwasser von den Straßengossen in sich aufzunehmen und ohne weitere Belästigung abzuführen.

Die Abwässer aus den Gewerben und aus den Ausgüssen der Häuser dagegen, welche nicht gerade in unmittelbarer Nähe der Ifar liegen, sollten in den Höfen in sogenannte Senk- oder Versitzgruben eingeleitet, und der Nachstand von diesen Flüssigkeiten, der in den Boden nicht mehr versickern konnte, von Zeit zu Zeit mit Wagen abgeführt werden.

Unter solchen geringen Anforderungen an die Kanäle wurde in Landshut, wie in fast allen übrigen Städten, die Kanalisirung begonnen und derselben in kurzer Zeit eine Ausdehnung von 7,600 Fuß gegeben, wobei das angewandte Gefälle zwischen 0.4 bis 0,8 pCt. betrug, was für den vorgesteckten Zweck vollständig genügend gewesen, wenn derselbe in der That und nicht bloß in den polizeilichen Vorschriften erhalten geblieben wäre.

Diese allgemein unterschätzte Ausdehnung über die Benützung der Kanäle zeigte sich in dem Maße, als sich das Kanalsystem vergrößerte, weil jeder Hausbesitzer mit Freuden auf den neuen Kanal vor seinem Hause wartete, in welchem er, anstatt in die Versitzgrube, die ihm schon lange lästig geworden, für seinen Hausbrunnen schädlichen Flüssigkeiten ohne Mühe und fernere Ausgaben einzuleiten trachtete.

Damit war aber von dem ursprünglichen Zwecke der Kanäle vollständig abgegangen worden, und die Kanäle, welche nach ihrer Construction im Stande gewesen wären, den leichtflüssigen Inhalt fortzuschaffen, waren nicht mehr vermögend, den festen und schlammigen Unrath, welcher ihnen trotz des positiven Verbotes in immer größerer Menge zugeführt wurde, abzuleiten, und damit waren eigentlich die Schlammgruben von den Höfen an die Straßen verlegt, wo sie gegenwärtig zum Theil noch zu finden sind.

Diese unterirdischen großen Pfützen hauchten nun Ausdünstungen aus, die nicht nur im hohen Grade belästigend und Ekel erregend waren, sondern, da dieselben von bereits in Fäulniß übergetretenen vegetabilischen und animalischen Körpern herrührten, für die Gesundheit der Einwohnerschaft um so gefährlicher wurden, als auch schon mehrere in der Nähe der Kanäle gelegene Brunnen die unläugbarsten Spuren von Infiltration auch denselben enthielten.

In dieser großen Kalamität griff man zum nächst gelegenen Mittel, die Kanäle zu reinigen, d. h. den schlammigen Inhalt durch Ausschöpfen zu beseitigen, was im Anfange jährlich Einmal, später Zweimal mit immer größeren Kosten und immer geringerem Erfolg vorgenommen wurde, da die Verunreinigung von Jahr zu Jahr zunuchs; dabei fingen die Kanäle an, durch üblen Geruch immer mehr zu belästigen, und überhaupt in jenes Stadium überzutreten, wo eine gewöhnliche Reinigung nicht mehr ausreicht und zu einem wirksameren Mittel gegriffen werden mußte, um die Salubrität unserer Stadt nicht in äußerst gefährlicher Weise zu beeinträchtigen.

Dieses Mittel konnte aber bei der äußerst günstigen Lage unserer Stadt zum Flusse, der wie für eine längst projektirte Durchspülung gestaut zu sein schien, nichts Naturgemäßeres sein, als eine systematische Durchspülung der größeren Kanäle und die damit verbundene Beseitigung ferneren Ablagerungen faulender organischer Stoffe.

Nach dem hiefür gefertigten Entwurfe, welcher von beiden Gemeindekollegien einhimmig angenommen und von der kgl. Staatsregierung genehmigt wurde, sollte durch einen Hauptwasser-Stiel, welcher an der Ifar oberhalb dem Kinderspielplatze beginnend, den Krankenhausgarten, die obere Lendgasse durchzieht, beim Waisenhaus in die Altstadt eintritt und diese in ihrer ganzen Länge bis zur Herrengasse verfolgt, die Wasserzuleitung geschehen, von wo aus die Durchspülung sämmtlicher Kanäle der Seitengassen vorgenommen und das Spülwasser durch den Neustadt-Kanal gesammelt, der Ifar unterhalb dem Wehre zugeführt werden sollte.

Dabei waren im Entwurfe Querschnitt und Gefälle für den Haupt-Stiel so gewählt, daß selbst bei dem nahezu kleinsten Wasserstand der Ifar, bei welchem die Wasserkiefe an der Eingangsschleuße bis auf 0,8 herabsank, die durch ihn geförderte Wassermasse, ohne Einrechnung des einfließenden Brunnbaches, 20 Kubikfuß pr. Sekunde oder 17,400 bayerische Eimer pr. Stunde betragen sollte, und in der That auch wirklich beträgt.

Die Kosten für die Herstellung des ganzen Spülsystemes waren auf fl. 35,000 veranschlagt, wovon für den neuen Hauptstiel fl. 26,000 und für die Tieferlegung der bestehenden Kanäle fl. 9000 berechnet waren.

Diese, obwohl große Summe, schien im Gegenhalte zu dem Werke, welches den bedrohten Gesundheitszustand der Stadt vor weiteren Gefährdungen bewahren sollte, und welches nebenbei noch versprach, an allen Orten der dichtbevölkertsten Stadtviertel unerschöpfliche Wassermassen bei einem Brandunglücke zu liefern, nicht zu hoch, um der Stadt diese Vortheile, für welche an vielen anderen Orten bedeutend größere Opfer gebracht wurden, zu verschaffen, und so ward die Ausführung beschlossen und der Beginn der Arbeiten angeordnet.

Es kam im Jahre 1868 der Haupt-Stiel von der Ifar bis zur Spiegelgasse in einer Länge von 1300 Fuß mit der Eingangsschleuße, der Seitenkanal in der Spiegelgasse in einer Länge von 400 Fuß, und die Tieferlegung des Neustadt-Kanales von der Regierungsgasse bis zur Frohnveste in einer Länge von 1600 Fuß zur Ausführung mit einem Kostenaufwand von fl. 21,000.

Nicht ausgeführt sind bis heute der Kanal in der Altstadt und die Tieferlegung der Kanäle in den Seitengassen, was mit dem unverbrauchten Rest der Anschlagssumme im Betrag von fl. 14,000 jeder Zeit geschehen kann.

Was den Erfolg der bereits ausgeführten Durchspülung anlangt, so ist derselbe nicht hinter den gemachten Erwartungen zurückgeblieben, sondern das Unternehmen leistet jetzt schon in seinem unvollendeten Zustande das, was man nach dem Entwurfe hoffen durfte, nämlich die continuirliche Durchspülung des Hauptkanales in der ganzen Neustadt und des Seitenkanales in der Spiegelgasse mit circa 1800 bayer. Eimern pr. Stunde, und die vollständige Reinhaltung der Kanalsohle von dem früher dort massenhaft angesammelten Schlamm und Unrath.

Leider kann und darf nach dem Entwurfe der kleine Seitenkanal in der Spiegelgasse, als erste und gegenwärtig einzige

Digitized by Google

Ableitung, welche bei gleichem Gefälle mit dem Hauptkanal nur $^1/_6$ von dem Querschnitt des letzteren hat, nicht die ganze Wassermenge abführen, welche der Hauptkanal zur Durchspülung von 8 Seitenkanälen liefert und liefern muß, und aus diesem und keinem anderen Grunde mußte zur Minderung der zuströmenden Wassermasse aus der Ifar, die in dem unvollendeten Kanalsystem nicht abfließen kann, und nur schädliche Stauungen und Schlammablagerungen im Zuleitungskanal hervorrufen würde, das Einlenken der Schütze am Eingang des Kanales von der Ifar geschehen.

Eigentliche Anstände, welche auf den Bau oder dessen Fortführung einen schädlichen Einfluß hatten, sind ohngeachtet der mit so vielen technischen Schwierigkeiten verknüpften Bauleitung nicht im Mindesten vorgekommen und werden sich auch der Vollendung dieses großen, für unsere Stadt so segensreichen Unternehmens nicht entgegenstellen.

Da im Verlaufe der nächsten Woche wieder die Räumung der noch nicht durchspülten Seitenkanäle vorgenommen werden soll und zu diesem Behufe mehrere Wierungen am Hauptkanal in der Neustadt geöffnet werden müssen, so ist Gelegenheit geboten, sich von der kräftigen Durchspülung und von dem Unterschiede der durchspülten und nichtdurchspülten Kanäle zu überzeugen.

Eine solche thatsächliche Ueberzeugung wird nicht verfehlen, die absolute Nothwendigkeit zu constatiren, mit welcher die Vollendung des Spülsystemes verlangt ist.

Kann aus Rücksichten der Sparsamkeit auch nicht gleich die ganze Vollendung für die nächste Zukunft in Anschlicht genommen werden, so steht der allmäligen Vollendung in mehreren Jahren gewiß kein finanzielles Hinderniß im Wege, insbesondere wenn man von dem Stampvunkte ausgeht, daß alle Unternehmungen, welche Annehmlichkeiten und Verschönerungen bezwecken sollen, der Salubritätsfrage, der Vorsorge für Leben und Gesundheit der Bevölkerung unterzuordnen sind.

Die Stuttgarter illustrirte Volksausgabe des Don Quixotte von Cervantes.

* Das Beiblatt zur Landsh. Ztg. hat vor mehreren Wochen bereits ausführlicher auf die schöne und billige Volksausgabe des Don Quixotte von Cervantes, aus dem Spanischen übersetzt, mit dem Leben von Miguel Cervantes nach Viardot und einer Einleitung von Heinrich Heine, dritte Auflage in neubearbeiteter Uebersetzung, mit mehr denn 100 Illustrationen nach Tony Johannot neu gezeichnet von C. Offterdinger, Stuttgart, Krieger'sche Verlagsbuchhandlung, 1870, aufmerksam gemacht. Das interessante Buch erscheint in Lieferungen und liegt uns nun das dritte bis sechste Heft vor. Die Illustrationen sind wie in den ersten zwei Lieferungen gleich vorzüglich, geistreich und anziehend. Diese schöne und billige Ausgabe eines hochberühmten Buches findet sicher große Verbreitung!

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Plauer.

Theater in Landshut.

Sonntag den 12. Juni 1870

Letzte Vorstellung

in den Gebieten der

Geologie, Physiologie, Astrologie und Physik.

1. Abth. **Die wissenschaftliche Geschichte der Schöpfung** umfaßt in 86 naturgetreuen Darstellungen den Entstehungs- und Entwicklungsgang unseres Erdballs mit seinen organischen Lebewesen, den bestehen Vergangenheit nach Millionen von Jahren zählt, bis zur Diluvial- oder Eisperiode; sodann wird namentlich auch die, durch die geschärften Ergebnisse der Forschung berechnete Urgeschichte des Menschen in das Bereich der Betrachtung gezogen und durch folgende Fragen näher umrahmt: **Woraus, aber zu welcher Zeit sind die ersten Menschen entstanden? Wie waren und lebten sie? Wo stammten sie her?** — „Nur eine, durch Thatsachen begründete, natürliche Anschauungsweise vermochte die höchsten Lebensfragen, in welcher die Menschheit so viele Jahrtausende hindurch in Sagen und Mythen befangen, zu lösen."

II. Abth. **Astronomische Betrachtungen über die Himmelskörper im Weltenraume** vorgeführt in 20 (theils beweglichen) Erscheinungen, welche in einer der Bühne entsprechenden Größe im intensivsten Lichte erscheinen.

Den Schluß bilden: Der Mond in Jahresreihen — Naturphänomene am Nordpol, unter dem Aequator und auf dem Meere. — Optisch-physikalische Täuschungen.

Preise: Loge 30 kr., Sperrsitz 24 kr., Parterre 18 kr., Galerie 9 kr. Schüler und Militär auf allen Plätzen die Hälfte. — Kassaöffnung 7 Uhr, Anfang 8 Uhr, Ende 10 Uhr. Eintrittskarten sind Sonntag Vormittag den 11—12 Uhr an der Theaterkasse zu haben. 1667

Danksagung.

Für die so zahlreiche und ehrende Betheiligung bei dem heil. Seelengottesdienste und dem Leichenbegängnisse unserer lieben Mutter und Schwägerin,

Frau Theresia Henneberger,

Residenz-Portiers-Wittwe,

sprechen wir hiemit unsern tiefgefühltesten Dank aus mit der Bitte, der theueren Verblichenen ein frommes Andenken im Gebete bewahren zu wollen.

Landshut, am 11. Juni 1870.

Die tieftrauernden Hinterbliebenen.

1688

In der Jos. Thomann'schen Buchhandlung in Landshut ist zu haben:

Stolz, Alban, wilder Honig (Fortsetzung der Witterungen der Seele) Preis 2 fl. 20 kr.

Dr. Schneider, die Unsterblichkeitsidee im Glauben und in der Philosophie der Völker. Preis 4 fl. 42 kr.

Pröbler, das mathematische Aschenbrödel in Schule, Werkstatt, Wald und Feld oder der Ingenieur-Rechnech mit und ohne Verbindung seiner polytechnischen Briefstasche als populärstes Universal- und Tascheninstrumentchen mathematischer Gymnastik und Praxis. Preis 2 fl. 48 kr.

Wenig, Handwörterbuch der deutschen Sprache mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung neu bearbeitet von Dr. L. Kellner, kgl. Regierungs- und Schulrath. Preis 4 fl. 30 kr.

Niggl, die deutsche Küche. Preis 36 kr.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnesnig.)

Gregori. Handl, jetzt kommt's Beuen, wie geht's heuer mit der Fahrt? 1689

Handl. Ja, wer weiß's geh'n, ich muß halt wieder d'Nothfahrt benützen.

G. Was sagt aber der große Herr von E. mit sein'm steifen Schnauzer?

H. Na, i hab' ja schon eine Commission g'habt, da hab' i ja so den Herrn Bermuthmaßrichter g'fragt, er möcht mit meine neue Fahrt zieh'n, und da hat er mir zur Antwort geb'n: „das kann ich selber nicht!"

G. Aber du, der große Herr mit sein'm Forstschiitzenverstand?

H. Geh, da laß mi aus; der hat vor etlichen Jahren sein Geld net a mal kennt, und wenn sein alter Vater nöt dazu kemma wär, der ihn aufmerksam g'macht hätt, hätt er mir vermuthlich d' ganz Holz nit g'kauft.

G. Schau, schau, er hat sich halt g'irrt oder hat's nöt g'wußt, vielleicht laßt er jetzt d' Nothfahrtsstüfel dalist machen.

H. Na, das werd'e glaub i selber, und dös zwoat wenn er wöllt, dös wär für mich ein G'fall'n, da könnt ich leicht die 20 fl. Nothfahrtsgeld zahl'n.

G. Wie so?

H. No, seh'n ja die Obern auch jetzt über mein Wieten

G. Dös is schon, entweder kriegst auch a Nothfahrtsgeld von denen, die über dein Wiesen fahr'n, oder sie zeig'n die eine andere Fahrt, nachher brauchst d' Nothfahrt auch nimmer, y'Endig'n.

Bei dem Unterzeichneten kann ein

ordentlicher Knabe

sogleich unter annehmbaren Bedingungen in die Lehre treten.

Xaver Lisl,

1690 Schneidermeister in Rottenburg i. N.

Erdinger Schranne vom 9. Juni 1870.

	Weiz.	Korn.	Gerste	Haber
	Schäffel			
Voriger Rest . . .	14	—	—	—
Neue Zufuhr . . .	629	237	97	131
Schrannenstand . .	643	237	97	131
Heutiger Verkauf	643	237	97	131
Rest	—	—	—	—
	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.	fl. kr.
Höchster Preis . .	20 43	14 10	12 53	8 59
Mittlerer „ . .	19 43	13 35	12 16	8 41
Niedrigster „ . .	18 38	13 20	11 51	8 30
Gesteigen	— 44	— 46	1 3	— 16
Gefallen	— —	— —	— —	— —

Städtische Schwimmschule.

Den 11. Juni 1870 Mittags 11 Uhr

Wasserwärme 12 Grad Reaumure.

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.
Siebenundzwanzigster Jahrgang 1870. № 25. Den 19. Juni: Gervasius und Protasius.

Nach langen Jahren.
(Fortsetzung.)

Es währte einige Zeit, bis Sally im Stande war, mir in Absätzen zu berichten:

„Meine Mutter ist so krank, sie sagt selbst, daß sie sterben werde, und sie will nicht leiden, daß ich jemand Andern zu Hilfe rufe, aber darauf bestand sie, daß ich gleich zu Ihnen gehen, obgleich es so dunkel war, und ich mich fürchtete. Sie bittet so sehr, daß Sie zu ihr kommen möchten, sie muß Sie durchaus sprechen und ist ganz allein."

Ich weiß nicht, wie es zuging, aber ich hatte sofort die Empfindung, ich müsse auf jeden Fall gehen, trotz der nächtlichen Stunde und obgleich dann Mylady allein wäre. Dieses Gefühl war so stark, daß ich gar nicht zum ruhigen Ueberlegen kam. Erst als ich schon einen Mantel umgeworfen und einen alten Hut aufgesetzt hatte, dachte ich einen Augenblick noch. Mylady würde mich voraussichtlich innerhalb der nächsten Stunden nicht brauchen, Jessie lag im festen Schlaf, Laurst dachte ich daran, sie zu wecken. Aber die ganze Angelegenheit hatte ein so seltsames, abenteuerliches Ansehen, daß es mir widerstrebte, dem Mädchen darüber Aufklärung zu geben. Die Wahrscheinlichkeit sprach dafür, daß ich wieder zurück sein werde, ehe das Mädchen noch aus der Schlafkammer herauskäme. Andernfalls konnte ich ihr ja nachher das Nöthige mittheilen. Und so machte ich mich denn heimlich auf, schloß die Thür ab, und steckte den Schlüssel zu mir.

Schweigend gingen wir neben einander die Dorfstraße hin. Als wir zum Park kamen und ich schon die Hand an den Griff des Gatterthores gelegt hatte, zog das Kind meinen Arm leise zurück und sagte:

„Die Mutter hat mir eingeschärft, Sie so zu führen, daß kein Anderer Sie sehen könne, darum kommen Sie lieber diesen Weg."

Sie deutete auf den Fußpfad, welcher außerhalb des Parkes an der Einzäunung hinlief. Das wurde immer seltsamer. Wozu dies Geheimniß? Sollte irgend etwas gegen mich im Werke sein? Doch im nächsten Augenblicke schämte ich mich dieser Furcht und folgte ohne Zaudern meiner kleinen Führerin durch die stille thauige Nacht. Weit und breit rührte sich nichts und kein lebendes Wesen war außer uns zu erblicken. Als wir dem einsamen Gehöfte uns näherten, beschleunigte Sally ihre Schritte und mir, ich will es nicht läugnen, wurde noch einmal bange um's Herz, wenn ich mir das ganze unheimliche Wesen der Mrs. Beston vergegenwärtigte.

Die Kleine schloß schnell die Thüre auf, forderte mich flüsternd auf, ihr zu folgen, und rannte die knarrenden Stufen hinauf zu dem Zimmer, in welchem ich schon einmal die Frau besucht hatte.

Die Kranke lag im Bette, das todtenbleiche Gesicht der Thüre zugewendet, und empfing mich mit dem Ausruf:

„Ich fürchtete schon, Sie würden zu spät kommen; ich glaubte sterben zu müssen, ohne Sie gesehen zu haben!"

Jeder Zug ihres Gesichtes verrieth die höchste Erregung, die Stimme klang schrill. Aber als das Kind sich weinend neben dem Bett niederwarf, sagte sie in sanftem Tone:

„Nein, nein, Sally, weine nicht. Ich habe dir ja gesagt, daß es bald so kommen müsse, und du bist immer ein gutes Kind gegen mich gewesen, viel besser, als ich es verdiente. Nun sei ruhig, mein Herz, gib mir einen Kuß und geh hinab, denn ich habe mit Hannah Beaton unter vier Augen zu sprechen."

Das arme Mädchen zögerte noch, bis ich versprach, sie zu rufen, falls der Zustand der Mutter sich verschlimmern sollte. Als die Kleine endlich hinausgeschlichen war, verharrte Mrs. Beston noch längere Zeit schweigend, die eine Hand an die Stirn gepreßt, die andere krampfhaft mit der Bettdecke sich beschäftigend. Nach einigen Minuten begann sie mit schwacher Stimme:

„Ich bin schon sehr lange krank und habe mein Ende kommen sehen. Aber nun überrascht es mich doch. Kummer und Gewissensqual haben mich so weit gebracht..."

Wieder trat eine Pause ein, denn murmelten ihre Lippen unhörbare Worte; endlich brachte sie hervor:

„Lassen Sie sich nicht betören durch mein Wesen. Ich habe Ihnen so viel zu sagen und mein Kopf ist verwirrt. Die Menschen haben mich unglücklich und schlecht gemacht, allein ich kann nicht aus der Welt gehen, ohne mich von der Last befreit zu haben. Hat irgend Jemand Sie kommen sehen?"

Ich versicherte, daß uns kein Mensch begegnet sei wegen der Frühe der Zeit.

„Das ist gut, das ist gut. Wenn Mr. Ravensbourne darum gewußt hätte, er würde Sie aber gestoßen, als zu mir gelassen haben. Er hat mich so hierher geschickt, damit ich nicht mit Ihnen in Berührung komme, und bedrohte mich, o wie fürchterlich, falls ich mit Ihnen spräche. Ich, ich armes Geschöpf!"

Während ich darüber nachsann, in welcher Beziehung sie und ich zu Mr. Ravensbourne stehen könnten, fuhr sie fort:

„Als ihre Herrin so gut gegen meine Sally war, ahnte sie nicht, was ich ihr gethan."

„Sie — ihr?" wiederholte ich entsetzt.

„Ja wohl," bekräftigte sie feierlich. „Sie hat nie erfahren, was aus Master Gerald geworden sei, aber ich wußte es nur zu genau."

Diese Enthüllung machte mich starr, nahm mir für den Augenblick die Sprache. Mühsam brachte ich endlich die Worte hervor:

„Haben Sie ihn getödtet?"

Sie zischte leise. Ich war in der furchtbarsten Aufregung, mußte nach Athem ringen.

„Lebt er?"

„Er lebt!" kam die Antwort.

Das Alles traf mich zu unvorbereitet, ich sank neben dem Bette nieder und mir vergingen die Sinne, obwohl nicht völlig; ich sah und hörte nichts, aber das Bewußtsein war in mir lebendig, daß die Minuten über Alles sollbar seien. Gewaltsam ermunterte ich mich und bat die Kranke zu reden. Noch eine minutenlange Pause, welche mir kein Ende zu nehmen schien, und sie begann zu erzählen.

Siebentes Capitel.

„Sie erinnern sich noch der Zeit, da ich nach Ravensbourne kam und mich für eine Wittwe und eine Schreiberin ausgab. Beides war erlogen. Ich hatte das Handwerk nie treiben und mein Mann lebte noch und zwar in Ravensbourne und sein Name war Foster.

„Sie staunen. Warten Sie, bis Sie Alles gehört haben, und dann sagen Sie, ob ich Mitleid verdiene. Ich bin ein verlorenes Geschöpf, aber all mein Elend ist nur durch jenen Mann über mich gekommen. Ich war ein unverdorbenes und glückliches Mädchen, als ich auf einem Pachthof in einer westlichen Grafschaft diente. Da lernte ich ihn kennen und er freite um mich und heirathete mich und damit begann mein Unglück. Doch trug ich Alles still und geduldig um meiner zwei Kinder willen, bis er mich gar verließ und als Kammerdiener eines vornehmen Herrn nach Frankreich ging. Ich erfuhr dies erst, als es schon geschehen war. Nun saß ich ohne einen Pfennig in England und wußte nicht, wovon mich und meine Kleinen

Digitized by Google

ernähren. Wohl arbeitete ich früh und spät für sie, aber der Ertrag war gering und bald mußte ich sie um Brot schreien hören, das ich ihnen nicht geben konnte.

Ich war der Verzweiflung nahe, als eine Nachbarin mir anbot, auf die Zeit eines Jahres die Kinder zu sich zu nehmen, damit ich unterdessen einen Dienst nehmen und etwas ersparen, womöglich auch meinen Mann wiederfinden könnte. Sie war eine harte, rauhe Person und verlangte einen großen Antheil an meinem zu erwartenden Lohne; aber wie sollte ich mit anders helfen? So überließ ich ihr meine lieben Kleinen und fand bald einen Dienst bei einer Dame, welche im Begriff war, nach Paris zu gehen. Ich erzählte derselben meine Geschichte, sie war gütig und theilnehmend, und mit ihrer Unterstützung gelang es mir wirklich, nach langem Suchen meinen Mann aufzufinden. Er hatte seinen ersten Platz aufgegeben und stand nun in Diensten eines englischen Herrn, welcher in Paris wohnte. Er war höchst ungehalten darüber, daß ich ihm in die Fremde gefolgt war, und schwur hoch und theuer, er werde weder für mich, noch für die Kinder das Geringste thun. Aber ich ließ mich nicht abschrecken, obgleich meine Hoffnung gering war und ich nur selten Zeit hatte, ihn aufzusuchen.

Als ich fünf Monate in Paris war, schien es in der That, als ob meine Hoffnung sich verwirklichen sollte. Er kam zu mir, war freundlicher als gewöhnlich und forderte mich auf, meinen Dienst zu verlassen, da er mir einen Platz bei seinem eigenen Herrn verschaffen wolle. Meine Herrin hegte Mißtrauen gegen meinen Mann und warnte mich ernstlich, auf seinen Antrag einzugehen. Doch der Gedanke an meine Kinder beherrschte mich so sehr, daß ich auf seine Einrede achtete, sondern frohen Herzens dem Rufe folgte.“

(Fortsetzung folgt.)

Den historischen Verein für Niederbayern betr.

Landshut, im Juni 1870.

In der Plenarversammlung des historischen Vereins von Niederbayern am 9. Juni wurde Bericht über das Ergebniß der Rechnung für das Jahr 1869 erstattet, sodann die ereignisse Mittheilung gemacht, daß dem Vereine in den letzten Wochen abermals 10 Mitglieder, nämlich die Herren: Herrlein, Rechtsrath in Passau, v. Poschinger, Gutsbesitzer in Oberzwieselau, Schönchen, k. Bezirksamtmann in Mallersdorf, Lehner, Cooperator in Hofkirchen, Berger, Cooperator in Sallach, Weber, Cooperator in Geiselhöring, Hayder, kgl. Oberförster in Grafentraubach, Geiß, Gerichtsdiener in Mallersdorf, Redlbacher, k. Posthalter in Geiselhöring, Weingartner, kgl. Postpalter in Mallersdorf, und Dr. Huth, Pfarrer und Director des Mutterhauses der armen Franziskanerinnen in Mallersdorf, — beigetreten sind.

Auch an Geschenken ist erfreulicher Zuwachs, theils für die Bibliothek, theils für die Sammlungen von Alterthümern und Münzen ein; insbesondere von den Herren: Pfarrer Bohrer zu Hofkirchen, Hauptmann Erhard in München, Gärtner Federle in Geisenfeld, k. Amtsschreiber Hayberin Mallersdorf, Pfarrer Lochamer in Neukofen, Kaufmann Kaager dahier, Bezirksamtmann Schönchen in Mallersdorf, Uhrmacher Schiessl in Pfaffenberg, Aufschläger Semald in Griesbach, Professor Stoll und Dr. Unlinn, prakt. Arzt dahier, Posthalter Weingartner in Mallersdorf, geistl. Rath Werner dahier und Hauptmann Würdinger in Landau.

Ebenso wurden der Versammlung die neueingelaufenen historischen Arbeiten der Vereinsmitglieder vorgelegt. Darunter befanden sich: die Fortsetzung der Passauer-Regesten von Hrn. Dr. Erhard, kgl. Bezirksgerichtsarzt dortselbst, die Urkunden-Regesten aus dem Schloßarchiv zu Gring von Herrn k. Oberlieutenant Handl in Großwardein und ein Aquarellbild der Schloßruine Weißenstein bei Regen, mit einer Abhandlung über die Geschichte dieses Schlosses von Herrn Regierungsrath und Bezirkskamimann Wiesend in Landau a. d. J.

Der I. Vereinsvorstand, Hr. Regierungsdirektor Kaisenberg, trug die letztere Abhandlung der Versammlung, während die treffliche Aufnahme der ehrwürdigen Ruinen bei derselben circulirte, vor.

In neue wissenschaftliche Verbindung trat der Verein mit dem Vereine von Alterthumsfreunden im Rheinlande zu Bonn, und ebenso entsprach er dem Gesuche des Ausschusses der Berliner Studirenden, um Mittheilung der Vereinsschriften.

Eine im Monate April vom Kgl. Rieberk. gerichtsrath Reiter, daß im Orte Hilgenham, bei Uttlau, ein unterirdischer Gang entdeckt wurde, veranlaßte den Vereins-Ausschuß zur näheren Ermittlung des Sachverhaltes, und es wurde in Folge dessen der Versammlung die Mittheilung des betreffenden Vereins-Mandatars, Herrn Bezirksamtmann Mosmang in Griesbach, bekannt gegeben, nach welcher fraglicher circa 5 Fuß hoher, 2 Fuß breiter und 20 Fuß langer Gang lediglich in festem Sand sohlgangförmig gegraben, mit Steine, zwischen welchen keine Verbindungen mit Cement von Belang angebracht sind, versehen ist, und der Ausschuß desselben eine größere runde Nische bildete. Nach Ansicht des Berichterstatters und der Ortsbewohner dürfte diese Aushöhlung als Fluchtsstätte in Kriegszeiten gedient und sonst keinen andern Zweck gehabt haben.

Bezüglich der Anbringung eines Gedenksteines zu Wolfstein wurden drei Projekte zur Sprache gebracht, schließlich aber einstimmig beschlossen, in dieser Angelegenheit erst dann weiter vorzugehen, wenn die Ausarbeitung des historischen Thatbestandes von maßgebender Seite zurück ist.

Nach weiterm Beschlusse soll künftig regelmäßig am ersten Donnerstag jeden Monats, Nachmittage 4 Uhr, im Falle auf diesen Tag ein Feiertag trifft, den darauffolgenden Donnerstag eine Plenar-Versammlung, an welcher sämmtliche Mitglieder Theil nehmen können, stattfinden.

Bei der hierauf erfolgten Erneuerung des Ausschusses wurden die bisherigen Mitglieder desselben wieder gewählt und statt des wegen Kränklichkeit um Enthebung von der Function eines Ausschußmitgliedes nachsuchenden Herrn Gerichtsadjuncts Bramböck, Herr Bezirksarzt Dr. Kreitner gewählt.

Bezüglich des schließlich von Herrn Kaufmann Kindler eingebrachten Antrages wurde sofort die thunliche Einleitung getroffen.

Der angekündigte Historische Vortrag über die Land- (Bürger-) Lehr Landshuts wurde wegen vorgerückter Zeit für die nächste Plenar-Versammlung vorbehalten.

Die Kanalisirung zu Landshut.

Der Aufsatz im Beiblatte Nr. 24 der Landshuter Zeitung über die Kanalisirung zu Landshut fand, wie gewunschen, bald eine eingehende Kritik in dem Artikel „Eingesandt“ der Landshuter Ztg. vom 15. da. Mts., und da der Herr Verfasser desselben es sich zur besonderen Aufgabe gemacht zu haben scheint, Unwahrheiten entgegenzutreten und zu bekämpfen, so wird er es und gewiß mit Dankesnehmen, wenn wir ihn in diesen Blättlen Stroben unterstützen, aber nach Kräften wenigstens dazu beitragen, daß durch sogenannte Berichtigungen nicht neue Unwahrheiten verbreitet werden. Von diesem Standpunkte ausgehend, wollen wir in rein objektiver Weise, wie schon im ersten Aufsatze geschehen, diesen für die Stadt so ungemein wichtigen Gegenstand besprechen, und bedauern nur, dem Hrn. Verfasser des Eingesandt nicht auf alle seine irrigen Behauptungen Rede stehen zu können, weil er sich in seinem Eifer um die Berichtigung der Wahrheit vielfach zu persönlichen Verwürfen und Blößtellen hinreißen ließ, welche der sachlichen Darstellung eines so wichtigen Gegenstandes nicht geziemt, und es darf aus diesem Grunde kein Angehörnbnis von unserer Seite gefolgert werden, wenn wir an manchem harten Vorwurf des Hrn. Verfassers stillschweigend vorübergehen. —

Dem Herrn Verfasser des obengenannten Artikels will es auffallen, daß bei der Anlage von Seitenkanälen, welche der Neuzeit angehören, nicht gleich auf die Durchführung Rücksicht genommen wurde, wodurch die Kosten der späteren Tieferlegung hätten erspart werden können. Hierauf gehen wir zur Entgegnung, daß nach der Annahme des Spülsystemes auch nicht ein einziger Kanal innerhalb dieses Systemes mehr gebaut wurde, dessen verticale Projection seiner Sohle nicht im vollsten Einklange mit dem angenommenen System stünde, und daß alle Kanäle, deren Sohlen tiefer gelegt werden müssen, in dem Entwurfe zur neuen Kanalisirung als solche bezeichnet wurden. — Es ist auch nicht leicht zu denken, daß der Herr Verfasser die

Digitized by Google

einige Jahre vor der Festsetzung der Durchspülung unserer Kanäle erbauten beiden Kanäle in der Schirm- und Siedengasse gemeint haben will, weil doch angenommen werden muß, daß er bei einiger Information in dieser Angelegenheit bald darauf kommen mußte, daß diese früheren Kanäle, wie die jetzigen, nach einem ganz bestimmten Nivellement ausgeführt werden mußten, und daß dieses Nivellement für sämmtliche Stadtkanäle, also auch für die beiden Genannten, schon im Jahre 1851 aufgestellt und genehmigt wurde, von welchen nur durch einen Wechsel des ganzen Kanalsystemes abgegangen werden konnte. — Hat sich vielleicht der Herr Verfasser in dem Augenblicke, in welchem er diesen Punkt kritisirte, vor Augen gestellt, was daraus geworden wäre, wenn nach seiner Meinung ein Kanal mit dem verminderten Gefälle eines Spülkanales angelegt worden wäre, und das Spülsystem würde später nicht zur Annahme gelangt sein?

Möglich ohne Fertigkeit im Rathslaufstyle, erscheint die Aufgabe nicht sehr schwer, dem Herrn Verfasser des schon öfters citirten Artikels das Rathsel zu lösen, wie es möglich ist, daß mit dem Rest der ganzen Bausumme im Betrag von fl. 14,000 die neulich beschriebene Durchspülung vollendet werden kann. Der Haupt-Siel von der Ifar bis zur Spiegelgasse ist 1300' lang, 4'6" weit und 5'2" hoch, — der Kanal in der Alstadt wird zwar eben so lang, erhält aber je nach der successiven Wasserabgabe an die Seitenkanäle einen immer kleineren Querschnitt, so daß im Mittel nur mehr ein Querschnitt von 3' Weite und 3½' lichte Höhe angenommen werden darf; dabei fallen bei dieser Strecke die bedeutenden Kosten des Wasserbaues für die Einganzsschleuse an der Ifar und die Wasserarbeit im Allgemeinen hinweg.

Die bereits hieher gelegte Strecke des Neustadt-Kanales mit Einrechnung des neuen Kanales in der Spiegelgasse mißt 3000', dagegen die noch vorzunehmende Tieferlegung sich nur auf 1575 Fuß. Fuß Kanal erstreckt; dabei ist nicht außer Acht zu lassen, daß der Querschnitt der Seitenkanäle beinahe die Hälfte vom Querschnitt des Hauptkanales in der Neustadt beträgt, und daß die Tieferlegung, d. h. der verticale Abstand der gegenwärtigen und zukünftigen Sohle, in Folge des natürlichen Gefälles der Stadtplanie gegen den Fluß um so geringer wird, je weiter unten die Seitengassen mit ihren Kanälen von der Alstadt abzweigen. Diese thatsächlichen Verhältnisse allein können Anhaltspunkte sein, um zu untersuchen, in welchem es möglich ist, mit dem Rest der Bausumme die Aufgabe zu lösen, wie sie der Entwurf zur Durchspülung unserer Kandle enthält.

Was den angezweifelten Erfolg der bis jetzt ausgeführten Durchspülung betrifft, so gibt es hier nur ein Mittel zur kräftigsten Widerlegung aller Verkleinerungen, nämlich die Besichtigung der durchspülten Kanäle, wozu, wie schon früher erwähnt, in Bälde Gelegenheit geboten wird. — Genau und streng nach dem geprüften und genehmigten Nivellement 1/200, d. i. 1' p. m., ausgeführt, ist es unerklärlich, warum der Kanal jetzt auf einmal weniger Gefäll haben soll als früher, und wie sich diese ganz grundlose, rein erfundene Besürchtung im Publikum so rasch verbreiten konnte, daß Holz und Gestrüppe von der Ifar, Kies aus der groben noch losceren Kiesanschüttung von der Post bis zum Bezirksgericht, oder endlich Sand, welcher durch starke Regengüsse von der Bergstraße herabgeschwemmt wird, in den Kanal gelangt und zeitenweise durch die Biegung beim Kirchthürmlein, wo der Hauptkanal wegen Umwallendung des Systems plötzlich aufhört, entfernt werden muß, ist ganz naturgemäß und braucht deßhalb auch nicht gläugnet zu werden. Wenn dagegen behauptet werden will, daß der Kanal vom Kinmüller durch die Spiegelgasse und Neustadt bis zur Ifar seit 2 Jahren auch nur ein einziges Mal von Schlamm und Unrath gereinigt werden mußte, und wenn der Herr Verfasser des „Eingesandt" dieses als seine eigene Wahrnehmung hinstellt, auf welche er die Beweisführung zu begründen sucht, daß der Kanal seinem Zweck nicht entspricht, dann verdreitet er mit dem Artikel, welchen er zur Stütze der Wahrheit schreiben wollte, absichtlich selbst die größte Unwahrheit.

Die Ursache, warum nicht schon jetzt die ganze Wassermenge in das unvollendete System eingelassen werden kann, ist in dem Artikel im letzten Beiblatte der Landshuter Zeitung so umständlich, als es nur immer möglich ist, beschrieben, und würde eine Wiederholung das für diese Frage interessirte Publikum nur belästigen. —

Es wäre noch die Anlage des kostspieligen, großartigen Bassins im Krankenhausgarten, welches ohne Genehmigung erbaut worden sein soll, zu erwähnen, und wir bitten den geehrten Leser, an dieses Bassin zu folgen.

Ohne an dem Gefälle des Kanales auch nur das Mindeste zu ändern, ohne von der Kanalbreite auch nur eine Linie abzuweichen, ohne die eigentlichen Kanalwände nur um einen Gedanken zu erhöhen oder zu vertiefen, ohne Veränderung der Sohle und ohne Stauvorrichtung, lediglich eine große Oeffnung, um dem sonst, mit Ausnahme der unzugänglichen kleineren Einleitzöffnungen, auf 3000' ganz geschlossenen Kanal leichter zugänglich und vielleicht zu späteren Zwecken dienlicher zu machen, nennt der Herr Verfasser ein großartiges Bassin, zu deutsch Wasserbehälter.

Diese unbedeutende Oeffnung im Kanalgewölbe, die auf Anordnung jeder Zeit und ohne nennenswerthe Kosten geschlossen werden könnte, wenn man sie nicht nothwendig brauchen würde, ist jedenfalls ein ganz untergeordnetes Detail der Bauführung, welches weder im Entwurf lag, noch einer Genehmigung bedurfte, da dasselbe, wie die Anlage der übrigen kleineren Kanalöffnungen und sonstiger untergeordneter Einrichtungen, in dem pouvoir des Bauführers gelegen sein muß.

Es soll endlich, um die Raschwerksamkeit des verehrlichen Lesers nicht noch länger in Anspruch zu nehmen, nur noch der letzte Vorwurf in Kürze besprochen werden, nämlich die Fundation für das Monument des höchstseligen Königs Maximilian vor dem Rathhause.

Es ist zur Klarlegung dieser Sache vorerst auseinander zu halten die Herstellung des Fundamentes für das Monument und der seinerzeitige Bau des Durchspülungskanales an der bezeichneten Stelle. — Was das Fundament des einschlüssig des Bildwerkes ca. 500 bayer. Centner schweren Monumentes anlangt, so wurde der Baße desselben eine solche Fläche gegeben, daß der unterste Fundamentabsatz 2' im Geviertte über den Sockel des Bildwerkes hinausstritt, um mit Sicherheit den durch die relativ große Belastung hervorgerufenen senkrechten Druck auf den Baugrund richtig zu vertheilen.

Der Baugrund selbst war, besonders auf der Seite des an dieser Stelle befindlichen Brunnenschachtes, bis auf 10' unter das Terrain lauter Auffüllung, hierauf kam eine 1½' starke Schichte lehmigen Flußsandes, und nachdem diese Schichte durchgraben war, Kies und Wasser gleichzeitig, welch letzteres sogleich emporstieg und die Baugrube 1½' hoch anfüllte.

Nur auf reine Kiesunterlage durfte die im Verhältniß zur Pressionsfläche immerhin bedeutende Last sundirt werden, und wenn zur Erreichung des Kieslagers noch um 5' tiefer hätte gegraben werden müssen. — Von dieser Baufohle wurde bis über das Grundwasser in einer Höhe von 2½' mit Nagelfluhe in hydraulischem Mörtel und von da aufwärts bis unter den Sockel des Bildwerkes mit Backstein gemauert.

Bei der Ausführung war nun zu entscheiden, soll der ganze colossale Fundamentkörper massiv bis auf das Terrain ausgeführt werden, oder soll durch eine Traggurte derselbe zur Ersparung von Material und Arbeit hohl ausgeführt werden. Da nach statischen Gesetzen die Tragfähigkeit des Fundamentes durch eine 2½ Stein starke Gurtung mit 3 Stein starken Widerlagern nicht vermindert wird, so mußte der Bauführer, wollte er sich nicht gerechtertn Vorwürfen als denen des Herrn Verfassers vom „Eingesandt" aussetzen, — den Stadtmagistrat bitten, die letztere Construction zu wählen, und dieser hat sie auch gewählt. — Soll nun einstens, wie wir wünschen, die Durchspülung so weit vorgeschritten sein, daß vor dem Rathhause an derselben gebaut wird, so kann, wenn man es für gut findet, an den hohlen Raum im Fundamente des Monumentes links und rechts angebunden werden, um den Kanal nicht aus seiner geraden Richtung ablenken zu dürfen, ein Stück Kanal ersparen zu können und nicht wiederholte bedeutende Aufgrabungen in der Nähe des Monumentes vornehmen zu müssen; findet man aber dieses nicht für gut, so kann auch das Monument mit einer Curve umgangen werden.

Schließlich erlauben wir uns noch zu bemerken, daß wir uns darauf freuen, wieder sachliche Aufklärungen in dieser wich-

Digitized by Google

tigen Frage geben zu können, und sind wir mit der Anschauung der verehrlichen Redaction der Landshuter Zeitung vollkommen einverstanden, daß öffentliche Besprechungen durch die Presse das beste Mittel sind, dem Publikum wirkliche Verhältnisse und Thatsachen von unwissenden und boshaften Ausstreuungen zu scheiden und letztere in ihrer ganzen Nichtigkeit darzulegen.

Professor Dahlmann u. König Max II. von Bayern.

In einem interessanten, größeren Aufsatze über Professor Fr. Chr. Dahlmann in der allg. Ztg. lesen wir folgende Stelle: „Dahlmann hat das Glück gehabt, daß seine Thätigkeit sich mit den Jahren erweiterte, statt zu verengen, wie sonst häufig oft, und daß er den von den jedesmaligen Verhältnissen an ihn gemachten Anforderungen nicht nur genügen, sondern ihnen eine gereifte und gesteigerte Kraft entgegenbringen konnte. Anfänglich verwandte er seine ganze Zeit in Göttingen auf seine Vorlesungen, und gewann durch seine gründliche, klare, selbstständige Methode den Vortrags sehr bald das unbedingte Vertrauen seiner Zuhörer. Unter diesen befand sich der Kronprinz Maximilian von Bayern, der, mit seinem Vater gespannt und mit dessen Regierungssystem, namentlich seiner Hinneigung zu den ultramontanen Ideen, unzufrieden, sich mit dem Gedanken an eine Loslösung von seiner Kirche trug. Dahlmann, bei dem er ein Privatkollegium hörte, und vor dem er sein Herz ausschüttete, rieth ihm von einem Schritt ab, der unsäglliche Zerwürfnisse und Verwicklungen herbeiführen konnte, und, auf flüchtigen Anwandlungen beruhend, eine wahrscheinlich nicht ausbleibende Reue in seinem Gefolge haben würde. Was er dem Prinzen empfahl, wenn dieser einst die oberste Gewalt zugallen sollte, war: seine Uebergriffe der Geistlichkeit auf das weltliche Gebiet zu dulden, weil dadurch beides, Religion und Staat, zu Grunde gerichtet werde, übrigens aber sich mit den Ueberzeugungen und Gewohnheiten der Mehrheit des bayerischen Volkes nicht in einen gefährlichen und zwecklosen Widerspruch zu setzen."

Eine Glosse.

* Im letzten Beiblatte ist eine Anzeige eines Herrn Fritz Fuchs bezüglich einer Vorstellung in den Gebieten der Geologie u. s. w. im hiesigen Theater eingerückt, in welcher Anzeige eine Phrase über die Entstehung des Menschen u. dgl. enthalten, die von der Redaktion erst gestern vernahm, als es zu spät war. Wir bemerken dies bedauernd und entschuldigend. Die Vorstellungen sollen gut gewesen sein, die Erläuterungen hiezu mögen wahrscheinlich da und dort an die jetzigen materialistischen Hypothesen gestreift haben. Im Uebrigen wird in Zeitschriften und Blättern auch viel naturwissenschaftlicher Schwindel getrieben, der in einigen Jahren wie gewisser Nebel sich wieder verziehen muß. Es ist eine eigenthümliche Liebhaberei, daß viele „gebildete" Leute sich nun einmal nur als eine Art kultivirtes, zum Menschen entwickeltes Affen fühlen. Aber haben, um mit dem Münchener „Punsch" zu reden und auf die Fuchs'schen Vorstellungen zurückzukommen beim Weggehen aus denselben nicht merkt, daß er nun wirklich zu den Gebildeten gehört, erhält hoffentlich sein Geld zurück.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Bekanntmachung.

Den Bau einer Brücke über die Ils im Markte Hals betreffend.

Die Arbeiten zur Herstellung obiger Brücke werden auf dem Submissionswege an den Mindestbietenden vergeben, und sind sämmtliche Stein- und Holzarbeiten pünktlichst zu vollziehen.
Dem Plan, Kostenvoranschlag und Bedingnißheft können täglich im Magistratsgeschäftszimmer in Hals eingesehen werden.
Die Submissionen müssen schriftlich und versiegelten bis
längstens Donnerstag den 30. l. Mts. Abends
bei gefertigtem Magistrate eingereicht sein.
Hals, am 15. Juni 1870.

Der Magistrat des k. b. Marktes Hals.
Weiß. Bürgermeister. (3b)1722

Jauchenpumpen

Lager von Eisen sind vorräthig per Stück 41 fl.
F. J. Hommer.
1706(3c) Maschinenfabrik St Niklas Landshut

Landau, 15. Juni. Bei der heute fortgesetzten 27. Serienziehung der bayerisch-Sparkassen-Prämienanleihe wurden folgende Nummern gezogen: Serie 1813 Nr. 38 Gewinn **1000 fl** Serie 1864 Nr. 19 Gewinn **500 fl** 5 Stück à 100 fl. Serie 1098 Nr. 39, Serie 1519 Nr. 23, Serie 2206 Nr. 49, Serie 2257 Nr. 42, Serie 3659 Nr. 19 je **10 Stück** und 5 Stück mit zur Zeit gültigen Serien erhalten die Nr. 36, 6. 325 Nr. 23, 6. 1087 Nr. 51, 6. 1334 nächsten 2 Serien Ziehung bekommenden Nr. 3, 6. 17-6 Nr. 50, 6. 1784 Nr. 33, 6. 2815 Nr. 7, 6. 4033 Nr. 20, 6. 4032 Nr. 43, 6. 4309 Nr. 30. **20 Stück à 50 fl.** 6. 122 Nr. 30, 6. 181 Nr. 26, 6. 181 Nr. 43, 6. 325 Nr. 45, 6. 837 Nr. 1, 6. 837 Nr. 19, 6. 980 Nr. 49, 6. 1334 Nr. 7, 6. 1519 Nr. 24, 6. 1550 Nr. 23, 6. 1784 Nr. 49, 6. 2263 Nr. 6, 6. 2808 Nr. 24, 6. 2906 Nr. 32, 6. 3664 Nr. 14, 6. 3864 Nr. 25, 6. 4064 Nr. 40, 6. 4-87 Nr. 28, 6. 4965 Nr. 38. **32 Stück à 20 fl.** 6. 122 Nr. 29, 6. 181 Nr. 25, 6. 693 Nr. 30, 6. 693 Nr. 181, 225, 693, 837, 980, 1087, 1096, 1324, 15 9 Nr. 27, 6. 837 Nr. 43, 6. 980 Nr. 21, 6. 980 1550, 1689, 1716, 1756, 1784, 18-3, 1889, 2206 Nr. 44, 6. 10-7 Nr. 10, 6. 1068 Nr. 12, 6. 13-4 2257, 2502, 2815, 3627, 3699, 3884, 4032, 64 84, Nr. 19, 6. 1519 Nr. 15, 6. 519 Nr. 29, 6. 1550 4369, 4498, 4687, 49-5 auf die nachstehenden Nr. 43, 6. 1682 Nr. 43, 6. 18-2 Nr. 46, 6. 2 08 Serien- und Ord-nungs-Nummern die beigesetzten Nr. 17, 6. 2206 Nr. 30, 6. 2503 Nr. 28, 6. 28 5 Gewinnste gefallen: Serie 693 Nr. 44 Gewinn

Münchener telegraphischer Schranken-Bericht

vom 18. Juni 1870

Getreide-Gattung.	Zufuhr wurden	Verk.	Höchster Preis	fl.	kr.	Mittlerer Preis	fl.	kr.	Niedrigst. Preis	fl.	kr.	Gestellen.	Unbezogen.
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	h.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	
Weizen	2742	310	23	13	22	15	20	38	—	—	1	25	
Korn	2006	120	15	3	14	42	14	15	—	—	—	35	
Gerste	346	130	13	18	12	5	10	26	—	20	—	—	
Haber	1372	80	10	11	9	28	8	29	—	—	—	19	

Anzeige und Empfehlung.

Der ergebenst Unterzeichnete erlaubt sich hiemit den Hrn. Herren Bäckermeistern anzuzeigen, daß er seinen Wohnsitz von Dingolfing nach Landshut verlegt hat. Ich empfehle mich daher im Aufertigen von neuen Oefen sowie im Schlagen der Herde und versichere bestmöglichste Arbeit. Auch warne ich vor einem Individuum, welches angibt, als habe es bei meinem Vater das Ofenmachen gelernt, indem mein Vater somit keinen Lehrling hat, als mir. Dann sind für das bisherige Zutrauen sicht für meinen zahlreichen Aufträgen entgegen

Hochachtungsvoll

Eggenfelden, den 17. Juni 1870.

Franz X v. Lanzl,
Bäckerofenmacher.
1733

Pisonisches Kaffee-Surrogat

ist die vorzüglichste Beimischung zum Caffee. Bei centrende Erhöhung bei reinem Caffee-Genusmittel, prächtige Färbung machen dasselbe Caffee-Surrogat im Preise unübertroffen.

Niederlage bei Herrn

J. N. Deutler
1734 in Landshut.

Mehl-Tarif

vom 18. bis 24. Juni 1870.

Mehlsorten.	Kreuzer. fl.	kr.	Bl. fl.	kr.
Semmelmehl	3	44	1	14
Backmehl	2	56	1	11
Nachmehl	1	52	—	7
Kernisch-Roggen	1	40	—	10
Kleienmehl	1	6	—	7

Für die Herrn k. Gerichtsvollzieher.

In der Jos. Thomann'schen lithogr. Kunstanstalt in Landshut sind zu haben:

Repertorium auf groß Kataster-Median (starkes Handpapier) per Buch 42 kr.
Journal auf Median (starkes Handpapier) per Buch 30 kr.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zadnecnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 26. Den 26. Juni: Johann und Paul.

Nach langen Jahren.

Eine Erzählung in acht Kapiteln.

(Fortsetzung.)

„Foster brachte mich zu seinem Herrn, Mr. Ravensbourne, der mich sofort aufnahm. Drei Tage ging Alles in Ruhe hin. Dann fragte ich bei meinem Manne an, wann er denn nun mit mir nach England und zu den Kindern zurückkehren werde. Er gab mir damals keine bestimmte Antwort. Aber am folgenden Tage ließ mich der Herr von meiner Arbeit weg in sein Zimmer rufen, wo ich auch Foster fand. Bei meinem Eintritte unterbrachen sie ihr Gespräch und ich wartete zagend und angstvoll, ich wußte selbst nicht warum, der Dinge, die da kommen sollten.

„War mir mein Herr schon das erste Mal hart und streng erschienen, so war es diesmal in noch viel höherem Grade, als er mir in kurzen, barschen Worten erklärte, er kenne meine Wünsche und wolle meinem Mann verhalten, auf dieselben einzugehen, falls ich bereit wäre, ihm dafür einen Dienst zu leisten. In meinem Herzen erwachte neue Hoffnung und ich antwortete schnell, daß ich zu Allem bereit sei, wenn nur mein Gatte mit mir wieder nach Hause und zu den Kindern kommen wolle.

„Mr. Ravensbourne warf ihm einen Blick zu und darauf gab Foster das bestimmte Versprechen, meinen Wunsch zu erfüllen, falls ich dem Herrn gehorchte. Um was es sich dabei handelte, ahnte ich natürlich nicht, aber in meiner Herzensangst verpfrach ich wieder und wieder unverbrüchlichen Gehorsam. Aber damit allein war Mr. Ravensbourne noch nicht zufrieden. Er schloß die Thüre ab und verlangte einen feierlichen Eid von mir, daß ich nie Jemanden etwas davon sagen würde, gleichviel ob ich darauf eingehe oder nicht. Ich leistete den fürchterlichen Schwur, welchen ich in diesem Augenblicke breche.

„Ich kann Ihnen jetzt nicht mehr erzählen, wie er den schändlichen Plan darlegte, den er entworfen hatte. Genug, es handelte sich darum, ein kleines Kind aus dem Elternhause zu stehlen. Ich weigerte mich voll Entsetzen und blieb auch dabei, trotz der Wuth meines Mannes und den kalten Drohungen Mr. Ravensbourne's.

„Nun versuchten sie einen anderen Weg. Sie erinnerten mich an meine eigenen Kinder, malten mir aus, wie gut es haben sollten, Ueberfluß an Geld, gute Wohnung und Nahrung, den besten Unterricht; wie ich mich dann ganz meinen Kindern werde widmen können und so weiter. Dem Knaben, sagte Mr. Ravensbourne, werde nichts zuleide geschehen, er solle vielmehr mit aller Sorgfalt auferzogen werden. Es handele sich eben nur darum, daß die Besitzung, welche von Gottes und Rechts wegen ihm selbst, als seines Vaters rechtem Sohne zukomme, auch wirklich an ihn gelange. Ich solle mich nur schnell entscheiden, ob ich es thun, gut belohnt werden und glücklich in meiner Familie leben wolle, oder ob er Jemand Anderen dazu suchen müsse. Dann würde ich natürlich in meinem alten Elende bleiben, ja, — das sagte er mit einem fürchterlichen Blicke hinzu — meine Widerspenstigkeit werde an meinen Kindern gestraft werden, darauf gebe er mir sein Wort.

„Entsetzliche Tage folgten darauf. Mein besseres Selbst kämpfte wohl gegen die Versuchung an, aber mächtiger war der Gedanke, daß meine armen, unschuldigen Kinder noch mehr leiden sollten. Und wie sollte ich Aermste sie gegen Mr. Ravensbourne und meinen eigenen Gatten schützen, welcher ihm gewiß willig die Hand geboten haben würde! Tag und Nacht verließ mich das Bild dessen, was ich thun sollte, nicht, ich litt entsetzlich, aber allmählig gewöhnte mein Geist sich an die Vorstellung. Jahrelanger Kummer hatte auch mein Gemüth verhärtet und der böse Feind flüsterte mir zu, ob denn irgend Jemand etwas für die armen Kinder gethan habe, welche mit mir hungerten?

„Nach drei Wochen war die Sache entschieden. Ich kehrte nach England zurück, eben früh genug, um meinen Knaben dem Tode nahe zu finden. Ich weiß nicht, ob Jemand schuldig war an diesem Unglück für mich, aber es war der letzte Tropfen, welcher den Becher zum Ueberfließen brachte. Sollte ich mein Kind verlieren, was kümmert mich das Kind einer Anderen! Ich begab mich nach Ravensbourne, entschlossen begierig, die verlangte That auszuführen, in der Hoffnung, dann wenigstens meine Kinder zu mir nehmen zu können, meine letzte Freude und Hoffnung, von der mich abermals trennen zu müssen mir fast das Herz gebrochen hätte. Ich ließ mich, wie sie wissen, in Ravensbourne nieder, um die Gelegenheit, in das Haus zu kommen, abzuwarten, und ich war noch dort, als mein Mann in den Dienst trat beim alten Herrn.

„Zwei Monate später kam ich selbst ins Haus. Aber mein ganzer Muth sank wieder, als ich die schöne liebevolle Frau und ihr Kind sah. Ich habe kaum gewagt, einen zweiten Blick auf sie zu werfen, weil ich fühlte, daß der Anblick meinen Entschluß wieder zum Wanken brachte. Ich glaube auch, daß ich Alles aufgegeben und mich so weit als möglich geflüchtet haben würde, wenn mein Mann nicht dagewesen wäre. Doch vor ihm fürchtete ich mich zu sehr und er drängte mich stets, die Sache abzumachen, so lange der alte Herr noch lebte; denn nach dessen Tode würde zu leicht Verdacht entstehen. Wohin das Kind gebracht werden solle, wollte er mir nicht sagen. Aber er schwur wiederholt, denselben werde nichts Böses widerfahren; und lachend setzte er hinzu, weder er selbst noch Mr. Ravensbourne habe Lust, bei dem Handel den Hals zu riskiren.

„Es wurde abgemacht, daß er an jenem Tage Urlaub nehmen, in Hillborough zur Fahrt nach York und zurück einen Wagen miethen und Abends im Dunkel in der Nähe des Hauses warten solle, bis ich ihm das Kind brächte. Aber wie dasselbe aus dem Hause schaffen? Auf die Frage antwortete er kurz, ich hätte Muth genug, um irgend einen Weg ausfindig zu machen. Geschehen müsse es auf jeden Fall dieses Abend und ich solle ihm nur die Stunde angeben, zu welcher er sich bereithalten habe. Noch einmal rüttete sich mein Gewissen, aber ich beschwichtigte es mit der Erinnerung an meinen eigenen Knaben und mit dem Gedanken, daß irgend ein Anderer die That ausführen werde, wenn ich mich weigerte. Und so bestellte ich ihn denn auf neun Uhr Abends.

„Daß am Nachmittage Master Gerald in Ihrem Zimmer so heftig verlangte, im Wasser zu spielen, gab mir zuerst den Gedanken ein, es so darzustellen, als ob er ertrunken wäre. Mit pochendem Herzen hielt ich mich gegen Abend immer in der Nähe. Ich hörte, wie Mylady ins Kinderzimmer ging und Sie ebenfalls hereintrat; dann kam die Magd und ging wieder, und nun war es Zeit! Ich wußte, daß nun so bald Niemand wieder zu dem Kinde kommen werde, wußte, daß die Dienstboten beim Nachtmahl waren, ich konnte also darauf rechnen, unbemerkt aus dem Hause zu kommen. Ich lauschte, Alles war still. Nun nahm ich einen großen, halbgefüllten Waschkorb und schlich in das Kinderzimmer.

„Der Kleine schlief ganz fest und rührte sich kaum, als ich ihn aufnahm und zwischen die Wäsche in den Korb legte und mit Kleidungsstücken bedeckte. Mit der Kraft der Verzweiflung hob ich den Korb auf die Schultern und stahl mich hinaus, den Gang hin und zur kleinen Hofthüre. Dort stand mein Mann schon auf der Lauer und öffnete leise, als er mich den Korb

Digitized by Google

niedersetzen hörte. Ich deutete auf die Wiege. Er nahm das Kind heraus und da es munter werden wollte, drückte er es so fest an seine Brust, daß es sich nicht rühren und nicht schreien konnte. Unter mir wankten die Knie. Aber ich hatte noch Besinnung genug, um, während mein Mann mit dem Knaben im Dunkel verschwand, das volle Kätzchen, welches ich mitgenommen hatte, an den Bach zu tragen und blindlings hineinzuwerfen. In demselben Augenblicke vernahm ich das Knirschen des Sandes unter den Wagenrädern. Es war also geschehen! Ich rannte ins Haus zurück, verriegelte die Thüre und brachte den Waschkorb wieder an seinen Ort.

„Für den Augenblick war eine wilde Energie über mich gekommen. Ich konnte zu den Anderen in's Dienstbotenzimmer gehen, am Nachtessen Theil nehmen, sprechen und lachen, als ob nichts vorgefallen wäre. Aber das hielt nur an, bis ich sie, die unglückliche Mutter erblickte. Da überkam mich ein Gefühl der Schwäche und Angst, das mich seitdem nie wieder verlassen hat. Und meine verruchte That brachte mir nicht einmal den Nutzen, den ich von ihr erwartet hatte, denn gerade am folgenden Tage traf die Nachricht vom Tode meines Knaben ein. Er war in dem Augenblick gestorben, in welchem ich mein Seelenheil um seinetwillen verloste. Ach, wie oft wollte ich in meiner Gewissensangst Alles gestehen und ließ mich immer wieder durch meinen Mann abhalten, welcher mir sagte, man werde mich für verrückt erklären, da ich keinen Zeugen und keinen Beweis beibringen könne, nicht einmal zu sagen wisse, wohin denn das Kind gekommen sei.

„Dann kam Mr. Ravensbourne nach England, gab mir Geld und ein Haus, ließ meine Sally holen. Auch er prägte mir wiederholt dasselbe ein wie mein Mann, gleich nach seiner Ankunft, dann nach Sally's Unglücksfall und endlich, so oft er mir begegnete; denn sie trauten mir nie recht und wollten mich nicht aus den Augen lassen. Uebrigens fürchtete ich mich nicht blos seinetwegen, mit Ihnen zu sprechen, und seitdem Mylady sich so gütig und theilnehmend gegen Sally bewiesen hatte, war es vollends um meine Ruhe und Zuversicht geschehen. Meinen Mann habe ich in den drei Jahren ein einziges Mal gesehen. Mr. Ravensbourne hielt es für sicherer, wenn wir nicht beisammen wären, und er selbst trennte sich nur zu gern von mir."

Wir hörten unten ein Geräusch und Mrs. Weston fuhr erschrocken in ihrem Bette auf. Auch ich war voll Angst, daß wir gestört werden könnten, bevor ich die Hauptsache erfahren hätte. Darum drängte ich sie, mir nur zu sagen, wo das Kind sich befinde.

„Zu Staplesord in Hampshire. Sie denken, ich wisse nichts davon. Aber der Briefträger gab einmal einen Brief, welcher für meinen Mann bestimmt war, an mich ab, und dadurch kam ich hinter das Geheimniß. Bitte, öffnen Sie jenen Kasten dort. In der linken Ecke finden Sie ein Kätzchen, in welchem der Schlüssel steckt."

Ich fand und brachte ihr das Kätzchen und sie holte aus demselben einen zerknitterten Brief hervor.

„Hier, nehmen Sie und forschen Sie das Kind aus. Und wenn Sie es gefunden haben, verzeihen Sie mir und nehmen Sie sich meiner armen Sally an."

Ich rief das Kind, denn es ging sichtlich mit ihr zu Ende: sie kannte schon ihre Tochter nicht mehr. Ein Mal flüsterte sie noch:

„Lassen Sie es Sally nicht entgelten."

Fünf Minuten später hielt ich einen leblosen Körper in meinen Armen.

Ich drückte ihr die Augen zu, welche bis zum letzten Moment so flehentlich auf mich gerichtet waren, und dann machte ich mich auf, da keine Minute verloren werden durfte. Ich konnte nicht einmal das weinende Kind mit mir nehmen, vertröstete es aber, für selbes zu sorgen. Den kostbaren Brief zu mir steckend, rannte ich, so schnell meine Füße mich tragen wollten, zurück und begegnete Niemanden, bis in der Nähe unseres Hauses Einer von den Waldwärtern an mir vorüberkam und mir einen guten Morgen bot. Mir fehlte die Stimme, ihm zu antworten. Athemlos lief ich weiter. Die Aufregung gestattete mir kaum, meine Gedanken zu sammeln, aber als ich die Gartenthür öffnete, stand wenigstens in den Grundzügen fest, was geschehen müsse.

(Fortsetzung folgt.)

Dante's göttliche Comödie*).

(Aus dem Bamb. Pastoralblatt.)

Die klassische Literatur, die poetische wie die prosaische, ist die Schule für Bildung und Wissenschaft, und deßhalb wird sie an den höheren Lehranstalten studirt.

Wenn aber je ein poetisches Werk klassisch genannt werden kann, so ist es die Divina comoedia Dante's, dieses von der Vorsehung bevorzugten Geistes des 13. Jahrhunderts. Sie ist nach Form und Inhalt vollendet, und der große Dichter vereinigt mit seiner unergründlichen Tiefe eine so leuchtende Helle, daß es der Mühe lohnt, in seinem Sonnenlichte sich zu ergehen und den Geist in der Kraft desselben zu kräftigen.

Die vorliegende neues deutsche Uebersetzung desselben von Philalethes**) ist eine sehr willkommene Erscheinung für alle Freunde der Literatur und der Wissenschaft. Dante ist seit seinem Erscheinen in der Uebersetzung von A. W. Schlegel, der zuerst neue Bahnen gebrochen hat, dann durch Kannegießer und Streckfuß bei den Deutschen erst in weiteren Kreisen bekannt geworden; er wurde seitdem lieb gewonnen und er fesselt jetzt einen nicht geringen Theil der nach dem Besseren strebenden literaturfreundlichen Welt. Will etwa zwischen ihm und andern Dichtergrößen eine Parallele gezogen werden, so wird sich Dante lebhaft mit den beiden Heroen Homer und Virgil vergleichen lassen. Zwischen den letzteren hat schon Pope, Englands elegantester Dichter, einen Vergleich angestellt; er betrachtet in treffender Kritik die ihren dichterischen Charakter und Gabi: „Homer was the greater genius, Virgil the better artist: in the one wemust admire the mari, in the other the work; Homer hurries us with a commanding impetuosity; Virgil leads us with an attractive majesty;

Homer scatters with a generous profusion, Virgil bestows with a carefull magnificonce. (Homer war mehr Genie, Virgil mehr Künstler; an dem einen bewundern wir den Meister, an dem andern das Werk;

Homer reißt uns fort mit gebieterischer Gewalt, Virgil leitet uns mit anziehender Majestät; Homer theilt seine Reichthümer mit großmüthiger Verschwendung, Virgil mit kluger Prachtliebe aus.)

Diese meisterhafte Vergleichung, im Zusammenhalte mit unserm Dichter betrachtet, führt uns zu der Behauptung, daß Dante in Bezug auf Geistestiefe, Pracht und Reichthum dieser beiden genialen Meistern mit Recht an die Seite gesetzt werden darf, und wir sagen sogar in weiterer Beziehung und in so Manchem, daß er einen von denselben, den Virgilius, sich zum Muster nahm, und dieser den Homer: Dante habe in mehrfacher Hinsicht diese beiden Barden noch übertroffen.

Der Gegenstand des Gedichts ist der Mensch, soferne er vermöge seiner Willensfreiheit durch Verdienst oder Unverdienst und Mißethat der belohnenden oder strafenden Gerechtigkeit entgegengeht. Die „göttliche Comödie" ist die Menschheit in ihren Beziehungen zu Gott und zu den Engeln. Gott, Engel und Mensch, das sind die drei Begriffe, um welche sich Alles in ihr bewegt. Wie Adam in der Bibel, so repräsentirt Dante in sich das ganze Menschengeschlecht. Vom Fuße des Calvarienberges habe der Sünder durch die tiefste Selbsterniedrigung zurückzuschreiten bis zum Fuße des Festzeuberges, um dann

---

*) Dante Aligieri's göttliche Comödie. Metrisch übersetzt und mit historischen Erläuterungen versehen von Philalethes. Leipzig, Taubner. Oktavbände, eleg. geh. 3 Thlr.

**) Dieser Pseudonyme des Uebersetzers der Dichtung gehört Niemand anderst an, als St. Majestät dem regierenden König Johann I. von Sachsen. Trotz der 350 Ausgaben der Divina comoedia, welche bereits existiren, vermehrt sich ihre Zahl mit jedem Jahre. Die merkwürdigste neueste Publikation über Dante's unsterblichen Werk aber ist diese mit unsterblichem Commentar begleitete Uebertragung des genannten königlichen Autors. Hier in den tiefsten Sinn der „göttlichen Comödie" einzudringen will, ist mit Bestimmtheit auf diese Arbeit hingewiesen; sie ist, abgesehen von der religiösen Bedeutung des Gedichts, besonders der studirenden Jugend schon um der Sprache willen unentbehrlich.

Digitized by Google

weiter zu Gott aufwärts zu gelangen durch die via purgativa, illuminativa, unitiva. Die Dichtung ist demnach vor Allem eine ascetische, ihr nächster Zweck die Bekehrung des Sünders.

Die Anlage dieses tiefsinnigen Gedichtes ist anziehend genug, und saierne sie sich als eine Wanderung des Dichters durch Hölle, Fegefeuer und Himmel darstellt, nimmt sie in gleicher Weise unser volles Interesse in Anspruch.

Was die poetische Fülle des Ganzen betrifft, die, wie aus hüsterem Tonsatze hervortretend, allmälig sich lichter und heiterer gestaltet, und zuletzt die Seele freudig bis zur Glorie emporhebt, so erkennen wir in dem Unerschöpflichen des Meisters, der aus dem Schacht seines Wissens erstlich (in der Hölle) seinen Gedanken in dem Bilde zu vermitteln wußte, wie die Menschennatur an das Irdische sich kettet, und wie sich hier eine ganze Welt von Leidenschaften entfaltet; wir sehen sodann (im Fegefeuer), wie der Mensch auf dem Läuterungswege und mittelst seiner Willenskraft näher zum hohen Ziele hinangeht, bis er endlich an diesem Ziele (im Paradiese) angelangt, die selige Vollendung findet, die ihm nach Maßgabe seines Berdienstes in einem der zehn Himmelsräume angewiesen wird — ein dreifaches Stadium, das sich ungeschr auch verhalten mag wie die Finsternis zur Tagesdämmerung und zum Lichte.

Diese große Idee, die auf christlichem Boden wurzelt, (obwohl der Dichter zu seiner Erklärung auch der Fälle sich nicht berechtigt halten konnte), finden wir in der „göttlichen Comödie" genial durchgeführt, und die letztere wird deshalb die göttliche genannt (nicht vom Dichter selbst, sondern von Späteren), weil sie bei ihrem Erscheinen in der italienischen Heimat: in Florenz, Pisa, Bologna, Piacenza u. a. allgemeine Bewunderung fand, und wegen ihres Inhalts und ihrer Vortrefflichkeit wahrhaft eine „göttliche", eine himmlische ist.

Sie trägt den Charakter des Epischen, des Dramatischen und des Lyrischen vereint an sich, und zeigt uns eine Geistestiefe, wie sie bei keinem der gefeiertsten Dichter sich findet.

Dieses großartige Werk ist es, welches Philalethes in neuer metrischer Uebersetzung uns vorlegt.

Was den Werth dieser Uebersetzung angeht, so rühmen wir, daß sie unbedingt zu den besten zählt und in ihrer zwanglosen Sprache und in ihrer Treue zum Original eine einzige ist, und wenn wir auch in derselben den Reim (die terza rima) vermissen, die dem Meisterwerke noch dazu einen lieblichen Klang verleiht, so wird doch durch die metrische Wiedergabe der Geist, der die Dichtung durchweht, gerade wie beim Original in seinem Aufschwung getragen, und der große Dichter nicht weniger in der deutschen, wie in der italienischen Sprache erkannt.

Dazu kommt noch der herrliche Commentar, den Philalethes geschrieben, und der uns die Tiefen des unsterblichen Werkes erst aufschließt. Dadurch erkennen wir aber auch das gründliche Studium des Autors und die Vortrefflichkeit seiner Leistung, — und soferne wir denselben bezüglich des Commentars keine mehr, als gleiche Gerechtigkeit widerfahren lassen wollten, wie bezüglich der Uebersetzung, so würden wir den ersteren noch unterschätzen — und wir fühlen uns deshalb gedrungen, es auszusprechen, daß der Ruhm, den Philalethes sich durch die Uebersetzung erworben, durch den Commentar verdoppelt, und der verdorpelte noch erhöht wird.

Bei dem Werthe der Uebersetzung sowohl, wie der Bedeutung können wir aber auch nicht umhin, auf dieses neue Werk aufmerksam zu machen; wir möchten dadurch zugleich das Interesse für das Studium des Dante fördern, da dessen poetische Schöpfung, die Comödie, ein reiches, geistvolles Buch ist, welches den Musenfreund und den theologischen und philosophischen Denker in gleichem Maße anziehend beschäftigen kann.

Die Selbstmorde in der sächsischen und preußischen Armee.

Leipzig, 16. Juni.

Der „Magd. Ztg." wird geschrieben: „Das zu furchtbarer endemischer Krankheit angewachsene Uebel der Selbstmorde in unserem Armeekorps scheint leider nicht auszurotten zu sein. Bald nach Pfingsten erschoß sich ein Soldat von der Chemnitzer Garnison aus dem Grunde, weil ihm der Hauptmann den Urlaub verweigerte. In Freiberg legte am vorigen Sonntag der Jäger Richter Hand an sich selbst; in einem Briefe an seine Verwandten in Dresden heißt es: „Ich habe mich erschossen, denn der Oberjäger M. (hier und weiter unten folgen einige nicht wiederzugebende Bezeichnungen) will mich in Grund und Boden stürzen; auch der Freiwillige Gefreiter u. C. hat mir vor versammelter Kompagnie eine Ohrfeige gegeben. Schreiben Sie an meinen Bruder Gustav in Altona und wo möglich an meine Kompagnie, weswegen ich mir das Leben genommen habe." Mit seinem Dienstgewehr hat sich vorgestern ein Soldat der Garnison in Wurzen erschossen. Die Veranlassung dürfte darin zu suchen sein, daß der Unglückliche flotterte und von seinen Kameraden deshalb oft „gehänselt" wurde. Vorgestern verließ ein Unteroffizier von dem 1. Ulanenregiment, nachdem er von seinem Vorgesetzten einen Verweis erhalten, zu Roß seine Garnison Oschatz und ritt der preußischen Grenze zu, wo er Tags darauf bei Torgau erschossen aufgefunden wurde." — Wie die „Ztg. f. Nordd." mittheilt, stellt die letzte Veröffentlichung über die Selbstmorde in der preußischen Armee wieder eine bedauerliche Vermehrung derselben heraus. Die Ziffersätze stellen sich für die 6 letzten Monate 1869, also für Juli bis Dezember, der Reihenfolge dieser Monate nach auf 6, 10, 3, 11, 12 und 7 Fälle dieser Art. Dagegen haben im Januar 1870 16, im Februar 5, im März 13 und im April wiederum 16 Selbstmordfälle stattgefunden. Immerhin stellen sich diese Zahlen jedoch niedriger, als in den 6 Monaten der ersten Hälfte des vorigen Jahres, wo der Januar und Mai je 19 und der April sogar 21 Selbstmordfälle aufweisen, und diese Selbstmordmanie damals überhaupt ihren Höhepunkt erreicht zu haben scheint. Insgesammt haben im vorigen Jahre 148 Selbstmordfälle stattgefunden. Nach dem Ausweise der ermähnten Rapporte aus den letzten 3 oder 4 Jahren scheinen durchgehends die 4 ersten Monate jeden Jahres das stärkste Kontingent an Selbstmordfällen zu enthalten, worauf die mit dem Dezember erfolgende Einstellung der Rekruten vielleicht nicht ohne Einfluß erscheinen möchte. —

Die Kanalisirung zu Landshut.

(Eingesandt.)

Die im jüngsten Beiblatte der Landshuter Ztg. versuchte Widerlegung unserer Bedenken in der Kanalangelegenheit konnte uns wenig erbauen. Der Herr Verfasser hat sich vielfach in technischen und theoretischen Berechnungen ergangen, welche uns gemeinen Leuten nicht einleuchten wollen. Namentlich hat er uns mit seinen Null Komma Eins u. s. w. wenig Aufschluß gegeben, — und das wäre eigentlich des Pudels Kern — wo denn die bewußten 14,000 pr Zeit sich aufhalten, und wenn sie, wie behauptet, zur Vollendung des Durchspülungskanales bereit liegen, warum dann mit der Vollendung desselben nicht begonnen wird? Oder sollte es etwa gleich in dem ersten Kanalartikel statt 14,000 fl. schon Null Komma Null geheißen haben? Ja so, die Ersparungsrücksichten! Was würde der Herr Verfasser sagen, wenn er bei einem Schneider einen Rock bestellte und vorauszahlte, und dieser würde den Rock „aus Ersparungsrücksichten" nicht machen?

Wer bezahlt, darf auch reden, darum mag man uns immerhin verzeihen, wenn wir um unser Geld reden, oder wenigstens schreiben.

Sehr ungenügend in der gemeinten Erwiderung ist auch der Aufschluß über die Oeffnung im Krankenhausgarten. Diese ganz zweckvolle, massiv herausgemauerte, wenigstens 20' tiefe Oeffnung kann nicht unter 300 fl. hergestellt worden sein.

Ob derlei unnütze und theuere Zwischenposten zu denjenigen geordneten Details eines Baues gehören, daß sie der Bauführer ohne Wissen und Genehmigung des Bauherrn bloß zu seinem Vergnügen (?) ausführen darf, diese Frage wird wohl unsere Gemeindevertretung, welche, wie wir hören, obnehin gerade in Reformation unseres Bauwesens begriffen ist, am gründlichsten beantworten.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Digitized by Google

Bekanntmachung.

Hundswuth betreffend.

Die unterm 14. Mai l. Js. angeordnete Hundssperre wird hiemit nach Umfluß der festgesetzten Dauer mit dem Bemerken alle aufgehoben erklärt, daß bei dem häufigen Vorkommen dieser und in der Umgebung alle Hundsbesitzer zur möglichsten Vorsichtsichtigung ihrer Hunde ermahnt werden.

Landshut, am 25. Juni 1870.

Stadtmagistrat Landshut.

Der rechtskundige Bürgermeister:

1819 **Dr. Sedring.** Hönlinger.

Der Einladung zur Eröffnung meines neuen Kellers

habe ich nachzutragen, daß am 2. Juli d. Js. bei mir gut besetzte **Dingolfinger Musik** spielt, Abends der **Garten festlich beleuchtet** ist und ein **Feuerwerk** abgebrannt wird. Dazu ladet höflichst ein

1890 **Franz Riedermaier,** Gastwirth in Mettenbach.

Neuerprobte Englische Riesen-Futter-Rübe

echt zu haben bei

Eduard Weiß am Schrannenplatz in Straubing.

Der geeignetste und passendste Boden hiezu ist solcher, auf den man guten Roggen, Grünfutter, Frühkartoffeln, Gerste und Lein mit Sicherheit anbauen kann, derselbe wird mittelfest durchpflügt, mit der Egge gut geeggt und der Samen ganz dünn breitwürfig gesäet; dies erreicht man dadurch, daß man unter 1 Pfund Samen ungefähr 4 Metzen frischen Sand (nicht Flugsand) gut durcheinander mischt und hiermit circa 1 Tagwerk besäet. Da der Thau sehr wohlthätig auf den Samen einwirkt, so ist es am besten, wenn man denselben nach Sonnenuntergang des Abends ausstäet und dann Morgens früh vor Sonnenaufgang die Saat leicht, ungefähr ½ bis ¾ Zoll tief unteregget, was vermittelst einer leichten Egge, Rechen oder Dornbüschels geschehen kann.

Sobald der Samen aufgegangen ist, was eben nach dieser Methode nicht lange dauert, so beobachte man die Rüben, ob dieselben auch zu dicht stehen und gehe, wenn das der Fall ist, sogleich mit dem Verdünnen vor, so daß alle Claudrittel eine Pflanze stehen bleibt.

In 14 Wochen sind die Rüben vollständig ausgewachsen, und werden die erstgebauten bis zum Anfang des Winters verfüttert, sogegen die spätgebauten zum Winterbedarf aufbewahrt, da dieselben bis zum hohen Frühjahre ihre Nahrhaftigkeit und Dauerhaftigkeit behalten.

Vorzüglich kann man die Rüben auch anbauen, wenn man die ersten Boysdritte herunter genommen hat, z B kann Grünfutter, Frühlingskartoffeln, Raps, Lein und Roggen. Geschieht die Aussaat in Roggenstoppel und die Rüben, so kann man mit Leichtigkeit einen großen Ertrag erwarten. Die Rüben werden 1—3' im Umfange groß und 5—10 Pfd. schwer, ohne Beschädigung, denn sie verlangen weder das Hacken, noch das Häufen, da nur die Wurzeln in der Erde wachsen, die Rübe aber wie ein Kohlkopf über der Erde steht. Das Fleisch dieser Rüben ist dunkelgelb, die Schale lichtbraun, mit großen hellgrünen Blättern.

Auch wird der Versuch lehren, daß dieser Rübenbau gewinnal besser ist, als der Runkel- und Wasserrübenanbau, da nach der Rübenfütterung Milch und Butter einen feinern Geschmack erhalten, was bei Wasserrüben niemals der Fall ist, und der Runkelanbau viel Arbeitslohn kostet; auch als Mastfütterung nimmt diese Rübe die erste Stelle ein.

Das Pfund Samen von der großen Sorte kostet 3 fl. und werden damit wie oben angegeben 1 Tagwerk besäet. Der Ertrag ist pro Tagwerk circa 400 Schäffel. Briefe für die Mittelsorte 1 fl. 30 kr. pro Pfund.

Frankirte Anfragen werden mit umgehender Post gegen Nachnahme expedirt 1821

Gesucht

wird eine verläßliche **Bauköchin,** der auch die Hausbehaltung einer Dekonomie anvertraut werden kann. Das Nähr. die Expd. d. Bl. (4a)1822

Ein Haus

in gutbaulichem Zustande nebst einem Obstgarten mit 4 Tagwerk baren 26 Tagw. Wiesen und Aker und 4 Tagw. Holz wird aus freier Hand billigst verkauft.

Das ganze lebendige und todte Inventar bleibt stehen, ebenso die ganze Ernte. Das Uebrige bei

Peter Kaltenecker,

Gabelbauer von Reichersdorf, Post Wörth.

1823(3a)

In der Jos. Thomann'schen Buchhandlung in Landshut ist zu haben:

Stoll, Alban, wilder Honig (Fortsetzung der Bilterungen der Seele) Preis 2 fl. 20 kr.

Dr. Schneider, Unterblickheitsidee im Glauben und in der Philosophie der Völker. Preis 4 fl. 42 kr.

Prößler, das mathematische Aschenbrödel in Schule, Werkstatt, Wald und Feld oder der Ingenieur-Meßtisch mit und ohne Verbindung seiner polytechnischen Hilfsstücke als populärstes Universal- und Tascheninstrumenten mathematischer Gymnastik und Theorie. Preis 2 fl. 48 kr.

Wenig, Handwörterbuch der deutschen Sprache mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung neu bearbeitet von Dr. L. Kellner, kgl. Regierungs- und Schulrath. Preis 4 fl. 30 kr.

Riggl, die deutsche Küche. Preis 36 kr.

Veteranen- und Krieger-Verein Landshut.

Bei günstiger Witterung

Ausflug nach Ergoldsbach mit Kürassier-Musik

am Sonntag den 26. Juni Mittags 12 Uhr per Eisenbahn 1898

Der Unterzeichnete hält Lager der ächtesten und besten

Kunstmehle

Gegen guten Waizen oder Roggen kann ohne Zeitverlust Waizenmehl und Roggenmehl in jeder gewünschten Qualität in Empfang genommen werden.

Auch der Verkauf findet zu den billigsten Preisen statt.

Landshut, Wagnergasse 511.

L. Schäffer,

1609 (8b) Getraide- und Mehlhandlung.

Schreiberstelle-Gesuch.

Ein im Schulschreiberseminare gebildeter junger Mann mit geläufiger Handschrift, dem auch die besten Zeugnisse zur Seite stehen, wünscht als Schreiber im Unterrichtswesen. Offerte beliebe man unter Chiffre A St in der Exp. d. Bl. zu hinterlegen. (3a)1829

Eine goldene Brosche

ist verloren gegangen und gegen gute Belohnung bei **Conditor Unger** abzugeben. (3a)1830

Angelfischerei-Geräthe, elegante Rohr- u. Reitpeitschen, feinst amerikanisches Oel für Nähmaschinen

empfiehlt

Max Hohlndorfer,

1831(3a) Landshut.

Ein Torfstich

im Erdinger Moos, von sehr guter Qualität, ist billig zu verkaufen. Näheres bei **C. Schwab,** Generalagent von **Rudolf Mosse** in Augsburg.

Eine ganz gute liegende

Dreschmaschine

mit allem Zugehör ist um einen sehr billigen Preis zu verkaufen.

Das Nähere bei

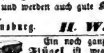
Georg Räsbauer

1833(3a) in Kitzhern, Post Mieredorf.

In meiner Kalkbrennerei ist täglich frischgebrannter Kalk

zu haben, und werden auch gute **Kalksteine** abgegeben. (6b) 1767

Regensburg. **H. W. Alfken.**



Ein noch ganz gut erhaltener Flügel ist wegen Verdienung billig zu kaufen. Wo sagt die Expedition d. Bl. (3b)1804

Eine Weißgerberei,

in Niederbayern, in der besten Gegend, ist gegen geringe Anzahlung billig zu verkaufen. Das Nähere die Exp. d. Bl. (3b)1805

Kirchheim, 22. Juni. (Wollmarkt. Zweiter Tag.) Sechsen Schätzel bei beigeführten Centnern verkauft. Die meisten Partieen à 100, vielest 105 bis 105, einigel 110 bis 115; Hohnheim erlöste 116 fl., Schalm 163 fl. (Allg. Ztg.)

Kirchheim, 23 Juni. (Wollmarkt.) Dritter Tag. Der Markt nimmt einen raschen Verlauf. Es ist nur noch wenig feil. Preise unverändert. Letzter Bericht. (N. Ztg.)

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zadnesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 27. Den 3. Juli: Eulogius.

Nach langen Jahren.

Eine Erzählung in acht Kapiteln.

(Fortsetzung.)

Unverzüglich wußte ich mich auf die Reise machen und das Kind suchen. Hemdspitze war mir so fremd wie Ostindien. Das Einzige, was ich wußte, war, daß ich diese Stadt werde passiren müssen. Zu verlieren war, wie gesagt, keine Minute, denn Mr. Ravensbourne konnte zu leicht von meiner Anwesenheit bei der Todten erfahren und sich das Uebrige zusammenreimen. Ich ging direct in die Küche, wo ich Jessie fingend bei ihrer Arbeit traf. Ich kündigte ihr meine sofortige Abreise an, verbot ihr alles Fragen und Reden darüber und empfahl ihr nur die aufmerksamste Sorge für Mylady. Dann eilte ich in mein Zimmer, tostete all' mein Geld und einige Kleidungsstücke zusammen und nun erst klopfte ich bei Mylady an. Sie wachte schon. Ich erzählte ihr in stiegenden Worten, daß ich soeben eine Nachricht erhalten habe, welche mich nöthigte, auf einige Tage zu verreisen; sie möge mich beurlauben. Ihre Ueberraschung war natürlich groß.

„Können Sie mir nichts Genaueres darüber sagen, Hannah?" fragte sie.

„Jetzt noch nicht, Mylady, jetzt habe ich kein Recht dazu, doch in einigen Tagen hoffe ich es zu können. Nun muß ich aber eine weite Reise antreten und habe nur wenig Geld."

Sie wies auf den Tisch.

„Dort liegt meine Börse, nehmen Sie, so viel Sie brauchen, und kommen Sie nur bald wieder."

Ich konnte beim Abschiede kaum die Thränen zurückhalten, als ich in ihr liebes, blasses Gesicht sah. Aber von der Furcht, die mich seit Langem beherrscht hatte, war ich in dem Augenblicke frei. Es schien mir ganz undenkbar, daß sie sterben könne, während ich ausging, um ihr das Kind wiederzuholen.

Nach Hillsborough mochte ich keinen Wagen aufnehmen, weil das Gerede veranlaßt haben würde. Auf Seitenwegen gehend eilte ich so viel als möglich und hielt mich nicht weiter auf, als um im Dorfe zu sagen, es möge Jemand nach der Wohnung der Mrs. Weston schauen, da dieselbe in der Nacht sehr krank gewesen sei. Bei hellem Morgen kam ich nach Hillsborough und eine Stunde später rollte ein Wagen mit mir weiter auf der Straße nach York, während in meinem Geiste die Bilder der Vergangenheit und der Zukunft sich durch einander drängten. Monate schienen vergangen zu sein, seitdem ich ruhig schlummernd neben dem Bette meiner Herrin gesessen hatte, so viel war in die wenigen Stunden zusammengedrängt worden. Gerald mußte noch leben und ich mußte ihn finden, daran ließ ich keinen Zweifel aufkommen, so bange mir auch oft werden wollte, wenn ich an den weiten Weg bis London dachte und die Möglichkeit, Mr. Harrington nicht anzutreffen, und an den unvermeidlichen Zeitverlust, welcher Alles verderben könnte. Erleichtert athmete ich immer wieder auf, wenn ich mich umschaute und keinen Verfolger hinter mir sah.

Spät in der Nacht erreichten wir York und dort mußte ich einige Stunden warten, da erst um sechs Uhr Morgens die Post abging. Schlaf fand ich nicht, Furcht und Hoffnung hielten mich wach und nie habe ich inbrünstiger den Morgen begrüßt. Endlich fuhren wir ab und ich zählte jeden Meilenstein, um welchen wir London näher kamen. Der Tag verging und die Nacht folgte und ich fing an ruhiger zu werden: wir waren ja nur noch vierzig Meilen von London entfernt. Ich hatte mich in die Ecke gelehnt, mein Kopf schmerzte von der Aufregung und Hast, dem Laufen und Fahren, ich hoffte endlich zu schlafen, als ein plötzlicher Ruck mich wieder aufstörte. Der Postwagen wich einem Reisewagen aus, welcher mit vier Pferden bespannt in höchster Eile an uns vorüberbrauste. Nur einen Augenblick sah ich das vom Lampenschein erhellte Innere des anderen Wagens, aber es genügte, um Mr. Ravensbourne zu erkennen und zu bemerken, daß auch er mich gesehen und erkannt habe. Im nächsten Moment war er wieder im Dunkel verschwunden.

Achtes Capitel.

Was ich damals empfand, kann ich nicht schildern. Also war doch Alles vergebens, da ich mich dem Ziele schon so nahe gewähnt hatte, umsonst meine ganze Reise, auf welche ich so schöne Hoffnungen gebaut hatte! In dumpfer Verzweiflung drückte ich die Sitzen an das Fenster, unfähig einen weiteren Gedanken zu fassen. Auf der nächsten Station wurde in den Wagen gerufen, ein Reisender habe einen Zettel für Hannah Pearce hinterlassen. Ich nahm das Blatt in Empfang und las:

„Meine Pferde sind schneller als die Ihrigen. Es wäre schlimmer als nutzlos, Ihre Reise weiter fortzusetzen, Niemand würde dafür büßen als der, welchen Sie suchen."

Sollte ich diese Warnung beachten? Bei seiner Drohung gerann mir das Blut; denn ich wußte mir wohl sagen, daß dieser Mann, von der Entdeckung bedroht, vor keiner Schandthat zurückschrecken werde. Und dennoch durfte ich nicht auf halbem Wege umkehren. Ich zog den verhängnißvollen Brief hervor und öffnete ihn zum ersten Male. Er war ungeschickt und unorthographisch geschrieben und enthielt eigentlich nichts als die Bitte um Geld für die Verköstigung des Knaben, aber doch das Wichtigste, den Namen des Briefschreibers, Redfern, und die Adresse. Nein, ich durfte mich nicht von mathen lassen und sollte ich wirklich zu spät kommen. Ich hätte schreien mögen die Pferde peitschen, den Kutscher antreiben — nur irgend etwas, um unsere Fahrt zu beschleunigen. Aber da saß ich in meiner Ohnmacht, rang die Hände, starrte in die Finsterniß hinaus, und der Wagen rollte, ach so gemächlich, so langsam fort!

Es war noch Nacht und wir befanden uns in der Nähe von London, als ich vor uns auf der Landstraße rufen hörte und Lichter sich bewegen sah. Dunkle Gestalten umstanden einen zerbrochenen Wagen und gestürzte Pferde, und als wir vorüberfuhren, sprang ein Mann aus der Gruppe hervor und suchte den Kutscher zum Anhalten zu bewegen. Ich konnte seine Worte nicht verstehen, aber die Stimme kannte ich nur zu wohl und mit innigstem Danke vernahm ich die Antwort:

„Kein Platz mehr! Sie müssen den nächsten Wagen abwarten."

Noch einen Augenblick und auch diese Erscheinung war vorüber. Eine Meile zitterte ich immer noch, daß wir anhalten würden, um ihn doch, sei es, wie es sei, mitzunehmen. Aber nein. Die Lichter verschwanden, wir setzten unseren Weg nach London fort und ließen Jasper Ravensbourne weit hinter uns. Einer von den Reisenden meinte, wenn der Inhaber des umgestürzten Wagens so große Eile habe, könne er ja eines der Pferde besteigen. Neue Angst! Vielleicht war er dicht hinter uns, vielleicht im nächsten Augenblick wieder uns voraus. Aber all' das berührte mich kaum noch, ich war zu müde und angegriffen, um noch zu fürchten oder zu hoffen.

Nur dunkel erinnere ich mich noch, daß ich endlich aus dem Wagen sprang und einem Führer durch die lauten Straßen der großen Stadt folgte, und dann stand ich wie im Traume vor Mr. Harrington in seinem Speisezimmer und erzählte, gewiß so verwirrt wie möglich. Zuerst mochte er mich für wahn-

Digitized by Google

fanig halten, doch als ich ihm die beiden Briefe gezeigt hatte, sprang er auf und rief:

„Sie haben recht und brav gethandelt; aber nun darf ferner keine Minute verloren werden.“

Schleunigst traf er die nöthigen Anordnungen und eine Stunde später war ich mit ihm schon wieder unterwegs. Ich lag in der Wagenecke und war so herunter, daß ich kaum Mr. Harringtons eilige Fragen beantworten konnte. Bleicher graute der Morgen, als er leise meine Hand berührte und ruhig sprach:

„Wir sind in Stapleforth.“

(Schluß folgt.)

Die Juden und die Christen der Ringstraße in Wien*).

Freundlicher Leser, ich lade dich ein, mit mir einen Spaziergang auf der Ringstraße zu machen. Wir wollen langsam von Haus zu Haus wandern und nach den glücklichen Besitzern dieser Prachthäuser forschen. Was mich zu diesem Vorschlage veranlaßt? O, es ist eine alte Geschichte. Vor einigen Tagen hat nämlich ein Pfiffikus, Namens Liebmann, der Mann arbeitet in Adressen — in einem hiesigen Blatte einen Schreibbrief veröffentlicht, in welchem die Behauptung ausgesprochen wird, daß die Ringstraße verhältnißmäßig nur sehr wenige jüdische Hausbesitzer aufweise, sondern daß zumeist Erzherzoge, Prinzen, Fürsten, Grafen u. s. w. die Ringpaläste bewohnen. Ist das wahr? Ich antworte mit den Worten des Corporals Valentin in „Dr. Faust jun.“: „Nun, ihr werdet ja sehen!“

* * *

Von wo aus sollen wir unsere Wanderung beginnen? Selbstverständlich von der Hofburg aus. Geht man zum Burgthor hinaus und wendet sich links, so stößt man auf das erste Haus rechts, ein Eckhaus der Babenbergerstraße und des Burgrings. Es ist das Palais des Herrn Jonas Ritter von Königswarter, der sich wenigstens noch bei der letzten Volkszählung als Jude in die Zählungslisten eingetragen hat. Er allein hat sieben Häuser, wie die fetten Ochsen im Traume des egyptischen Joseph, auf der Ringstraße stehen. Nachbarn des Ritters Jonas sind die Bankiersmittwe Biedermann und die Herren Biedermann's Söhne — die Letzteren der mosaischen Uebung gemäß beschnitten.

* * *

Wir kommen nun zum Opernring. Das erste Zinsgebäude zur rechten Seite gehört dem Wechselbankbesitzer Ludwig Pollak, welcher gleichfalls zu den Söhnen Israels gehört. Sein Nachbar ist der vormalige Tuchhändler Söllner, der erste Christ, den wir auf unserer Wanderung als Hausbesitzer getroffen haben. Zur Abwechslung ist der Hausherr von Nr. 19 wieder Jude. Das folgende Zinshaus Nr. 17 gehört dem Bankier Ladenberg, der in konfessioneller Beziehung zum Stamme Levi zählt. Dessen unmittelbarer Nachbar (Nr. 15) ist ein Herr Schmidt; derselbe ist der zweite Christ, den wir bisher getroffen haben. Das Haus Nr. 13 ist in Händen des Professors Herrmann, Nr. 11 gehört dem Ritter von Löwenberg, dessen Familie bereits seit mehreren Generationen zu den „Gewässerten“ gehört. Dafür zählt der Hausstyrann von Nr. 9, Herr Zinneburg, zu den Nachkommen derjenigen, die dürstüßig durch das rothe Meer gegangen sind. Nr. 7 ist eines der Depelt'schen Häuser, Nr. 5, 3 und 1 bilden den Heinrichshof, die Ziegelburg genannt. Drasche ist als ein kreuztragender Christ bekannt, doch das Innere seines Hauses beherbergt eine tüchtige Anzahl Juden des reinsten Wasserz, die meistens von der Beschneidung leben, da sie in geschickter Weise mit der Mitternung der Coupons zu hantiren verstehen. Wenden wir uns nun links. Das Haus Nr. 4 Opernring ist das Dreher'sche Haus, in welchem unser Bürgermeister wohnt, der bekanntlich kein Jude ist. Dafür hat Nr. 6 den Großhändler Schäller, einen von „Unsere Leut'“ zum Eigenthümer. Folgt nun Nr. 8 das Palais der Staatseisenbahn, die so manchen Söhnen Israels fette Pfründen gewährt. Der Besitzer des Hauses Nr. 10 ist Baron Schey, über dessen Glaubensbekenntniß man im Reinen ist. An Schey's Palast grenzt das Palais des Erzherzogs Albrecht, dem sich in der Hofgartenstraße das Haus Nr. 1 des Privatiers Hainsch anschließt.

* * *

Wir setzen nun unsere Wanderung auf dem Kärntnerringe fort, indem wir durch die Operngasse wieder auf die Ringstraße gelangen. Trougott Feitel, der Warenhausbesitzer, welcher, wie man uns auf das Gestimmteste versichert, ebenfalls ein Jude ist, bewohnt das Haus Nr. 57. Das folgende Haus gehört zur Abwechslung wieder dem Baron Königswarter, mit Taufe, Pardon! Beschneidungsnamen Jonas genannt. Den unmittelbar folgenden Zinspalast besitzt derselbe Jonas, k. k. Hofrath und kgl. dänischer Generalconsul, Präses der böhmischen Westbahn, Director der Kaiser-Ferdinands-Nordbahn, Verwaltungsrath der Tyrol'schen Eisenbahn-Gesellschaft, der Donau-Dampfschiffahrts-Gesellschaft, Censor der Nationalbank, Ritter des Ordens der eisernen Krone u. s. w. u. s. w. Auch der gute Moriz Königswarter hat in dem Besitzenannten Hause seine Wohnung und sein Geschäft als Großhändler aufgeschlagen. — Die Firmenlitin Frau Kann ist die Nachbarin der Königswarter, und ihr vierfach verflochtes Haus trägt die Nummer 6. Endlich kommen wir wieder auf einen Christen, Hofrath Pfeiffer, welcher Eigenthümer von Nr. 8 ist. Dagegen ist der Besitzer des Hauses Nr. 10 jener Pollak, der aus der Reihe des auserwählten Volkes sich den besten Theil, das Hinhhüchengeschäft, erwählt hat. Herr Pollak ist nicht nur wohlaccreditirter Millionär, sondern auch Siegellack- und Seifenfabrikant, und als Hinduwarenfabrikant betet er hundert anderen Pollak's, die erst beim Hausirhandel beginnen, die Möglichkeit, mit der Zeit gleichfalls Millionär zu werden. Herr Pollak besitzt den Franz-Joseph-Orden und das goldene Verdienstkreuz mit der Krone. Pollak's Nachbar ist Graf Traun, welcher das Haus als Majoratsgut besitzt. Baron Moriz Todesco, berühmt durch seine klassische Ausstprache von Fremdwörtern, ist Inhaber des Hauses Nr. 14; auf Todesco's Rang und Titel kommen wir noch zurück. An Todesco's Zinshaus schließt sich der Palast des Prinzen Württemberg mit seinen vielsagten Hirschgeweihen an. Nr. 18 Kärtnerring, Nr. 14 Schwarzenbergstraße, Nr. 3 Canovagasse, ist Eigenthum des nunmehr getauften Ritters von Wertheim, dessen Ahnen bekanntlich das goldene Kalb biblischen Angedenkens umtanzten. Wer ist Wertheim? Lächerliche Frage. Er ist landesbefugter Stahl- und Holzwerkzeugfabrikant, Comthur des Franz-Joseph-Ordens, Ritter des Ordens der eisernen Krone, Commandeur des persischen Sonnenordens, Ritter des königlich bayerischen Verdienstkreuzes erster Klasse und des königlich hannoverländischen Guelphenordens, Officier des kaiserlich ottomanischen Medschidjeordens und des Ordens der Ehrenlegion, Ritter des St. Gregoriordens, Inhaber der großen goldenen Medaille, des kaiserlich russischen St. Annenordens, k. k. Truchseß, Ehrenbürger der Städte Krems (wo er in Oel gemalt mit allen seinen Orden zu finden ist) und Steyr, k. k. Rath, Mitglied der niederösterreichischen Handels- und Gewerbekammer, Curator des Museums für Kunst und Industrie, k. k. Hofliefernant, Hammerwerks- und Fabrikbesitzer in Schönau und Wien und so weiter. Wertheim ist auch als Delegirter der Handelskammer für Niederösterreich in Suez gewesen, und ist in Folge seiner vielen Reisen, welche bekanntlich den Menschen bilden, ein sehr gebildeter Mann, um so mehr als er ein immenses Vermögen besitzt.

* * *

Wenden wir uns nun zur linken Seite des Kärntnerringes. Nr. 1 Kärtnerring und Nr. 55 Kärtnerstraße ist Eigenthum des Grafen Dominik Kinsky, sein Nachbar (Nr. 53) ist der Chef des jüdischen Bankhauses Springer, Max Springer. Nr. 51 der Kärtnerstraße ist die Todesdourg. Vom Thorwart an bis zu den Zinnen der Burg ist Alles echt jüdisch. Durch die Gnade des Kaisers wurde Todesco kürzlich in die Reihe der Glaubhaften aufgenommen und ist daher nach Windischgrätz'scher Auffassung — ein Mensch. Nr. 3 Kärntnerring ist Eigenthum des israelitischen Großhändlers Kahnberg. Das Palais Nr. 5 ist Majoratsgut des Grafen Hoyos. Daran schließt sich Nr. 7,

*) Aus dem Wiener „Vaterland“, als Beitrag zur Geschichte der Ausbreitung des Judenthums und dessen Draufgalen unter den Christen! Die Red. d. Landbl. Ztg.

Digitized by Google

das Haus der Carl-Ludwig-Bahn, deren Aktien zumeist in den festen Händen der Rothschildschen Abrahams's sich befinden. Folgt nun Nr. 9, das „Grand-Hôtel", dessen Aktien sich theils in Kavaliers-, theils in Israelitenhänden befinden. Nr. 11 gehört dem Fabrikanten Blümel, Nr. 13 dem Franzosen Montandon, welcher nebstbei die Großhandlerei betreibt, Nr. 15 dem Stadtsteinmetzer Neber, Nr. 17 dem Seidenzeug- und Sammtfabrikanten August Zappenauer.

* * *

Unseren Spaziergang weiter fortsetzend, überschreiten wir die Ringstraße und stoßen zuerst auf das Palais des Erzherzogs Ludwig Victor. Gegen das Schwarzberg-Monument zu schließt es sich an das Haus des israelitischen Bankiers Wiener an, dessen Wiener gegenüber hat Herr Offenheimer seinen Wohnsitz. Ein anderer Nachbar des Erzherzogs ist der Chef der Firma Spitzer, er ist der Besitzer der Häuser Nr. 9 Kolowratring, Nr. 2 und 4 Christinenstraße, Nr. 10 Kantgasse, Nr. 1 und 3 Pestalozzigasse. Fast immer in Paris lebend, ist der vielfache Hausherr gegenwärtig auf kurze Zeit nach Wien gekommen, vielleicht nur, um Studien zu machen, ob sich vom nächsten Halbjahr an mit den Zinsen der Häuser nichts thun läßt. Nr. 7 Kolowratring gehört dem Hofbaumeister Oehell, Nr. 9 ist das edelige Kasino, Nr. 11 am Ring gehört dem Eigenthümer der „Neuen freien Presse", Dr. Max Friedländer, dessen Familie schon seit mehreren Generationen eine christliche ist. Nr. 1 dagegen ist wieder ein Eigenthum des mosaischen Sündhölzchen-, Siegellack- und Seifenfabrikanten Pollak.

* * *

Wir müssen nun wieder bis zur Schwarzenbergstraße zurückkehren und gehen auf der anderen Seite schnell die Häuser ab. Kolowratring Nr. 14, dem Haus des Erzherzogs Ludwig Victor gegenüber, befindet sich der Palast des israelitischen Bankiers Lippmann, Nr. 12 ist das Kinsky'sche Palais, Nr. 10 gehört dem Herrn Seiler, Nr. 8 Herrn Stahl, Nr. 6 den Fürstlich Thurn-Taxis'schen in Manutschen, Nr. 4 dem Baron Herzenberg, Nr. 2 schließt den Kolowratring gegen die Aspernbrücke zu ab. Dieses Haus gehört dem israelitischen Bankhausinhaber Landauer, einem Ausländer.

* * *

Rechts liegt nun vor uns der Stadtpark, links das große Communalloch. Auf diesem Platze wird binnen kurzer Zeit eine stattliche Anzahl von Zinsburgen stehen, und haben sich bereits mehrere Nachkommen des Jakob und der Rebecca auf Bauplätze vormerken lassen. Nr. 12 des Parkringes ist das Gebäude der Gartenbaugesellschaft, Nr. 10 ist Eigenthum der Gräfin Collorebo, Nr. 8 des Erzherzogs Wilhem, Nr. 6 des Fürsten Collorebo, Nr. 4 des Ritters Nikolaus von Dumba, und Nr. 2, das Eckhaus nach der Wollzeile zu, ist wieder das Eigenthum des bereits erwähnten Jonas Königswarter.

* * *

Wir wollen nun hier Halt machen und ein anderes Mal unsere Wanderung fortsetzen. Die Erfahrungen, die wir bisher gemacht, lassen sich fast nicht als Bestätigung der Behauptung Lehmann's ansehen, und doch haben wir noch nicht den Franz-Joseph's-Quai erreicht. In der nächsten Woche also, freundlicher Leser, wollen wir unseren Spaziergang fortsetzen.

Viator.

Die Gerichtsvollzieher und ihre Aufgabe.

(Aus dem Korresp. v. u. z. D.)

Die Gerichtsvollzieher sind öffentliche Beamte; ihre Urkunden haben die Beweiskraft und das Ansehen öffentlicher Urkunden. Sie werden vom Könige ernannt, beziehen jedoch kein Gehalt aus der Staatskasse, sondern erhalten die Belohnung für Dienstleistungen unmittelbar von den Parteien, welche ihnen dazu Auftrag geben. Diese Gebühren sind durch die tgl. Verordnung vom 13. Mai 1870 genau geregelt; wer höhere Gebühren erhebt, muß nicht nur das zu viel Erhobene zurückerstatten, sondern wird auch noch um den vierfachen Betrag bestrafen, im Wiederholungsfalle sogar um das Absache und nach Umständen mit Suspension oder Entlassung bestraft. Auf jeder Urkunde und jeder Abschrift muß der Gesammtbetrag der Kosten genau angegeben werden; wer eine höhere Gebühr als die angegebene erhebt, wird sofort mit Suspension, im Wiederholungsfalle aber mit Entlassung bestraft. Ueber die Zahlung von Gebühren, sowie über etwa empfangene Vorschüsse muß der Gerichtsvollzieher nicht nur eine Quittung, sondern auf Verlangen auch ein genaues Kosten-verzeichniß unentgeltlich ausfolgen. Die Gerichtsvollzieher sind mit ihren Dienstleistungen auf den Sprengel desjenigen Bezirksgerichtes beschränkt, an welchem sie angestellt sind. Die Wahl unter diesen Gerichtsvollziehern steht der Partei, welche sich ihrer bedienen will, offen; am Besten ist es aber, den Gerichtsvollzieher am Orte des Stadt- oder Landgerichts zu wählen, in dessen Sprengel die Dienstleistung zu geschehen hat; denn wenn ein anderer genommen wird, so kann für die dadurch entstehenden Mehrkosten von der unterliegenden Gegenpartei seiner Zeit kein Ersatz begehrt werden. Die Gerichtsvollzieher dürfen ihre Dienste ohne genügenden Grund nicht verweigern. Die Uebernahme der Gerichtsvollzieher liegt den Staatsanwalten an den Bezirksgerichten ob; die Disziplinarstrafen aber werden von diesen Gerichten ausgesprochen.

Die erste Hauptaufgabe der Gerichtsvollzieher besteht in der Besorgung der Zustellungen, d. h. in der Uebermittlung der Klageschrift und aller anderen Anträge, dann Aufforderungen und Vorladungen in die Gerichtssitzungen von der einen Prozeßpartei an die andere, sowie an andere Personen, wie Zeugen, Gewährschaftsbeklagte 2c. Vom Prozeßgericht aus werden künftighin keinerlei schriftliche Mittheilungen an die Betheiligten ergehen, sondern es erhellt lediglich den vor ihm erscheinenden Streitstheilen mündlich Bescheid und Urtheil, überläßt es dagegen ganz der am Fortgange der Sache interessirten Partei (dem sogenannten betreibenden Theile), für die Vorbereitung des Verfahrens, für die Anwesenheit aller Haupt- und Nebenpersonen bei den öffentlichen Verhandlungen, dann für Ausfertigung, Zustellung und Vollzug der Verfügungen und Urtheile zu sorgen. Wenn also Jemand seinen Prozeß selbst ohne Anwalt führet, so muß er sich vor allem um seine Sache bekümmern. Prozeßvertretungen können nur mehr durch Sachwalteigeleit der Anwälte oder Parteien eintreten. Die Zustellungen der Gerichtsvollzieher braucht Niemand, welcher in Bayern eine Wohnung oder ein Geschäftslokal hat, außerhalb dieser Orte anzunehmen; ebensowenig an Sonn- und Feiertagen, dann vor 6 Uhr Morgens und nach 8 Uhr Abends, sofferne nicht der Gerichtsvollzieher eine besondere richterliche Ermächtigung vorweist.

Die zweite Hauptaufgabe der Gerichtsvollzieher besteht in der Vornahme der Vollstreckungshandlungen zum Vollzuge vollstreckbar erklärter Urtheile und Urkunden. Hiebuch wird zweifellos die bisher vermißte Raschheit der Exekution herbeigeführt werden; denn da der Gerichtsvollzieher auf keinen richterlichen Befehl zu warten braucht, sondern das ihm behändigte Urtheil ganz nach eigenem Ermessen vollstrecken kann, so wird er, um das Vertrauen seiner Kunden sich zu erhalten, die Pfändungen 2c. mit möglichster Umsicht und Beschleunigung besorgen. Man wird daher künftig die Vollstreckung einfach den Gerichtsvollziehern überlassen, welche auch befugt sind, bei auftauchenden Anständen und Streitigkeiten ihren Auftraggeber vor dem Richter zu vertreten. Zahlungen und Leistungen an die Gerichtsvollzieher haben die volle Wirkung, wie wenn sie an die Gläubiger selbst geschähen. Für die Empfangnahme und Ablieferung der eingegangenen Gelder hat der Gerichtsvollzieher bis zum Betrage von 500 fl. ein Prozent, von weiteren 500 fl. ½ Prozent, von weiteren Beträgen ¼ Prozent zu beziehen. Ferner können die Gerichtsvollzieher noch benützt werden zur Erwirkung von Vorsichtsverfügungen, d. h. von richterlichen Maßregeln behufs Sicherung der künftigen Exekution, z. B. Beschlagnahme der Fahrnisse oder Forderungen eines fluchtverdächtigen Schuldners, sowie zum Vollzuge dieser Verfügungen. Auf diesem Gebiete wird ihre stets bereite und rasche Thätigkeit von großem Vortheile sein. Endlich können sie auch bedingte Zahlungsbefehle für ihre Auftraggeber beantragen und weiter besorgen, wie bereits oben angegeben wurde.

Aber auch außerhalb des Prozesses eröffnet sich für die Gerichtsvollzieher ein weites Feld der Thätigkeit, indem sie zur Zustellung aller Erklärungen (z. B. Kapitalskündigungen), An-

Digitized by Google

erbietungen und dergleichen Mittheilungen von einer Person an die andere benützt werden können (Gebühr in der Regel 45 kr.), ferner auch zur Erhebung der Wechselproteste (1 fl. 15 kr.). Wenn übrigens Jemand durch einen Gerichtsvollzieher Zustellungen, Anerbietungen, Einwilligungen oder Berzichte einer Gegenpartei empfängt, so muß er darauf sehen, daß entweder die ihm ausgehändigte Urkunde von der letzteren selbst unterschrieben oder daß der Gerichtsvollzieher mit dem Nachweise besonderer Ermächtigung versehen sei.

Aus Vorstehendem erhellt, daß ein geschickter, redlicher und fleißiger Gerichtsvollzieher sich leicht das Vertrauen der Bevölkerung erwerben und ihr sehr nützlich werden kann, indem er ihr in vielen Fällen Hilfe oder wenigstens Rath zu verschaffen vermag.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Ich habe heute meine **anwaltschaftliche Praxis** dahier eröffnet.
Meine Kanzlei befindet sich in der bisherigen Kanzlei des Herrn Advokaten Ritter von Löhl, nämlich im Neumarkt, große Klingergasse, im Hause des Herrn Fragners **Schabl**, Hs.-Nr. 304 über 1 Stiege.

Paßau, 1. Juli 1870.

Dr. Hermannseder,
k. Advokat.

1903

Dankes-Erstattung.

Für die so zahlreiche und tröstende Betheiligung bei dem Leichenbegängnisse unseres einzigen innigstgeliebten Kindes,

Elisabetha Maria,

sprechen wir hiemit Allen unsern tiefgefühltesten Dank aus.

Landshut, den 2. Juli 1870.

Die tieftrauernden Eltern:
Michael Kestel, Profoß im k. 4. Jägerbataillon.
Maria Kestel.

1904

Bekanntmachung.

Der Unterzeichnete zeigt hiemit bekannt, daß er seine thierärztliche Praxis zu Paßau eröffnet und die Wohnung bei Bindermeisters **Warz** bezogen hat.

Paßau, den 28. Juni 1870.

Schauber, Thierarzt.

1874 (3c)

Neues erfreuliches Zeugniß über die außerordentliche Wirkung der **Dr. Rau**'schen Mailänder
29. Zahntinktur. **29.**

Die vorzügliche **Zahntinktur** (Mailänder Mundwasser) des Hrn. Prof. Dr. Rau sel. Erben habe ich gegen Erschlaffung des Zahnfleisches und den dabei vorkommenden Unannehmlichkeiten mit dem besten Erfolge gebraucht, was ich hiemit der Wahrheit gemäß dankend anerkenne.

Bamberg, im März 1852. (L. S.) **Babette Glock** aus Augsburg.

Von dieser vorzüglichen **Zahntinktur** per Glas 48 kr. und 24 kr. sowie von dem bewährten **neapolitanischen Haarbalsam (Kräuter-Pommade)**, anerkannt das beste und reinlichste, schnell und sicher wirkende Mittel zur Erhaltung, Verschönerung und Wachsthumsbeförderung sowohl der Haupt- als Barthaare, per Glas 48 und 30 kr. — **Flüssige neapolit. Toiletten-Seife** (Schönheit-Seife), das beste unübertreffliche Mittel zur Erhaltung einer reinen, gesunden Haut, zur radikalen und schmerzlosen Entfernung der Sommersprossen, Mitesser, braunen und gelben Flecken, Finnen ꝛc., per Glas 48 und 24 kr. — Aromatischer Räucherbalsam (ausgezeichnetes Zimmer- und Salonparfüm), per Glas 12 kr. — Blüthenthau (Rosée de fleurs), allgemein beliebtes, höchst kräftiges, sehr feines Odeur, neue viel stark verbesserte Composition des echten Kölner Wassers, per Glas 54 kr., 30 kr. und Probeglas 18 kr. — Feinster aromatischer Toilettenessig, das Glas 15 kr. — Eau de cologne 36 und 18 kr., befindet sich mit Genehmigung des k. Ministeriums Niederlage bei Herrn

Raimund Wagner in Landshut.

334(4) **Prof. Dr. Rau** sel. Erben.

Ein Verfaßzettel wurde gefunden und kann Hs.Nr. 295/II mittlere Mitthadt abgeholt werden. 1905

Geschäfts-Eröffnung
des
Josef Kästl,
Buchbinder und Galanterie-Arbeiter im Markte „Erggelsbach".

Derselbe empfiehlt sich in allen in sein Fach einschlägigen Arbeiten unter Zusicherung promptester und billigster Bedienung. 1906

Ein tüchtiger Schlossergeselle
findet bei gutem Lohn dauernde Arbeit bei
Georg Braun,
1907 (2a) Schlossermeister in Mengkofen.

Handlungs-Anwesens-Verkauf.
In der Marktd Erlbach bei Landshut ist ein gutgehendes gewölbiges **Haus** mit Stadel und Keller nebst sehr schönem Garten, worauf eine
Spezerei- u. Eisenhandlung mit Fragnerei
nebst **Gyps- und Bretterhandel** angehängt wird, mit oder ohne Waarenlager aus freier Hand zu verkaufen. Näheres bei
Theresia Stangl,
1850 (3c) Handelsmann's-Wittwe in Landshut.

Lohkäse
per 1000 Stück zu 6 fl. in's Haus geliefert sind fortwährend zu verkaufen bei
Johann Schön,
1551(10f) Leimfabrikant.

Der Unterzeichnete hält Lager der schönsten und besten
Kunstmehle.
Gegen guten Waizen oder Roggen kann ohne Zeitverlust Waizenmehl und Roggenmehl in jeder gewünschten Qualität in Umtausch genommen werden.
Auch der Verkauf findet zu den billigsten Preisen statt.
Landshut, Wagnergasse 71.
Schäfer,
1809 (8q) Getraide- und Mehlhandlung.

Erdinger Schranne vom 30. Juni 1870.

	Waiz.	Korn.	Gerste	Haber
Boriger Rest . . .	25	14	—	58
Neue Zufuhr . . .	1071	381	57	93
Schrannenstand . .	1096	395	57	151
Heutiger Verkauf	686	294	57	114
Rest	210	101	—	37

	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Höchster Preis . .	21	52	14	2	12	16	9	42
Mittlerer „ . .	20	58	13	43	11	43	9	4
Niedrigster „ . .	19	10	13	37	10	55	8	42
Setzungs	—	—	—	—	—	—	—	—
Gefallen	—	19	—	40	—	8	—	4

Druck und Verlag der Joh. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Babuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 28. Den 10. Juli: Felicitas.

Nach langen Jahren.

Eine Erzählung in acht Kapiteln.

(Schluß.)

Ein freundlich und friedlich aussehendes Dorf lag vor uns. Wir stiegen vor dem Wirthshause ab. Mr. Harrington erkundigte sich, ob ein Mann Namens Rebfern im Orte sei, und man zeigte ihm einen Pachthof an der Berglehne. Er erklärte, diesen Gang allein machen zu wollen, und ließ mich im Wagen zurück.

Jetzt war Müdigkeit und Abspannung wieder überwunden, jeder Nerv in mir zuckte vor ungeduldiger Erwartung. Mir war es wieder, als ob Mr. Harringtons Abwesenheit Stunden wären. Gegen sechs Uhr Morgens war es, als ich, mich aus dem Wagen lehnend, die Straße übersah, welche wir genommen waren, und da — da — ich täuschte mich nicht, auf der Höhe erschien Mr. Ravensbourne's Wagen. Er war noch fern, aber ich erkannte die gelben Räder. Wenn er nun doch noch eintraf, bevor wir den Ort verlassen hatten! Die Bewohner jenes Pachthofes mußten mit ihm bekannt, ihm wohl verpflichtet sein, nimmermehr würden sie den Knaben herausgeben, falls er sich widersetzte. Ich hielt es an der Stelle nicht aus, sondern ließ den Postillon in den schmalen Weg einlenken, welcher zum Pachthof führte. Die Bäume, welche den Weg einfaßten, mußten unser Fuhrwerk wohl ihm verbergen, während ich das seinige beobachten konnte. Ach, es kam so furchtbar schnell näher! Ich wußte mir nicht mehr zu rathen. Selbst zum Hause laufen, das ging nicht an, es hätte dort Verdacht erwecken können. Ich mußte wieder mit dem Gesicht meiner Ohnmacht anheimfallen.

Endlich, endlich vernahm ich willkommene Schritte, hörte Stimmen und um die Biegung des Weges kam Mr. Harrington daher mit einem anderen Manne, welcher einen Knaben gleich, und zwischen beiden der Knabe, welchen wir seit drei Jahren betrauerten. Er war größer, sonngebräunt, in fremder Kleidung, aber ich hätte ihn doch sofort wiedererkannt, meinen herzigen Liebling. Aber verrathen durfte ich meine Freude nicht, durfte nicht zeigen, daß ich den Kleinen kenne; denn der Mann betrachtete mich ohnehin sehr erstaunt und mißtrauisch. Doch Mr. Harrington hob den Knaben in den Wagen und drückte dem Manne Geld in die Hand. Dann gab er Befehl zuzufahren und als der Wagen umwandte, erblickte ich wieder die gelben Räder durch die Bäume. Nach einem Augenblick hielten wir an, da der Mann noch etwas zu fragen hatte und Mr. Harrington Antwort gab. Nun ging endlich vorwärts und ich ergriff Mr. Harringtons Hand und flüsterte ihm athemlos zu:

„Er kommt denselben Weg, wir können nicht ausweichen, wenn wir nicht eine andere Richtung nehmen."

Er verstand mich augenblicklich. Nicht weit vor uns zweigte sich ein Weg ab. Mr. Harrington befahl dem Kutscher, in die Pferde zu hauen, was er könne, und dort rechts abzubiegen. Mit klopfenden Herzen maß ich den Raum bis dahin. Wir erreichten die Stelle, wir lenkten ab und nun blickten wir Beide zurück. Nicht lange und der gelbe Wagen brauste die Straße hin. Man hätte uns noch sehen können. Aber Niemand zeigte sich am Fenster. Wir durften uns als gerettet betrachten und ohnmächtig sank ich in die Kissen zurück.

Es mochte lange gewährt haben, bis ich wieder zu mir kam, den frischen Wind an meiner Schläfe fühlte und Mr. Harrington freundlich sprechen hörte. Wie aus einem tiefen Traume erwachte ich und da sah mir gegenüber mein theurer Gerald, mich aus großen Augen verwundert und ängstlich anstarrend. Wir waren in der Nähe Londons und hatten die Fahrt größtentheils auf Nebenwegen gemacht, um Jasper Ravensbourne auszuweichen. Alles war in Sicherheit, versicherte Mr. Harrington und ich glaubte ihm. Nach und nach schien auch in dem Kinde die Erinnerung wieder lebendig zu werden, es schlang seinen Arm um mich, als ich es küßte und streichelte, und der Mutter Augen waren es, mit welchen der Kleine mich anschaute.

Es wurde abgemacht, daß ich vorausreisen sollte, um Mylady vorzubereiten. Eine Nacht ruhte ich in Mr. Harringtons Wohnung aus, dann machte ich mich wieder auf den Weg und am sechsten Abend nach meiner Abreise öffnete ich wieder das kleine, grüne Gartenthor. Mit welchen glücklichen Gefühlen that ich es!

Mylady schrie vor Freuden auf, als sie mich erblickte, und streckte mir die Arme entgegen. Sie that einige Fragen, aber ich antwortete nur, daß Alles gut stünde und ich ihr morgen Bericht erstatten würde. Gleich mit der Freudenbotschaft vorzurücken, konnte ich nicht wagen.

Auch am nächsten Morgen hielt ich mich so viel als möglich fern von ihr, damit meine Freude sich nicht zu früh verriethe. Von Jessie hörte ich, daß Mr. Ravensbourne verreist und noch nicht zurückgekehrt sei. Auch gegen sie schwieg ich, weil ich noch nicht wußte, wie viel von der ganzen Geschichte überhaupt erzählt werden dürfe. So verrichtete ich tagüber meine gewöhnlichen Arbeiten und ging spät Nachmittags mit meiner Näharbeit in's Zimmer meiner Herrin. Sonnenuntergang war nicht mehr fern und vor Ablauf des Abends durfte ich die Rettenden erwarten. Aber noch immer war ich zu keinem Entschlusse gekommen, wie ich die Sache einleiden sollte, ohne ihr durch die Erschütterung zu schaden; denn ihr Anblick brachte mir wieder in Erinnerung, wie wenig sie werde ertragen können. Sie selbst brach endlich das Schweigen:

„Nun, Hannah, erzählen Sie mir doch von Ihrer Reise."

Ich sagte, ich sei abgerufen worden, um mit Jemanden zusammenzukommen, den wiederzusehen ich schon nicht mehr gehofft habe. Die Freude und Ueberraschung sei groß gewesen, und daran knüpfte ich die Bemerkung, daß das Unerwartete, selbst wenn es noch so erwünscht sei, doch auch erschrecke und daß es viel besser sein würde, wenn den Menschen Alles vorbereitet träfe. Sie antwortete darauf mit solcher Ruhe, daß ich wohl sah, sie legte meinen Worten keinerlei Beziehung bei, und das beunruhigte mich noch mehr. Nun versuchte ichs auf anderem Wege. Auch ihrer harre eine kleine angenehme Ueberraschung, sagte ich, Mr. Harrington werde noch diesen Abend eintreffen. Ich habe ihn in London getroffen und von ihm gehört, daß er in Geschäftsangelegenheiten mit Mylady sprechen müsse. Auch jetzt entgegnete sie wieder ganz ruhig, daß sie sich freuen werde, ihn zu sehen, er sei immer gut und liebevoll gegen sie gewesen.

„Ja, das ist er," sagte ich und wußte mich aufrechten, das Beben meiner Stimme zu unterdrücken; „und er hat sich recht gegrämt um Ihretwillen. Noch gestern meinte er, es sei doch seltsam, daß sich keinerlei Spur gefunden habe. Das rege in ihm immer wieder die Hoffnung an."

Rasch legte sie die Hand auf meinen Arm und sagte:

„Hannah, wie können Sie von Hoffnung sprechen! Vergessen Sie denn mein schweres Leid, weil ich es schweigend trage? Wie können Sie nur so grausam sein?"

Und sie begrub den gesenkten Kopf in ihren Händen. Mein Blick fiel auf die Uhr: es war um Sieben, in zehn Minuten konnten sie zur Stelle sein. Ich wollte weitergehen in der Vorbereitung, aber wieder sprach sie zuerst.

Digitized by Google

„Vergeben Sie mir, Hannah, aber Sie können nicht ahnen, wie schwer ein solcher Schmerz ist. Ich habe ernst gerungen, um zur Resignation zu gelangen, aber noch kann ich von Hoffnung nicht sprechen hören."

„Theuerste gnädige Frau," sagte ich, „ich würde auch nicht davon sprechen, wenn kein Grund dazu vorläge. Aber solche wunderbare Fügungen kommen vor! Verlorene kehren zurück und Todte werden am Leben gefunden."

In dem Augenblick ließ sich das Rollen von Rädern vernehmen und mein Herz hämmerte laut. Mylady sah mich an und in ihren Augen leuchtete es umheimlich.

„Hannah," sagte sie in beinahe wildem Tone, „Sie wissen etwas — Sie haben etwas von meinem Kinde gehört —"

Das Rollen kam näher und näher — jetzt hielt es inne. Ich beugte mich über sie und sagte sanft:

„Ich weiß in der That etwas, etwas Hocherfreuliches. Der Knabe ist nicht ertrunken, er lebt und ist gesund."

Ich schaute auf: zwei Gestalten erschienen in der offenen Thür.

„Da ist er, theurste Frau, nehmen Sie ihn wieder, sprechen Sie zu ihm."

Mit einem durchdringenden Schrei sprang sie empor und Mr. Harrington legte ihr den Knaben in die Arme. Nun trat eine Scene tiefen Schweigens ein und als Mylady ausblickte, trug ihr Gesicht einen fast geisterhaften Ausdruck.

„Wo bin ich?" fragte sie leise; „lebt er? lebe ich? Sagt es mir noch einmal!" wiederholte sie.

Und dann warf sie sich über ihn mit leidenschaftlichen Küssen und verzehrenden Blicken, die sich nicht losreißen konnten von dem blühenden Kindesantlitz. Möglich rief sie:

„Wie ging das zu? Erzählt mir doch — o, ich flehe."

Ich fing sie auf, fast leblos sank sie in meine Arme.

Nachdem wir sie auf das Ruhebett gelegt und wieder zum Bewußtsein gebracht hatten, flüsterte ich Mr. Harrington zu, es sei wohl das Beste, sie mit dem Kinde allein zu lassen. Mit schlichem Hinweg und warteten im oberen Zimmer, nicht ohne Angst. Nichts rührte sich. Nach einiger Zeit ging ich wieder leise an die Thür und warf einen Blick hinein. Die Mutter lag noch wie vorher da, aber ein strahlendes Lächeln lag auf ihren todten, blassen Zügen und sie lauschte andächtig der leisen Erzählung des Knaben, welcher neben ihr saß und dem sein Verwandter unterwegs das Nothwendigste über seine Verhältnisse und Schicksale mitgetheilt hatte. Nach zwei Mal kehrte ich zurück. Das eine Mal lag der Knabe schlafend in ihren Armen und sie betrachtete ihn mit entzückten Blicken, das andere Mal war auch ihr Haupt in die Kissen zurückgesunken und sie atmete ruhig.

So ließen wir sie die Nacht bei einander und am anderen Morgen erwachte sie zwar bleich, aber mit einem Lächeln auf den Lippen und einem Glanz in den Augen, wie ich es seit Jahren nicht gesehen hatte.

An demselben Morgen wurde ein Brief für mich abgegeben. Ich las:

„Sie haben zuletzt triumphirt, aber ich genoß doch lange Zeit Rache für alle Ungerechtigkeiten und Kränkungen. Nach Ravensbourne kehre ich nicht zurück, Sie werden mir mehr von mir hören. J. R."

Als ich meiner Herrin diese Zeilen zeigte, sagte sie nur, daß sie glücklich sei und ihm verzeihe, nun sie ihren Knaben wieder habe.

Einige Wochen nach diesen Vorgängen übersiedelten wir Alle wieder in das Herrenhaus. Um des Namens der Familie willen, wünschte Mylady, daß von allen diesen Dingen so wenig als möglich gesprochen werde. Und so erfuhren die Leute im Dorfe nie genau, was eigentlich geschehen war. Vierzehn glückliche Jahre verlebten wir noch mit einander, dann starb die hartgeprüfte Frau in ihrem Besitzthume und ihr Sohn saß an ihrem Bette. Darauf bezog ich das Wächterhäuschen, denn Mr. Gerald meinte, ich dürfte nicht mehr arbeiten. Wöchentlich einmal besucht er mich, so oft er in Ravensbourne ist. Sally Bleston begleitete mich. Sie war von Mylady erzogen worden und wir beide waren die erklärten Lieblinge der Herrin. In ihrer Gegenwart durfte nie von vergangenen Zeiten gesprochen werden.

Ich denke, es muß etwa acht Jahre nach unserer Rückkehr nach Ravensbourne gewesen sein, als ein Brief mit fremder Handschrift aus Amerika einlief. Ein Hinterwäldler berichtete darin, daß Einer seiner Kameraden gestorben sei, von seiner Herkunft und Verhältnissen Niemand etwas gewußt habe. In die silberne Hülle eines Bleistiftes, den er bei sich getragen, seien die Worte „Jasper Ravensbourne, Ravensbourne Park" eingravirt; beßhalb melde er den Tod dahin. — Das war das Einzige, was wir von ihm hörten.

Lehrbuch der Weltgeschichte*).

Von Dr. F. X. Wirth.

Vor Kurzem ist bei Braunmüller der vierte Theil des Weiß'schen „Lehrbuchs der Weltgeschichte" erschienen. Er umfaßt in zwei Bänden die neuere Zeit bis zum Tode Heinrich's IV., d. h. die Epoche der Entdeckungen, der protestantischen Strömung und der katholischen Gegenströmung. — Vielen, den meisten unserer geehrten Leser werden die vorhergehenden drei Theile des in Rede stehenden Lehrbuches ebenso bekannt sein, wie die anderen werthvollen Werke des verdienstvollen Grazer Geschichtsprofessors. Alle sich der Vortrag des Herrn Professor Weiß durch ebenso klare und eingehende, als glänzende Schilderung der verwickeltsten Verhältnisse und Ereignisse auszeichnet und selbst denjenigen fesselt, der, wie wir, die als Nehmer berühmtesten Geschichtsprofessoren Norddeutschlands, wie Droysen und Roepell, zu hören Gelegenheit hatte, so empfiehlt sich auch sein „Lehrbuch" zunächst durch eine unvergleichliche Darstellungsgabe. Abgesehen von dem einseitigen Standpunkt der Herren Weber, Droysen, Gervinus ꝛc., sind ihre geschichtlichen Werke eine für das größere, gebildete Publikum äußerst schwer verdauliche Speise. Das trockene Phrasengeklimper in der Weber'schen „Weltgeschichte" und Droysen's „Preußischer Geschichte" hört ebenso ab, wie die mühsam gedrechselten und überall an die seitenlangen Perioden des Livius erinnernden Sätze der „Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts".

Wir haben einen der berühmtesten Professoren Norddeutschlands klagen gehört, daß die deutschen Geschichtswerke unter dem deutschen Publikum verhältnißmäßig viel geringeren Anklang finden, als die französischen, englischen und — slavischen bei ihren Völkern. In Deutschland beschränkt sich ihre Verbreitung im Grunde immer noch auf die Gelehrtenkreise. Die Kriegszeit, wie der gebildete Bürgerstand, verhalten sich ihnen gegenüber — noch sehr spröde. Der wahre Grund liegt auf der Hand: es fehlt im Allgemeinen an der entsprechenden Darstellungsweise, deren sich die nichtdeutschen Autoren befleißigen. Man diese uns ein so geschriebenes Werk, wie die „Histoire du Consulat et de l'Empire" von Thiers und Jedermann wird darnach greifen. Der Diplomat wird darin die internationalen Unterhandlungen, der Soldat die Schlachtenpläne, der Volkswirth die finanziellen Angelegenheiten ebenso gründlich als elegant in der Form entwickelt finden, während das große Publikum diese Stellen ohne Ermüdung überfliegen kann, um sich an anderen, auch dem Laien verständlichen Partien desto mehr schadlos zu halten. Ebenso verhält es sich mit der „Englischen Geschichte" Macaulay's, mit der „Geschichte Böhmens" von Palacky.

Können wir aber viele ähnliche Werke deutscher Geschichtsforscher aufzählen? Leider nicht, und wir müssen demnach den berührten Vorzug des Weiß'schen „Lehrbuchs der Weltgeschichte" desto rühmender hervorheben. Diejenigen unserer Leser, welche die früheren Bände dieses Werkes durchblättert haben, werden sich nach mit Vergnügen an einige wirklich prachtvolle, mit wahrem dramatischen Talente, aber ohne Oberflächlichkeit und ohne Verletzung des geschichtlichen Hintergrundes ausgeführte Schilderungen erinnern, wie namentlich an die Ausbreitung des Christenthums, das Schicksal Johanna's von Orleans und die Erstürmung Konstantinopels durch die Türken. Auf Grund einer vollständigen Quellenkenntniß und mit Hilfe einer staunenswerthen Belesenheit in den späteren Bearbeitungen der verschiedenen Epochen gelingt es dem Verfasser, Schilderungen

*) Aus dem Wiener „Vaterland". Wir können übrigens das Werk selbst auch und können es nur bestens empfehlen. Die Red. d. Deck. Bl.

Digitized by Google

zu liefern, welche den Leser nicht nur durch Farbenpracht für einige Augenblicke fesseln, sondern sich für immer seinem Gedächtnisse einprägen: und dies zu erzielen, ist ja die wichtigste Aufgabe eines guten Geschichtswerkes. Wohlan, auch die uns vorliegenden beiden Bände des 4. Theiles weisen dieselben Vorzüge aus. Man bemerkt darin nicht nur sein Ermatten des fleißigen Historiographen, im Gegentheil, seine Darstellungsweise scheint sich, ohne an Glanz zu verlieren, immer mehr zu concentrieren. So zu schreiben, wie Dr. Weiß, versteht kaum einer der deutschen Geschichtsprofessoren; — das kann man heute schon ohne Uebertreibung aussprechen.

Der zweite Vorzug des „Lehrbuches" ist die **vollkommen objective Haltung** des Verfassers. Die große tendenziöse Entstellung der Geschichte, wie sie unter der Regide der Herren Häuser, Sybel und Droysen und theilweise selbst Mommsens in Scene gesetzt worden ist, hat dem leisen einen unbefangenen Einblick in die Annalen der Weltgeschichte fast unmöglich gemacht, zumal erst ein geringer Theil dieser Entstellungen geraubt, während wichtige in und anderseitig auch die Gegenpartei, wie es denn im Kampfe stets zu geschehen pflegt, über das Ziel hinausschießt. Zu behaupten, daß das Mittelalter durchweg eine Zeit der Finsternis und der Unterdrückung gewesen ist und daß alles Unheil, was im 17. Jahrhundert irgendwo in Europa geschah, die Frucht der Intrigen des Ordens Jesu war, widerspricht der Wahrheit ebenso sehr, als wenn man leugnen wollte, daß es auch im Mittelalter Lebrechen gab und daß auch der Orden Jesu manchen Fehler beging. Gelben ist der Mittelweg. In dem Weiß'schen „Lehrbuch" finden wir die Vorzüge wie die Schattenseiten der verschiedenen Perioden, die großen Thaten wie die Verbrechen aller Parteien mit der taciteischen Ruhe des wahren Geschichtsforschers an das Licht gesetzt. Es schildert uns die Umthaten der von einer gewissen Partei noch immer verhimmelten niederländischen Geusen mit derselben Wahrheitsliebe, wie auch jene Vorfälle und Charakterzüge Philipp's II., die den Ruhm dieses „Märtyrers seiner Idee" selben.

„Zeiten, — sagt er in der Vorrede zum 4. Theil, — in welchen an den Grundlagen des bisherigen Lebens gerüttelt wird, Zeiten, in welchen neue Lehren verkündet werden, sind aufgeregt, zerrissen, unzufrieden; die Geister sind in fieberhafter Unruhe, die Charaktere voll wilder Gewaltthätigkeit und trotz lazer Moral verfolgungssüchtig. Der Verfasser war bemüht, ein treues Bild dieser Zeit zu zeichnen, wie sie war, die neuen Gedanken in ihrer wahren Bedeutung, deren Träger in ihrer Größe oder Schwäche, ihrer Reinheit oder Verkehrung, ihrer Opferwilligkeit oder Eigensucht zu schildern und jedem das Seine theil zu geben, das ihm vom Standpunkte einer fortgeschrittenen Zeit gebührt." Wir können nur hinzufügen, daß der Versuch vollkommen gelückt ist.

Der Verfasser hat auch der Literatur und Kunst die ihnen gebührende Beachtung gewidmet. Sie sind ja die Blüthen des geistigen Volkslebens und demnach auch die zuverlässigsten Zeugen seiner Entwicklung oder des Verfalles. Spanien und Italien stehen in dieser Hinsicht während des sechzehnten Jahrhunderts an der Spitze, England tritt mit Shakespeare in das Bereich der Kunst. Offenbar durch eigenes Studium oder eigene Anschauung mit den Meisterwerken dieser Zeit bekannt, liefert uns Herr Weiß auch auf diesem Gebiete eine erschöpfende Schilderung. Bedauern könnten wir Oesterreicher höchstens, daß dabei die geistige Bewegung unter den slavischen Stämmen keine Berücksichtigung gefunden hat, obgleich sie bei den Polen und Böhmen, wenigstens in jener Zeit, bereits sehr nennenswerthe Fortschritte gemacht hatte. Allein dem deutschen Historiographen fehlen in dieser Hinsicht leider fast alle Hilfsmittel.

Eine eingehende Besprechung des vorliegenden Werkes gehört in kein politisches Blatt. Wir begnügen uns demnach mit der Andeutung, daß der vierte Theil die Zeit der Entdeckungen und der kirchlichen Kämpfe bis zum Tode Heinrich's IV., als etwas über ein Jahrhundert umfaßt. Dieser Theil zählt über tausend Seiten — das mag die Ausführlichkeit andeuten, mit welcher der interessante Stoff behandelt ist. In der That findet man darin alles, was man über diese Zeit zu wissen braucht. Die neuesten Resultate des kritischen Quellenstudiums, sowohl der deutschen als auch der fremden Geschichtsforschung, sind aufs Erfolgreichste benützt, die Bearbeitung nach einem einheitlichen Plane vollbracht, so daß keine Lieblingspartie des Verfassers auf Kosten anderer Perioden im Raume begünstigt wird. Mit einem Worte: das „Lehrbuch der Weltgeschichte" von Weiß sollte in keiner Bibliothek und in keinem Familienkreise fehlen.

Die Mißernte an Heu, Futter und Getreide

überhaupt, welche ganz Westeuropa bis an die Lauvenkette und die Karpathen zu machen im Begriff steht, schreibt Dr. Franz in seinem landwirtschaftlichen Wochenblatt, der „Schwalbe") fordert zum Nachdenken auf, wie ihren Folgen für die Landwirthschaft zunächst abzuhelfen wäre. Daß Osteuropa uns mit dem fehlenden Getreide versorgen wird, scheint gewiß, daß es aber mit Futter uns nicht aushelfen kann, liegt klar zu Tage, da man dort überhaupt derartige Vorräthe nicht hat.

Jeder Landwirth denkt natürlich daran, daß, nach altem Spruch, nach Johanni sich das Wetter ändern werde und unsere für den Frühling und Vorsommer verlorene Regenzeit für den zweiten Theil des Sommers noch nachkommen werde. Tritt diese Voraussetzung ein, dann kann noch Wickhaberaat, selbst Ende Juli noch vorgenommen, viel Futter liefern, wenn man kräftiges Feld noch frei hat, oder die Roggenernte bald eintritt, wie es den Anschein hat. Daß dazu, wie zum Grummet der Wiesen, sehr Tropfen kräftigen und jedes Stallkorn festen und künstlichen Düngers verwendet werden muß, versteht sich von selbst.

Dem Mengfutter stehen die **Stoppelrüben** zunächst. Sie werden, nicht zu dicht gesäet und mit Dünger versehen, (Knochenmehl, Gülle und Oel ebenso!) für den Winter lange vorhalten. Selbst Buchweizen und Futterrunkeln vertragen in milderen Gegenden noch eine Saat in die Stoppelfelder und gedeihen, wenn diese Kraft haben.

Daß man Baumlaub sammelt, wo es zu haben ist und damit wenigstens das Heuflöcklein spart, so man haben sollte, ist vor Allem rathsam. Das Stroh wird kurz und stehen die Halme dünn. Alles Stroh wird gefüttert werden müssen. Damit es dann ausgibt und wirksam wird, soll es durch Einbrühen, Erhitzung mittels Gährung, Kunstschung von Kleie, Mehl, Oelkuchen, Rüben und Knollen ꝛc. und unter Salzzugabe vorbereitet werden. Womit aber dann einstreuen? Dieses Jahr müssen die Wälder mit Streu herhalten, denn es wird der große Nothstand alle weiteren Einwände entkräften. Schon jetzt muß die Staatsverwaltung und unsere Interessenvertretung im Generalkomité vor Allem Einleitung zu wirksamen Verfügungen an die Staatsforstbehörden treffen, sonst wird es zu spät. Die Noth wird nämlich erst im kommenden Winter und Frühjahr den Höhepunkt erreichen, die Streu muß aber schon im Herbst eingebracht werden.

Wer jetzt Wässerungswiesen hat! „Pergaum felices sua si bona norint agricolae!" oder Ueberglückliche die Bauern, die ihre Vortheile kennen. — Aber welche Wassermassen fließen unbenützt vor den lechzenden Feldern und Wiesen vorbei und was bis jetzt bei uns hierin geschehen, ist kaum der Rede werth bei 3 Millionen Tagwerk Wiesen.

Wn. **Aus Niederbayern.** Eine neue Erscheinung im Buchhandel kann nicht genug der Aufmerksamkeit des katholischen Volkes empfohlen werden, nämlich die „Westimmen" von Alban Stolz. Dieselben erscheinen monatlich in einzelnen Heften und kosten jährlich nur 54 kr. Alban Stolz ist als Verfasser „des Kalenders für Zeit und Ewigkeit" und jener Heiligenlegende „der christliche Sternenhimmel" allenthalben rühmlichst bekannt. Gibt es doch in ganz Deutschland kaum eine katholische Pfarrei, wo nicht die eine oder die andere seiner Schriften vorhanden wäre. In den „Westimmen" nun tritt er als unverbesserlicher Vertheidiger der christkatholischen Religion auf und weist in einer Reihen ergreifenden Darstellung nach, wohin es mit der Religion, mit dem Volksstande, mit dem Frieden des Volkes kommen würde, wenn es den Fortschritt zur Herrschaft gelangen ließe. Solche, die da meinen, es sei nimmer zu helfen, oder auf Einen gehe es bei den Wahlen nicht zusammen, ob er dafür oder ausbleibe; Solche, die da wähnen,

Digitized by Google

es handle sich bei den gegenwärtigen Kämpfen am Ende nur um das Besitzthum der Geistlichen; Solche, die sich vormachen ließen, daß der Fortschritt der Religion nichts anhaben wolle, — finden in den „Wochenblättern" die weitgehendste Aufklärung über den gewaltigen Irrthum derartiger Meinungen. Nebenbei dient das neueste Werk von Alban Stolz aber auch als unterhaltliches Hausbuch für Familien, deren religiöse und damit politische Ueberzeugung ohnehin schon die beste. Wir wünschen demnach den „Wochenblättern" die weiteste Verbreitung und können bestätigen, daß in einer Pfarrei, wo einmal ein Paar Exemplare eingeführt sind, rasch Dutzende werden angetroffen werden. —

(Ohne Wald keine Fruchtbarkeit.) In einem Aufsatze: „Wanderstudien an südlichen Völkerscheiden", von Heinrich Noë, heißt es: „Von jenen dichten Kastanienwäldern, die den Reisenden so sehr anmuthen, wenn er die Einöden der hohen Schweizerpässe hinter sich hat und den donnernden Flüssen entlang die Borberge der Lombardei oder Piemont erreicht, ist in Friaul, ja, in den Thälern überhaupt, kaum eine Spur vorhanden. Die „grüne Ueppigkeit" des Südens erscheint dem Wanderer, der an solchen Stellen zuerst betretenen Boden betritt, eine wunderliche Fabel. Das selige Gelände ringsumher steht aus, als ob in solchen verwitterten Schluchten mehr eine Wohnstätte der Ziegen als der Menschen zu suchen sei. Der Jammer fängt allenthalben mit dem Verschwinden des Waldes an. Nächst dem Walde verschwinden der Boden, die Erdschicht, der Weidegrund. Dann kommen die Hochwasser der nackten Runsen. Es wird immer schwieriger, Rinder zu halten — und ist erst einmal die Zeige zum verheerlichen Hauptthore gewonnen, dann weiß jeder Kundige, wie unmöglich die Kulturerung der verwüsteten Scholle ist, auf welcher die Menschen leben und wandeln."

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Bekanntmachung.

Ausbau der Distriktstraße von Langwasb nach Neusahrn betreffend.

Auf der Distriktsstraße von Langwasb nach Neusahrn und zwar auf der zwischen Sandbach und Winklisch befindlichen Strecke sollen noch im Laufe dieses Jahres 10 Durchlässe und 5 Wasserdohlen neu hergestellt werden und sind die Kosten hiefür auf 1846 fl. veranschlagt.

Zur Verakkordirung dieser Arbeiten hat Termin auf

Freitag den 29. Juli 1870 Vormittags 10 Uhr

in der Amtskanzlei dahier an und werden Steigerungslustige hiezu mit dem Beifügen eingeladen, daß die Akkordsbedingungen bei der Verhandlungstagfahrt selbst bekannt gegeben werden und daß Akkordanten, welche nicht Werkmeister sind, die übernommenen Arbeiten unter Leitung und Mithaftung von solchen auszuführen haben.

Pläne und Kostenanschläge können beim unterfertigten Amte eingesehen werden.

Rottenburg, den 7. Juli 1870.

Königliches Bezirksamt Rottenburg.
D. a. **Bitzner**, Staltv. 1986

Bekanntmachung.

Eber c. Reichsneter p. ded.

Zufolge gerichtlicher Verfügung versteigere ich am

Donnerstag den 1. September l. Js. Nachmittags 2 bis halb 3 Uhr

im Wohnhause der Beklagten zu Teufbach das Anwesen Hs.-Nr. 32 bestehend aus den Gebäuden mit voller Markungsfläche, dem Fruchtzehnten und 1/32 Dezimalen Grundsteig im Gesammtschätzungswerthe von 1875 fl. unter Beilast mit 1410 fl. 16 kr. Pfandschulden und 130 fl. Zinsencumtion, öffentlich an den Meistbietenden, und ertheilt hiebei der Zuschlag erst nach erreichtem Schätzungswerthe.

Im Steigerlustige findet die zweite Versteigerung am

Mittwoch den 7. September h. Js. Nachmittags 2 bis halb 3 Uhr

ebenfalls im Wohnhause der Beklagten zu Teufbach, und der provisorische Zuschlag an den Meistbietenden alsdann unbedingt und ohne Rücksicht auf den Schätzungswerth, jedoch unter Vorbehalt des gesetzlichen Einlösungsrechtes der mit Pfandrecht belasteten Hypothekgläubiger statt.

Zum Steigern werden nur zahlungsfähige Personen zugelassen; mit unbekannte Kaufsliebhaber müssen sich bei Vermeidung der Zurückweisung ihrer Angebote über ihre Identität und Vermögensverhältnisse genügend ausweisen

Dingelfing, den 2. Juli 1870. **Fr. Xaver Saemeister**, k. Notar.

Unterzeichneter empfiehlt sich dem geehrten Publikum zur Anfertigung von neuen und dauerhaften

Geldschränken

mit 4 Zoll starken Wänden von 90—1000 fl., feuersichere **Kassetten** von 45—90 fl., einfach und schön lackirte **Schatoullen** von 10—30 fl., dieb- und feuersichere **Band- & Mauerschränke** von 80—300 fl.

Amerikanische Rammbrunnen (System Norton).

Brückenwaagen mit den neuesten Verbesserungen.

Tragkraft	1	2	3	4	5	8	10	13	15	20	25	30	40	Centner.
Preis	10	14	15	16	23	27	32	36	43	50	60	80	110	fl.

Tafelwaagen von 11 bis 50 fl., **Viehwaagen** und **Waagen zu eigenem Zwecke** werden schnellstens gefertigt und billigst berechnet. Jede mechanische und ganzheitliche Schlosserarbeit als: Beschläge jeder Art, Ofenröhren, Durchschiften, Wagenreifen u. s. w. ebenfalls.

Georg Helsc,

14(13) Schlosser und Mechaniker in der Neuhaut Nr. 469 in Landshut.

In der Gegend bei Regensburg ist ein ganz gut gebautes **Wirthshaus mit Metzgerei**, zu verkaufen oder zu verpachten. Die Seide trägt einen jährlichen Mietzgins von 200 fl. Das Nähere zu erfragen gegen portofreie Briefe bei **Max Meingruber**, Hofbräu in Regenstauf bei Regensburg. (2a) 1988

Angelfischerei-Geräthe, elegante Fahr- u. Reitpeitschen, feinst animalisches Oel für Nähmaschinen empfiehlt

Max Hohlndorfer,
Landshut. 1831(3c)

Oeffentliche Verhandlungen des Königlichen Bezirksgerichts Landshut.

Am 23. Juni 1870.

Anna Strabl, 13 J. alt, led. Dienstmagd, ist Freiung, ist Inhaberin eines Bergehens des Diebstahls in realer Konkurrenz mit einer Polizeiübertretung der Landstreicherei und einer Polizeiübertretung der Bettelei, wurde wegen dieser Vergehen des Diebstahls in eine Gefängnißstrafe von 14 Tagen, wegen der Polizeiübertretung der Landstreicherei in eine Arreststrafe von 3 Tagen und wegen der Polizeiübertretung des Bettels in eine Arreststrafe von 3 Tagen verurtheilt.

Anna Trandlinger, 19 J. alt, ledige Dienstmagd von Schönbach, l. Dg. Rottenburg, ist schuldig zweier Vergehen des Diebstahls, und wurde hiefür in eine Gefängnißstrafe von 4 M. verurtheilt.

Am 25. Juni 1870.

Math. Lechner, 31 J. alt, verh. Schneider von Burkach, l. Dg. Vilsbiburg, ist schuldig eines Vergehens des Diebstahls an Andrä Weindl von Niederaich, und wurde hiefür zu 2 Mon. Gefängniß verurtheilt.

Joh. Reithmaier, 36 J. alt, Hirt von Oberschneidhart, l. Dg. Erlbeim, Anna Marie Reithmaier, 27 J. alt, Ehefrau des Vorigen sind schuldig, letztere eines Vergehens der Begünstigung durch Verheimlichung eigener Sachen zum Nachtheil Berechtigter, Ersterer eines Vergehens der Theilnahme an diesem Vergehen, und wurden dieser Johann Reithmaier zu 14 Tagen Gefängniß und Maria Reithmaier zu 8 Tagen Gefängniß verurtheilt.

Telegraphischer Schiffs-Bericht

mitgetheilt von

J. J. Bothof, Mainz u. Aschaffenburg.

Das Ham'nger Postdampfschiff Holsatia Capt. Ehlers von der Linie der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft, ist am 24. Juni von Hamburg via Havre abgeg. ist nach einer sehr schnellen glücklichen Reise von 10 Tagen 5 Stunden wohlbehalten in New York angekommen.

Das Hamburger Postdampfschiff Apollonia Capt. Schmansee von der Linie der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft, trat am 6. Juli wiederum eine Reise via Havre nach New York an und hatte außer einer starken Briefe- und Packet-Post 625 Tons Ladung, 70 Passagiere in der Cajüte und 374 im Zwischendeck an Bord.

Das Hamburger Postdampfschiff Custavia Capt. Minzen von der Linie der Hamburg-Amerikanischen Packetfahrt-Actien-Gesellschaft, welches von New-York am 22 Juni mit Cyrus-Post abging, ist nach einer glücklichen Reise am 5. Juli wohlbehalten in Havre angelangt, und hat, nachdem es daselbst die für England und Frankreich bestimmten Posten übernommen, und vorher gelöscht die Reise nach Hamburg fortgesetzt.

In der Jos. Thomann'schen Buchhandlung in Landshut ist zu haben:

Anna-Buch. Ein Lehr-, Gebet- und Erbauungsbuch für Bräute, Ehefrauen u. Mütter, insbesondere für Mitglieder des St. Annabundes. Preis 1 fl. 49 kr.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahneznig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 28. Den 17. Juli: Alexius, Scapulierfest.

Gerhard von Löwen*).

Episode aus dem Streite zwischen den Hoekeren und den Broukhorsten**).
(1354.)
Von R. ter Haar.
(Aus dem Holländischen von C. B.)

Freundlich stieg der Abend nieder über das Dörfchen Löwen, in dem Lande zwischen der Maas und dem Waal. Der Monat März eilte seinem Ende zu. Hatte er gleichwohl früher seine Ankunft durch manchen Schnee und Hagelschauer angekündigt; — hatte er auch diesmal seinen Charakter als launiges und widerspenstiges Kind keineswegs verleugnet: in der Stunde seines Scheidens war, als ob er jede Erinnerung an seine Unfreundlichkeit vermichen wollte, sein Betragen das eines sanften und liebenswürdigen Gesellen. Seit etlichen Tagen war die Luft warm und duftig. Bereits begannen die Blüthenknospen zu schwellen an den Apfel- und Birnbäumen, hinter denen die einfachen, meist aus Lehm erbauten und mit Stroh gedeckten Hütten der Dorfbewohner sich verbargen. Die Dornhecken waren an sonnigen Plätzen schon mit feinen, saftgrünen Blättchen, die Wiesen selbst schon mit einzelnen Blumen geschmückt. Es war einer von den Abenden, an denen die Brust mit Wollust die köstliche Balsamluft einathmet, wie sie nur der Lenz bieten kann, die er aber in unserem Himmelsstrich leider so selten bietet. Kein Wunder, daß die Vögel laut und fröhlich zwitscherten im Angesicht der untergehenden Sonne, die auf den kleinen, in Blei gefaßten Fensterscheiben des Schlosses mit blendendem Glanze ihre Strahlen widerspiegelte, das Silber des trotzigen Waal vergoldete mit einem Strom von flüssigem Gold und die leichten Abendwölkchen mit Purpur bemalte. Kein Wunder auch, daß die meisten Dorfbewohner lieber vor den Thüren ihrer Wohnungen oder auf dem Kirchhofe, als in ihren dumpfen und rauchigen Hütten von der Arbeit des Tages sich erholten.

Aber nicht allein die milde Luft, andere und gewichtigere Umstände brachten diesen Abend beinahe die ganze männliche Dorfbevölkerung von Löwen auf dem Kirchhofe zusammen. Es waren auch nicht die gewöhnlichen Dorfverhandlungen über Wetter und Ackerbau, über die Heirath von des Küsters Tochter mit dem Sohne des Schmieds, oder über die häuslichen Zwistigkeiten von Gevatter Schuhmacher und Schneider. Das sah man sogleich beim Näherireten an der ungewöhnlichen Aufregung, womit Einer von ihnen das Wort an die Umstehenden richtete, an der fast athemlosen Stille, womit diese den Worten des Sprechers lauschten. — An die niedrige Mauer des Kirchhofes gelehnt, gab Konrad der Hauftrer, diesen Morgen von Nymwegen angekommen, den Bewohnern von Löwen eine Uebersicht von den politischen Ereignissen des Tages. Hatte solch ein gereister Mann, solch eine wandelnde Neuigkeitspost, in jenen Tagen eine unbegreifbare Persönlichkeit, durfte seine komischen oder ernsten Abenteuer schon manche angenehme Abwechslung in das stille und einförmige Leben des Dorfes gebracht, so hatte er doch nie so viel Andacht und Aufmerksamkeit gefunden, als gerade heute. Seine Erzählung öffnete den Augen seiner Zuhörer eine neue Welt. Obschon sie nicht, wie die Bewohner der Bel-

*) Aus der „Nolatina", Beiblatt zur Pfälzer Ztg.

**) Die Hoekeren und Broukhorsten waren zwei alte Rittergeschlechter in der holländischen Provinz Geldern, die für die beiden sich feindlich gesinnten Brüder Reinaldi und Eduard Partei nahmen. Daraus entstand ein langwieriger und blutiger Krieg, der auf lange Jahre hinaus das Land verwüstete und in der holländischen Geschichte unter dem Namen „Twist zwischen den Hoekeren und Broukhorsten" bekannt ist. Anm. d. Uebers.

lume*), als Leibeigene und Hörige unter einem Zustande gebeugt gingen, für welchen der Name „Erbgesinde Sclaverei" nicht zu stark ist, so war ihre Lage doch nicht der Art, daß nicht eine verständige Verbesserung wünschenswerth gewesen wäre. Es verhielt sich nämlich so: Die Bauern wurden zwar durch das Landrecht gegen die Willkühr der Herren geschützt, aber die meisten dieser Herren drückten doch mit eiserner Faust, wo sie nur konnten. So war es auch in Löwen, wo Herr Heimerich von Drüten seine Mitbachtung seiner Rechte, auch wenn sie nur in seiner Einbildung bestand, ungerächt ließ, ja — durch seinen Rentmeister aufgehetzt — dieselbe oft auf die kleinlichste Weise durch zahllose Quälereien vergalt.

„Ja, Männer!" rief der Hauftrer, „dort, in der Veluwe, ist erst ein Leben, seitdem der gute Herzog Reinald, der noch weiß, was einem Menschen zukommt, seine Unterthanen frei gemacht hat. Sie arbeiten dort nur für sich selbst; nicht für den Rentmeister ihres Herrn; sie heirathen dort wen sie wollen, ohne erst den Herrn um Erlaubniß zu fragen und wenn es ihnen auf dem einen Platz nicht gefällt, wohlauf! so gehen sie auf einen andern. Thut das hier einer, wenn es ihm nicht erlaubt wird?"

Ein dumpfes Murmurmel, halb vor Erstaunen über das Gehörte, halb vor Aerger über des Erzählers letzte Worte, ging dem Ausrufe eines Mannes aus dem Kreise der Bauern voraus:

„Was meint Ihr wohl damit, Ihr Tölpel! daß Ihr von Leibeigenen und Hörigen redetet? Wir sind freie Leute! Das Alles, was ihr da erzählt, können wir getrost auch thun. Wenn wir in des Herren Wasser nicht fischen, noch auf seinen Feldern wildern und auf Allerheiligen oder St. Peter unsern Pachtzins gehörig bezahlen, dann haben wir nichts weiter mit dem Herrn von Drüten zu thun."

Konrad bis sich auf die Lippen. Was seine frühere Sprache bereits vermuthen ließ, verrietben seine letzten Worte vollends, daß er, selbst auf der Veluwe stammend, mit dem Zustand der Löwener nicht recht bekannt war. Mit all der Gewandtheit eines Mannes, der gewohnt ist, viel zu erzählen, und sich deshalb leicht (vergessend, daß ein Lügner ein gutes Gedächtniß haben muß) selbst in die Nothwendigkeit bringt, sich aus mißlichen Umständen durch den einen oder andern Kunstgriff zu retten, erwiderte er halb spottend:

„Wie so? Habt Ihr es hier in Löwen so gut, daß Ihr thun könnt, was Ihr wollt? Dann müßt Ihr Euren Herrn wohl in hohen Ehren halten. Auswärts wollen sie einen armen Hausmann wohl noch etwas plagen, indem sie ihn viel Arbeit verrichten lassen für wenig oder gar kein Geld. Ich wußte nicht, daß sie hier auf dem Schlosse solche Heilige seien."

Schon machte sich einer der Anwesenden zur Antwort bereit, als Aller Aufmerksamkeit auf einen jungen Mann abgelenkt wurde, der mehr noch als die andern dem Gehörten Wichtigkeit beizulegen schien. Sein flammender Blick war unaufhörlich auf den Erzähler gerichtet; eine hohe Röthe färbte seine Wangen; seine Lippen waren fest geschlossen.

Jetzt brach er plötzlich in ein schrilles Gelächter aus. Von der Mauer, auf der er gesessen, herabspringend, trat er auf den Hauftrer zu und sprach mit zorniger Stimme:

„Ihr lügt das Alles, Kerl! Ihr wollt uns einen Bären aufbinden. Ein Herzog wollte so ganz von seinen Rechten abtreten! Ja gewiß, dazu sind die großen Herren wohl sehr ge-

*) Früher Feina, ein wegen seiner Unfruchtbarkeit und Wasserarmuth bekannter Landstrich im südlichen Theil der Provinz Geldern. Anm. des Uebersetzers.

Digitized by Google

neigt! Davon weiß ich mehr zu erzählen. Bleibt deshalb nur daheim mit solchen Mährchen!" Und mit einer geringschätzigen Miene kehrte er Konrad den Rücken.

Dieser heftige Ausbruch schien Alle der Sprache beraubt zu haben; fragend sahen sie zu dem Hauptherr auf. Dieser war gleichwohl nicht im mindesten aus dem Felde geschlagen; im Gegentheil, ein kaum bemerkbares Lächeln spielte um seine Lippen; dann sagte er in ruhigem Tone:

„Nicht so hastig, junger Mann! Was ich sage, habe ich mit meinen eigenen Augen gesehen. Ich will Euch aber noch mehr erzählen. Die Bolweiner haben das Elend, das sie so lange erduldet, an ihren lieben Herren gerächt. Mit Hacken und Gabeln, ja mit allem, was sie nur greifen und womit sie Schaden anrichten konnten, haben sie die Häuser ihrer Feinde angegriffen. Und sie haben ihre Sache gut gemacht. Mancher Raubritter hat seinen verdienten Lohn empfangen. Mich dünkt, Ihr müßt ja von hier aus fast die Flammen von den Häusern der Edlen gesehen haben! In Arnheim selbst waren sie so voll Angst, daß sie die Thore verschlossen. Frau Eleonore, die ganz in der Hand Eduards ist, wäre so gut nicht weggekommen, wenn sie ihr Haus zu Rosendaal nicht so stark befestigt hätte."

„Stille! Sprecht nicht so laut! Hier auf dem Schlosse sind sie auch von der Partei Eduards," fiel einer der Umstehenden, ein bereits bejahrter, aber noch immer kräftiger Landmann, ein.

„Nun, was thut das?" erwiderte Konrad lachend, „ich kann immerhin erzählen, was alles in der Welt passirt. Das ist Hausirerrecht."

„Was das thut?" ließ der junge Mann sich wieder hören, „was das thut? Daß Ihr, länger als Euch lieb wäre, in einen der Keller des Schlosses kommen könntet, wenn einer der Diener des Herrn Euch höre. Ich kenne Herrn Heimerich von Dülken nicht!"

„Ich glaube fast, Gerhard hat Lust, dem Krämer Gesellschaft zu leisten," fügte einer der Jüngeren bei. „Es scheint ihm dort gefallen zu haben, obschon er hinter dem Gitter gewaltig raste und fluchte!"

Dieser Scherz schmeckte unserem Gerhard gar nicht. Mit geballter Faust schoß er auf den unzeitigen Spötter los und leicht wäre der Tag mit einem heftigen Kampfe beschlossen worden, hätten nicht die Uebrigen den Wüthenden zurückgehalten und zu besänftigen gesucht. Der Andere hatte die Gelegenheit benutzt, um sich still davonzumachen.

(Fortsetzung folgt.)

Theodor Mintrop.

Mit dem Tode dieses hochbegabten Malers, welcher am 30. Juni nach langen Krankheitsleiden erfolgte, hat ein Künstlerleben geschlossen, welches in seiner Eigenthümlichkeit an die Geschichten erinnert, die uns in den Biographien einiger großer Meister der Vorzeit erzählt werden. Ein gleicher Zufall, wie der, welcher einst das Hirtenknaben Giotti Talent entdecken ließ und ihm die Künstlerlaufbahn öffnete, führte auch Theodor Mintrop vom Pfluge an die Staffelei, aber nicht so früh wie jenem großen Meister der Vorzeit ward ihm der ersehnte, nie gehoffte Schicksalswechsel, er war bereits 30 Jahre alt, bevor er sich der Kunst ganz widmen konnte. Theodor Mintrop ist am 17. April 1814 auf dem Bauernhofe Barthofen bei Werden an der Ruhr geboren; ein jüngerer Sohn eines sehr mäßig bemittelten Bauern, genoß er die dürftigste Elementarbildung, deren beschränkter Kreis vielleicht durch den pflichtmäßigen Militärdienst etwas erweitert wurde. Wer, wie er in einer seiner letzten Zeichnungen bildlich dargestellt hat, hatten die Grazien an der Wiege dieses Bauernkindes gestanden, und in der bescheidenen Umgebung war in seinem Gemüthe die ganze Fülle der Poesie und der Schönheit aufgegangen. Sinnig und still hatte der Knabe in der ihn umgebenden anmuthigen Landschaftlichen Natur gelebt, aufmerksam auf all das Reizende und Schöne, was dem gewöhnlichen stumpfen Auge und Ohr entgeht, und mit dem innigen Drange, das Gefühlte und Gedachte sichtbar zu gestalten. Ein zufälliger Besuch der Kunstausstellung in Düsseldorf machte einen unverwischbaren Eindruck, und wiederholt hat später der Jüngling an Sommersonntagen den weiten Weg nach der Kunststadt früh Morgens schon zu Fuß zurückgelegt, um den Tag unter den Bildern der Ausstellung zuzubringen und Abends noch den Heimweg anzutreten. Nach Landesrecht hatte bei des Vaters Tode der älteste Sohn den Hof übernommen. Die jüngeren Geschwister wurden dann täglich abgefunden und pflegen wohl bei dem Bruder in Dienstverhältnissen zu bleiben. So war es auch in diesem Falle, der jüngere blieb seinem ältesten Bruder als Knecht, jedoch in der Familie, und diese Familie zeichnete sich vor anderen ihres Gleichen durch höhere Gesittung aus, wie denn auch der älteste Bruder ein für seinen Stand ungewöhnlich begabter, verständiger und denkender Mann war. Unser Theodor bestellte die Aker, besorgte die Pferde, träumte in der Natur und zeichnete in allen freien Stunden nach Anleitungen, die er in Illustrationen, Holzschnitten und was dergleichen sonst vor seine Augen kam, aufgefunden hatte. Und zwar zeichnete er nicht etwa die Gegenstände der ihn umgebenden Natur nach, sondern er suchte Höheres zu gestalten, biblische Geschichten, Legenden, und was sonst seine Phantasie erregt hatte, versuchte er darzustellen. Da führte ein Ungefähr den Maler Eduard Gesellschap in jene Gegend, er hörte von dem seltsamen zeichnenden Bauer, suchte ihn auf und erkannte das ungewöhnliche Talent. Er nahm sich seiner sogleich lobhaft an, sein Zureden überwand die etwaigen Einwürfe und Bedenken; er legte eine Sammlung der Zeichnungen des wundersamen Bauern dem Lehrerkollegium der Düsseldorfer Akademie vor und hatte die Genugthuung, seinen Schützling und Empfohlenen richtig gewürdigt und als Schüler aufgenommen zu sehen. Im Herbste 1844 kam Mintrop nach Düsseldorf, studirte zwei Jahre in der Antikenklasse, kam dann als Schüler von Sohn in dessen Malklasse und 1850 in die erste Klasse der Akademie. Mit dem Eintritte in die neue Laufbahn begann für Mintrop ein ruhiges, stetiges Künstlerleben, das bis zu seinem Tode kein weientlichen Veränderungen erfahren hat. Sein Freund Gesellschap war ihm bei sich aufgenommen und sorgte mit der ergebensten Treue für ihn, wie für einen lieben jüngeren Bruder, sowohl im Leben wie in der Kunst, und dieses innige Verhältniß hat gedauert, bis der Tod es gelöst hat. Und diese Freundschaft war nöthig, denn Mintrop war wie ein großes Kind, gänzlich unerfahren, vollständig naiv und arglos, und diese Naivetät ist ihm in großem Maße sein ganzes Leben lang geblieben. Er verstand nichts weniger, als sich und seine Arbeiten zur Geltung zu bringen und seine Geschäfte zu machen; das besorgte sein Freund. Aber auch Andere haben sich darum verdient gemacht, den Künstler und sein mehr noch den Menschen aus seiner genügsamen Zurückgezogenheit hervorzuholen und ihm einen frühen Ruf zu bereiten. Mintrop ist in seiner künstlerischen Entwicklung seinen Anfängen und ersten Neigungen treu geblieben. Er ist durchaus Idealist, die feste, bestimmte Thatsache darzustellen, gelingt ihm weniger, als sie poetisch zu umschreiben. Das Charakteristische, Individuelle, die unmittelbare Naturnachahmung widerstehen ihm. Deßhalb ergeht er sich am Liebsten und mit dem schönsten Erfolge in allegorischen und symbolischen Verkörperungen umfassender Begriffe, deßhalb liebt er die Form der Arabeske, der freien rythmischen Komposition, die keine anderen Bedingungen hat, als die Schönheit der Gruppe und der Linie. Dabei wahrt ihn der gesunde natürliche Sinn und ein Rest seiner ersten Jugendeindrücke, eine gewisse Naturwahrheitigkeit und Erdgebornheit davor, sich in's Ueberschwängliche zu verlieren. Die Einzelnheiten seiner Komposition sind immer aus der Wirklichkeit genommen, aber er sieht die Natur, die er nachbildet, mit begeistertem Auge, er sieht, er kennt die Form nur von ihrer schönsten Seite. Mintrop hat einzelne Figuren und Gruppen gezeichnet, die von Rafaelischer Formvollendung und Grazie sind. Die Grazie und Eurhythmie sind die eigentlichen Vorzüge von Mintrop's Werken, er besaß sie, wie Wenige, deßhalb gelingen ihm Frauen- und Kindergestalten, letztere in schöner Nacktheit, besser, wie die männlichen, deßhalb behandelt er den freien Faltenwurf des idealen Gewandes mit dem edelsten Geschmack, während ihm das bestimmt gesormte Kleid hinderlich ist. Mintrop's zahlreiche Arbeiten aufzuzählen, verbietet uns der Raum. Er hat eine große Menge von Zeichnungen geschaffen, Allegorisches, Symbolisches, oft in großem Dimensionen

Digitized by Google

und ungemein reicher Komposition, Illustration, Gelegentliches und Spielendes. Die Gegenstände bezeichnen den Charakter seiner Kunst, in vielen verschiedenen Gestaltungen hat er die vier Jahreszeiten allegorisch und symbolisch dargestellt, die Monate, die vier Elemente, die Künste, auch wohl selbst erfundene poetische Motive, gezeichnete Gedichten, die an zierliche griechische Epigramme erinnern. Vielfach läßt er die menschlichen Hantierungen spielend von Kindern verrichten; so die Arbeiten des Ackermannes und des Hirten, sie führen die Waffen, sie treiben die Künste, musiziren, tanzen und trinken nach Herzenslust in reizend naiver Uebersetzung des Gebahrens der Großen. Oft hat er Kinderbacchanale komponirt, so die Freuden des Maiweins in verschiedenen Formen, Charakteristik durch Kindergruppen in Ranken und Zweigen, in lebhaftester Bewegung um die Bowle gruppirt. Auch religiöse Gegenstände hat er in dieser Weise behandelt, und eines seiner größten und schönsten Werke gehört dahin: der Christabaum, in dessen Mitte die Madonna mit dem Christkinde segnend thront, während Kindergengel sie verehrend umschweben und Geschenke an die irdischen Kleinen vertheilen, die zu ihnen emporstreben, während unten in Elfern und Hasenpfaffen sich das innigste Familienglück charakterisirt. Eine andere bedeutende Komposition dieser Art ist ein musikalisches Ständchen, welches Engel der Madonna und dem Christkinde bringen. Diese Zeichnungen ist in einem guten Stiche erschienen, wonach noch einige andere Zeichnungen Mintrop's vervielfältigt worden sind. Erst in den letzten zehn Jahren etwa hat Mintrop Gelegenheit gefunden, sein Talent in größeren malerischen Arbeiten zu bethätigen. Die besondere Richtung desselben ließ es als höchst geeignet zur Dekoration architektonischer Räume erscheinen, Friese, Deckenfüllungen und Wandfelder auszumalen. Fast alle seine Arbeiten dieser Art befinden sich in Köln, so ein Fries in einem Saale des Hauses Kaufmann Esser, Friese und Deckenfüllungen im Palais der Schaaffhausen'schen Erben, ein Deckengemälde und ein Fries in dem Deichmann'schen Palaste. Diese Malereien enthalten allegorische und symbolische Darstellungen, die Jahreszeiten, die Elemente, die Musik, Kunst und Wissenschaft, Industrie und Handel. Die ausgedehnten Friese symbolisiren solche allgemeine Begriffe in Kindergestalten und Gruppen voll Anmuth. Mintrop's künstlerischer Nachlaß enthält etwa hundert mehr oder minder ausgeführte Kompositionen, die theilweise von großer Bedeutung und Schönheit sind. In den Reihen der Düsseldorfer Künstler ragt, seit Theodor Mintrop fast einzig da, er hat eigentlich keine Vorgänger, denen er gefolgt wäre, er hat auch keine Nachfolger, die in seine Fußstapfen treten. (Köln. Ztg.)

Wanderung nach Obergangkofen bei Landshut.

* Vom Klausenberg aus, vom Hofberge, von Salzhof mit seiner ländlichen Bayernkirchweih im Herbste sieht man Kirche und Dörflein von Obergangkofen gar freundlich herüberschauen. Es scheint ganz nahe zu liegen. Das ist aber Täuschung. Eine gute Stunde Weges hat man dahin zu gehen. Aber viel angenehmer wird der Wanderer überrascht als durch die Länge des Weges durch das anmuthige, friedlich und einsam gelegene Dörflein. Schreiber dieses, obwohl er schon ein paar Jahrzehnte in Landshut lebt, kam heuer im Mai das erste Mal in angenehmer Gesellschaft nach Obergangkofen. Ein schöner Nachmittag ward dort verlebt. Unter den Bäumen des Wirthsgartens bei freundlicher guter Bedienung und Bewirthung flohen rasch die Stunden dahin und blieben stets in angenehmer Erinnerung, in um so angenehmerer, als der wackere Seelsorger des Ortes, der nicht bloß das Oertchen pastorirt, sondern auch als Kinderfreund und eifriger Schulmann Schule hält und unterrichtet, sich auch als sehr liebenswürdiger, freundlicher Gesellschafter erwies. Der Rückweg an einem der schönsten Maiabende des heurigen Jahres — der Hinweg war über Maria-Brünnl und Salzhofdorf genommen worden — über Kumhausen und Aichdorf gereichte zu wahrer Herzensfreude. Durch Waldesdunkel, Thal und Berg, durch gemischtes Gelände, alles ringsum blühend und grünend in voller Maienpracht, ging der Weg! Wahrlich ein Ausflug nach Obergangkofen gehört zu den schönsten, deren die liebliche Umgebung von Landshut so manche bietet. Lassen wir darüber noch einen Mann vergangener Zeit sprechen. Der wackere, schon lange verstorbene Geschichtschreiber von Landshut, der biedere Staudenraus, schreibt in seinen gemüthvollen „Spaziergängen in und um Landshut, in Briefen an einen Freund, Landshut 1838", welches kleine Büchlein eine Neubearbeitung werth wäre, über eine Wanderung nach Obergangkofen folgendes:

„Kirche und Dorf Obergangkofen, vom Hofberge aus so freundlich anzuschauen, laden jeden Freund schöner Gegenden unwiderstehlich zum Besuche ein, und so entschloß ich mich denn, durch das Thal von Aichdorf eine Wanderung dahin zu machen. Es ist ein sehr angenehmer, unterhaltender Spaziergang. Im sanften Abhange hin, in mäßiger Vertiefung, dies- und jenseits der flachen Ufer, ruhen, mehr oder minder in Baumumschattung und freundlichem Grün, die hübl. ländlich, bald städtisch gebauten Wohnungen Aichdorfs. Ich ging an grünen Rengern vorüber, worauf hier und dort Leinwand auf der Bleiche lag, dichtes Gras umher, von Bäumen umkränzt und vom nahen Bache besprüht. Zum Dachsenster einer alten Hütte blickte ein alter Mann heraus, mit silberweißem Haupte, das Haar altertümlich mit dem Kamme beseitiget, eine ernste Gestalt, wie auf den Gemälden Albrecht Dürer's. Ueber's Dach lief eine schwarze Katze hin, und vor der Thüre spielten Kinder lustig in Gras und Kraut. Die Vögel pfiffen und ein Bächlein floß von nahen Hügel herüber. Bald kam ein niedliches Mädchen von jungen Eichen, zwischen denen sich ein artiges botanisches Gärtchen anlegte. Man erblickt rechts den Hof Kumpfmühl und Weiler Kumhausen, links auf der Anhöhe die Einöde Kumberg. Eine Gruppe armer Weiber, die Holz für den Winter heimschleppten, ruhete vor den Schulkarren im Schatten. Von Zeit zu Zeit führt der Weg an emporgerichteten Kreuzen vorüber, daran das Bild des sterbenden Erlösers und seiner leidtragenden Mutter. Die fruchtbaren Felder erfreuen mitunter das Auge zur Rechten, so wie zur linken frischgrünende Wenger. Am Hochwalde angekommen, muß man den Weg links einschlagen, nicht den gewöhnlichen, langweiligen Holzsteig, wenn man sich noch weiter hin an der schönen Gegend ergötzen will. So wie man die Waldungen im Rücken hat, zeigt sich alsbald die malerisch gelagerte Hofmark Ober- oder Hohengangkofen. Sie liegt auf einer sanft ansteigenden, nicht unbeträchtlichen, grünenden Anhöhe, die sich nach Nord und West abdachet. Der Ort besteht aus der eigentlichen Hofmark auf der Höhe und dem Dorfe zu Thal. Das Ganze macht auf den Fremden einen erfreulichen Eindruck, in Hinsicht auf Reinlichkeit, ländlich-schöne Bauart der Wohnungen, ähnreiche Gärten, und die ganze frische Lebensfarbe, welche alles an sich trägt, fesselt Aug und Gemüth. Das herrschaftliche Schlößchen, das sich ehemals sammt der Kirche so herrlich in der Nähe und Ferne ausnahm, ward, leider, abgebrochen. Es ist zu bedauern, daß so viele ländliche Herrensitze, Edelhöfe und Schlösser gefallen sind. Die Meisten bildeten die Krone ihrer Umgebung. Die Kirche von Obergangkofen gehört zu den schönsten ländlichen Gotteshäusern, besitzt eine gute Orgel und wird sehr freundlich gehalten. Das Hochaltarblatt, St. Ulrich, ist ein Gemälde des ehemaligen Landshuter Künstlers Ignaz Kaufmann. Der heilige Sebastian, auf dem linken Nebenaltar, ist ein treffliches Stück unsers noch lebenden Ignaz Bergmann. Sämmtliche Statuen sind Denkmäler unseres verstorbenen, berühmten Bildhauers Jorchan. Im Hintergrunde, an der sogenannten Emporkirche, zeigt ein Gemälde die weltgeschichtliche Ungarnschlacht auf dem Lechfelde im J. 955 am St. Sorens-Tage, ju deren glücklichem Ausgange St. Ulrich so viel beigetragen hatte. — Seelenvergnügt nahm ich von dem schönen Gangkofen und seinen stillen Bewohnern Abschied, mit dem Vorsatze, öfters wieder zu kommen." [1]

[1] So schrieb vor mehr als dreißig Jahren der wackere Staudenraus. Mit sind überzeugt, daß jeder Besucher Gangkofens auch jetzt noch „seelenvergnügt" Abschied nimmt, mit dem Vorsatze, wieder zu kommen!

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Digitized by Google

Bekanntmachung.

Den Verkauf von Abfallholz betreffend.

Künftigen Dienstag den 19. Juli l. Js. Nachmittags 2 Uhr

werden im städtischen Bauhofe mehrere Partheien Abfallholz öffentlich an den Meistbietenden versteigert.

Am 15. Juli 1870.

Stadtmagistrat Landshut.

2064 **Dr. Gehring.** Bohrer, Sekr.

Bekanntmachung.

2065

In Sache Mitterer gegen Moosburger wegen Forderung versteigert der Unterzeichnete zufolge bezirksgerichtlichen Auftrages

Montag den 25. d. Mts. Nachmittags 2 Uhr beginnend

in der Wohnung der Johann und Maria Mooshuber'schen Eheleute in Teilbach die nachbezeichneten Gegenstände gegen baare Zahlung, und erfolgt der Zuschlag, sobald dreimerkel der Taxe erreicht, beziehungsweise überstiegen sind.

Außerdem findet weitere Steigerungstag

Donnerstag den 28. d. Mts.

zu derselben Zeit und an demselben Orte statt, wobei der Zuschlag ohne Rücksicht auf die Taxe erfolgt.

Gegenstände:

ein Schimmelstutzwagen, 25 fl. geschätzt,
eine dunkelrothe Kuh, 55 fl. geschätzt,
zwei einschläfrige Betten mit zwei Kopfkissen und Bettstellen, 20 fl. geschätzt,
zwei Stühle und ein Tisch, 2 fl. geschätzt,
ein einschläfriges Bett mit zwei Kopfkissen und Bettstelle, 30 fl. geschätzt,
ein Dungwagen mit eisernen Achsen, 55 fl. geschätzt,
ein Pflug sammt Räderwerk, 3 fl. geschätzt,
eine halbeiserne Egge, 2 fl. geschätzt,
zwei Schäffel Roggen mit Stroh ungedroschen), 24 fl. geschätzt,
das vorhandene Gerstenstroh, 6 fl. geschätzt,
zwei doppelte Kleiderkästen, 6 fl. geschätzt,
eine Windmühle, 2 fl. geschätzt.

Dingolfing, den 13. Juli 1870.

Zimmermann, k. Notar.

Nach Landshut versetzt, befindet sich daselbst meine Kanzlei nunmehr im Hause der Herren Kaufleute Gebrüder **Friedrich** (ehemal. Café Maximilian in der Altstadt) über einer Stiege.

2001 (3b) **Martini**, k. Advokat.

Reps- & Lämmerklee-Samen

wird zu den höchsten Preisen angekauft von

Max Kohlndorfer,
Landshut.

1964 (4b)

Sonntag den 24. u. Montag den 25. Juli

findet bei Gelegenheit der

Erinnerung an die Kirchweihfeier in Moosthann

Harmonie-Musik

statt, und wird höflich bemerkt, daß am Sonntag ein **Sackhupfen** und am Montag ein **Hahnenschlag** stattfindet.

Auch wird an diesen zwei Tagen ein

Gesellschafts-Kegelscheiben

abgehalten, worüber das Nähere im Programme zu ersehen ist.

Hiezu ladet freundlichst ein

Jacob Pritscher,
2066 Taferenwirth in Moosthann.

In der Jos. Thomann'schen Buchhandlung in Landshut ist zu haben:

Stolz, Alban, wilder Honig (Fortsetzung der Mitteilungen der Seele.) Preis 2 fl. 20 kr.

Dr. Schneider, die Unsterblichkeitsidee im Glauben und in der Philosophie der Völker. Preis 4 fl. 42 kr.

Prößler, das mathematische Aschenbrödel in Schule, Werkstatt, Wald und Feld oder der Ingenieur-Werkzeug mit und ohne Verbindung seiner polytechnischen Briefstasche als populäres Universal- und Tascheninstrumentchen mathematischer Gymnastik und Praxis. Preis 2 fl. 48 kr.

Rheny, Handwörterbuch der deutschen Sprache mit Bezeichnung der Aussprache und Betonung neu bearbeitet von Dr. L. Kellner, kgl. Regierungs- und Schulrath. Preis 4 fl. 30 kr.

Riggl, die deutsche Küche. Preis 36 kr.

Oeffentliche Verhandlungen

des

königlichen Bezirksgerichts Landshut.

Am 2. Juli 1870.

Joh. Dobler, 47 J. alt, Mühlgeselle von Walburgskirchen, l. Dtg. Pfarrkirchen, Antion Albrecht, 25 J. alt, Dienstknecht von Reith, l. Dtg. Dingolfing, sind schuldig jener eines Vergehens der Körperverletzung an Xaver Loibl, Müllerrecht in der Rolenmühle, und worden hiefür beide in eine Gefängnißstrafe von je 8 Mon. verurtheilt.

Sebast. Grabinger, 33 J. alt, Taglöhner von Gerantsberg, l. Landg. Dingolfing, ist schuldig eines Vergehens des Diebstahls an Joseph Huber von Oberlerchenhof, und wurde hiefür zu 3 Mon. und 3 Tagen Gefängniß verurtheilt.

Chocolade

in vorzüglicher Qualität von **Moser & Comp.** in **Stuttgart** empfiehlt zu Fabrikpreisen bestens

M. Ehrenmüller
in der Grabgasse.

57(15)

Ausgezeichnet guter

Butter und Milch

ist täglich zu haben bei

1699 (3b) **Aug. Peters,** am Schrannenplatz.

Wegen Ableben seiner Frau verkaufe der Unterzeichnete sein schönes in dem frequenten Markte Pfeffenhausen bestehendes **Chirurgen-Anwesen** mit oder ohne Hausgenossen, vorzüglich geeignet für einen prakt. Arzt, sowie Jemanden auch dem niederen ärztlichen Personale. Auf frankirte Briefe ertheilt Auskunft

Hastreiter,
2067 Chirurg in Pfeffenhausen.

Geschäfts-Empfehlung.

Der Unterzeichnete zeigt hiemit einer sehr verehrlichen Einwohnerschaft von Landshut und Umgebung an, daß er sein Wohnsitz wieder in Landshut genommen, und das

Brunnenmacher-Gewerbe

wieder ausübt, und empfiehlt sich derselbe in allen in dieses Fach einschlagenden Arbeiten unter Zusicherung billigster und promptester Bedienung.

Landshut, den 16. Juli 1870.

Adolf Stadler, Brunnenmacher,
wohnt bei **Buchmeyer**, Früchtenhändler
2068 (3a) in der Theatergasse.

Ein gut erhaltener

Registratur-Kasten

ist zu verkaufen Hs.-Nr. 65 über 2 Stiegen in der Altstadt. (2b)2052

Eine Parterre-Wohnung,

rückwärts, sammt darunterstehendem Garten, ist an eine ruhige kinderlose Familie auf Michaeli zu vermiethen bei

Aemilian Schmuhermair,
2040(2b) obere Neustadt.

Ein Paar goldene Ehrenringe

wurden gefunden und kann die Eigenthümerin selbe in der Expedition d. Bl. gegen Vergütung der Insertionskosten abholen. 2069

Zugelaufener Hund.

Dem Unterzeichneten ist ein glattbrauner, schwarzbrauner **Hund** mit weißer Kehle zugelaufen und kann gegen Ersatz der Fütterungsgebühr und des Futtergeldes abgeholt werden.

Joseph Lehrmann,
2070 Gastwirth in Traunstorf bei Eitelburg.

Städtische Schwimmschule.

Den 16. Juli 1870 Mittags 11 Uhr Wasserwärme 16 Grad Réaumur.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 29. Den 24. Juli: Christina.

Gerhard von Löwen.

Von K. ter Haar.

(Aus dem Holländischen von G. B.)

(Fortsetzung.)

Schweigend, aber mit einem Ausdruck der größten Befriedigung auf seinem braunen Gesicht, hatte Konrad dieser kurzen, stürmischen Scene zugesehen. „Das kann noch gut gehen, den muß ich haben. Da ist Zündstoff im Ueberfluß; ein Funken . . .“ murmelte er. Dann sagte er laut: „Man merkt doch, daß es noch März ist; es weht mir ordentlich kalt in den Nacken. Ich will setzen, ob es etwas für mich zu knuspern gibt und dann geht Konrad, einen gesunden Schlaf zu thun. Es wird morgen wieder früh Tag. — Guten Abend zusammen!“

Mit einem leichten Sprung war er über der Kirchhofmauer und verschwand bald zwischen den Häusern. Langsam gingen die Männer auseinander; schweigend erreichten sie ihre Wohnungen. — Nur Gerhard war nicht nach Hause gegangen. Der Hausirer hatte richtig geurtheilt: die Erzählung, die er diesen Abend angehört, war wie eine Lunte in den aufgehäuften Zündstoff geworfen. Seine Säfte glühten; ruhelos lief er hin und her, ohne sich selbst von seiner Aufregung genau Rechenschaft geben zu können, ohne zu wissen, was er eigentlich wollte. So war er unverwandt nach dem Kirchhof zurückgegangen und setzte sich in der Dunkelheit der niedersinkenden Nacht auf einen Sandhaufen nieder.

Eine Weile war er dagesessen, als er ein Geräusch von nahenden Schritten zu vernehmen glaubte; einen Augenblick später legte sich eine schwere Hand ihm auf die Schulter und eine Stimme sagte:

„Gerhard!“

Gerhard erkannte die Stimme des Hausirers, blieb aber regungslos sitzen. Er war mit sich uneinig, ob er weggehen oder bleiben sollte und wußte nicht recht, ob er ihm trauen konnte, oder nicht.

„Ich habe ein Wörtchen mit Euch zu sprechen,“ fuhr Konrad fort; „vielleicht kann ich Euch helfen.“

Der Jüngling erhob ein wenig das Haupt. Zugleich aber wehrte er den Sprecher mit der Hand von sich ab und sagte in traurigem Tone:

„Das ist unmöglich! Mein Leben ist verbittert. Da ist nichts zu machen!“

„Nichts zu machen? Nein! wenn ihr hier wie ein altes Weib sitzt, um zu heulen, sicher nicht. Dann läuft ein Anderer mit Eurem Liebchen davon; aber dann habt Ihr auch, was Ihr verdient.“

Gerhard sprang empor. „Wie wißt Ihr . . .“ stotterte er.

„Hab' ich es errathen? Ja, ich dachte mir es wohl, daß so etwas von Liebe mit im Spiel sei. Und doch wiederhole ich: vielleicht kann ich Euch helfen. Kommt, Gerhard, geht ein wenig mit mir und erzählt mir, was Euch drückt.“

Der gutmüthige Ton, den Konrad angeschlagen, mehr aber noch der schwache Hoffnungsstrohl, den dieser angefacht hatte, löste endlich seine Zunge.

„Hätte ich Heimerich von Drüten nie gesehen, Konrad! Er ist die Ursache von all meinem Unglück!“

„Was hat er Euch denn gethan?“

„Vor ungefähr drei Jahren war mein Vater krank, schwer krank. Er litt an einem heftigen Fieber und war dabei fast von der Sicht. Bruder Lorenz, der Kaplan auf dem Schlosse, der bewandert ist in der Kunst, heilende Kräuter zu mischen, gab jedoch noch nicht alle Hoffnung auf, obwohl er jeden Morgen bedenklich den Kopf schüttelte. Da kommt auf einmal ein Befehl von Herrn Heimerich, daß der Vater mit seinem Pferd nach Nymwegen gehen sollte, um ein Faß Wein auf das Schloß schaffen zu helfen. Ich ging zu dem Rentmeister und sagte ihm, daß der Vater krank sei, daß aber ich an seiner Stelle nach Nymwegen gehen wolle, wenn ich gehörig dafür bezahlt würde; denn es verdroß mich, länger zu arbeiten auf Versprechungen hin, die nie erfüllt wurden. Der Faulpelz! Mir sagte er, es sei recht; aber im Schlosse muß er wohl anders gesprochen haben. Am folgenden Morgen ganz frühe kamen zwei Diener von Heimerich, meinem Vater anzuzeigen, daß er nach der Stadt gehen müsse; seine Krankheit sei nur Verstellung, und wenn er nicht ginge, würde er sofort vom Hofe gejagt werden. Das Blut schoß mir in den Kopf; ich wies ihn auf den Kranken, der aus Furcht vor dem Herrn von Drüten viel schwächer war als in den vorhergehenden Tagen und ersuchte sie, doch hinunterzugehen und vor der Thüre mit mir zu sprechen. Aber sie lachten mich aus, schalten mich einen einfältigen Jungen, sagten, daß der Vater verpflichtet sei, dem Herrn mit Karren und Pferd zu dienen und wiederholten ihre Versicherung, daß er sonst von der Stelle gejagt würde. „Im Namen der heiligen Mutter Gottes laßt mir meine Ruhe und laßt Gerhard für mich zur Stadt fahren!“ bat der Kranke. Da er aber sah, daß sie unerbittlich waren, faßte er sich aus dem Bett auf, um sich anzukleiden. Er sank auf dem Boden zusammen. Anstatt nun Hilfe zu leisten, liefen die Schurken suchend weg, bis sie ohne meinen Vater vor Herrn Heimerich erschienen wußten. Abends war der Vater todt . . .“

Gerhard ließ das Haupt auf die Brust sinken, bedeckte das Angesicht mit beiden Händen und schluchzte laut. Von Konrads Antlitz war das boshafte Lächeln, das beim Beginn von Gerhards Erzählung darauf schwebte, nun ganz verschwunden.

„Und was thatet Ihr?“ frug er, um Gerhards Gedanken auf seine Erzählung zurückzulenken.

„Was ich that? Ich war voll Traurigkeit und Wuth. Wie ein Rasender lief ich durch das Dorf und Abends lauerte ich wie eine wilde Katze an allen Ecken des Schlosses, ob ich den verhaßten Rentmeister nicht erwischen könnte. Aber der alte Fuchs hielt sich verborgen. Allmälig wurde ich etwas ruhiger. So kam die Kirmes heran. Ihr begreift wohl, daß ich keine Lust hatte, zu tanzen. Ich ging auf das Feld, denn der Klang der Fiddeln und Trompeten verletzte mir das Ohr. Als ich zurückkam, mußte ich an der Schenke vorbei, um an mein Haus zu kommen, wo meine Mutter mich erwartete. Noch war ich aber zehn Minuten von meiner Thüre entfernt, als auf einmal die beiden Herren Willem und Heimerich, von einer Anzahl Freunden und Untergebenen geleitet, laut lachend und scherzend mir entgegenkamen. Ich erschrak durch die plötzliche Begegnung und wich schon nach der Seite aus. „Wer schleicht denn da so still wie ein Dieb hin?“ hörte ich Herrn Heimerich den Rentmeister fragen. — „O, das ist sicher wieder Gerhard. Ich glaube, er geht mit dem Bösen um; allzeit sieht man ihn im Dunkeln auf einsamen Wegen umherirren.“ — Vor Wuth fast erstickt, stand ich unbeweglich still, als Herr Heimerich spottend antwortete: „Nein, er wird wohl für die Seele seines Vaters gebetet haben, die keine Ruhe finden kann, da er sich durch seine Starrköpfigkeit selbst den Tod angethan hat.“ Nun war ich meiner nicht mehr mächtig. Ich sprang auf Heimerich zu, ergriff ihn an seinem buntfarbigen Wamms und schrie: „Fluch über Dein Haupt, verwünschter Mörder!“ Herr Heimerich gab mir einen Schlag in das Gesicht, daß mir das Haupt schwindelte und Gott weiß, was ich noch gethan haben würde; wenn mich nicht die Diener gepackt

Digitized by Google

und nach dem Schloß geschleppt hätten. Dort wurde ich in den tiefsten Keller geworfen, in die Gesellschaft von Kröten und Ratten. Als es Tag wurde, sah ich, daß der Keller ein enges Gitterfenster hatte. Mit einem Sprung erreichte ich die eisernen Stäbe, klammerte mich mit den Händen daran fest und fing an, um Hilfe zu rufen. Doch Alles war vergebens. — Man drohte, mir selbst das Fenster zu verstopfen und mir so alles Licht zu nehmen, wenn ich mich noch einmal daran zeigen würde. Vierzehn Tage lang habe ich dort gesessen. Als ich wieder herauskam, jagten sie mich mit Peitschenhieben vom Schloßhof weg.

(Fortsetzung folgt.)

Wanderung nach Dietls-Ruhe, Thurm und Thal von Steppach.

Wir haben jüngst der „Spaziergänge in und um Landshut" von Staudenraus, Landshut 1838, Erwähnung gethan. Sei es uns gestattet, inmitten des Kriegsgetümmels die Schilderung eines lauschig stillen schönen Plätzchens in der Umgebung Landshuts aus dem gedachten Büchlein wiederzugeben und damit zugleich eine Erinnerung an dahingegangene Zeit aufzufrischen. Staudenraus schrieb an einen Freund:

I.

Sehr angelegen, lieber Freund, ist der Weg nach dem sogenannten Thurm und Thal Steppach, einige Jahre durch auch Dietlsruh' benannt. Sobald ich mich, an einem sehr schönen Sommerabende, der düstern Schlacht hinter Loretto entwunden hatte, schritt ich durch das freie offene Ziegelfeld, umzogt von blühenden Kornähren, die sich wellenartig im Hauch des Westwindes auf- und niederbogen, und stieg eine sanft sich erhebende gras- und blumenreiche Anhöhe hinan. Darauf ruhet gar anmuthig die Kirche zum heil. Blut, mit ihren zwei auffallend runden Thürmen, die gleich den Minareten an den Moscheen in die Luft sich erheben. Ich ruhete auf der einfachen Bank am Fuß des ehrwürdigen Kirchbergs. Nach einem erfrischenden Trunk aus dem mit Recht gerühmten Brunnen, wanderte ich durch den ländlich-schönen, von Bäumen beschatteten Gottesacker und grüßte vorübergehend die schlummernden Gebeine der alten Hofkapläne, Jehentner u. A. aus den Tagen der alten Herzoge, unter ihren Stein- und Ziegelplatten.

Vorüber am schönen Schulhause, dem nach schöneren Pfarrhause mit seinem herrlichen Blumengarten, machte ich ein Paar hundert Schritte bergab, wandte mich dann links, ging die Feldwiese (oder Lohe) entlang, gerade ostwärts und stand vor dem Thurmhügel von Steppach, auf grottenartig, in einem Halbkreis umwachsten, grünem Grunde.

Plötzlich fühlte ich ein sanftes Wehen, wie von Himmelshauchen. Es war Dietls Genius, der mich umschwebte! Feierlich beseligt ich, von ihm geleitet, den Bergwald zur Rechten, und wandelte, ernstern Angesichts, unter den hohen Buchen, Fichten und Tannen, welche von den goldenen Lichtstreifen der Abendsonne wunderbar beleuchtet standen.

„Hier" — flüsterte mir der Genius zu — „auf diesem Bergrücken war ehemals eine Allee hoher, hundertjähriger Bäume, von der Natur selbst angelegt; hier wohnte die hohe Begeisterung, welche einen Ossian und Geistesgenossen beseelte, welche Barden lieder und Hymnen einhauchte; zur Lektüre solcher Schriften wählte Dietl immer diesen ehemals so majestätischen Säulengang. Auch die Philosophie und jede ernste Beschaft wandelte hier mit Vergnügen."

Dermals, lieber Freund, sieht der Platz ziemlich anders aus. Die hohen, schlanken Bäume, welche die Allee bildeten, sind, bis auf ein Dutzend, schon lange ausgehauen und der ehedem so einladende Bergrücken gleicht nun fast einem — Eisrücken. Das ist jedoch nur von der höchsten Höhe zu verstehen; der untere Theil der Waldung hat von seiner Anmuthigkeit nichts verloren.

Ich stieg hernieder an den Fuß der Anhöhe, auf oben beschriebenes, grottenartiges Plätzchen, und wandte mich gerade aufwärts zu einem verwachsenen Dickicht.

„Sieh" — fuhr der Genius fort — „diese Brunnquelle, ehemals von einer Seite mit verschiedenem Gebüsch, von der andern mit hohen Fichten umgeben! Kein Sonnenstrahl drang hier durch, außer des Abends. Das Ganze war düster und fast schauerlich. Die Lüfte flüsterten melancholisch durch das zitternde Laub und die Quelle schlich matt und traurig. Hier las Dietl Youngs Nachtgedanken, Schubarts Todtengesänge, traurige Geschichten, Elegien ꝛc."

Dieses Plätzchen hat im Ganzen nicht viel eingebüßt. Die Quelle schleicht noch matt und traurig; Fichtenschatten und Gebüsche, Moos und Blumen umgeben den kleinen Teich, — aber das vollendet Düstere und Melancholische fehlt. Schon in Dietls Tagen und zu seinem nicht geringen Schmerzen ließ der Eigenthümer den Haupt-Schattenspender, den großen Fichtenbaum mit seinen tief herabhangenden Zweigen umhauen, freilich aus Noth und ohne zu ahnen, daß er seinen geliebten Pfarrer tief verwunden sollte. — Es ging nun abermals durch verschlungene umbüschte Pfade aufwärts zum dritten Lieblingsplätzchen, auf der Spitze der Anhöhe, beim niedlichen, reinlichen Gehöfte des Mauterers am Thurm. Diese Stelle hat nichts gelitten.

„Noch immer öffnet sich mit einem Male die mannichfaltige Scene und zwischen zwei Bergen hindurch die herrlichste Aussicht über den Isarstrom in die weite Ebene, die voll Dörfer, Saatfelder, Auen und Wiesen ist, und in dunkler Ferne von Bergen und Wäldern eingeschlossen wird. An eben diesem Platze, im Schatten eines Birnbaumes, überseht man auch den größten Theil des Hofberges, der allenthalben mit Obstbäumen bepflanzt wie ein Garten Gottes auf dem ausgebreiteten Berge daliegt, blühend und ländlich schön, wie ein Arkadien. Schönet und reicher an Abwechslung ist vielleicht keine Gegend in ganz Bayern. Von allen Seiten her strömt Entzücken."

„Hier," — sprach der Genius lehrhafter — „hier las Dietl Kleists Frühling und alle die Werke, worin die Natur in einem sanften und hirten Colorit geschildert ist. Hier sieht man alle Schönheiten realisirt und kann alle Bilder sich auf die kleinsten Nüancen mit den Originalien vergleichen. Hier wandelt die Muse selber, die seine unsterblichen Dichter weihte; hier schwebt

„Der Geist, der in ihr Blatt den Götterodem hauchte,
Und es in's Rosenlicht der griech'schen Sonne tauchte."

Wer eine poetische Seele, eine fruchtbare Einbildungskraft und Sinn für die Schönheiten der Natur hat, der ist hier am rechten Orte."

Dieser Platz hat seit Dietls Zeiten, in Folge der Kultur, eher gewonnen als verloren.

Alle diese Ruhe- und Lieblingsplätze" — zusammen Dietls-Ruhe genannt — „die eben so viele verschiedene Naturscenen bilden, liegen dicht aneinander, inner dem Kreise einer Viertelstunde, alles in einem kleinen Lustwäldchen beisammen. Ist das nicht allerliebst?"

„An einen dieser Plätze flüchtete sich Dietl vor einer gewissen lästigen Art von Besuchern."

„„Ach! verdürben mir doch keine Bissten den heutigen herrlichen Tag!" So seufzte er oft schon am Morgen. Kaum hatte er das Mittagsmahl genommen, so sog er, oft in der größten Sonnenhitze, von seinem treuen Hunde begleitet, eilig aus, daß nicht Jemand ihn noch packte, ehe er sein liebes Wäldchen erreicht hatte. Sah er sich in seine kühlen Schatten aufgenommen und auf diese Art gerettet, dann sprach er mit unbeschreiblicher Freude zu sich selber: „Nun ist der Nachmittag dein!" — zog ein Buch und seine Schreibtafel aus der Tasche und glaubte dann erst in guter Gesellschaft zu sein. Er war aber darum kein menschenscheuer Mann, — freute sich vielmehr herzlich, wenn ihn gute Leute besuchten. Nur war er Feind aller Ziererei und leeren Ceremonien, wie es der Mann von Geschmack überall ist."

Also der Genius!

Ich konnte mich von diesen Plätzen nicht trennen, ohne auszurufen: Lebt denn wohl, ihr Bäume und Gebüsche, in deren Schatten einst der liebenswürdigste meiner Lehrer wandelte! An dem weichen Rasen hier ruhete er, an deinem klaren Spiegel, einsame Quelle! Hier horchte er dem Gesange, der aus Gebüschen und von Zweigen herab um ihn ertönte; hier sann und dachte er für die Zöglinge der Wissenschaft, und für sich, seine liebe Pfarrgemeinde! Ewig theuer ist sein Andenken mir und Jeden, der den herrlichen Mann zu kennen das Glück hatte!

Digitized by Google

Denken Sie aber ja nicht, lieber Freund, als hätte Diell aus Vorliebe für die menschlichen Wissenschaften und Künste (humaniora) oder über dem Anschauen der Schönheiten einer reizenden Gegend den ernsten Beruf des Seelsorgers vernachlässigt. O, er lebte im eigentlichen Sinne als Hirt und Vater seiner Gemeinde, und war auch als Schriftsteller thätig für eine höhere Welt. Lesen Sie z. B. seine Predigten und seine im klassischen Style geschriebenen Homilien. Ihr Reinheit, Kürze und Anmuth suchen Sie noch ihres Gleichen. Das Studium der schönen Künste und Wissenschaften, die Betrachtung der wundervollen Schöpfung, sein Leben und Wandeln in ihr, war für ihn Erholung und Kräftigung. — auch ein treffliches Wahrungsmittel gegen Flachheit und Gemeinheit in Sinn und That, nach dem bekannten: „emollit mores, nec sinit esse feros."

Abbas Diell starb im Jahre 1809 als Pfarrer von St. Martin dahier und Professor der Aesthetik an der königlichen Universität. Seine Asche ruhet auf dem allgemeinen Gottesacker. Man überschritte sie mit einem ungeheuern Steindenkmale, dessen Lehr und Leidertexte ꝛc. zu sehen war. Und Diell war doch so einfach im Leben, wandelte so anspruchslos dahin, und machte Jedem das Leben so leicht, war es anders in seiner Macht! Aber fast all dieses Zierwerk ist längst dahin, die ungeheure Moles steht allein noch, oben das Kreuz, an der Seite ein Marmortäfelchen mit der Aufschrift: „Non omnis moriar."

Leben Sie wohl!

II.

Ich bin Ihnen die Vollendung meines Ganges nach Steppach schuldig und will denn sogleich heute meine Schuld abtragen.

Von der gerühmten Quelle, vor welcher sich nach und nach ein kleiner Teich bildete, führt eine einfache Wasserleitung (wahrscheinlich erst seit einigen Jahren) zum „Weber am Thurm". Westlich von seiner Hütte öffnet sich eine artige grüne Fläche, von Bäumen umgränzt; man steigt am Rande derselben in eine grabenartige Vertiefung, und steigt jenseits derselben auf dem Grunde des ehemaligen Burgwalles, der alten Steppacher „zum Thurm". Wer Lust hat weiß umherzuschen und mache ebenfalls eine treffliche Ausbeute gewonnen haben. Die Millionis wird von Jahr zu Jahr lichter, so daß am Ende nur ein dürrer Bergrücken ohne Bäume und Gebüsche übrebleibt, der Graben eingeebnet und das Romantische vernichtet ist.

Steppach bildet noch eine Art Edelsitz, eine kleine Hofmark, deren Grundholden der Weber und Maurer, der Salmansperger, vordere und hintere Künzl und noch ein Paar Söldner im Hagrain sind. Ich weiß nicht, ob die Benennung „im Korn", die sich auf Lipians (und Anderer) ältern Karten findet, auf Steppach sich beziehe oder nicht. Die Karten sehen sie bejahrum bei.

Von den uralten Besitzern kenne ich zur Zeit nur zwei, einen Seifried und einen Ott, die Steppacher. Sie waren Bürger in Landshut, wie viele andere Gutsherrn. Ott kaufte im Jahre 1356 einen Theil vom Besitzthume der Achdorfer, und Seifried, wahrscheinlich Ott's Sohn, überließ im Jahre 1392 von einem Hofe zu Margarethenthan eine Gilt käuflich an das Kloster zu Rohr.

Als noch die alten Herren den Thurm bewohnten, war alles umher Waldung, und das Thal, welches sich am Fuße des Berges hinzieht, und an der Hügelwand, woran die beiden Hund (Wantelcon) so malerisch sich erstbeiten, — ein Strombett. Deutlich erkennt man noch, wo sich der alte Gießbach in den größern Habrambach mündet. Es läßt sich auch dermalen noch nachweisen, woher die alte Steppach ihre Zuflüsse erhielt, nämlich: aus dem in der Nähe des Privatschlößchens zu Berg liegenden alten, mit Gerölle überfüllten, bedeutenden Weiher; aus den, dieß- und jenseits des Fahrweges, am Anfange der Feldwiese befindlichen zwei Gruben; aus der Quelle, im Rücken des sogenannten Heiglhäusls am Ende der Wiese und aus den Moosquellen im Bodenhölzl ꝛc. Das Ausklichten der Waldungen machte endlich diese Zuflüsse fast versiegen.

Das schöne ruhige Thal zeigt an seiner westlichen Hügelwand und noch weiter hin die Spuren uralter Weidenschaft, die Kühwegeln oder Treppchen, wie man sie im Hochgebirge zu nennen pflegt. In kleiner Entfernung, am Bodenhölzl, sind die Gräber französischer Soldaten aus den Jahren 1800 und 1809. Die Stille umher, das Einsame und Abgeschlossene der Gegend, die Nähe der Grabhügel ꝛc. lassen den Todesgedanken nicht zu so lange hier verweilen, besonders wenn die große Hügelwand ihren Schatten bereits über das ganze Thal hinstreckt und jeder Laut verstummt ist, — denn, so lispelte mir eine unheimliche Stimme zu:

Wann mählmal hebt den schweren Hammer
Die Mitternacht, zum heil'gen Werk,
Entweigen ihrer dunklen Kammer
Die Todten, die am Tag geruh't.

Beim stillen Weber dort am Thurme
Ist kaum der letzte Ton verhallt,
So brauset's wie im Geweitestürme
Denan vom nahen Fichtenwald!

Bemooste Todtenhäuser klaffen,
Gestalten richten sich empor,
Und Krieger, die darunter schliefen,
Allmächtig kommen sie hervor.

Und Licht der Mond dort über'm Thale,
Dem stillen Thale Josaphat,
So schreiten die Gestalten alle
Hinab auf mondbeglänztem Pfad'.

Die von der Sein', aus Gallia-Fluren,
Aus Bayern und aus Lothenland,
Die auf den Tod verwundet sanken,
Sie wandern friedlich Hand in Hand.

Aus Mondesstrahlen wölbt ein Bogen
Sich über'n lichten Thalesgrund,
Darin Geister auf und niederwogen
In dieser schrecklich-schönen Stund'.

Sie weilen hier, bis durch die Lüfte
Der Klocherruf des Hahnes schallt,
Dann eilen sie in ihre Grüfte,
Zurück auf diesen Todesmarsch.

Ein einfaches Kreuz, wie solches ehemals an einer Fichte des Bodenhölzls zu sehen war, wäre gut angebracht, so wie weiter oben am Böschengrunde das Fußpfad'ches, der auf die Landstraße leitet. Auch dort ist nämlich eine Linie von Soldatengräbern noch sehr kennbar.

Der Mond schimmerte bereits über den immer dunkler werdenden Hochwald, und ich kehrte langsam durch den vordern Hagrain zur Stadt zurück.

Der Bericht des Fürstenabtutanten des Königs von Preußen über die Ausführung der an Graf Benedetti in Ems erhaltenen Aufträge

bietet ein historisches Interesse, da er bestimmt die allerneuesten Vorgänge zum Bruche und Kriege zwischen Frankreich und Preußen berlegt

Derselbe lautet wie folgt:

„Se. Majestät der König, in Folge einer Unterredung mit dem Grafen Benedetti am 13. Juli früh auf der Brunnenpromenade, hatte die Gnade, mich gegen 2 Uhr Nachmittag mit folgendem Auftrag zu dem Grafen zu schicken: Se. Majestät hätte vor einer Stunde, durch schriftliche Mittheilung des Fürsten zu Hohenzollern aus Sigmaringen, die vollkommene Bestätigung Dessen erhalten, was ihm der Graf des Morgens in Betreff der Verzichtleistung des Prinzen Leopold auf die spanische Thron-Kandidatur, als direkt aus Paris erfahren, mitgetheilt hätte. Se. Majestät sähe hiermit die Angelegenheit als abgemacht an. Graf Benedetti, nachdem ich ihm diesen Auftrag ausgerichtet, äußerte, er hätte seit seiner Unterredung mit dem Könige eine neue Depesche des Herrn v. Gramont erhalten, in der er benachrichtigt würde, sich eine Audienz von Se. Majestät zu erbitten und nochmals Sr. Majestät den Wunsch des französischen Gouvernements nahe zu legen: 1) die Verzichtleistung des Prinzen von Hohenzollern zu approbiren und 2) die Verzichtleistung zu ertheilen, daß auch in Zukunft diese Kandidatur nicht wieder aufgenommen werden würde. Hierauf ließ Se. Majestät dem Grafen durch mich erwidern, daß Se. Majestät die Verzichtleistung des Prinzen Leopold in demselben Sinne und in demselben Umfange approbire, in dem Se. Majestät dieß vorher mit der Annahme dieser Kandidatur gethan hätte. Die schriftliche Mittheilung der Verzichtleistung hätte Se. Majestät von

Digitized by Google

dem Fürsten Anton zu Hohenzollern erhalten, höchstwelcher hierzu vom Prinzen Leopold autorisirt worden sei. In Betreff des zweiten Punktes, der Versicherung für die Zukunft, könne sich Se. Majestät nur auf Das berufen, was Allerhöchstderselbe dem Grafen Morgens selbst erwidert hätte. Graf Benedetti nahm diese Rückäußerung Se. Majestät dankbar entgegen und äußerte, er würde hiervon Bericht erstatten, er sei hierzu autorisirt sei, seinem Gouvernement zurückmelden. In Betreff des zweiten Punktes müsse er aber, weil er durch die letzte Depesche des Herrn v. Gramont die ausdrückliche Anweisung hierzu hätte, seine Bitte um eine nochmalige Unterredung mit Se. Majestät aufrecht erhalten, und wäre es auch nur, um dieselben Worte Se. Majestät wieder zu vernehmen, um so mehr, als sich in dieser letzten Depesche neue Argumente vorfänden, die er Se. Majestät unterbreiten möchte. Hierauf ließ Se. Majestät dem Grafen Benedetti durch mich zum dritten Male nach Tisch, etwa um 5½ Uhr, erwidern, Se. Maj. müsse es entschieden ablehnen, in Betreff dieses letzten Punktes (bindende Versicherungen für die Zukunft) sich in weitere Diskussionen einzulassen. Was er heute Morgen gesagt, wäre allerdings sein letztes Wort in dieser Sache, und er könne sich lediglich darauf berufen. Auf die Versicherung, daß auf die Zukunft des Grafen Bismarck in Ems auch für den nächsten Tag bestimmt nicht zu rechnen sei, erklärte Graf Benedetti, sich seinerseits bei dieser Erklärung Seiner Majestät des Königs beruhigen zu wollen. Ems, den 13. Juli 1870."

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

2141

Bekanntmachung.

Im Auftrage des k. Bezirksgerichts Landshut verkaufere ich am

Freitag den 29. ds. Mts. Nachmittags 1 Uhr

im Hofraum des Wirthshauses zu Straßberg, k. Landgerichts Mainburg,

a. 3 Kühe, worunter 2 schwangerschwöre und eine schwarze,
b. eine zweijährige rothwöchige Kalbe,
c. eine schwarze einjährige Kalbe,

mit dem Bemerken, daß der Zuschlag nur gegen baar erfolgt.

Mainburg, am 23. Juli 1870.

Ulrich, k. Gerichtsvollzieher.

Todes-Anzeige.

Gott dem Allmächtigen hat es gefallen, unsern innigstgeliebten Gatten, Vater und Bruder,

Herrn Wolfgang Gmach,

Hausbesitzer zu Achdorf,

nach langen und schmerzlichen Leiden, versehen mit den heil. Sterbesakramenten, den 23. Juli Vormittags 11 Uhr, in einem Alter von 40 Jahren, in ein besseres Jenseits abzurufen.

Wer die Seelengüte des Verstorbenen kannte, wird unsern Schmerz ermessen. Um stilles Beileid bitten

Die tieftrauernd Hinterbliebenen:

Franziska Gmach, Gattin, mit ihren 2 unmündigen Kindern,
Michael Gmach, Schullehrer, als Bruder.

Die Beerdigung ist vom Hause aus Montag den 25. Juli Vormittags halb 9 Uhr. Darauf der Seelengottesdienst in der Pfarrkirche zu Achdorf. 2143

Unterzeichneter empfiehlt sich dem geehrten Publikum zur Anfertigung von feuer- und diebessichern

Geldschränken

mit 4 Zoll starken Blänken von 90—1000 ℔., feuersichere Kassetten von 45—90 ℔., einfach und schön lackirte Schatullen von 10—30 ℔., diebessichere Wand- & Mauerschränke von 30—300 ℔.

Amerikanische Rammbrunnen (System Norton).

Brückenwagen mit den neuesten Verbesserungen.

Tragkraft	1	2	3	4	5	8	10	12	15	20	25	30	40	Centner.
Preis	10	14	15	16	22	27	32	36	42	50	60	80	110	fl.

Tafelwaagen von 11 bis 50 ℔., **Viehwaagen** und Waagen zu eigenem Zwecke werden schnellstens gefertigt und billigst berechnet. Jede mechanische und grobschlosserarbeit als Beschläge jeder Art, **Ofenröhren, Durchsichten, Wagenmulden** u. s. w. ebenfalls.

Georg Heise,

14(14) Schlosser und Mechaniker in der Neustadt Nr. 469 in Landshut.

Münchener telegraphischer Schrannen-Bericht
vom 23. Juli 1870.

Getreide-Gattung.	Verkaufte wurden.	Mst.	Höchster Preis.		Mittlerer Preis.		Niedrigst. Preis.		Schätzen.		Bestbezahlt.	
	Sch.	Sch	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr	fl.	kr.
Waizen	2229	959	20	55	20	—	18	27	—	52	—	—
Korn	1182	353	13	10	12	32	12	2	—	27	—	—
Gerste	194	314	12	2	9	57	8	36	—	51	—	—
Haber	1641	575	12	3	11	3	10	10	—	—	—	43

Oeffentliche Verhandlungen
des
königlichen Bezirksgerichts Landshut.
Am 15. Juli 1870.

Joh. Ellwanger, 48 J. alt, verheirathet Zimmermann von Dingerhaus, I. Chg. Siltbühren, ist schuldig eines Vergehens des Diebstahls zum Schaden des Bauern Joh. Zehentbauer zu Dietelskirchen und eines solchen Vergehens zum Schaden des Bauern Jakob Kirchhammer zu Unterholzen, und wird deßhalb in der Einrechnung der ihm durch Urtheil des k. Appellationsgerichtes von Niederbayern vom 3. Mai 1870 wegen zweier Vergehen u. zwar am 3. August 1870 von dem k. Landgericht Bischofsburg abgeurtheilte Uebertretung des Diebstahls zuerkannten Gesammtstrafe von 3 Monaten, wovon jedoch 9 Tage als erlitten zu erachten sind, nunmehr in eine Gesammtgefängnißstrafe von 6 Mon. verurtheilt.

Katharina Manhart, 54 Jahre alt, ledige Bauerstochter von Fiegkreuth, wird von der Anschuldigung der Ablage eines falschen Hauptgelöbnisses freigesprochen.

Wegen Ableben seiner Frau verkauft der Unterzeichnete sein schönes in dem frequenten Markte Pfeffenhausen bestehendes **Chirurgen-Gewerbe** mit oder ohne Hopfengarten, vorzüglich geeignet für einen prakt. Arzt, sowie Jemanden auch dem niedern ärztlichen Personale. Auf frankirte Briefe ertheilt Auskunft

Hastreiter,
2143(2a) Chirurg in Pfeffenhausen.

Eine freundliche Wohnung
mit 4 Zimmern, Küche und sonstigen Bequemlichkeiten ist in der Herrengasse Hs.-Nr. 379 im 1. Stock sogleich oder auf Michaeli zu vermiethen. 2144

Eine trockne freundliche Wohnung
ist an eine ruhige kinderlose Familie sogleich zu vermiethen. D. Uebr. in der Exp. d. Bl. (3a)2145

In der **Jos. Thomann'schen** Buchhandlung in Landshut ist zu haben:

Der Feldzug am Mittelrhein in den Monaten Mai, Juni und Juli 1794, insbesondere: Die Sperrung der Uebergangsverhältnisse der Alliirten zwischen Coenlohen und Kaiserslautern am 13. Juli 1794. Dargestellt von A. L. W. unter Leitung dieser Landskundigen Quellen mit höchst wichtigen Aufschlüssen über die Eroberung der Hauptgeiergypfosten „Schänze". Mit einem Anhang und 5 Plänen. Preis 2 fl. 30 kr.

Rieth, deutscher Volkskalender für 1871. 36 kr.

Constitutio Sanctissimi D. N. etc. 18 kr.

Metzger, Kritik des Entwurfs einer Ordnung der gelehrten Mittelschulen. 24 kr.

Amthor, der Alpenfreund. Monatshefte für Verbreitung von Kenntniß unter Jung und Alt rc. Heft 1. 87 kr.

Hackländer, der letzte Bombardier. 4 Bd. 5 fl. 36 kr.

Schießl, Rechtsbuch für den Bürger und Landmann, Belehrung über den neuen Strafgesetzgebungsentwurf bei den Einzelngerichten. 36 kr.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur

Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 30. Den 31. Juli: Ignatius von Loyola.

Gerhard von Löwen.

Von K. ter Haar.

(Aus dem Holländischen von C. B.)

(Fortsetzung.)

Wieder schwieg er. Hätte die Finsterniß es nicht verhindert, so würde der Hausirer einen ganz anderen Ausdruck als vorher auf seinem Gesicht erblickt haben. In ohnmächtiger Wuth ballte er die Fäuste; Durst nach Rache glühte in seinen Augen.

„Ihr könnt Gott und seinen Heiligen danken, daß Ihr so weggekommen seid. Ihr hättet leicht das Leben dabei einbüßen können. — Aber Gerhard, ich habe in Euerer Erzählung noch nichts von Eurem Liebchen gehört und ich dachte doch . . ."

„Ich habe Euch auch erst die Hälfte erzählt von all dem Verdruß, den ich ausgestanden habe. Das schlimmste kommt erst. — Ein paar Jahre nach meines Vaters Tode begann meine Mutter auch zu kränkeln; die gute Frau hatte immer schwer arbeiten müssen und kam von nun fast nicht mehr fort. Ich dachte, daß es gut sein würde, eine Frau in das Haus zu bringen und, wenn die Mutter damit einverstanden wäre, dann wußte ich wohl, wen ich nehmen sollte. Lammerts Gertraud war die Freundin meiner Kinderjahre. Erst hatten wir zusammen gespielt und später auf jeder Kirmes getanzt. Ich fühlte, daß sie meine innigste Liebe hatte und wußte, daß ihre Eltern mich wohl leiden mochten. Guten Muthes ging ich denn auch zu Lammerts Haus, um mir seine Tochter zur Frau zu erbitten. Aber o weh! ich hatte die Rechnung ohne den Wirth, oder besser, ohne Herrn Heimerich gemacht. Lammert wollte sein Kind ohne dessen Zustimmung nicht heirathen lassen, da seine einzige Tochter doch im Ort wohnen bleiben sollte. Es blieb deshalb für mich nichts übrig, als mit Lammert auf das Schloß zu gehen, um die Einwilligung des Herrn zu erbitten. Aber das war ganz verfehlt. Als einzige Antwort auf unser Gesuch sagte Herr Heimerich: „Was? Euere Gertraud mit diesem Flegel, dem Gerhard verheirathen! Das geht nie! Wenn Lammert dazu seine Zustimmung gibt, jage ich ihn vom Hofe weg! Ich weiß einen besseren Mann für sie: meinen Rentmeister Peter."

„Der bekommt meine Tochter in Ewigkeit nicht!" rief Lammert aus.

Ihr hättet Ihr den Herrn von Drüten sehen sollen. Einen Augenblick dachte ich, er wolle Lammert an den Ort und machte mich schon bereit, diesem beizuspringen. Aber sich besinnend sagte er gereizt: „So? bekommt er sie in Ewigkeit nicht? Wer seid Ihr denn, daß Ihr so mit mir reden zu dürfen glaubt? Ihr habt gewiß die sechs Dukaten bereit liegen, womit ich Euer Pferd auslöste, als Ihr es in der theueren Zeit verpfänden mußtet!"

Lammert ward todtenbleich und stammelte: „Gnade, Herr! macht mich in meinen alten Tagen nicht unglücklich! Ich habe das Geld nicht!"

„Wohlan!" war die Antwort, „Ihr könnt wählen: entweder Eure Tochter dem Peter zur Frau zu geben, oder die Schuld zu bezahlen; im anderen Fall werde ich auf Euren armseligen Kram Beschlag legen!" Damit drehte er uns den Rücken und ließ uns stehen! Ihr könnt begreifen, wie uns Allen bei unserer Zurückkunft zu Muthe war. Möge die heilige Mutter Gottes es mir vergeben, aber ich verfluchte den Herrn Heimerich und den Rentmeister, der, wie ich von Gertraubs Mutter hörte, schon lange bemüht war, sich in die Gunst ihrer Tochter zu drängen, aber von dieser stets mit Kälte abgewiesen, ja mit Beweisen von Abscheu behandelt worden war. Nun begriff ich auch, warum er seit meines Vaters Tode sich so falsch benommen hatte: er wollte seinen Herrn gegen meinen Vater und also auch gegen mich aufhetzen. Aber am schlimmsten von Allen nahm Gertraud die Sache auf. „Ich will Peters Frau nicht werden, Vater!" schluchzte sie, „ich hasse diesen alten Kerl mit seinen falschen Augen. Dann warf sie sich vor dem Bilde der heiligen Magdalena auf die Knie und bat, lieber sterben zu dürfen, als den Peter heirathen zu müssen. — Auf einmal sprang sie auf und fragte: „Ist denn gar nichts zu machen? Kann ich nie Gerhards Frau werden?" Wir schüttelten traurig den Kopf. „Dann heirathe ich überhaupt nicht. Ich gehe in das Kloster Marienburg zu Nymwegen. Die Aebtissin ist eine freundliche Frau, sie wird mir die Zuflucht gewiß nicht verweigern." — Wie vom Donner gerührt stand ich da; ich wußte, daß dieser Schritt uns für alle Zeit trennen würde und wollte sie wo möglich von ihrem Entschlusse abbringen. Aber sie blieb dabei. Bruder Lorenz ward ersucht, Herrn Heimerich davon zu benachrichtigen und seinen Zorn zu besänftigen. Ich glaube jedoch, daß ihm dies schwerlich gelückt sein würde und daß der Herr von Drüten trotzdem Gertraud zum Altar geschleppt hätte, — wenn nicht Herr Willem, der Bruder des Junkers Heimerich, ihr Fürsprecher gewesen wäre. Seit bald einem Jahr ist Gertraud im Kloster. In einigen Wochen ist ihre Probezeit um und dann wird sie vor Gott unter die frommen Schwestern aufgenommen. Peter quält mich, wo er kann, und Herr Heimerich hat mir im vorigen Jahr an Allerseligen mein bestes Stück Feld abgenommen. Es ist wahrlich ein Wunder, daß er mich noch nicht ganz weggejagt hat. Wenn ich nicht für meine alte Mutter sorgen müßte, so wäre ich schon lange selbst auf und davon gegangen. Aber nun sitze ich hier; was kann ich machen?"

„Euch rächen!" zischte ihm der Krämer ins Ohr. „Was würdet Ihr sagen, wenn ihr unter Herzog Reinald von aller Sclaverei befreit würdet und Gertraud aus dem Kloster zum Altar führen könntet? Die Beluemener haben sich frei gemacht — fragt sie nur, wie wohl sie sich als freie Männer unter einem guten und milden Herrn befinden."

„Ist das aller Trost, den Ihr mir zu geben habt? Das ist bei Gott nicht viel. Das Schloß hier wird für Junker Eduard von Gelbern offen gehalten — jag' den dann einer hinaus!"

Gerhard suchte in der Dunkelheit mit den Augen nach dem Platz, wo die Thurmspitzen des Schlosses aus den Bäumen hervorragten, als wollte er in seinen Gedanken die Höhe und Dicke der Wälle und Mauern messen.

„Nein!" begann Konrad wieder, „das kann nicht gehen. Aber sollte denn kein anderes Mittel zu finden sein? Herr Heimerich und Willem sind der Partei der Brouhorstien zugethan; räumt die aus dem Weg; ruft den Schutz des Herzogs Reinald, als Eueres rechtmäßigen Herrn an und Ihr werdet wahrhaftig als freie Männer leben und sterben. — Dann" — so fuhr er fort, um den letzten Sturm auf das Thor der belagerten Festung zu unternehmen, — „dann könnt Ihr auch mit einemmal Eueres Vaters Tod rächen. Ha! das wird herrlich sein, wenn Ihr den hartherzigen Heimerich von Drüten zu Eueren Füßen zappeln und den falschen Rentmeister unter dem Thore des Schlosses baumeln seht! — Kommt Gerhard, schlagt ein, gebt mir die Hand und gelobt mir, daß Ihr ein Mann sein wollt!"

Nach einem Augenblick Besinnens legte Gerhard seine Hand in die des Krämers.

Digitized by Google

„Schwört mir, daß Ihr von unserem Gespräch keine Silbe an Jemanden verrathen wollt."

„Ich schwöre es."

Noch eine Stunde lang flammten die beiden Männer beisammen. Doch jetzt ward Ihr Gespräch nur in leise geflüstertem Tone gepflogen. Bereits war die Nacht zur Hälfte verstrichen, als sie ihre Wohnungen betraten.

Am andern Morgen war der Hausirer schon frühzeitig auf dem Weg nach Nyumegen. Zwischen Königen und Wort kam ihm ein Mann entgegen, der sich offenbar einer Verabredung zufolge hier befand. Kaum hatte er Konrad zu Gesicht bekommen, als er seine Schritte beschleunigte und zu ihm herangekommen, fragte er: „Wie steht's? Wird es gehen?"

„Ganz gut, Mann! Erst dachte ich, es würde schwierig sein, da ich vergaß, daß sie nicht, wie in der Bekume, Leibeigene und Hörige sind. Ich spitze die zehn Pfund, die mir der Herr von Kaltenburg versprochen, schon in meinem Beutel, der denn auch heute leichter ist, denn je; wenn man Geschichten erzählt, kann man keine Geschäfte machen. Seht nur, mein Korb ist noch beinahe ganz voll."

„Ich begreife Euch, Hungerleider," sagte der Andere, indem er einiges Geld in die Hand des Krämers gleiten ließ, „laßt die Sache dort aber nur nicht aus dem Auge."

„Laßt dafür nur den Hausirer Konrad sorgen!"

(Fortsetzung folgt.)

Vor dem Kriege*).

Eine Reise längs der französischen Grenze.

Von Basel nach Frankfurt! Wie oft man auch die Fahrt gemacht, jedes Mal geht Einem von Neuem das Herz auf, wenn man längs des Rheines an den fruchtbaren Gelänben des Schwarzwaldes und Odenwaldes dahin fährt. Welch Heitziges, wohlhabendes Völkchen wohnt hier in den von der Natur so reich gesegneten Thälern! Welch Leben heiterer Lust herrscht in den lachenden Gauen hier. An den Feiertagen wimmelt es auf den Bahnhöfen von fröhlichen Scharen lustiger Wanderer, Männer und Frauen, die bald nord-, bald südwärts ihn Ausflüge machen. Lieder schallen herab von den waldbekränzten Bergen, Lieder tönen aus den rasch dahinbrausenden Eisenbahnzügen. Wie ganz anders am letzten Sonntag! Da sah man, wohin man kam, nur ernste, besorgte Gesichter. Auf jedem Bahnhof Thränen und Abschied nehmen. Trauernde Mütter und Schwestern, jammernde Weiber und Bräute. Da schied ein junger Gatte, kaum einen Monat verheirathet, hier ein Bräutigam, der heute seine Braut zum Altar führen wollte. Dort nahm der einzige Bruder Abschied von den ältesten Schwestern, hier segnete die Mutter ihren Sohn, der, das dritte ihrer Kinder, den jüngeren Brüdern zur Fahne folgte. In Gegenlauf zu anderen Gegenden, die ich später durchfuhr, hörte ich kein wüstes Schreien, kein trunkenes Singen. Befand ich mich doch auch in einem der gebildetsten Gaue Deutschlands. Der Bildungsgrad der Einberufenen setzte sie in den Stand, den Ernst der Lage zu erkennen. Sie bedurften nicht der künstlichen Aufstachelung durch Wein und Spirituosen, um sich für das Vaterland zu begeistern.

Links den Rhein, rechts den Schwarzwald hatte ich bald Freiburg erreicht. Der Thurm des Münsters schaute so ernst darein, als sähe er das Elend, das die Gefilde des Breisgaues nach sechzigjährigem Frieden von Neuem bedroht, als wollte er warnend erzählen von all den blutigen Schlachten, die hier geschlagen, von den vielen Verwüstungen, welche die friedliche Stadt zu seinen Füßen in den Kämpfen der Deutschen und Franzosen erlitten. Ward doch Freiburg in einem Zeitraum von 112 Jahren nicht weniger als sieben Mal belagert und zerstört. 1644 fochten hier Turenne und Mercy. 1678 ward es durch Crequi erobert und von Neuem in eine Festung verwandelt. Von Frankreich an Oesterreich abgetreten, ward es dann 1713 abermals durch Villars erobert. Wohl noch sechs Mal wechselte es im Lauf der kommenden hundert Jahre seinen Herrn. Bald hausten hier die Oesterreicher, bald die Franzosen, die 1744 sogar ihre eigenen Festungswerke in die Luft sprengten, bis es 1806 endlich an Baden kam. Hoffen wir, daß der jetzige Krieg nicht von Neuem die Brandfackel der Zerstörung in die schön aufblühende gewerbreiche Stadt schleudert!

Weiter ging es nordwärts. Ueberall dasselbe Leben, dasselbe blühendeblühen. In Appenweier und Oos sah ich die letzten flüchtlinge aus den Schwarzwaldthälern. Alles, hieß es, sei dort ausgestorben, vierundzwanzig Stunden hatten genügt, die Badegäste nach allen Himmelsgegenden zu vertreiben. In Rastatt grüßten mich viele bekannte Gesichter, Frankfurter Kinder im blauen Rock. Auf und vor den Schanzen war Alles in voller Arbeit.

In Karlsruhe hielt ich eine mehrstündige Rast. Die sonst so stille Residenz war in großer Bewegung. Der Bahnhof war förmlich belagert. Alles wollte Neuigkeiten hören. Die abenteuerlichsten Gerüchte fanden Glauben. Freiburg sollte in Feindes Hand, Lauterburg gleichfalls von ihm besetzt, Trier bedroht sein und in der Pfalz bereits ein französisches Heer stehen. Ja es tauchte schon die unsinnige Nachricht von der Kriegserklärung Rußlands an Frankreich auf. Zu meiner Genugthuung waren die Meisten über solch eine Allianz mehr bestürzt als erfreut. Allein gilt es den frechen Angriff auf unsere Grenzen abzuschlagen, damit kein Fremder ein Recht erhält bei dem Friedensschluß ein Wort mit drein zu reden.

Gestern Abend fuhr ich über Moran weiter in die Pfalz. Die Sonne sank glühendroth hinter die Haardt als ich Landau passirte. Welch wechselvolle Schicksale hat diese Stadt erlebt! Wie oft haben in diesen Gefilden die Heere fremder Nationen in mörderischer Schlacht gerungen. Mainz hat doch die Sage, daß schon die Horden Attila's hier gehaust, und auf derselben Stätte, wo jetzt Landau liegt, eine blühende Kolonie zerstört hätten. Die jetzige Stadt ward um die Mitte des achten Jahrhunderts durch den Alemannenherzog Landfried gebaut; später ward sie zur freien Reichsstadt erhoben und gehörte im Laufe der letzten Jahrhunderte bald zu Frankreich bald zu Deutschland. Im 30jährigen Krieg ward sie sieben Mal erobert durch Schweden, Mansfelder, Kaiserliche und Franzosen. Baaden befestigte sie; trotzdem ward sie durch den Marlgrafen von Baden erobert, um später wieder von Villars eingenommen zu werden. 1794 versuchten die Preußen vergeblich sie zu nehmen und 1814 endlich hielt sie eine dreimonatliche Belagerung der Russen aus. Erst seit fünfundfünfzig Jahren gehört Landau wieder zu Deutschland. Siegten die Franzosen, so ginge es unserem Vaterland ohne Zweifel abermals verloren.

Ich durchjuhr die Felder, auf denen vielleicht schon in den nächsten Tagen eine entscheidende Schlacht geschlagen werden wird. Trotz des Sonntags und trotz der späten Abendstunde waren Männer und Frauen mit der Ernte beschäftigt. Das Korn war gebunden und in Garben aufgerichtet. Der Weizen ist noch nicht reif; bevor er geschnitten werden kann, wird er vielleicht von den Hufen der Kriegsrosse zerstampft.

In Neustadt an der Haardt blieb ich die Nacht. Ehe ich mich zur Ruhe legte, wanderte ich durch mehrere Wirthshäuser, den Gesprächen der zahlreich versammelten Gäste zu lauschen. Ueberall fand ich dieselbe Stimmung. Man beklagte das entsetzliche Unglück des Krieges, war sich der schweren Zeit, die der Pfalz bevorstehe, voll bewußt, aber ebenso einmüthig waren auch Alle in dem festen Entschluß, für die Freiheit, für das Deutschthum der Heimath jedes Opfer zu bringen.

Tags darauf fuhr ich weiter nach Kaiserslautern, dieser bedeutendsten Stadt der Pfalz, die am Ausgange des berühmten Haardt-Passes liegt. Mit mir reisten zwei bayerische Offiziere, die von München kamen und sich nach Zweibrücken begaben. Wir sprachen vom Geist in der bayerischen Armee, und zu meiner Freude hörte ich, daß in diesem Moment trotz aller Antipathien gegen den Norden schmerzliche Erinnerungen immer mehr zurücktreten, indem Alles von dem begeisternden Gedanken erfaßt werde, sein Leben zum Schutz der deutschen Grenzen dahinzugeben. Es sei jetzt nicht Zeit, meinte der eine der Offiziere, ein guter Altbayer, alte Wunden aufzureißen, es komme darauf an, durch die That zu beweisen, daß die Bayern, trotz Allem, was geschehen, so gute Deutsche seien wie jeder andere Stamm.

Kaiserslautern, wo ich mehrere Stunden blieb, zitterte noch wieder von den Parteikämpfen, die es während der letzten Wah-

*) Aus der Frankf. Ztg.

Digitized by Google

len bewegt. Die unterlegene Partei glaubte jetzt plötzlich ihre Stunde gekommen. Sie suchte die Menge gegen die Führer der Demokratie aufzureizen, indem sie dieselben als die eigentlichen Urheber des Krieges, als Franzosenfreunde und Gott weiß was denuncirten. Der Stadtrath, welcher die hervorragendsten Führer der Demokratie zu seinen Mitgliedern zählt, gab auf solch' niedrige Verleumdung die beste Antwort, indem er die Bürgerschaft aufforderte, Angesichts der bevorstehenden schweren Zeiten allen inneren Hader fahren zu lassen und sich einzig von der Liebe zur Vaterstadt und zum gemeinsamen Vaterlande leiten zu lassen. Die Bürgerschaft folgte der Mahnung ihrer gewählten Vertreter und ignorirte die Hetzereien einer journalistischen Denunciantin, der sich plötzlich als ihr Vertreter aufspielte. Und sie that wohl daran. Ich freue mich der begeisterten Liebe für das Vaterland, welche wie der durch den Stahl geweckte Funken plötzlich aus allen Herzen leuchtend und belebend hervorflammt, ich freue mich dieser Begeisterung, auch wenn ihre Wogen den Rand des Bechers überfluthen. Weiß ich doch, daß dieser Krieg nur zum glücklichen Ende geführt werden kann, wenn die ganze Nation einmüthig zusammenhält, getrieben von opferwilliger Liebe für das eine Vaterland. Was ich aber auf's Tiefste beklage, was mich mit Ekel erfüllt, ist, wenn Krämersinn, die nie eine feste Ueberzeugung gehabt, welche bejwegen von Haß gegen alle Diejenigen erfüllt sind, die stets treu ihren Principien, mit der Sache des Vaterlandes die der Freiheit verfochten haben, diesen flugenblick der Begeisterung zu benützen suchen, eine von edlem Rauch ergriffene Menge gegen die Männer aufzuhetzen, die einzig deßhalb von ihnen gehaßt werden, weil sie stets fest und ehrlich für ihre Ueberzeugung eingestanden sind.

Von Kaiserslautern suchte ich auf dem kürzesten Wege nach Saarbrücken zu kommen, in beiden Mühe, wie allgemein angenommen wurde, die Franzosen den ersten Versuch machen würdern, die deutsche Grenze zu überschreiten. Ich fuhr deßhalb, da nicht zu erfahren, ob die Bahn von Neunkirchen nach Saarbrücken zu passiren sei, nach St. Ingbert, von wo Saarbrücken zu Wagen in anderthalb Stunden bequem zu erreichen ist. In St. Ingbert herrschte große Aufregung. Preußische Ulanen, die hier die Verbindung mit den bayerischen Chevauxlegers vermittelten, sprengten die Straßen auf und ab. Allgemein war das Gerücht verbreitet, die Franzosen seien in Saarbrücken eingerückt und die Preußen hätten sich, nachdem einige Schüsse gewechselt, zurückgezogen. Ich mußte mich durch Augenschein überzeugen, was Wahres an dem Gerüchte. Mit Mühe erlangte ich einen Wagen und kam denn auch, durch das liebliche Schelbthal fahrend, ohne Fährlichkeiten glücklich bis nach St. Johann, der am anderen Ufer der Saar liegenden Tochterstadt Saarbrückens. Eine preußische Allarmwache am Eingang der Stadt belehrte mich durch ihr bloßes Dasein, daß die Franzosen die Grenze noch nicht überschritten. Nachdem mein Paß revidirt war, was von dem wachthabenden Offizier sehr sorgfältig geschah, fuhr ich in die Stadt ein.

Die Angst und Aufregung, in der die Bewohner hier seit drei Mal 24 Stunden lebten, war bereits einer ruhigen Resignation gewichen. Man hatte sich allmälig an den Gedanken gewöhnt, die Franzosen von der Stadt Besitz nehmen zu sehen, und sieht ihrem Erscheinen, wenn auch mit banger Sorge, so doch mit Fassung entgegen. Von französischer Gesinnung scheint nach Allem, was ich hörte, in Saarbrücken und St. Johann keine Spur. Beide Städte sind trotz ihrer Lage an der Grenze gut deutsch oder vielleicht richtiger, gut preußisch.

Nachts drei Uhr, als ich halb angekleidet auf dem Bette lag, ward ich plötzlich durch Pferdegetrappel geweckt. Ich eilte ans Fenster und sah, wie eine Ulanenordonnanz in vollem Galopp durch die Straße dahin ritt. Gleich darauf ertönten Allarmsignale. Es ward Generalmarsch geschlagen. Rasch angekleidet und hinunter auf die Straße. Von allen Seiten eilten die Soldaten auf ihre Sammelplätze. Da sprengte bereits eine Schwadron Ulanen über das Pflaster dahin. Kühn schauten die kräftigen Männer auf den stattlichen Pferden bereit. Luftig flatterten die Fähnlein im Morgenwind. Ich folgte ihnen auf die Straße nach Forbach. Da galoppirte noch eine zweite Schwadron an mir vorüber. Ich hatte sie bald aus den Augen verloren und faßte, der Dinge wartend, die da kommen würden, etwa eine halbe Stunde vor der Stadt Posto. Ich blickte hinein in die gelegene Gegend. Da erhob sich Schornstein an Schornstein, lag Fabrik an Fabrik. Sonst haben die Werke Tag und Nacht nicht still. Die Hämmer dröhnen, die Maschinen dampfen und himmelan steigt in dunklen Säulen der Rauch. Heute war Alles todt und ausgestorben. Wann die Arbeit wieder beginnen wird, wer weiß es? Welch jammervolles Elend wartet der Tausende, die sonst hier ihr täglich Brod fanden. Schon jetzt, da erst wenige Tage gefeiert wird, pocht die Noth mahnend und drohend an die Thüren. Gespart haben die Wenigsten. Der Lohn war für große Ersparnisse zu gering; reichte er doch kaum zur Ernährung einer Familie aus. Die Hülfskassen, auf Umfälle, welche den Einzelnen treffen, berechnet, werden bald erschöpft sein. Dabei steigen die Lebensmittel fortwährend im Preise. Wohl uns, wenn das Jammergeschrei der Noth die Stimme der Vernunft nicht übertäubt.

Aus meinen Gedanken weckten mich zwei, drei Schüsse, die aus dem Wald heraus dumpf an mein Ohr drangen. Die ersten Kugeln zwischen Deutschen und Franzosen wurden gewechselt. Alle manches blühende Thal wird verwüstet, wie viele Ströme Blutes werden vergossen sein, bis der letzte Schuß in diesem Kriege fällt! Wird die letzte Kugel auf Deutschem, wird sie auf französischem Boden abgefeuert werden! Von ganzem Herzen, aus voller Seele hoffe ich das Letzte, und meine Hoffnung ward Zuversicht, wie ich im Morgensonnenschein die kräftigen Gestalten der Ulanen von der Grenze, über die sie die Feinde zurückgetrieben hatten, wiederkehren sah und dabei der Begeisterung gedachte, mit der überall Familienväter und Jünglinge dem Ruf für's Vaterland Folge geleistet. Wo Muth und Begeisterung mit Kraft und Entschlossenheit den Kampf für eine gerechte Sache führen, kann der Sieg nicht zweifelhaft sein.

Hermann Vogt.

Die französische Mitrailleuse.

Die französische Mitrailleuse ist in ihrer Konstruktion freilich ein Geheimniß, in ihrer Wirkung aber kann sie den bekannten Mitrailleusen von Clafkon und Montigny unmöglich überlegen sein. Zum Nutz und Frommen derjenigen, die sich unter einer Mitrailleuse etwas gar so Schreckliches vorstellen, wollen wir in Nachstehendem den Gegenstand näher erläutern.

Zwanzig bis dreißig und noch mehr hinterladungs-Gewehrläufe bilden ein Bündel, das die ungefähre äußere Form eines dicken Geschützrohres hat und wie dieses auf einer Lafette mit Rädern ruht. Die einzelnen Läufe werden durch eine mechanische Vorrichtung mit Patronen geladen, durch dieselbe Vorrichtung abgefeuert, und wenn es Metallpatronen sind, auch den Läufen entfernt. Die Patronen liegen zu diesem Zwecke in einem Vorrathskasten am hinteren Theile des Gesammtrohres in Reihen geordnet. Eine Kurbel setzt die Mechanik in Bewegung. Das Gesammtrohr ist durch eine Handhabe um seine Längenachse drehbar, im Uebrigen wie ein Geschützrohr beweglich.

Es feuern immer nur einzelne wenige Läufe bis zur Erhitzung; dann wird das Gesammtrohr gedreht und andere Läufe kommen an die Reihe. Die Tragweite ist die des Infanterie-Hinterladungsgewehres, das Kaliber eher kleiner als größer wie dieses, um viele Läufe verwenden zu können.

Wenn also die Mechanik gut gedacht und gut gearbeitet ist, so kann eine solche Maschine begreiflicher Weise Tausende von Kugeln in sehr kurzer Zeit verschießen.

Aber — jedes Ding hat ein „aber" und die Mitrailleuse hat deren viele — die praktische Anwendung der Mitrailleuse, die in ihrer Form und Größe dem kleineren Feldgeschütze gleichkommt und im Gewicht demselben nicht sehr nachsteht, ist vor allen Dingen durch die Fortbewegung sehr in Frage gestellt: Nur durch Pferde läßt sie sich fortbewegen, es sei denn, daß zwanzig und noch mehr Soldaten den Dienst der Pferde versehen sollen. Munitionarbeit läßt sich die Mitrailleuse nicht aber nur mit großer Mühe und vielen Umständen, denn ihr Mechanismus ist nichts weniger als einfach und trotz der größten Vollkommenheit stets Unregelmäßigkeiten und Störungen ausgesetzt.

Digitized by Google

Den Infanterie-Kolonnen, denen sie beigegeben werden soll, und das ist ja ihre Bestimmung, kann sie in schwierigem Terrain gar nicht folgen. In hundert Fällen, wo der Infanterist mit Erfolg feuern kann, ist die Mitrailleuse nicht zu verwenden. Sie bedarf einer besonderen Bedienungsmannschaft, und soll sie, was ja ihr Zweck ist, einen Hagel von Kugeln schleudern, so hat sie einen sehr großen Vorrath an Patronen nöthig, die den Transport erschweren. Labet die französische Mitrailleuse Patronen der Chassepotgewehre, so könnte sie sich freilich aus den Beständen der Infanterie mit Munition versehen, aber das ist nicht wohl anzunehmen, da bei der alsdann nothwendigen Entzündung vermittels der Feder die Mechanik ein wahres Uhrwerk sein würde und in Folge dessen und namentlich der mangelhaften Obturation wegen gar keine Garantie für Dauerhaftigkeit und Sicherheit böte. Es ist daher wohl ganz unzweifelhaft, daß die Mitrailleuse Metallpatronen mit Zentral-Schlagzündung ladet, also eine besondere Patrone, wovon die Masse demnach große Vorräthe mitführen muß.

Während der Fortbewegung kann die Mitrailleuse nicht feuern. Sie hindert die freie Bewegung der Infanterie-Kolonne und kann im Gedränge den eigenen Truppen gefährlich werden. Der Infanterist kann bei jedem Schusse nach einer anderen Richtung feuern, die Mitrailleuse muß vorerst gerichtet werden. Ein Geschütz freilich auch, dafür hat es aber auch eine andere Wirkung und Tragweite, und ein einziger wohlgezielter Kanonenschuß kann mehr Unheil anrichten als tausend Mitrailleusenkugeln. Bei großen Infanteriegefechten mag die Mitrailleuse vortheilhaft wirken können, aber — und es ist immer wieder ein „aber" dabei — wann kommt es denn vor, daß große Infanteriemassen ruhig stehen bleibend auf einander feuern?

Die ganze Bauart der Mitrailleuse ist durch die nothwendige Leichtigkeit eine sehr schwache, und jede sie treffende Kanonenkugel wird ihr für immer das große Maul stopfen. Dazu bietet sie durch ihre bei Infanterie-Kolonnen nothwendige sichtbare und auffallende Aufstellung jedem Geschütze ein willkommenes und leicht erreichbares Objekt.

Die Mitrailleuse endlich ist ihres sehr unwahrscheinlichen Erfolges wegen in keiner anderen Armee der Welt als wirkliche Waffe eingeführt. Sie wird es immer bleiben, ein zwar häufiges Spielzeug, aber doch immer ein Spielzeug, keine ernste, kriegstüchtige Waffe. Von ihr gilt das Wort: Viel Geschrei und wenig Wolle. (Köln. Ztg.)

Das Zündnadel- und das Chassepotgewehr.

Einem Artikel der Wiener „Presse" über das Zündnadel- und Chassepotgewehr entnehmen wir Folgendes: Die Faktoren zur Beurtheilung sind: a) Schnelligkeit des Feuers. Vermöge der einfacheren Construction des Chassepot-Gewehres kann man mit demselben in der Minute 10—12 Schüsse, mit Dreyse oder Zündnadel nur 6—7 Schüsse abfeuern. Diese Zahlen stellen das höchste Maß an Schüssen per Minute bei einem eingeübten Schützen dar, während in der Abtheilung und unter dem Eindrucke der Gefahr die Ruhe und Präcision beim Laden so ziemlich illusorisch wird und man daher auf circa 8 Schuß beim Chassepot- und auf 5 Schuß beim Dreyse-Gewehr rechnen darf. Beim französischen Gewehr tritt aber beim Schnellfeuer in Folge der höchst komplizirten Papierpatrone der Uebelstand ein, daß man nach ungefähr 12 Schüssen den Lauf von den zurückbleibenden Papierresten reinigen muß. Das ist der größte Uebelstand des Chassepot-Gewehres. b) Die bestrichenen Räume. Indem die Kugel des Chassepotgewehres eine Anfangsgeschwindigkeit von 1328 Schuß in der Sekunde hat, die preußischen Dreyse-Gewehre aber nur die von 908 Schuß, so hat erstere Waffe eine flachere Flugbahn, bedeutend größere bestrichene Räume, daher eine größere Treffwahrscheinlichkeit. Der französische Soldat ist sonach von der genauen Schätzung der Distanz unabhängiger als der preußische, was ein großer Vortheil ist. c) Schußpräcision. Bezüglich dieses Punktes steht das französische Gewehr dem preußischen nach, indem der Halbmesser des Streuungskreises z. B. auf 300 Schritt beim Chassepot 13.6″, bei Dreyse aber nur 7.2″ beträgt. Das preußische Zündnadelgewehr hat daher den sichereren Schuß. Auch ist d) der Rückstoß beim Chassepot (vermöge der größeren Pulverladung) größer als bei Dreyse, was einen sicheren Schuß beeinträchtigt. Bezüglich des Chassepot-Gewehres muß noch berücksichtigt werden, daß diese Waffe in der französischen Armee noch neu ist, daß viele Soldaten, die jetzt zu den Waffen gerufen werden, das Gewehr gar nicht kennen, daß schließlich das Chassepot-Gewehr (außer bei Mentana) sich noch nicht erprobt hat, und daß die neue, auf Ausdauernung des Feuers und Ausnützung der Bodenvortheile gegründete Kampfweise bei den Franzosen noch nicht so in Fleisch und Blut übergegangen ist, wie in der preußischen Armee, welche im Schießen wohl ausgebildet und in der Benützung des Bodens gut geschult ist. Von diesem Gesichtspunkte betrachtet hat die preußische Armee — da ihr überdieß die Erfahrungen des Feldzuges von 1866 zu Gute kommen — eine Chance mehr für sich.

Oeffentliche Sitzung des Magistrates Landshut

am 30. Juli 1870.

Eine Zuschrift des Herrn Oberst Baumüller, wornach dieser die Stadtkommandantschaft wegen Ausmarsch des Regimentes bereits übergeben hat, diente zur Nachricht. — In einer weiteren Zuschrift, welche dem Kollegium mitgetheilt wurde, empfiehlt Herr Oberst Baumüller die zurückbleibenden Familien der hiesigen Garnison dem besonderen Schutze des Magistrates und der werthen Einwohnerschaft der Stadt und wird dieser Schutz auch gerne zugesichert. — Hierauf fand die Ernennung stehender Kriegsspitäler und Reconvalescenten-Anstalten statt, und in Folge ergangenen Auftrages des kgl. Kriegsministeriums unter Beiziehung der Herren Aerzte umfangreiche Vorerhebungen gepflogen und das Ergebniß derselben dem Magistratskollegium bekannt gegeben worden. In diesem Betreffe wird beschlossen, daß die Ergebnisse dieser Erhebungen sofort dem Staatsministerium des Krieges bekannt gegeben werden sollen, soweit dieselben auf außerhalb der Stadt liegende Gebäude Bezug haben. — Eine in Bezug auf das Versammlungs- und Vereinswesen während der jetzigen Zeitverhältnisse ergangene Präsidialentschließung vom 24. d. M. wurde bekannt gegeben, ebenso eine Regierungsentschließung vom 26. Juli, betreffend den Schutz des Schuljahres 1869/70, desgleichen zwei weitere Regierungsentschließungen, betreffend die Fürsorge für verwundete und erkrankte Krieger. — Als Assistenzarzt für das städtische Krankenhaus wird Herr Dr. Simon Mensauer aufgenommen. — Einige Accordirungs-Gesuche, bei denen die städtische Sparkasse betheiligt ist, werden genehmiget. — Eine in Bezug auf Herstellung eines Verbindungsweges zwischen der Stadt und dem neuen Biehmarktplatze durch Benützung eines Theiles des Gartens der kgl. Regierung ergangene Regierungsentschließung wurde bekannt gegeben und beschlossen, die Sache vor der Hand und namentlich während des Krieges auf sich beruhen zu lassen. — Betreffend die Unterstützung bedürftiger Familien von Reservisten und Landwehrmännern auf Kriegsdauer wird bekannt gegeben, daß einzelne Gesuche von Frauen der Einberufenen dieser Kategorie hierorts die bezüglichen Gesuche angebracht haben und daß diesen zu eröffnen sei, fragliche Gesuche durch ihre Männer bei den treffenden Truppenabtheilungen anbringen zu lassen, worauf die vorschriftsmäßigen Beträge sofort werden flüssig gemacht werden können. — Dem Schuhmacher Andreas Sallet von Seisenhausen wird das nachgesuchte Bürgerrecht verliehen, ebenso dem Schlosserei-Werkführer Joh. Weber das nachgesuchte Heimathrecht. — Der hiesige Buchhalter Herr Rieder wird als Agent der Oldenburger Feuerversicherungsgesellschaft bestätiget.

☛ Für die Monate August und September kann bei allen Postexpeditionen um 36 kr. auf die Landshuter Zeitung Bestellung gemacht werden.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Joh. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 31. Den 7. August: Afra, Portiunkula.

Gerhard von Löwen.

Von R. der Haar.

(Aus dem Holländischen von C. B.)

(Fortsetzung.)

II.

Es war Abend vor Palmsonntag. Der Monat April war in das Land gekommen und hatte fortgesetzt, was sein scheidender Bruder begonnen hatte: bereits war der Lenz in seiner ganzen Lieblichkeit da. Aber wie kommt es denn, daß heute sich Niemand auf den Straßen zeigt? Was ist es, daß fast alle Thüren geschlossen sind, da doch die Stunde der Ruhe noch lange nicht geschlagen hat? Was bedeutet die drückende Stille, die im ganzen Dörfchen herrscht, wie wenn schwere Wolken ein nahes Unwetter verkündigen? — Und in der That, ein gewaltiges Unwetter zieht sich über Löwen, aber besser, über dem Hofe der Herren von Drüten zusammen. Die Saat, die der Hauptherr mit lustiger Hand ausgestreut, war in fruchtbaren Boden gefallen: bereits konnte man die Frucht sehen.

Es war den Männern, die Konrads Erzählung von den Vorgängen in der Veluwe angehört, oder sie aus dem Munde von Anderen wieder vernommen hatten, von der Stunde an sonderbar zu Muthe. Bei der Arbeit und beim Essen, beim Schlafengehen und beim Aufwachen, immer, immer klangen ihnen die Worte: „Sie arbeiten dort nur für sich und nicht für den Rentmeister ihres Herrn. Sie heimsten, wenn sie wollen, ohne den Herrn von Erlembries zu fragen. Wenn es ihnen auf dem einen Platz nicht gefällt, nun dann gehen sie auf einen anderen." Hatten sie auch Alle in stolzem Ton dem Hausherr gegenüber ihre Rechte als freie Männer himmelhoch erhoben; hatten sie auch Alle erklärt, daß sie, wenn sie nur ihren Verpflichtungen nachkommen, nichts mit dem Herrn von Drüten zu thun hätten: eine Stimme in ihrem Innern sagte ihnen wieder und wieder, daß diese Worte im Grunde Lüge und Großsprecherei gewesen seien. Nein! täglich seufzten sie ja unter der Macht der Edlen und durften kaum gegen Gewalt und Unterdrückung ihre Stimme erheben. Es war nicht allein das Grab von Gerhards Vater oder die Klosterzelle von Lammerts Gertraud, die sie daran erinnerte, ein anderer Vorfall hatte wenige Tage nach des Hausherrs Weggang die Gemüther noch mehr erbittert. Man hatte wohl gesehen, daß Heimerich von Drüten schon lange begierige Blicke nach der Tochter eines seiner Pächter geworfen hatte, obgleich sie nur eines Dörfers Kind war. Mehr als einmal war er, natürlich abschätzend, im Felde herumgeirrt, wo Marie mit der Arbeit beschäftigt war; dann hatte er jährlich mit ihr geplaudert und ihr im Scherz wohl auch einmal unter das Kinn gegriffen. Aber was man nicht gesehen hatte und was für den Ruf des Mädchens viel schlimmer war, das war nun offenbar geworden.

Eines Abends nämlich war Gerhard Herrn Heimerich noch spät Abends begegnet, wie er von Mariens Wohnung herkam. Hierdurch aufmerksam geworden, hatte er mehrere Abende hindurch Schildwache gestanden. So hatte er sich davon überzeugt, daß der Weg nach der kleinen Hütte eine tägliche Wanderung des Hochgeborenen war. Und nun, da die Schande des schönen und allgemein beliebten Mädchens erst leise geflüstert und später von den Lächern ausgerufen ward, nun war nichts mehr, was Gerhard abhielt, öffentlich von Heimerichs nächtlichen Wanderungen zu erzählen. So ward die Aufmerksamkeit der Dorfbewohner wie von selbst auf Gerhard gerichtet und dieser versäumte die Gelegenheit nicht, um, wo er konnte, über sich und seine Schicksale zu sprechen. Es schien selbst eine vollständige Veränderung bei ihm Platz gegriffen zu haben. So mürrisch und in sich gekehrt er früher war, so heiter und gesprächig wurde er jetzt. Mehr als einmal schlderte er nach Konrads Beispiel, auf demselben Platz, wo dieser gestanden, den dort versammelten Männern die seinem Vater zugefügte Mißhandlung und die Veranlassung zu Gertraud's Eintritt in das Kloster mit lebendigen Farben. — „Und das Schlimmste von Allem," so endigte er das letzte Mal, nachdem ungefähr eine Woche verflossen war, seine Erzählung, „und das Schlimmste von Allem ist, daß wir, von all diesen Gewaltthätigkeiten befreit, leben könnten, wie es freien Männern geziemt, wenn wir den guten Herzog Reinald zum Landesherrn hätten."

„Wohlan! was hindert uns daran?" fragte eine Stimme aus der Mitte.

Mit einem bitteren Ausdruck auf dem Gesicht, wies Gerhard mit dem Finger nach dem Schlosse. Der Frager murmelte einen Fluch zwischen den Zähnen.

„Aber, Ihr Männer! sollen wir das so ruhig dulden, daß die Herren unsere Rechte als freie Männer schänden. Jeder, der sich treten läßt, ist in seiner Freiheit keiner besseren Behandlung werth!" rief eine andere Stimme.

„Warum können wir das Schloß nicht überfallen, wie es die in der Veluwe gethan haben?"

„Aber es in Brand stecken: dann können sie uns gar nicht mehr entrinnen!"

Gerhard schüttelte [illegible] den Kopf. „Mit [illegible] Männern, so will ichs hören! Ja, es muß ein Ende nehmen; wir wollen Unterthanen von Herzog Reinald sein, der so gütig gegen seine Untergebenen ist, und dazu mehr Recht hat, unser Herr zu sein, als sein Bruder Eduard. Aber wir können nicht mit dem Kopf durch die Mauer rennen. Das Schloß zu überrumpeln ist unmöglich; die Mauern sind hoch und dick und die Thore fest wie Eisen. Es in Brand zu stecken geht auch nicht an; Niemand wird hinein gelassen, der nicht gut bekannt ist. Seitdem die Belwenese so aufgeräumt haben, sind die Herren doppelt auf ihrer Hut. — Aber dennoch können wir mit Hülfe der Heiligen unser Ziel erreichen."

„Wie denn? Was müssen wir thun?" fragten beinahe Alle zugleich.

„Das werde ich Euch später sagen; wer Lust hat, sich an seinen Unterdrückern zu rächen und sortan von aller Knechtschaft befreit zu sein, der komme heute über eine Woche um dieselbe Stunde nach der Schenke an der Ueberfahrt. Dort sollt Ihr mehr hören."

* * *

Der Samstag Abend, der Abend vor Palmsonntag, ist gekommen. Nicht auf dem Kirchhofe, sondern bei der Fähre sind die Löwener Männer versammelt; auch Gerhard ist zugegen, aber er führt heute nicht das Wort. Mit den Uebrigen blickte er nach dem jenseitigen Ufer des Waal, wo sich etwas bewegte. Endlich ließ sich ein kleines Boot setzen, das nach einigen Minuten in der Nähe der Männer anlegte und aus dem der Hausherr Konrad zu ihnen trat.

„Guten Abend, Ihr Männer!" rief dieser ihnen zu. „Ihr zeigt doch, daß Ihr Fäuste am Leib und Blut in den Adern habt und daß Ihr die Rechte Eueres gesetzmäßigen Herrn hochachtet. Ihr verdient auch, daß man Euch als freie Männer und nicht als Sklaven behandelt."

Seine Worte bliesen die glühenden Funken der Begeisterung in den Herzen der Männer zu einer hellauflodernden Flamme an. Ein lauter Jubel war die Antwort.

„Still! habt nur noch ein wenig Geduld und verderbt nicht Alles durch zu große Uebereilung. Denkt Ihr, daß Euere

Digitized by Google

Unzufriedenheit auf dem Schlosse nicht bekannt sei? In Nymwegen habe ich allenthalben gehört, daß sich in Löwen etwas vorbereite. Darum bin ich über Eweik und Lunen hierher gegangen, um allen Verdacht zu vermeiden. Aber seht, kurz und gut, wollt Ihr den alten Bernd, Lamwerdt Gertraud und die arme Mariе rächen? Wollt Ihr den Gewaltthätigkeiten, die Euch das Leben verbittern, ein Ende machen?"

Ein kurzes, aber kräftiges „Ja!" durchschnitt die Luft. Durch den gleichen Antrieb beseelt, streckten dabei Alle die geballten Fäuste in die Höhe.

„Wohlan," fuhr Konrad fort, „werft nun gut auf. Morgen werden Herr Willem und Heinerich zum Feste die Messe besuchen. Sie und ihre Diener werden alsdann nur wenige Waffen bei sich tragen. Ihr bringt in die Kirche, wenn das Hochamt begonnen hat und Alles vor dem Hochwürdigsten kniet und sorgt, daß Ihr den beiden Herren so viel gebt, daß sie das Aufstehen vergessen. Dann geht Ihr auf das Schloß und steckt das Banner der Hekeren auf den Thurm. Wenn das Alles gelungen ist, dann soll Gerhard hierher kommen, um es mir zu sagen, und ich will dann dafür sorgen, daß Herzog Reinald es so schnell wie möglich erfährt und Euch unter seinen Schutz nimmt."

Eine befehlende Miene des Krämers war kaum im Stande, einen neuen Ausdruck der Begeisterung zu unterdrücken.

„Aber wo bekommen wir das Banner der Hekeren? Und wo sollen wir die Waffen hernehmen?"

„Ich habe für Alles gesorgt. Seht Ihr," sagte Konrad, zu seinem Kahne tretend, „das ist ein anderer Kram als der, den ich gewöhnlich bei mir habe." Er hob mit Gerhards Hilfe einen schweren Pack in die Höhe. — „Hier das Banner, das auf den Thurm muß: Laßt einen von Euch seine Jacke ausziehen, um es auf den bloßen Leib zu binden. Wenn ihn Jemand damit erwischt, kostet es ihn den Kopf. Und hier habe ich zwölf Piken; mit dänkt das genug. Die übrigen können sich mit Sicheln und Hacken, Gabeln und Sensen bewaffnen: das haben sie in der Velume auch gethan, und ich versichere [illegible] nun, Ihr Männer, geht auseinander und ein Jeder auf einem anderen Wegnach seinem Haus. Mögen die Heiligen Euch beistehen!"

Gerhard blieb noch bei dem Hausirer zurück. Auf einem Knie liegend betrachtete er die Waffen eine nach der anderen mit der größten Andacht. Endlich hatte er seine Wahl getroffen. Als es ganz dunkel geworden war, brachte er mit Konrad die Piken auf einem Umwege nach seiner Wohnung und verbarg sie unter einem Haufen Holz in der Scheune, wo auch der Hausirer sein Schlafstelle finden sollte. — Mit einem Gesicht, so außergewöhnlich, wie er es lange nicht gezeigt hatte, öffnete er die Thüre seines Häuschens. Die Aussicht, von aller Herren Willkür befreit zu werden, seinen Vater und auch Marie zu rächen, vor allem aber Gertraud sein zu nennen, erfüllte seine ganze Seele. Aber das fröhliche „Guten Abend, Mutter!" erstarb ihm auf den Lippen; regungslos blieb er am Eingang stehen. An der Seite der Wittwe saß eine Jungfrau in der ersten Kleidung der Novizen des Klosters Martienburg in Nymwegen. „Gertraud!" rief der junge Mann in einem Tone, worin sich Freude, vermischt mit Ueberraschung ausdrückte, „wie, Du hier?"

„Ich muß Dich sprechen, Gerhard. Deshalb habe ich noch so spät am Abend den weiten Weg unternommen. Morgen, sobald der Tag graut, muß ich wieder fort."

„Das muß etwas sehr wichtiges sein, Gertraud," antwortete der junge Mann, der eine ferne Ahnung hatte, daß sie von dem verabredeten Anschlag etwas vernommen und ihn nun davon abbringen wollte. — Hatte nicht der Hausirer in Nymwegen Alles gehört, was in Löwen beschlossen wurde?

„Ja, Gerhard, und etwas sehr Trauriges dazu. Aber hoffentlich ist es nicht wahr. O, sage mir schnell, daß es eine Lüge ist, was mir erzählt wurde!" Und die Jungfrau hob ihre Augen verlangend zu dem früheren Geliebten empor. Sie machte selbst eine Bewegung, um seine Hand zu ergreifen, aber plötzlich, wie sich besinnend, trat sie einen Schritt zurück.

„Was denkst Du doch, Gertraud?" frug Gerhard mit einiger Ungeduld, da seine Vermuthung durch ihre Worte beinahe zur Gewißheit geworden war.

„O! Du verstehst mich wohl. Ich sehe es an Deinem Gesicht und ich fühle nur zu sehr, daß das Gerücht wahr gesprochen hat."

„Ich bitte Dich, Gertraud, sprich doch nicht länger in Räthseln!"

„Wohlan! Gestern Nachmittag, als wir im Garten des Klosters ein wenig Luft schöpften, kam die Aebtissin an meine Seite und erzählte mir, daß Gerhardus zufolge, die sich in Nymwegen verbreitet, in Löwen große Unzufriedenheit herrsche gegen die Herren des Ortes, weil diese zur Partei Eduards hielten, und daß man deshalb einen gewaltsamen Anschlag zu Gunsten von Herzog Reinald fürchte. Ich dachte augenblicklich an Dich, Gerhard, weil ich weiß, was Du von Herrn Heinerich gelitten hast. Ich ging sofort nach meiner Zelle und in der größten Herzensangst bat ich die Mutter Gottes, daß sie Dein Herz von allen bösen Absichten reinigen möchte. Aber diesmal fand ich selbst im Gebet keine Ruhe; ich war wie gehetzt. Die Aebtissin merkte es mir an und sogleich bewilligte sie meine Bitte, auf einige Stunden mich zu meinen Eltern begeben zu dürfen."

„Gertraud! Ich erkenne Dich nicht wieder," sagte Gerhard in traurigem Tone. „Habe ich allein gelitten? Hast Du denn nichts gefühlt, als Herr Heinerich uns trennte? Wird es Dir denn nicht eine Erquickung sein, wenn der Elende seinen Lohn empfängt für das, was er uns, uns, Gertraud, gethan hat?"

„Die Rache ziemt sich für keinen Christen, sie gehört Gott. Er wird's ihm lohnen."

„Ich, Gertraud! ich sehe es wohl, Du hast mich nicht mehr lieb. Im Kloster haben sie Dich bereits gelehrt, Gerhard und seine Liebe zu vergessen."

„Nein! Das ist gelogen! Gott und seine Heiligen wissen, wie viel Kampf es mich gekostet hat, das Bild meines irdischen Bräutigams vor dem des himmlischen aus meiner Seele zu verbannen. Ich werde Dir auch alle Zeit eine Freundin und Schwester sein, da wir doch nicht Mann und Frau werden können."

„Ja, das können wir freilich," fiel ihr Gerhard in triumphirendem Ton in die Rede. „Es ist nicht allein Rachsucht, was mich treibt. Die Hoffnung, Dich zu besitzen, hat mir meinen Plan eingegeben. Herrlich! Sobald Willem und Heinerich von Dräten auf dem Weg geräumt sind, stecken wir das Banner der Hekeren auf den Thurm! Das ist das Signal für Reinalds Anzug. Dann haben wir keine Verletzung unserer Rechte als freie Männer, keinen Herrenzwang mehr zu fürchten und ich nehme Dich zu meinem Weib! — Wie? sagst Du nichts dazu? Dünkt Dir unser Unternehmen nicht gut?"

„Nein, Gerhard, ich kann nicht! Das Blut unseres rechtmäßigen Herrn darf der Preis nicht sein, wofür wir unser Glück erkaufen. Meinst Du, daß der Segen der heiligen Jungfrau auf uns ruhen würde?"

„Genug!" sprach Gerhard zornig. „Die frommen Schwestern dort unten haben Dich ganz zu einer Scheinheiligen gemacht. Zwischen uns ist es aus. Gott! daß mir das auch noch widerfahren muß!" Die Arme über einander gekreuzt, lief er in heftiger Gemüthsbewegung in dem engen Raume auf und ab.

Endlich blieb er vor Gertraud stehen und starrte ihr lange in das reine Antlitz. Eine Thräne rollte über die gebräunte Wange. „Gertraud! Gertraud! Du weißt nicht, wie unglücklich Du mich machst. Ich hatte so freudig gehofft, Dich einmal zu besitzen. — Aber das ist vorbei," fuhr er mit einer heftigen Bewegung des Kopfes fort, als wollte er eine leise Rührung wie ein lästiges Insekt abschütteln. „Ich habe nur noch eine Bitte. Bei unserer alten Liebe bitte ich Dich: schwöre mir, daß Du vor morgen Mittag um zwölf Uhr gegen Niemand ein Wort von unserem Anschlag sprechen willst!"

„Ich kann nicht, ich will nicht! Nein! bei der Liebe, worauf Du Dich berufst, beschwöre ich Dich: steh' ab von Deinem heillosen Unternehmen! Rufe Gottes Zorn nicht über Dein Haupt! Lerne in seinem Willen geduldig sein!"

„Was? Das soll Gottes Wille sein, daß wir uns durch die Großen wie Sklaven behandeln lassen? Mit solch einem Gott will ich nichts zu thun haben. Ich lache über seinen Zorn, ich . . ."

Digitized by Google

Gertrud war aufgesprungen und hielt ihm die Hand vor den Mund. „Schurig, Gotthold!“ rief sie in heftiger Spannung. „Bitte um Vergebung für diese Gotteslästerung!“

Sanft stieß der Jüngling sie weg.

„Ueberlies aber“, sagte er kalt, „kommt Deine Bitte zu spät: Alles ist unwiderruflich. Ein furchtbarer Eid bindet uns Alle. Wenn ich diesen breche, lege ich mein Seelenheil auf das Spiel. Und wenn ich auch zurückkreute, hundert Kreuzigen werden doch thun, was ich unterließ. Noch einmal denn — schwöre mir, daß Du uns nicht verrathen willst! Das ist das einzige, was ich noch von Dir verlange.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Licht der Geschichte*).

Mittheilungen aus Johannes von Müller's Werken.

Von Dr. Julius Hamberger.

Gotha. Fr. A. Perthes. 1870.

Johannes v. Müller zählt noch immer zu den deutschen Geschichtsschreibern ersten Ranges. Mögen einige Neuere ihn an Schärfe der Kritik, an minutiöser Detailforschung, an farbenreicher glänzender Darstellung übertroffen haben, an Kenntniß der Hauptquellen, an allgemeinem, historischen Wissen, an genialem Ueberblick und wahrhaft philosophischem Geiste, an Großartigkeit der historischen Weltanschauung, wie an Originalität, Simplicität und Kraft der Diktion hat ihn Keiner erreicht. Die Universalität, mit welcher er das weite Gebiet der Geschichte umfaßte, die Feinheit seiner Beobachtungen; die Klarheit und Sicherheit seines Urtheils macht sich ganz besonders in den Gesichtspunkten geltend, welche er für die Betrachtung der Thatsachen der Geschichte eröffnet und festgestellt hat, sie zeigt sich daher auch vorzugsweise in den zahlreichen Reflexionen und Maximen, die seine Werke zu einer Fundgrube prägnant ausgesprochener historischer Wahrheiten machen. Der Herausgeber des vorliegenden trefflichen Büchleins hat sich nun der nicht geringen Mühe unterzogen, die betreffenden Stellen aus den bändereichen Gesammtausgabe zu excerpiren, sie unter mehrere Hauptrubriken zu vertheilen, und diese wieder in kleinere, mit kurzen Ueberschriften versehene Abschnitte zu gliedern.

Die Ueberschriften der neuen größeren Abtheilungen lauten: I. Die Würde der Geschichte und die große Aufgabe des Geschichtschreibers. II. Die religiösen Ideen und die biblische Prophetie. III. Christus und die Kirche. IV. Der Glaube und die sittliche Thätigkeit. V. Geistige Bildung und Literatur. VI. Das Staatsleben. VII. Die auswärtige Politik und das Kriegswesen. VIII. Die Neuzeit und die nächste Zukunft. IX. Der einzelne Mensch im großen Ganzen der Geschichte.

Die in überraschender Fülle hier niedergelegten Gedanken wirken, weil sie nicht der bloßen Abstraction entstammen, sondern durchweg auf Thatsachen und die historische Erfahrung sich stützen, um so mächtiger, haben eine um so stärkere überzeugende Gewalt. Auch lautet Manches, als ob es geradezu für die Gegenwart geschrieben sei, als ob der Verfasser unsere jetzigen politischen Zustände vor Augen gehabt habe. Wer denkt nicht an das verderbliche Treiben jener Partei, welche sich selbst den prunkenden Namen des Fortschritts beigelegt hat, wenn man (S. 130) die Stelle liest:

Es ist ein gemeiner und großer Irrthum, daß nichts Festes, sondern unaufhörliches Fortschreiten sein soll; dieses aber darin bestehe, immer weniger zu glauben und sich endlich gar keinem Gehorsam mehr zu fügen; womit wirklich die französische Republik und die österreichische Monarchie gleich wenig bestehen kann (VI. 260, 261).

Wie treffend charakterisirt Müller Bayern und Süddeutschland im Gegensatz zum Norden, wenn er sagt (S. 162):

„Von Bayern und Ober-Deutschland habe ich immer Vieles erwartet. Es ist eine eingeborene, dem schon sublichen Himmel und der bessern Nahrung gemäße Kraft. Im Norden ist, wie zuletzt von den Griechen, zu viel polemisirt, zu viel Spitzfindigkeit getrieben worden; es ist eine unverdorbnere Natur, wo man weniger schrieb.“ (XVIII, 208.)

Wer möchte denen, die uns in den preußischen Nordbund

*) Aus der A. Postztg.

bringen wollen, nicht das warnende Wort (S. 135) entgegenhalten:

„Wer sich an den Gewaltigsten fällt, wird unbezwungen sein Unterthan. Im Glück muß er schweigen, widerfährt ein Unfall, so wird er aufgeopfert.“ (VIII, 82.)

Und den so wahren Satz (S. 138):

„Die Thätigkeit, welche in unserer Natur wohnt, wird bei Monarchen zu leicht Vergrößerungslust, als daß dem Schwachen rathsam wäre, seine Rechte Fürstenhäusern anzuvertrauen.“ (VIII, 70.)

Wir wünschen, daß diese Mittheilungen aus J. v. Müller's Werken recht viele Leser finden mögen, namentlich aus dem Kreise derer, welche zur Führung der Staatsgeschäfte berufen sind, oder doch wenigstens in öffentlichen Angelegenheiten eine berathende Stimme haben. Vielleicht ist es zu keiner Zeit mehr als jetzt bei dem so vielfach zu Tage tretenden Mangel an staatsmännischer Weisheit nöthig gewesen, das Licht der Geschichte denen vorzuhalten, die es noch sehen wollen; den völlig Blinden die es nicht sehen können, ist freilich auch mit dem Lichte der Geschichte nicht zu helfen.

Ein Beitrag zur Tagesgeschichte.

Aus Augsburg, 31. Juli, schreibt die Postzeitung: Alle wahren Vaterlandsfreunde fühlen unter dem schweren Druck des Kriegswetters, daß der kein Herz für Volk und Vaterland hat, der jetzt den politischen oder gar konfessionellen Parteihader nicht ruhen läßt. Soll dem Vaterland das Vollmaß des Kriegselends erspart werden, so müssen jetzt alle Patrioten und Liberals zusammen kämpfen und zusammen arbeiten, daß der äußere Feind von der Gränze zurückgeworfen werde, darum haben wir alle Parteipolemik eingestellt mit dem Wunsche, es mögen auch unsere Gegner es so halten. Ein sehr großer Theil hat dies wirklich — wir konstatiren dies freudigst — gethan, aber einzelne fortschrittliche Organe können es selbst in der gegenwärtigen Gefahr und Bedrängniß nicht lassen, theils offen, theils in versteckter Weise an die Parteileidenschaften zu appelliren. Wie wir von unseren Freunden auf dem Lande vernehmen, sind dort die Parteireden Verdächtigungen und Verläumdungen zahllos. „Die Pf..... sind Schuld am Kriege!“ — so lautet die von jener Seite ausgegebene Parole in Bayern. Anders in Württemberg, wo es zu absurd wäre, die Pf..... für den Krieg verantwortlich zu machen: da sind es die Demokraten, welche schuld sein sollen. Wir wissen nicht: Sollen wir die Leichtfertigkeit oder die Verblendung mehr beklagen, welche jetzt, da Eintracht mehr als je noth thut, Zwietracht sät, aber das wissen wir, daß die Patrioten und Demokraten mit wenigstens ebensoviel Recht „den Stil umkehren“ könnten, wenn sie nicht zu patriotisch, zu national fühlen würden, um jetzt Recriminationen für zeitgemäß zu halten. Für den Fall, daß man unsere Gesinnungsgenossen auch jetzt noch nicht in Ruhe lassen sollte, mögen sie stets antworten auf so beleidigende Insichten, was ein Korrespondent der „Frankf. Ztg.“ bemerkt: „Wenn die Nationalliberalen die Volkspartei für den Krieg verantwortlich machen wollen, indem sie behaupten: ohne die demokratische Opposition gegen die preußische Politik hätte es Napoleon nie gewagt, den Krieg zu beginnen, so könnten wir den Spieß umdrehen und mit weit mehr Recht behaupten, daß die nationalliberalen Lügen über die süddeutsche Opposition Napoleon zum Krieg verleitet hätten. Wenigstens konnte man von französischer Sympathie der Volkspartei nur in den nationalliberalen Blättern lesen. Die Volkspartei selbst hat bei jeder Gelegenheit gegen die Insinuation, als liebäugle sie mit dem bonapartistischen Frankreich, entschieden protestirt. Wenn Napoleon den Verläumdern mehr glaubt, als den Verläumdeten, so ist das seine Schuld, die er hoffentlich schwer büßen wird.“ — Dasselbe trifft auch Wort für Wort bei der patriotischen Partei zu — das beweisen ihre Programme und Flugschriften, und wir selbst haben oft genug gegen die gleichen Insichten protestirt.

Von Neckar, 30. Juli, schreibt man der „allg. Ztg.“: „Der heutige „Schw. M.“ bringt die authentische Nachricht, daß vorgestern der preußische Kronprinz die wenigen Stunden sei-

Digitized by Google

nes Aufenthalts in Stuttgart, unmittelbar bevor er auf den Kriegsschauplatz abging, unter Anderm dazu benützt habe, um die Führer der bisherigen preußischen Partei in Württemberg, die Abgeordneten Hölder, Römer und O. Elben vom „Schw. M.“, sowie den Kaufmann G. Müller, neben zu ei Vertretern der Stuttgarter Bürgerschaft ins Schloß zu bescheiden und ihnen über die künftige Haltung des schwäbischen Volkes seine „Befriedigung“ auszusprechen. Wer dazu gerathen, der hat, glauben wir, nicht gut gerathen. Wohl begreifen wir, daß man mehrjährige Hingebung gern öffentlich belohnte; aber dazu gab es noch Anlässe und Formen genug, und der Schein wäre wohl besser vermieden worden, als glaubte man, daß die jetzige Haltung der Schwaben eine Wirkung der Bemühungen jener Partei wäre. Im Gegentheile haben die Uebertreibungen dieser Partei von jeher wesentlich dazu beigetragen, daß die Annäherung der süddeutschen Stämme an die norddeutschen so langsam vor sich ging, ja eher Rückschritte machte. Daß wir an Preußen alles und jedes bewundern sollten, jede Handlung und jede Einrichtung, und in demselben Grade an unsern heimischen Zuständen alles schlecht finden, konnte unmöglich dazu dienen, uns zu gewinnen. In Süddeutschland aber kam es dahin, daß jeder, der dieses Uebermaß von Bewunderung nicht theilte, und nicht blind für augenblicklichen und bedingungslosen Anschluß an den Nordbund schwärmte, für einen Preußenfeind verschrieen wurde, auch wohl als Ultramontaner oder Bevlsgaent oder Franzosenfreund galt. Dieß führt uns auf einen zweiten Punkt. Es ist nachgerade allgemein anerkannt, daß Napoleon III. zu seinem muthwilligen Angriffe sich namentlich auch durch den Wahn bestimmen ließ, als finde er an Süddeutschland einen Bundesgenossen. Dieser Wahn wurde hervorgerufen und genährt durch die nationalliberale Presse besonders Süddeutschlands. So oft und mit solcher Bestimmtheit, daß man jenseits des Rheins es schließlich glauben mußte, wurde von jener Presse allen nicht zu ihr gehörigen Parteien die Beschuldigung zugeschleudert, daß sie im Bunde mit Frankreich stehen. Und doch konnte man dafür auch nicht den geringsten Beweis vorbringen, und jetzt hat der Augenschein gelehrt, daß nicht einmal bei den Führern irgendwelcher ernsthaften Partei davon eine Spur vorhanden war, geschweige bei den Angehörigen derselben, am wenigsten vielleicht sogar bei der in dieser Hinsicht meistverläumdeten schwäbischen Volkspartei, deren Häupter sich von dem Volke, das sie als ihre Domäne betrachteten, ins Schlepptau genommen sehen.“ Dem fügt der Korrespondent der „allg. Ztg.“ ganz treffend bei: So wenig die Führer der schwäbischen Volkspartei am nationalen Aufschwung Schuld sind, ebensowenig ist es die bisherige preußische Partei in Süddeutschland. „Vielmehr hat diese seit Jahren ihr möglichstes gethan, um dem süddeutschen Volke die Vorbedingung jenes Aufschwungs, die Selbstachtung, zu rauben; nicht durch sie hervorgerufen ist daher die jetzige nationale Bewegung, sondern ihren Bemühungen zum Trotz aus dem eigensten unverdorbenen Geiste des Volkes hervorgegangen.“

Aufruf an die deutschen Dichter!

(Aus dem „Wunsch“.)

Deutsche Dichter! Das Vaterland ist in Gefahr, schaart Euch zusammen, gedenkt Eurer höheren Pflichten, thut, was das deutsche Publikum von Eurem Patriotismus erwartet. Dichter Deutschlands, wir wenden uns an Euch Alle ohne Ausnahme! Ihr könnt wesentlich dazu beitragen, das Schmerzliche der gegenwärtigen Lage zu lindern, helft mit, strengt alle Kräfte an und — macht vorderhand keine Gedichte mehr!

Mehrere Prosaisten
und ungebundene Meinungsäußerer.

Auf dem Berliner Wallnertheater wurde ein patriotisches Stück gegeben von Arthur Müller, ungefähr betitelt: „Vorwärts mit Gott u. s. w.“ Der Kritiker der Berliner „Montagsztg.“ schreibt: „Möge es den Franzosen in der Wirklichkeit gerade so übel ergehen wie in diesem Stücke!“

Das muß man sagen, es mag kommen was da wolle, unsere Dichter haben ordentlich Lärm gemacht. Hoffentlich taucht auch noch ein Körner auf, der selbst mitthut!

Aus Gleisweiler, 28. Juli, schreibt die Frkf. Ztg.: Der Gesundheitszustand der Truppen ist, so viel man bis jetzt hört, trotz der Hitze und trotz der großen anstrengenden Fahrten, welche die Meisten derselben zu machen hatten, sehr gut. Mangel haben sie nicht zu leiden gehabt. Wohin sie kommen, werden sie in reichlicher Weise auf das Zuvorkommendste bewirthet. Auf dem Bahnhof zu Neustadt z. B. lagern Hunderte von Fässern mit Wein, welche die Weinbauern aus allen Gegenden der Pfalz dorthin für die durchkommenden Truppen gesandt haben. Die Neustädter Feuerwehr ist Tag und Nacht im Bahnhof, um, da es kein Feuer zu löschen gibt, den Durst der Vaterlandsvertheidiger zu löschen. Jeder Soldat, der dort durchkömmt, erhält einen Becher Wein und eine Schnitte Brod.

Oeffentliche Sitzung des Magistrates Landshut
am 6. Aug. 1870.

Herr Major Frhr. v. Mussin zeigte an, daß er die Stadtkommandantschaft übernommen habe, was dem Kollegium mitgetheilt wurde. — Der Metzgergeselle Anton Dor aus Moding wird auf die Dauer von 2 Jahren aus der Stadt und Umgebung ausgewiesen. — Das Quardianat des Franziskanerklosters dahier zeigt an, daß in den oberen Räumen des neugebauten Ausgedeerhauses circa 20 Reconvalescenten Aufnahme finden können und ist gerne bereit, mit seinem Konvente an der Opferfreudigkeit des patriotischen Volkes Theil zu nehmen. — Der Ausschuß des Veteranen- und Kriegervereines Landshut erklärt in einer Zuschrift, daß circa 20 Mann der jüngeren und kräftigeren Mitglieder des Vereines sich erboten haben, für den Fall der Errichtung von Spitälern für verwundete Krieger dahier theils durch Klöstern der Krankenwärter während der Nachtzeit, theils beim Transporte von Verwundeten unentgeldliche Hilfe zu leisten. — Hr. Bierbrauer Marxlebarger erbot sich, den oberen Theil seines Neubaues in Kuloh für Verwundete und Kranke unentgeldlich abzulassen und den jeweiligen ordinirenden Arzt täglich unentgeldlich dorthin und wieder zurückbefördern zu lassen. — Gleiche Offerten bezüglich der unentgeldlichen Ablassung von Lokalen zum Zwecke der Unterbringung von Kranken und Verwundeten wurden für den Fall des Bedarfes gemacht von den Herren: L. Wolf, Heiglbräu; Frz. X. Koller, Bärmerbräu; Jos. Kleiter, Klosmüller; Karl Wittmann, Heilbräu; Joseph Wein, Besitzer des Gilgmeiersschlößchens. Vorbehaltlich der Zustimmung des Gläubigerausschusses hat auch der Bernlochner'sche Massekurator, Herr v. Streber, dasselbe Offert gemacht. — Die freiwillige und Pflicht-Feuerwehr hiesiger Stadt haben gleichfalls ihre Dienste zum Transporte verwundeter und erkrankter Krieger bereitwilligst und unentgeldlich angeboten. — Die Bartoloma-Dult, sowie der herkömmliche Bartoloma-Viehmarkt und ebenso der Getreidemarkt werden wie bisher abgehalten und beschlossen, daß dies öffentlich bekannt zu machen. — Offizielle Mittheilungen über Kriegsereignisse, wie sie dem Magistrate auf amtlichen Wege zukommen, sollen an der Rathhausthüre angeheftet und auf solche Weise zur Kenntniß des Publikums gebracht werden. — Die eingekommenen Gesuche um Verwendung als Krankenwärter gegen Bezahlung werden dem Lazarethausschuß zur geeigneten Würdigung hinübergegeben. — Das Bürgerrecht wird verliehen den Herren Ludwig Oberpauer, Kaufmann, und Joseph Barthmann, Bäckermeister. — Zwei allerh. Entschließungen, betr. die Fürsorge für unterstützungsbedürftige Familien von Reservisten und Landwehrmännern, dann den Nachschub von Verpflegungsbedürfnissen an die bayerische Armee werden bekannt gegeben, und zugleich zur Kenntniß des Kollegiums gebracht, daß sich am 5. August dahier ein Verein zur freiwilligen Unterstützung von Familien der im Felde stehenden hiesigen Landwehrmänner, Soldaten und Reservisten gebildet habe.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Joh. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zabuesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 32. Den 14. August: Eusebius.

Gerhard von Löwen.

Von R. ter Haar.

(Aus dem Holländischen von C. B.)

(Fortsetzung.)

Gertraud war offenbar in einem heftigen Zweifpalt mit ſich ſelbſt. Händeringend lief ſie hin und her. In einem inbrünſtigen Gebete ſuchte ſie Kraft und Licht.

„Nein, Gerhard, ich will nicht! Noch heute Abend gehe ich auf das Schloß . . .“

„So hat man Dich im Kloſter gelehrt, den Geliebten zu verrathen? Iſt das Dein letztes Wort?“

„Bei Gott, ich kann nicht anders.“

„Wohlan! Du zwingſt mich zu einer That, die mir ſelbſt wider das Herz geht. Aber es muß ſein. — Du verläſſeſt dieſe Wohnung nicht vor morgen Mittag.“

„Dann ſoll mein Vater mich hier holen, wenn : : .“

„Dein Vater iſt auch im Bund. Wir haben für morgen nicht zum wenigſten auf ſeinen ſtarken Arm gerechnet.“

Wie ein Donnerſchlag dröhnte dieſe Nachricht dem Mädchen in's Ohr. Sie brach in lautes Schluchzen aus und ließ ſich kraftlos auf einen Schemel niederſinken.

„Wenn Du meine Bitte ſo rund abſchlägſt,“ begann Gerhard wieder, „ſo ſei denn wenigſtens ſo barmherzig, meiner Mutter nichts von dem zwiſchen uns Geſprochenen zu ſagen. — Willſt Du das?“

Gertraud nickte mit dem Kopf.

„Dann will ich Dir nur noch ſagen, daß Du wegen der Dunkelheit beſſer hier bleibſt. Du kannſt dieſe Nacht bei meiner Mutter zubringen und ich will ſchon irgendwo ein Unterkommen finden! Und nun, Gertraud! zum letzten Mal, lebe wohl! mögen Gott und ſeine Heiligen Dich ſegnen!“

Er rief ſeine Mutter, verſchloß die Außenthüre und warf ſich in der Scheune neben Konrad auf das Stroh.

VII.

Die Frühmeſſe war zu Ende und diesmal von den meiſten der männlichen Bewohner Löwens beſucht geweſen; denn ſie wollten trotz aller Aufregung an einem ſo hohen Feſttage ihre kirchlichen Pflichten nicht verſäumen und überdies meinten Manche unter ihnen, daß ſie ſo Gottes Segen könnten herabrufen auf ihr Unternehmen, daß ſie in vollem Ernſte als eine rechtmäßige, dem Himmel wohlgefällige Sache anſahen. Die Schlimmſten unter ihnen aber gebrauchten dieſen Kirchgang als ein Mittel, um allen Argwohn zu vermeiden.

Daß dieß letzte nicht ganz überflüſſig war, davon zeugte die Stimmung die auf dem Schloſſe herrſchte. Alle waren gepackt von der unbeſtimmten Furcht vor einer vorbergenen Gefahr, die noch viel ſtärker auf das Gemüth wirkt, als die ſichere Kenntniß auch des Schrecklichſten, was über dem Haupt ſchweben kann.

Auf dem Vorplatz ſteckten die Diener die Köpfe zuſammen und erzählten ſich von den drohenden Blicken und den höhnenden Worten, womit Einige der Dorfbewohner ihren Muthwillen erwidert hatten und von der Zuſammenkunft, die am vorigen Abend an der Fähre gehalten worden war, von der aber keiner etwas Beſtimmtes wußte.

Im Waffenſaal waren Willem und Heimerich beiſammen, während der Rentmeiſter Peter, in eine der tiefen Fenſternischen gelehnt, mit ſcharfen Blicken nach dem Dorfe hinabſchaute.

„Sollen wir heute wohl in die Kirche gehen, Bruder?“ fragte Willem.

„Warum nicht? Meinſt Du, ich fürchte mich vor einem Haufen Bauernflegel? Schlimm genug für ſie, wenn ſie etwas anfangen!“

„Darüber bin ich nicht ganz ruhig. Die Rache iſt wie eine losgelaſſene Bullogge, die ſich an den Stier feſtklammert und nicht eher ihn losläßt, als bis ſie ihm das Blut ausgeſogen hat.“

„Was ſprichſt Du da von Rache? Es gibt hier nichts zu rächen! Haben wir kein Recht, unſere angeborene Macht geltend zu machen? Können wir nicht nach freiem Belieben Partei nehmen für den tapferen Eduard und gegen den lumpigen, trägen Reinald?“

„Das können wir gewiß, aber wir dürfen keinen Mißbrauch machen von unſerer Macht. Und ſage mir, wenn Du kannſt, daß das nicht geſchehen iſt.“

„Nein! Herr Stittenprediger! das iſt nicht geſchehen!“

„Auch nicht, als Gerhards Vater, der alte Beruh, auf Deinen Befehl aus dem Bette geholt wurde? Auch nicht, als Du Lammerts Gertraud dem Gerhard als Frau verweigertеſt? Auch nicht, als Ma . . .?“

„Genug!“ fiel ihm Heimerich zornig ins Wort. „Wenn Du nicht mein eigener Bruder wärſt, ſo würde ich wahrlich denken, Du habeſt auch Bauernblut in Deinen Adern. Wenn ich einen Beichtvater brauche, um mich abzucapiteln, dann werde ich nach Bruder Lorenz ſchicken.“

Verdrießlich wandte Willem ſich ab, da er ſah, daß ſein Bruder auf nichts hören wollte.

Jetzt trat Peter vor. „Herr,“ ſprach er, „ich bitte Euch, geht heute nicht in die Kirche.“

„Ich will den Bauern zeigen, daß mir vor ihnen nicht bange iſt. Ich ſtehe meinen Mann, wenn auch Einer gegen fünfzig.“

„Laßt mich dann wenigſtens bleiben, um das Haus zu hüten. Man kann nicht wiſſen, was paſſirt.“

„Nein! Scheim!“ rief Heimerich mit funkelnden Augen. „Wenn ich bei den Bauern verhaßt bin, ſo iſt es allein Deine Schuld. Wenn ich in etwas gefehlt habe, iſt es durch Deine Hetzereien geſchehen. Du wirſt vorangehen und wenn es Blut gibt, ſoll das Deinige zuerſt fließen.“

Der Rentmeiſter krümmte ſich wie ein Wurm.

„Frage meinen Bruder, ob er bereit iſt,“ gebot Heimerich, ſein Schwert umhängend.

Herr Willem war bereits auf dem Vorplatze und befragte dieſen und jenen der Diener in Betreff der umgehenden Gerüchte, als ein ärmlich gekleidetes Mädchen über die Zugbrücke kam und auf ihn zutrat.

Einer der Diener machte eine Bewegung, um das Kind auf rauhe Weiſe fortzujagen, aber Herr Willem wehrte es ihm und näherte ſich der Kleinen. Es war etwas in der Art, womit ſie ihn anſtarrte, was ſeine Aufmerkſamkeit erregte. Sie ſtreckte die Hand aus, als wollte ſie um ein Almoſen bitten. Aber anſtatt ihre Noth zu klagen, ſagte ſie in leiſe geſtäſtertem Tone: „Geht nicht in die Kirche!“

„Gebt dem Kind ein Almoſen!“ gebot Herr Willem und wollte gerade wieder in das Schloß hineingehen, als ſein Bruder herausſtrat. In lauterem Tone denn gewöhnlich — war es vielleicht um ſeine heimliche Unruhe zu verbergen? — befahl er ſechs ſeiner Knechte ſich zu bewaffnen und ihm zu folgen.

Nochmals machte Willem einen Verſuch, aber er fand kein Gehör.

Beide Brüder traten vor das Schloßthor. In Bogenſchußweite ſah Willem daſelbe Mädchen ſtehen, das ihm zugeſprochen hatte und nun den Finger warnend aufhob. Herr von Dritenerſchrack. Was ſollte er thun? Der Geſahr muthwillig in den Rachen laufen? Das wäre Tollkühnheit geweſen. — Seinen

Digitized by Google

Bruder in der Stunde der Gefahr im Stiche lassen? Dagegen sträubte sich sein ritterliches Herz. So ward er durch die peinliche Ungewißheit gefoltert, als ein scheinbar unbedeutender Vorfall seinen Entschluß bestimmte. In Gedanken vertieft, stieß er mit solcher Gewalt den Fuß gegen eine der eisernen Ketten der Brücke, daß er vornüber auf das Angesicht fiel. Nun war seine Wahl getroffen: „Bruder!“ — sagte er, nachdem ihm die hinzueilenden Knechte wieder auf die Beine geholfen hatten — „Bruder! ich gehe nicht in die Kirche. Der Himmel hat gesprochen. Willst Du Gott versuchen und seine unverkennbare Warnung verachten — ich nicht.“

Mit dem Ausdruck tiefster Verachtung auf dem Gesicht wandte Heinrich sich um.

„Memme!“ murmelte er und schritt von seinen Dienern gefolgt, stolz wie ein Pfau der Kirche zu.

„Zieht die Brücke auf, schließt das Thor und tragt Steine und Pfeile zu den Mauern. Du, Johann! wirst am Thore Wache halten, ob sich Jemand dem Schlosse nähert. Nur für Herrn Helmerich und die Seinen wird geöffnet!“ gebot Willem, sobald er wieder den Schloßhof erreicht hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Heeresverpflegung und Lazarethe*).

Nach amtlichen Berichten aus Frankreich, England und Nordamerika.

Seit Napoleon III. gesagt hat: das Kaiserreich ist der Friede, sind bald zwei Jahrzehnte vorüber, und seitdem hatte die Welt unaufhörlich die Last der Kriege oder der Kriegsdrohungen zu tragen. Was hat die Welt dabei gewonnen? Nach einer Berechnung des französischen Statistikers Leroy-Beaulieu haben die Kriege von 1853 bis 1866 ungefähr acht und vierzigtausend Millionen Franken gekostet; davon treffen 35,000 auf Nordamerika, 13,000 auf Europa, auf Frankreich allein 3000. Für 3000 Millionen hätte man ganz Frankreich mit Eisenbahnen, Kanälen, Straßen, Bauten aller Art, Schulen u. s. w. bedecken, den Reichthum des Landes verhundertfachen können. Freilich hätte alsdann Bonaparte nicht den Herrn in Europa spielen können, ein Zustand der bekanntermaßen für jeden Unterthan nützlicher ist als Wohlfahrt und Unterricht. Aber diese 3000 Millionen sind noch nicht der zehente Theil des wirklichen Verlustes. Im Krieg entbehrt das Land die Arbeit von Hunderttausenden der kräftigsten Männer, liegt der Verkehr darnieder, verringert sich das Nationalvermögen um ungeheure Beträge; mit dem Kriege wächst die Staatsschuld, also die Zinsenlast, die der „Unterthan“ durch neue Steuern zu decken hat; der Mangel an Arbeit erzeugt langdauerndes Elend. Hingegen hat jeder Franzose den unverdienten Vortheil, daß er auf jedem Stücke Geld, — wenn er nämlich eins haben kann, — den Kopf Napoleons mit einem Lorbeer umkränzt sieht.

Da in dem hochgebildeten Europa der größte Theil der Staatseinnahmen darauf verwendet wird, die Mittel zur Vernichtung der Menschen stets vollkommener zu machen, so ist dieser Zweck glücklich erreicht worden. Nach Leroy-Beaulieu sind von 1853 bis 1866 ungefähr 1,800,000 junge Männer in der Blüthe ihrer Kraft im Kriege durch Pulver und Blei oder Krankheiten zu Grunde gegangen; davon eine Million in Europa, und Frankreich allein hat mindestens 120,000 Mann eingebüßt.

Die Engländer sagen: Der Soldat ist ein Kapital. Sie wollen damit das materielle Interesse bezeichnen, das der Staat am Leben und an der Gesundheit seiner Kriegsmannschaft hat. Ein Soldat, d. h. ein Mann in der Blüthe der Jugend, unter den stärksten und gesundesten ausgewählt und im Waffenwerk geübt, ist allerdings eine Kraft, ein volkswirthschaftlicher Werth. Stirbt oder erkrankt er, so bedarf er eines Ersatzes, das ganze Land erleidet einen Verlust. Dies lebende Kapital muß sorgsam geschont werden. Frankreich darf damit, sagt ein französischer Schriftsteller, noch weniger verschwenderisch umgehen als andere Staaten, denn bei den Franzosen ist die Zunahme der Bevölkerung weit geringer als bei ihren Nachbarn. Wer die meisten Soldaten aufs Schlachtfeld bringen kann, dem wird zuletzt der Sieg bleiben.

Deßhalb, und vielleicht nur deßhalb, ist jetzt die Fürsorge nicht nur für die Soldaten im Dienst, sondern auch für die Verwundeten und Kranken, ein Gegenstand der angelegentlichen Prüfung und Erörterung geworden. Der französische Militärarzt Chenu hat zwei umfangreiche Schriften über das Sanitätswesen des Heeres in den Kriegen 1854 bis 1856 (Krim) und 1859 (Italien) erscheinen lassen; sie enthalten Bemerkungen, die auch der Beachtung der deutschen Heerführer in hohem Grade würdig sind. Doktor Chenu hat durch seine Darlegungen der französischen Selbstüberhebung eine schwere Wunde versetzt. Er zeigt, daß weder im Frieden noch im Kriege der französische Soldat die gebührende Verpflegung erhält. Deutschland und zumal Preußen mag sich das gesagt sein lassen.

In Friedenszeiten ist die Nahrung der französischen Soldaten ungenügend; namentlich erhalten sie zu wenig Fleischspeisen. Wenn sind die Nahrungsmittel stets von einerlei Art, obschon der berühmte Magendoktor längst bewiesen hat, daß die Gesundheit leidet, wenn mit der Nahrung nicht öfters gewechselt wird. Die Gesundheit bedarf auch der körperlichen Reinlichkeit, und diese — so sagt ein Franzose! — ist der Militärverwaltung etwas ganz Unbekanntes. Sie gibt den Soldaten Wasser zum Waschen, aber nicht das kleinste Stück Leinwand, um sich abzutrocknen. Die Römer bauten keine Kaserne ohne Einrichtungen für warme Bäder; davon hat der französische Soldat nie etwas gewußt. In der Schlafkammer ist die Luft mit ungelüfteten Massen geschwängert; die Räume sind häufig so eng, daß die zum Athmen erforderliche Luft fehlt. Natürlich, daß Brustkrankheiten und Nervenfieber unter den jungen Soldaten wüthen. In Frankreich sterben von der Bevölkerung jährlich 5 vom Hundert, vom Heere aber 10 vom Hundert der Erkrankten. Dies Verhältniß gegenüber dem unbewohnteren Volke erscheint noch weit ungünstiger, wenn man bedenkt, daß dort Greise und Kinder mitgerechnet sind, während die Sterblichkeit hier nur unter jungen kräftigen Männern in Rechnung kommt. Zieht man dies mit in Betracht, so kann man sagen, daß im französischen Heere wenigstens einmal so viel junge Männer sterben, als in der bürgerlichen Bevölkerung.

Wenn das französische Heer 400,000 Mann zählt, so verliert es demnach jährlich zehntausend Mann durch Krankheit. Welch fürchterliche Opfer der Kriegsfurie dargebracht! Und das geschieht im Frieden; sehen wir, wie es Kriege geht. Nach den Mittheilungen des Doktor Chenu, — die gewiß gründlich und wahrhaft sind, denn sie sind von der Pariser Akademie der Wissenschaften mit einem Preis gekrönt worden, — hat Frankreich im Krimkriege 95,615 Mann eingebüßt. Davon sind 10,240 auf dem Schlachtfeld, ungefähr eben so viel an den Folgen ihrer Wunden gestorben; 75,000 sind von Krankheiten hingerafft worden. An Wunden starben sonach 34 von 1000, an Krankheiten 121 von 1000. Bei den Engländern in der Krim war, obschon sie im ersten Jahre sehr gelitten, die jährliche Sterblichkeit in Folge von Wunden doch nur 23 von 1000, in Folge von Krankheiten 93 von 1000. Im Winter 1856/57, wo die Feindseligkeiten fast schon aufgehört hatten, zählten die Franzosen nur 323 Verwundete, hingegen 12,872 an Skorbut und 19,303 am Nervenfieber Erkrankte; von den ersten starben 964, von den andern 10,278, d. h. also beinahe 55 vom Hundert. Die Engländer hingegen, die nur den dritten Theil der französischen Streitkräfte zählten, hatten 209 Skorbut- und 31 Fieberkranke, und von diesen allen starben nur 17. Woher kam das? Der Skorbut ist eine Folge schlechter und ungenügender Nahrung, das Nervenfieber wirkt ansteckend durch schlechte Luft und Ueberfüllung der Lazarethe. Die Franzosen, dreimal so stark als die Engländer, hatten doch nicht mehr Aerzte als diese. Bei den Engländern und Amerikanern gilt als Regel, daß ein Arzt nicht mehr als hundert Kranke besorgen soll; in den französischen Lazarethen hatte jeder Arzt mehr als dreihundert zu behandeln, die fast alle schwer erkrankt waren. Zu Magenta hatte jeder Spitalarzt 175, zu Solferino 500 Kranke zu besorgen, eine Aufgabe,

*) Aus der Franks. Ztg.

Digitized by Google

die menschliche Kraft nicht lösen kann. Preußen hatte im Jahre 1866 an Feldärzten die Zahl 1503; Frankreich Militärärzte besitzen sich 1866 in allen Welttheilen zusammen auf 1953. — Diesem Nothstand soll, wie wir aus französischen Quellen zu entnehmen Gelegenheit hatten, schon seit einem Jahre im Hinblick auf den beabsichtigten Krieg abgeholfen sein; ob in ausreichendem Maße, wird sich bald zeigen.

Die französische Armeeverwaltung leidet an dem großen Fehler, daß alles in Einer Hand liegt. Der Generalintendant hat die Verpflegung, die Beförderung, die Lohnung, die Feldspitäler, die Lazarethe unter sich, und eben weil er alles leiten soll, kann er gar nichts richtig leiten. Daher kommt's, daß schon im Beginne eines Feldzuges der französische Soldat Noth leidet, die Lazarethe in Unordnung sind. Im Krimkriege reichte der ärztliche Oberinspektor Michel Levy seine Abdankung ein, weil er die Unmöglichkeit erkannte, seine Pflicht zu thun; der Generalintendant befahl stets das Unmögliche, und richtete die Lazarethe so ein und überfüllte sie so sehr, daß Kranke und Aerzte in Masse starben. Der Nachfolger Levy's, Baudens, konnte erst im März 1856 durch besonderen Befehl des Kaisers erwirken, daß es ihm gestattet wurde, Zeltspitäler anzulegen.

Wenn es eine altbekannte Thatsache ist, daß der erste Angriff eines französischen Heeres schlägt, daß es aber auf die Dauer sich gegen den Feind nicht hält, so mag dies — sagt Laboulaye in der Revue des Deux Mondes vom 15. Dezember 1869 — eigentlich nur bedeuten, daß die französischen Soldaten im Laufe eines Krieges durch Sterbut und Nervenfieber nothwendig entmuthigt werden. Dies trat selbst in den siegreichen Krimfeldzügen zu Tage. Die Franzosen erlangen anfangs die Strapazen weit besser als die Engländer. Vom November 1854 bis zum April 1855 hatten die letzteren 47,749 Kranke und Verwundete, wovon 10,989 starben, d. h. 5¾ Prozent der Mannschaft, oder 22½ Prozent der Kranken. Die dreimal so starken Franzosen hatten 10,934 Verstorbene, 2½ Prozent der Mannschaft oder 12⅞ Prozent der Kranken. Da trat ein Privatmann auf, Russell, der Korrespondent der „Times", und klagte vor dem englischen Publikum die strafbare Lässigkeit der Heeresverwaltung an. Wäre Russell ein Franzose gewesen, sagt Laboulaye, so hätte man ihn auf der Stelle als einen Verläumder aus dem Lager weggejagt. Aber er war Bürger eines freieren Landes, seine Mittheilungen regten die öffentliche Meinung gewaltig auf, und das englische Ministerium beeilte sich, ihren Forderungen nachzugeben. In Frankreich hätte die Regierung ihren Stolz darein gesetzt, ihr zu widerstehen. Das englische Ministerium schickte eine Kommission, darunter zwei Aerzte, zur Untersuchung nach der Krim. Mit der Kommission kam Miß Nightingale, die Ungeheueres für die Krankenpflege leistete. Der ärztliche Dienst war als ein selbstständiger und unabhängiger eingerichtet, und im Winter 1854/55 sank die Sterblichkeit bei den englischen Truppen von 23 auf vier Prozent der Kranken, in der folgenden Zeit bis auf 2½ Prozent herab. Bei den französischen Truppen war sie 19⅞ Prozent, also neunmal so groß als bei den Engländern. Der Oberarzt des französischen Heeres Scribe erklärte amtlich: das französische System sei allein die Ursache all dieser Verluste.

Man hätte denken sollen, die Franzosen würden die in der Krim gemachten Erfahrungen im italienischen Feldzuge 1859 benützen; aber keineswegs. Im Jahre 1859 hatten die Franzosen fünf Monate Zeit gehabt, sich auf den Krieg vorzubereiten. Dennoch erhielt der Soldat keine bessere Nahrung, in Freundesland war er beständig nah am Verhungern. In wenigen Wochen waren daher die Spitäler überfüllt, und es fehlte an Aerzten und Krankenwärtern, gerade wie in der Krim. Nach dem Treffen von Montebello (20. Mai) waren 800 Verwundete vier ganze Tage lang auf die öffentliche Mildthätigkeit angewiesen. Unter König Karl X. hatte das Heer, das Algier eroberte, auf je 10,000 Mann 60 Aerzte; das Napoleonische Heer hatte 1859 auf je 10,000 Mann nur acht Aerzte. Dabei ließ man die Aerzte zu Fuß marschiren oder auf den Pulverkarren aufsitzen; so kamen sie todtmüde an, und waren schon dadurch außer Stand gesetzt, hinreichende Dienste zu leisten. Natürlich, die Pferde sind ja nur da für höhere Offiziere und Intendanten. Der italienische Krieg hat nur zwei Monate gedauert, und dennoch sind vom französischen Heere fast ebenso viel in den Spitälern, als auf dem Schlachtfeld gestorben.

Wie ganz anders steht es um all dieses bei einem freien Volke. Beim Ausbruch des Bürgerkrieges in Nordamerika hatte das Heer nur wenige Feldärzte, und diese standen unter dem „Kommissariat", gerade wie in Frankreich; von einem geregelten Verpflegungswesen keine Spur. Aber auf der Stelle bildeten sich im ganzen Norden zahllose Vereine zur Beschaffung von Aerzten, Krankenpflegern, Feldapotheken, Verbandmitteln, Unterstützungen jeder Art. Die Thätigkeit der Frauen leistete Wunderbares; in jeder Stadt und in jedem Dorf arbeiteten sie unablässig für das Heer. Eine gemeinsame Leitung that noth; der durch Beredtsamkeit ausgezeichnete Geistliche Heinrich Bellows, Prediger einer Unitariergemeinde zu Newyork, und der Arzt Elisäus Harris stellten sich an die Spitze. Sie gründeten den „Centralverein der Frauen für die Unterstützung der Kranken und Verwundeten des Heeres". Diesem Verein traten alle Frauen im Norden bei, und er sammelte 80 Millionen Dollars (190 Millionen Gulden) zu seinen wohlthätigen Zwecken. Bellows begab sich mit drei Freunden nach Washington, um den selbärztlichen Dienst gänzlich umzugestalten. Die vier Männer setzten es beim Präsidenten Lincoln durch, daß ein Ausschuß zur Untersuchung des Gesundheitszustandes im Heere niedergesetzt wurde, an dessen Spitze Bellows ein der Spitze. Die Generale, von allen Grant, thaten, was sie vermochten, um dem Ausschuß seine Aufgabe zu erleichtern. Der Ausschuß seinerseits beschränkte sich darauf, den Generalen seinen Rath zu ertheilen. So gelang es ihm allmälig, für ausreichende Verköstigung, für Lüftung der Quartiere, für körperliche Reinlichkeit der Soldaten zu sorgen. Er sandte Inspektoren aus, die den Generalen und Offizieren die unerläßliche Kenntniß von der Verpflegung und dem ärztlichen Dienste beibrachten; er ließ Flugschrifte Anweisungen über die Behandlung der im Kriege vorkommenden Krankheitsfälle drucken; er erlangte es, daß der Kongreß (18. April 1862) den feldärztlichen Dienst von der Unterordnung unter das Kommissariat entband und zu einer selbstständigen Verwaltung umgestaltete. Er stellte die Spitäler unter die alleinige Leitung der Aerzte, und brachte deren Zahl auf 6075, d. h. ein Arzt auf 130 Mann Feldvolk. Der Ausschuß sammelte eine Schaar freiwilliger Krankenpfleger, die überall auf den Schlachtfeldern erschien und Verbandzeug, Fleisch, Getränke, Nahrungsmittel aller Art mit sich führte. Der Wundarzt Hoff erfand im Februar 1862 die Spital-Dampfboote, auf welchen der Verkehr des Schiffes, F. L. Olmsted, diese musterhafte Ordnung einführte. Der Arzt Harris traf die Einrichtung, die Kranken auf ihren tragbaren Betten mittelst der Eisenbahn in die Reservespitäler zu befördern, und es gingen die Krankenzüge mit derselben Schnelligkeit und Regelmäßigkeit wie mitten im Frieden. So wurden während des Krieges 225,000 Kranke und Verwundete auf den Eisenbahnen befördert, ohne daß sie darunter zu leiden hatten. Auch in Preußen sind 1866 diese Krankenwaggons zur Anwendung gekommen.

Die Nordamerikaner errichteten ihre Spitäler meist unter Zelten und in Holzhütten, und verschafften auf diese Weise den Kranken gesunde Luft, das Nöthigste zur Heilung; sie wollten keine Spitäler in festgemauerten Gebäuden, die stets ein Herd der Ansteckung sind. Ihre Bauart war so einfach, daß die Errichtung der Spitäler nur wenig Zeit erforderte. Die französischen Spitäler sind nur eine andere Art Kasernen, die amerikanischen waren ein wirklicher Erlaß des heimischen Krankenzimmers. Neben den Aerzten wirkten hier Frauen in liebreicher Weise, und meistentheils Frauen aus den reichsten und gebildetsten Klassen. Das ganze Land stand hilfreich hinter ihnen; kein Tag verging, wo nicht Kleidung, Speise, Trank, ja Beschäftigungsmittel, als Papier, Schreibzeug, Messer, Schach- und Dominospiele, in den Spitälern als Geschenke anlangten.

Vergleiche man hiermit, was bei dem französischen Heere vorgeht. Es genügt, an einen jüngst ergangenen Befehl des Marschalls Leboeuf zu erinnern: daß alle für das Heer bestimmten Gaben verkauft und zu Gelde gemacht werden sollen, um den Erlös den Soldaten zuzuwenden. Wie mag dieser Erlös zusammenschmelzen, bis er in die Hände des ge-

Digitized by Google

meinen Soldaten übergeht! und was kann der Soldat mit Geld anfangen, im Augenblick, wo er der Stärkung zur Schlacht oder der Verpflegung auf dem Marsche bedarf? Mit dem französischen Befehlssystem vergleiche man, was wir jeden Tag auf den Frankfurter Bahnhöfen sehen: Männer, Frauen, Kinder trockien die müden und hungrigen Krieger bei der Ankunft, tränken ihre Pferde, erfreuen die Soldaten mit vaterländischem Zuspruch. In Frankreich ist es von oben herab den Bürgern verboten worden, sich zu solchen heiligen Mühen auf den Bahnhöfen einzufinden. Warum? Es sollen in Lyon bei solchen Anlässen „bedauerliche Unruhen" vorgekommen sein ...

Der französische Soldat ist mäßig. Die Regierung, sagt Laboulaye, mißbraucht diese Mäßigkeit, um ihn schlecht und ärmlich zu nähren. Die Amerikaner wurden im Bürgerkrieg aufs reichlichste mit Speise und Trank versorgt; sie erhielten außer ihrer sehr guten Tagesration noch Thee, Kaffee, Zucker, verdickte Milch, eingemachtes Gemüse, Cigarren, Tabak, Whiskey. Die Amerikaner erkannten, daß diese anscheinende Verschwendung die beste Sparsamkeit war. Ihr Heer litt fast gar nicht an Skorbut und Nervenfieber; die Sterblichkeit bei den Soldaten war nicht über $3^{0}/_{10}$ Prozent der Kranken, während sie bei den Franzosen im Frieden zehn Prozent beträgt; — so sagt der französische Militärarzt Chenu!!

Bei ihren stehenden Spitälern richteten die Amerikaner Gärten ein; so beschäftigten sie die Genesenden, und vermehrten zugleich die Nahrungsmittel. Für die aus den Spitälern Entlassenen gründete man besondere Anstalten unter dem Namen the soldier's home, Soldatenheimath. Hier fanden sie Wohnung und Nahrung, hier sorgte man ihnen für die Erlangung ihrer Papiere und ihres Soldes; hier schrieb man Briefe für sie, zahlte ihnen im Nothfall die Kosten der Heimreise, verschaffte ihnen gute Kleidung. Vierzig solcher Anstalten wurden vom Ausschuß errichtet und in ihnen zusammengenommen in jeder Nacht durchschnittlich 2300 Entlassene aufgenommen. In Frankreich, sagt Doktor Chenu, darf der genesende Soldat bei seiner Heimkehr nicht einmal seinen Mantel umnehmen, und kein Mensch sorgt für seine Heimreise, für ein warmes Kleidungsstück, für eine nährende Speise.

Deutschland steht im Beginn eines der gewaltigsten Kriege, die das europäische Festland gesehen. Aus allen Gauen, von den fernsten Gebirgen, von den entlegensten Thälern eilen die Söhne der deutschen Volksstämme herbei, gerufen und ungerufen, um den vaterländischen Boden gegen den Angriff zu vertheidigen. Wie auch das Geschick der Schlachten sich entscheide, Verwundete und Kranke wird das deutsche Heer in großen Massen zählen. Darum haben wir als treue Deutsche es für unsere Pflicht erachtet, über die Leiden und Entbehrungen der Soldaten, über die Bedingungen einer richtigen Verpflegung im Feld und im Lazareth, hier die Ergebnisse bei ähnlicher Erfahrungen mitzutheilen. Die kleine Mühe, wird sich reichlich belohnt finden, wenn dieser Aufsatz dazu beiträgt, daß den Leidenden auch nur Eines kranken Vaterlandskriegers irgend eine Erleichterung zu Theil wird, indem er vielleicht die Aufmerksamkeit der Heerführer auf's neue dem wichtigsten Gegenstande zuwendet. —

Ein Kriegschauerlicher Bericht.

Bekanntlich ist der — — — französischen Presse strengstens untersagt, irgendwelche Mittheilungen über die am Rheine vor sich gehenden Truppenbewegungen oder feindliche Zusammenstöße unter das Publikum zu bringen. Ein — — — Pariser Blatt, ärgerlich über das geringe Discrimen (siehe Scheller's lateinisch-deutsches Wörterbuch sub 3), mit welchem das Polizei-Preßbureau seine Mittheilungen von oder zum Kriegsschauplatze zensirte und konfiszirte, zeigte die Einstellungsfreiheit seiner Leser mit folgenden fragmentarischen kriegsschauerlichen Berichten, die gewiß auch für unsere Leser von einigem Interesse sein werden:

— † — den — — 18. Nach der Mittheilung eines Generalstabsoffiziers ist General — — ist seit gestern vollständig — — nachdem er die letzten Tage zuvor große — — hatte. Faktisch stehen sich in der Gegend von — — gegenwärtig — — Mann — — und — — sche Truppen gegenüber. Letztere sollen großen Mangel an — — leiden.

† — † den 18. — — Vorgestern hat ein heftiger Zusammenstoß — — r und — — r Truppen in einer Stärke von — — Mann in der unmittelbaren Nähe von — — stattgefunden. Die — — n blieben Sieger. Auf — — r Seite blieben — — Todte, worunter General — — ein geborner — — r, welcher in seinem — — sten Jahre den Heldentod starb und — — Wittwe und — — Kinder hinterläßt.

† † † den 18. — — Der Generalstab des — — ten Armeekorps liegt gegenwärtig in — —, — — Stunden von — —. Es werden große Vorbereitungen getroffen, um die — — e Armee zwischen heute und dem — — ten mit Erfolg anzugreifen und sind hiezu die Divisionen — — und — — bestimmt. Die Strecke von — — bis — — ist mit in der Eile aufgeworfenen Schanzen verstärkt, während in — — r Richtung der Festung — — als Anlehnungspunkt betrachtet wird. Prinz — — und General — — besuchten gestern die Umgebung von — — und sprachen sich über das Geschehene sehr — — aus — . . . — — an der — — see — — te — 18 — —. Auf der — — n Flotte herrscht — — ! Man erwartet — — für den nächsten Morgen. Die formidable Panzerfregatte „— — " segelte am — — ten nach dem — — Hafen, um dort — — an Bord zu nehmen — — . Matrosen der Corvette „— — " haben bei — — Feuertaufe durch — — erhalten, jedoch — — geblieben."

Das Publikum las diese meisterhaft diskret-patriotischen Berichte mit ungetheilter Bewunderung und richtete für die geistvolle Anwendung der bezüglichen kaiserlichen Verordnung den entsprechenden Beifall an die „geeignete Stelle".

Ein bayerischer Gymnasialprofessor.

In Amberg trug man am 5. August Nachmittags aus den Mauern der Stadt einen Mann zu Grabe, dessen Name in der Tageschronik nicht ganz unerwähnt bleiben darf, den k. Gymnasialprofessor Karl Andreas Merk, der fast 4 Dezennien an der Studienanstalt daselbst und eine lange Reihe von Jahren in der Oberklasse des Gymnasiums wirkte. Gebürtig zu München, wanderte er als lernbegieriger Schüler des damals noch jungen Tierisch nach Heidelberg zu Voß, Kreuzer und Schlosser, und zeitlebens trug er für Alterthums- und Geschichtswissenschaft die Begeisterung in sich, die jene berühmten Humanisten und Historiker in den Herzen aller ihrer Hörer zu entflammen wußten. Viele Hunderte von Schülern bewahren daher auch das Andenken ihres Lehrers Merk in Ehren und jeder erinnert sich gern seiner anjehenden Klassikererklärungen und besonders seiner spannenden, ins Einzelne lebendig ausgemalten Geschichtsvorträge. In Anerkennung seiner Verdienste verlieh ihm auch die bayerische Staatsregierung das Ritterkreuz des Civilverdienstordens, als er 1864 zweiundlebenzigjährig und fast ganz erblindet aus dem Dienste des Staates zurücktrat: An ihm sollte sich Cicero's Wort bewahrheiten: „Das Alter selbst ist eine Krankheit". Er gewann nämlich durch die Kunst der Aerzte zwar das Augenlicht theilweise wieder, aber ein Schlagfluß warf ihn auf ein mehrjähriges Krankenbett, von dem ihn endlich ein sanfter und rascher Tod befreite. Leicht sei ihm die Erde!

„Fritz" erfocht den herrlichen Sieg bei Wörth.
Allerdings Fritz! Aber Hansl, Seppl, Hiesl, Jackl und Michl auch. Mehrere blautuchene Hainbuchene.

Turkos und Bayer.

Bis der mit sein' Flatagan
Einen ab nur tafelt.
Leg' ich gut Ding sechsmal an —
Und hat's sechs Mal g'schnackelt.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zadnesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 33. Den 21. August: Joh. Franziska.

Gerhard von Löwen.

Von R. ter Haar.

(Aus dem Holländischen von C. B.)

(Fortsetzung.)

Das Hochamt hatte bereits begonnen. Die Chorknaben schwenkten die Weihrauchfässer und hüllten den Hochaltar in blaue Rauchwolken ein. Der Priester — ein alter ehrwürdiger Mann, dessen silbergraue Haare in vollkommener Harmonie standen mit dem friedlichen Ausdrucke seines Gesichtes — hob die Monstranze empor. Voll Andacht war die ganze Menge, als das Zeichen gegeben war, sich betreuzigend auf die Knieen gesunken. Auch Herr Heimerich war andächtig niedergekniet.

Da flog plötzlich die Thüre auf. An fünfzig bewaffnete Männer, die Herr Heimerich sogleich als Bewohner Löwens und als seine Dienstmannen erkannte, stürmten in das Gotteshaus. — Hätte Herr von Drüten auch nur einen Augenblick gezweifelt, so wäre sein Zweifel wohl sofort durch die furchtbarste Wirklichkeit gehoben worden. Entsetzlich war der Ausdruck von Rachsucht und Blutdurst, der auf Aller Gesichter geschrieben stand.

„Nieder mit dem Herrn von Drüten! Nieder mit Gwardi! Es lebe Herzog Reinold! Wir wollen freie Männer und keine Leibeigene sein!" Diese Rufe schallen widerhallend durch das Gewölbe, in dem man sonst nur Laute des Friedens und der Liebe zu hören gewohnt war. An ihrer Spitze stand Gerhard, der offenbar die ganze Leitung des Anschlags übernommen hatte. Auf sein Geheiß begannen vier Männer die Thüre, mit dem ausdrücklichen Befehl, Niemanden, wer es auch sei, aus der Kirche zu lassen.

Unbeschreiblich war die Szene des Schreckens und der Verwirrung, die nun folgte. Die Frauen heulten und jammerten und drängten sich wie eine Heerde wehrloser und furchtsamer Schafe in eine Ecke der Kirche zusammen. Die Diener vom Schloß, die Gefahr erkennend, schaarten sich wie ein Mann um ihren Herrn. Nur Peter, der Rentmeister, frech, zitternd wie Espenlaub, unter eine Bank. Unter lautem Geschrei stürmte die wüste Rotte mit Blitzesschnelle auf Heimerich und die Seinen los. Aber der rasche Anlauf kostete mehr denn einem der Bedrängten das Leben, da sie von den Knechten des Schlosses an Umzug in der Handhabung der Waffen weit übertroffen wurden und Heimerichs Schwert seine Schuldigkeit that wie nie und Viele tödtlich verwundet zu Boden streckte. Vielleicht wäre auch die Bande genöthigt worden, unverrichteter Sache abzuziehen, hätte nicht Gerhard, der Alles mit Adlerblicken überschaute und seine Knecht nicht im Kampfe mit den Knechten vereinigen wollte, ausgerufen: „Weg mit den Spießen; laßt die Gabeln und Sensen auch ihr Werk thun!" Dieses Wort war in keine tauben Ohren gesprochen. Sie, die bis dahin kaum Gelegenheit gehabt hatten, ihren Muth zu fühlen, weil den mit Pilen Bewaffneten der Abrede zufolge der Vortritt vergönnt war, drangen nun vor. Die viel größere Länge ihrer Waffen hielt die Schläge der Gegner außer ihrem Bereich. Obschon Drütens Knechte sich mit dem Löwenmuth der Verzweiflung vertheidigten, obschon Heimerich mehr als einmal seinen Leib zu ihrem Schutze preisgab, so sank doch bald der letzte von ihnen bewußtlos nieder. Dies war Alles das Werk einiger kurzen Augenblicke und die Gefahr, in der Herr von Drüten sich befand, war mit jedem Pulsschlag drohender geworden. Bereits war die Schutzmauer, die ihn von seinen Angreifern trennte, durchbrochen, während der erlangte Vortheil nicht allein der Wuth, sondern auch den Blutdurst der Bauern immer mehr entfesselte.

„Vorwärts, Männer! schnell herbei! — Nun beginnt das rechte Spiel erst." Aber jetzt kommt auch an mich die Reihe!" ertönte Gerhards Stimme wieder. Mit einem Sprung war er Heimerich nahe. Sein Spieß sauste durch die Luft und machte die Bretter des Stuhles, worin der Belagerte noch immer wacker Stand hielt, erbrüchen. Eine schnelle Bewegung des Körpers rettete diesem das Leben. Dieselbe Bewegung wäre ihm aber beinahe verhängnißvoll geworden. Denn Hammerl, mit den Worten: „Ich habe auch noch eine Schuld mit Euch abzuthun," hob seinen schweren eichenen Prügel gegen den Junker auf. Noch hatte Heimerich gerade Zeit, die Kraft des Schlages mit seinem Schwerte zu brechen, aber er konnte nicht verhindern, daß das Holz mit Gewalt auf seine rechte Schulter fiel und ihn, vor Schmerz erbleichend, die Zähne auf einander pressen ließ. Bei diesem Anblick erhoben die Löwener ein Jubelgeschrei. „So! der Wolf ist schon angeschossen!" schrieen sie, und in demselben Augenblick sah Heimerich rechts den Spieß Gerhards, links das glimmende Eisen einer Sense, vor sich die scharfen Spitzen einer dreizackigen Gabel blinken. „Er ist in der Falle, der Clenke!" murmelte Gerhard. „Aber nein!" fuhr er laut fort, „durch meine Hand allein muß der Mörder meines Vaters fallen!" — Die Männer, denen jedes Wort Gerhards wie ein Befehl in die Ohren klang, zogen ihre Waffen einen Augenblick zurück. Aber in demselben kurzen Moment sprang Heimerich über seinen Stuhl weg, rannte einen der Angreifer zu Boden und erreichte mit einem Satz, wozu die Todesangst ihm die Kraft verlieh, den Altar. An diesem geweihten Orte sank selbst der größte Uebelthäter eine Zufluchtsstätte. Dort war er gewiß sicher.

Einen Augenblick standen die Empörer wie niedergeschmettert. „Das Bild ist entschlüpft!" bemerkte einer. — „Nein! Bei Gott und seinen Heiligen! er soll uns nicht entkommen!" rief Gerhard. „Oder wollt Ihr Eure Belagerung, Euch für die Zeit vom Joche zu befreien, unbenützt lassen? Vorwärts! auf ihn! er muß sterben!" — „Er muß sterben!" wiederholte der Trupp und drängte hinter Gerhard nach dem Altar. Da aber trat nun der Priester vor. „Steht still, Ihr Männer! Welche Gottlosigkeit wollt Ihr begehen! Wer die Heiligkeit des Altars schändet, wird dem Bannfluch nicht entrinnen!"

„Er muß sterben!" brüllten Gerhard und seine Gesellen. Der Priester erbleichte. Er sah, daß die zügellose und rachsüchtige Bande für keine Rede zugänglich und das Leben Heimerichs nicht mehr zu retten sei. Und er hatte richtig geurtheilt. — Ohne ein Wort zu sprechen, sprang Gerhard vorauf. Wieder kreuzte seine Waffe sich mit der des Herrn von Drüten. Die Funken sprühten aus Beider Augen wie aus Beider Waffen. Je länger je mehr ward der Angegriffene durch den Wüthenden in die Enge getrieben, bis auf einen Platz, wo die Länge seines Schwertes ihn hinderte, davon Gebrauch zu machen. Hinter dem Angreifer drangen die übrigen Verschworenen immer dichter auf ihn ein, brennend vor Verlangen, auch ihre plumpen, aber wirksamen Waffen mit seinem Blute zu färben. Endlich konnte er nicht länger Widerstand leisten und mit einer Sense ward ihm eine leichte Wunde am Halse beigebracht. Nun gab Heimerich alle Hoffnung auf. Plötzlich wandte er sich um, sprang hinter den Altar und auf den Priester zu. Dieser fing den Hilflosen in seinen Armen auf, besprengte ihn mit Weihwasser, hob die Monstranz empor und berührte damit seine Stirne. „Im Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes, im Namen der heiligen Mutter Gottes, im Namen aller Heiligen befehle ich Euch, diesen Mann nicht mehr anzurühren, wenn Euch an dem Heile Eurer Seelen etwas ge-

Digitized by Google

legen ist!" klang wieder die Stimme des Priesters. Aber sie ward überläubt durch das Geschrei: „Tod unserem Unterdrücker! es lebe die Freiheit! Nieder mit Heimerich von Dalten!" Es war Gerhard, der das letzte Wort gesprochen hatte und ihm sogleich die That folgen ließ. Mit beiden Händen seine Pike erhebend, durchbohrte er seinem Feind die Brust und schrie das Losungswort des Priesters mit lauter Stimme!

„Wer das Schwert gebraucht, soll durch das Schwert umkommen!" sprach dieser ernst, ja drohend die Hand erhebend.

Gerhard hörte es nicht. „Nun nach dem Schlosse, ihr Männer! und das Banner der Hexteren aufgesteckt!".

(Schluß folgt.)

Franz Sales Vordermair.

† Am 22. Juli des. Js. begleitete die Marktgemeinde Geisenhausen in ihrem Pfarrer, dem Hrn. geistlichen Rathe Franz Sales Vordermair einen Mann zur Erde, dessen Name unter Allen, die ihn kannten, bis an ihr Ende fortleben wird; denn mit ihm sank in einer männer- und charakterarmen Zeit ein Mann von vollzewichtigem Charakter ins Grab.

In dieser Eigenschaft bewährte sich der Verstorbene von Jugend auf und in jeglicher Lebensstellung; und wer ihn fast sein Leben lang kannte, der sah an ihm ein seltenes Menschenleben voll Harmonie und Konsequenz sich entwickeln. Er gehörte zu den wenigen Menschen, die in einem mehr als sechzigjährigen Leben niemals sich ungleich oder gar untreu geworden sind, und die ihre Ueberzeugungen nur entwickelt, nie aber gewechselt haben. Es war ein Charakter von der eisernsten Konsequenz und von der unverbrüchlichsten Gesinnungstreue.

Als Solchen wies ihn schon seine Jugend auf, und seine Gestalt trug den Stempel davon. Schon an dem ernsten und bestimmten Wesen des einstigen Universitätsstudenten, an welchem die bessere Seite eines solchen, die sichere und selbstbewußte Haltung, sich vorbedeutend abdrückte, prägte sich dem Beobachter unauslöschlich ein und ließ eine hohe Meinung und einen tiefen Eindruck zurück. Wer die hohe Gestalt mit den aufgeschlossenen Zügen in ihrer vollen Bewegung sah, dem schwebte sie lebenslang wie eine höhere Erscheinung vor.

Herr Franz Sales Vordermair war geboren im Jahre 1805 als der Sohn sehr ehrenwerther und christlicher Bauerseheleute zu Tettenhausen am Waginger-See, welches zu jenem Theil des vormaligen Fürstenthums und Erzstifts Salzburg gehört, der mit diesem mehrmals den Herrn wechselte, aber schließlich bei Bayern blieb; und er machte daher nach dortiger Gewohnheit seine ersten Studien in Salzburg. Schon hier zeigte sich sein energischer und aufgeweckter Geist, und er brachte vorzügliche Schulkenntnisse an die Universität Landshut mit, mit welchen er den Grund zu einer ausgezeichneten Berufstüchtigkeit legte. Obwohl als eine durch und durch praktische Natur himmelweit von aller nebligen Theorie und allem müssigen Schulkram entfernt, hatte er einen ächt wissenschaftlichen Geist, der bei Allem, was er dachte und that, bis ins Kleinste über das Woher und Warum sich Rechenschaft gab. Mit der Erfahrung allein begnügte er sich nicht; aber in eine Theorie verrannte er sich noch viel weniger. Seine Anschauung war vielmehr überall aus dem frischen und unmittelbaren Leben geschöpft.

Mit dieser Geistes- und Lebensfrische und mit einem Herzen voll Berufsbegeisterung und Menschenliebe trat der 25jähr. Mann im Jahre 1830 in das Seelsorgsleben, und erntete, was er säete, — volle Liebe und Anhänglichkeit. Noch heute ist er unvergessen an den Stätten seiner jugendfrischen Berufsthätigkeit; und obwohl sich diese unter verschiedenartigen Bedingnissen von Land und Leuten bewegte, so hatte sie doch den gleichen Erfolg, daß die Bessern ihn liebten und selbst die Minderguten ihn achteten. Palling, Velden und Simbach sind solche Pflanzstätten seines ersten seelsorglichen Eifers gewesen, der noch ungeschmächt in sein Pfarrleben überging, in welches ihn sein verdientes Glück schon in seinen ersten dreißiger Jahren überführte, nachdem er zuvor noch durch längere Verweslung der Pfarrei Rammenhof sich vollkommen in den pfarrlichen Geschäftskreis eingeschult hatte. Aber schon nach zwei Jahren ging sein Weg vom kleinen Hallertshofen nach dem größern und schwierigern Glon, wo er sein schönstes Jahrzehend der vollen Mannskraft verlebte und die schweren Zeiten des Jahres 1848 durchkämpfen mußte. Es läßt sich denken, daß in einer Zeit von solcher Erregung, wo Täuschungen so leicht und Irrungen fast unvermeidlich sind, auch ihm die bittern Erfahrungen des Mißverständnisses und Undanks nicht always erspart bleiben konnten; aber nie wurde etwas Anderes gegeben, als die volle Anerkennung seiner Redlichkeit und Treue in dem Glauben an sein Recht und seine Pflicht, denen er gemäß handele, um in einer Zeit von schwankenden Rechtsbegriffen die beschworenen Rechte seiner obliegenden Stellung zu bewahren. Seine persönliche Unempfindlichkeit bezweifelte — gewiß bei Seltenheit bei solchem Geschäftsverkehr! — selbst bei dieser Zeit Niemand; und so konnte er aus einem Strudel der menschlichen Leidenschaften, welcher damals an manchen Orten so viel wohlverdienten Dank und so viel altes Vertrauen verschlang, nach dem Verlaufen der Wogen in der alten Achtung und Liebe seiner Gemeinde wieder auftauchen, was nur die natürliche Folge war seiner seiner selbst über Noth und Gefahren erhobenen Rechtschaffenheit. Der Bau von ganz neuen Pfarrgebäuden in Glon, an welchem er nicht blos die eigenen Arbeitskräfte ganz außer Anlaß ließ, sondern noch einen Theil der Materialkosten aus eigenem Säckel bestritt, war ein stummes und doch so lautes Zeugniß seiner Gesinnungs- und Handlungsweise, daß sich eine Gegenstimme nicht regen konnte. Wie der Mann mit der eisernen Thatkraft, dem Schaffen und Arbeiten Lust und Bedürfniß war, und dessen rastlose Thätigkeit zwischen dem seelsorglichen und landwirthschaftlichen Wirken sich verstheilte, das beweisen Gesichtspunkte zu vereinigen wußte, und wie er wohlerworbene Interessen der eigenen Person den höhern Rücksichten des Amtes zu opfern verstand, darüber können wir uns nicht versagen, in Folgendem ein Beispiel von vielen zu erwähnen. Er hatte um geringen Preis von einem Bauer ein großes, aber ganz unfruchtbares Grundstück gekauft und es durch Mühe und Kosten in eine vorzügliche Wiese verwandelt. Das verdroß den Bauer, und mehr noch als der Verger, ließen ihm seine Kinder der Ruhe, so daß sich der Mann in seiner Angst nicht zu helfen wußte. Da erfuhr auch der Pfarrer davon, um um den gleichen Preis, wie er sie gekauft hatte, dem Bauer die Wiese zurück und ließ sich für deren Verbesserung kaum die eigenen Auslagen ersetzen.

Ueber zehn Jahre war Vordermair in Glon, da stund ihm ein noch weiterer Wirkungskreis in Geisenhausen bei Landshut bevor, wo er bis an sein Ende verbleiben sollte. Auch hier war seine Thätigkeit unermüdlich, und seine Hand war jeder Zeit zum Schaffen und Wohlthun bereit. Auch hier baute er als Pfarrhofgebäude von Grund auf neu, und auch hier war es sein Säckel, aus welchem Tausende flossen, um das Bildsam nicht durch allzuhohe Baulast zu erschöpfen; er wußte und verstund es, wie schwer unter solchen Lasten das Wirthschaften geht, und wie Lust und Streben d'ran müde wird; darum hatte er sich zum Grundsatze gemacht, die Pfründe vor Ueberbürdung mit Bauschulden zu sichern, und er nahm diese lieber nach bestem Vermögen auf seine eigenen Schultern, als daß er sie in nicht ganz ungewöhnlicher Weise seinen Nachfolgern als traurigs Erbe hinterließ. Aber wenn auch seine Schultern viel zu tragen vermochten, wurde ihnen doch stets wieder Neues aufgeladen; und kaum war der Pfarrhof fertig, so wurde die Kirche restaurirt, ein Schulhaus für die Mädchen und Schulschwestern und darnach ein Krankenhaus gebaut, und Aehnlichen mehr war es seine persönlichen Opfer, welche die Unternehmungen möglich machten und die Hilfe herbeilegen. Für eine gewöhnliche Mannskraft wären diese Arbeiten allein schon genügend gewesen, um sie vollständig aufzufüllen, aber bei Vordermair gingen sie nebenher. Seine Thätigkeit umfaßte die ganze Leitung der Amts und Oekonomiegeschäfte und ging in das Einzelnste der Seelsorge. Sie war darin von solcher Ausdehnung und Eindringlichkeit, daß bei der größte und von aller Amts- und Oekonomiethätigkeit entbundene Seelsorgsleiter nicht hingebender zu wirken vermochte. Wir enthehen uns aber in diesen für ein allgemeines Publikum bestimmten Zeilen dem Eingehen in diesen Fachgegenstand um so mehr, als wir hoffen dürfen, daß seinen Amtsbrüdern die Belenchtung dieser Seite seiner Thätigkeit am gehörigen Orte zu Theil werden wird.

Digitized by Google

Er besaß aber allerdings, um eine so gemischte und schwer verständbare Aufgabe in vollständiger Weise zu erfüllen, eine seltene Arbeitskraft und die größte Gewandtheit in allen Zweigen der Geschäftsführung, und was ihm die Verwaltigung erleichterte, war sein praktischer Blick und seine durchschlagende Willenskraft. Er verstand es in Wort und That, den Nagel auf den Kopf zu treffen, und so wenig er selbst zwischen Entschlüssen und Erwägungen schwankte, aber sich durch Berathungen unsicher machte, so wenig duldete er Einwände oder machte sein Urtheil von fremden Einfällen abhängig. Er war überall selbst der Mann. Der Umstand, daß er in Allem auf den Grund sah, Alles beim rechten Fleck ergriff, und kurz und gut anfaßte, half ihm über alle Schwierigkeiten zu raschen und gedeihlichen Ende weg. Freilich hatte diese ihm angeborene Manier und das äußerst bestimmte und entschiedene Wesen, das gegen Freund und Feind weder Wiene noch Wort verhehlte, sondern ohne Umschweif mit der nackten Wahrheit herausging, für zarte Nerven etwas empfindlich Berührendes, jedoch nur in dem Fall, daß Einer überhaupt diese Eigenart starker Charaktere überfah, oder daß er ohne genügende Bekanntschaft mit dem Innern ein vorschnelles Urtheil über ein Aeußeres sich erlaubte, hinter welchem eine ebenso große Bescheidenheit als eine zarte und liebevolle Duldung sich verbarg. Denn der Männliche, der im eigenen Kreise mit solcher Bestimmtheit waltete, drückte in fremden seine Ansicht kaum durch verneinliches Schweigen aus, weil er die Selbstbestimmung des Andern gerade wie die seinige achtete. Auch war sein Innerstes die leuterste Herzensgüte, deren stetes Bestreben war, wohlzuthun, und wenn es ein Wort gibt, diesem Grundton seiner Seele einen Ausdruck zu geben, so sprach am schönsten er selbst es aus, da er einem Freund, der ihm Höheres wünschte, die richtige und ungesierte Antwort gab: „Was soll ich Höheres wünschen, als Pfarrer zu sein? Hat nicht ein Oekonomie-Pfarrer die weiste Gelegenheit, wohlzuthun; denn er hat Acker und Brod dazu.“ Diese Antwort deckt uns zugleich die Anschauung auf, mit welcher er das Verhältniß des Pfarrers zum weltlichen Landwirth betrachtete. Diese Beiden in ihrer Verbindung so viel angefochtenen Eigenschaften einer und derselben Person wußte Vorbermair in seiner Person in seltenster und einander fast bedingender Weise zu verbinden, und er konnte sich in seiner Weise den Landpfarrer gewiß nur als Oekonomie-Pfarrer denken; denn die Landwirthschaft war ihm Mittel der Seelsorge. „Nur der Oekonomie-Pfarrer kann helfen“, sagte er öfter; und die leidvolle Hilfe galt ihm als Bedingung und Vorgängerin der geistlichen Hilfe. Hiezu trieb er aber auch die Landwirthschaft fachmännisch, nicht dilettantenhaft, denn es galt darin die Mittel zu seelsorglichen Zwecken zu finden; und deren Anwendung hiezu war so anerkannt, daß seine landwirthschaftliche Meisterschaft nicht verunglimpfenden Neid, sondern oben Betteifer erregte, und in seiner Weise Beifall und Anerkennung fand.

Wir hätten von dem lieben Seligen des Guten noch vieles zu sagen; aber in einer Zeit der drängenden Weltereignisse muß die Geduld durch Kürze geschont werden; und so wollen wir nur kurz das Ende erwähnen. Von Seligen kann die Redensart einer gewissen Klasse gelten: „Sieht vita, finis ita“, oder: „Wie man lebt, so stirbt man.“ Denn er war sich gleich bis zum Lebensende, und je näher er ihm rückte, um so augenfälliger trat diese Gleichheit auf; denn selbst im letzten Stadium seines langwierigen Lungenleidens, welches er bis in die letzten Tage außer dem Bett zubrachte, führte er eine eigenhändige Korrespondenz und diktirte den ausgedehnten Amtsverkehr, und ertheilte mit sterbender Stimme die vielen Geschäfts- und Seelsorgsaudiengen, wobei seine Liebe gar manche Zudringlichkeit zu überstehen hatte; denn theils konnte man sich den mitten unter den Lebenden Dahingehenden den Tode nicht so nahe denken, theils wollte die Verehrung den Dahinscheidenden wenigstens noch zum Abschied begrüßen. Alles, was die Pfarrei, das Bildthum und den Nachfolger betraf, das ordnete er mit einer Ruhe und Pünktlichkeit, als gälte es nicht den Austritt, sondern den Eintritt in sein Amt; und in dieser Art, erst mit dem letzten Athemzuge aus dem Amte zu treten, und mit dem vollen Todesbewußtsein noch seine Anordnungen zu treffen, war er völlig dem Befehlshaber eines untergehenden Schiffes gleich, der noch im Sinken die letzten Befehle zur Sicherung der Ueberlebenden gibt. So lebte und starb er als ein männlicher und christlicher Charakter, ebenso einfach und anspruchslos, als edel und groß in Sinn und That: Beides nach der menschlichen Seite sowohl, von welcher wir ihn vorzugsweise zu schildern suchten, als nach der priesterlichen Seite, von welcher wir die Schilderung einer eingeweihten Feder überlassen: überzeugt, daß jede Seite des lieben und vortrefflichen Mannes das Andenken der Besten verdient. Z.

Drei Tage auf dem Kriegsschauplatz im Elsaß. *)

Kaum war die Nachricht von dem großen aber blutigen Sieg bei Wörth an der Sauer angekommen, so begab ich mich auf den Weg nach dem Schauplatze des Kampfes. Auf dem Landauer Bahnhof stand am 8. August seit 10 Uhr Morgens ein langer Zug mit einem Bataillon des 51. preußischen Regiments, aus Schlesiern bestehend. Die Leute waren seit 3 Tagen, seitdem sie bei Liegnitz die Eisenbahnwagen betreten hatten, ununterbrochen gefahren. Diesen Zuge schloß ich mich an, um möglichst rasch vorwärts zu kommen, allein es war vorgegeben; Stunde auf Stunde verrann, das Bataillon stieg aus, stieg ein, stieg wieder aus, sodann erhielten die Leute ihr Brod mit Speck vorgewogen, da an Fleischkochen nicht zu denken war. Jeder setzte einen halben Laib Brod und dann zerschnitten sie die mächtigen Speckstücke, theilten brüderlich und verzehrten sie guten Muthes. Aber das war eigentlich noch zu dieser schwer verdienlichen Nahrung zahlen, der Schnaps war weniger reichlich vorhanden, doch ein hungriger Soldatenmagen, zumal aus dem Norden, wird auch ohne solche Zugabe befriedigt.

Und wieder verging Stunde auf Stunde und immer noch war keine Aussicht auf Weiterkommen. Trübe Nebel zogen über die scharf geschnittenen romantischen Berggipfel und aus den Thälern des Wasgaues hervor und ließen zeitweise tüchtige Regenschauer auf die Menschenmenge niederfallen und auf die Ochsen- und Haarfeerden, die dumm blickend, in den theilweise überschwemmten Gräben und auf den sumpfigen Wiesen vor dem deutschen Thore weideten. Auch sie werden für das Vaterland sterben, scheinen aber von dieser erhabenen Bestimmung wenig Kenntniß zu haben; einförmlich leben und müßen sie sich an dem lang entbehrten saftigen Grase, das, von dem Regen wieder zum Leben geweckt, üppig aufzuprießen begann.

Einige Abwechslung in die Langeweile des Wartens brachten die Züge, die mit Verwundeten und Gefangenen von Weißenburg kamen. Da strömte Alles, was abkommen konnte, an den langen Wagenzug entlang, um die Ermatteten zu laben und sich die Gefangenen zu betrachten. In Hälle und Fülle hatten die Landauer Speise und Trank am Bahnhofe aufgetischt und Jeder bekam sein Theil. Zuerst kamen die Verwundeten und die Bedeckungsmannschaft an die Reihe, dann die Gefangenen, die manchmal, besonders wenn es Turcos oder sonstiges afrikanisches Volk waren, sehr knapp gehalten und barsch behandelt wurden. Die meisten der gefangenen Soldaten hatten noch ihre volle Uniform an und schon nach dem Aussehen der Leute zu schließen, schienen sie sich mußenweise ergeben zu haben oder abgeschnitten worden zu sein. Die Erzählungen der Soldaten bestätigten auch diese Annahme und ließen so auf die Entmuthigung schließen, die unter den französischen Soldaten eingerissen war, als sie, trotz Chassepots, Mitrailleusen und ihrer festen verschanzten Stellung bei Wörth, von den deutschen Truppen geschlagen wurden.

Sehr schlimm waren diejenigen französischen Verwundeten daran, welche mangelhaft bekleidet waren, und solcher gab es nicht wenige. Die leichte Kleidung der französischen Soldaten, die an den Füßen aus Schuhen und Gamaschen besteht, paßt sehr wenig für diesen Feldzug in einer für die meisten Franzosen schon ziemlich nördlich gelegenen Gegend und mußte sich bei dem Wetter, wie es seit dem Tage von Weißenburg im Elsaß herrschte, als ganz ungenügend erweisen. Hier können blos ganz gute hochschaftige Stiefel ordentliche Dienste leisten. Viele der Gefangenen waren barfuß; auf einem offenen Wagen

*) Aus der „Palatina“, Beiblatt zur Pfälz. Ztg.

Digitized by Google

sah ich einen Verwundeten; ohne alle Kopfbedeckung, der noch überdieß einen Theil der Brust entblößt hatte, ein bei dem nassen Wetter sehr bedauernswerther Zustand; mit französischer Nachlässigkeit aber bedeckte er seine Blöße mit einigen Leinwandfetzen und rauchte gleichgiltig eine Cigarre. Die Mehrzahl der Gefangenen schien nicht sonderlich betrübt über ihr Schicksal zu sein. Auch mehrere Offiziere befanden sich in den Zügen, und einer derselben, ein Zuaven-Major, der seinen afrikanischen Diener bei sich hatte, wollte durchaus in Landau bleiben, um ins Spital aufgenommen zu werden. Er hatte die Hand geschossen und die Wunde schien ihm Fieber und Harte Schmerzen zu verursachen. Einer der preußischen Offiziere, des Französischen verlautet, übernahm die Vermittlung und erklärte dem Franzosen, das Spital zu Landau sei ganz mit Schwerverwundeten überfüllt, und er möge sich gedulden, bis er nach Mannheim komme, wo er in jeder Hinsicht bessere Pflege finden wird, und wo für Alles gesorgt sei. „Pour tout", wiederholte der Major und zog sich befriedigt wieder zurück.

So wurde es 9 Uhr Abends, und immer noch war keine Aussicht von der Stelle zu kommen. Die Soldaten murrten daher zum Ausspeisen kommandirt und marschirten zu Fuß weiter in die Nacht hinein. Sie campirten auf dem Felde bei Rohrbach, und den nächsten Abend traf ich sie wieder in Weißenburg.

Für heute ging kein Zug mehr, und daher verließ Alles, was mit diesem Zuge auf den Kriegsschauplatz eilen wollte, darunter auch eine größere Anzahl von Aerzten, die Wagen und suchte in der Stadt nach Unterkunft; es war schwer in dem ohnehin schon überfüllten Landau noch ein Unterkommen zu erhalten. An einigen Häusern abgewiesen, war ich froh, endlich doch noch in einem kleineren Gasthaus ein Zimmer zu finden, das ich mit vier preußischen Marketendern theilen mußte. Sie kamen von Wörth zurück und wollten Lebensmittel, besonders Brod, Dürrfleisch, Wein, Schnaps und Cigarren holen. Den nächsten Tag durchstöberten sie Stadt und Umgegend nach diesen Dingen; doch wird es ihnen schwer gehalten haben, größere Vorräthe von Dürrfleisch, nach welchem sie ganz besonders suchten, zu erlangen.

Die Zeche war billig, und der Wirth schien im Gegensatze zu so vielen Wirthen und Kaufleuten gar nicht das Bestreben zu haben, aus der Einquart- und Nahrungsnoth übermäßigen Vortheil zu ziehen. Um 8 Uhr war ich wieder auf dem Bahnhof und traf glücklicher Weise gerade einen Proviantzug, der nach Sulz gehen sollte. Aber unsere Hoffnung, rasch vorwärts zu kommen, erwies sich als verfrüht; denn schon in Rohrbach war die Stockung wieder eingetreten. Vor uns hielt ein Militärzug, der ebenfalls ein Bataillon des 51. preußischen Regiments ins Elsaß brachte. Der Zug war den Tag vorher um 9 Uhr Morgens von Landau abgegangen und hatte sich in der Zeit von 24 Stunden nur bis hierher bewegen können! Die Soldaten waren ausgestiegen, hatten lange Schnaps Hügel auf den nassen Feldern aufgeworfen und dort ihr Feuer angemacht, um Fleisch mit Reis zu kochen. Einige Bauern und Weiber verkauften Brod, Milch, Butter und Schnaps. Viel Kopfzerbrechen machte es den ehrlichen Schlesiern, sich an das südteutsche Geld zu gewöhnen. Die Forderungen der Bauern waren nicht zu hoch und sie ließen sich bloß die landesüblichen Preise bezahlen. (Forts. folgt.)

Die „Distichen aus dem bayerischen Hochland von Dr. Karl Hoffmann."

Aus Oberbayern.

Mitten im Kriegslärm hat sich gestern zu meiner größten Ueberraschung ein Kind der friedliebenden Musen einquartiert. Die „Distichen aus dem bayerischen Hochland von Dr. Karl Hoffmann"*) sind wahrlich eines der lieblichsten und schönsten Kinder der Musen zu nennen.

Ja, wie ich meine, 38 größeren oder kleineren Gedichten wird das bayerische Hochland mit all dem Reichthum seiner Großartigkeit, Schönheit und Mannichfaltigkeit in wahrhaft klassischer Sprache meisterhaft skizzirt und Natur und Uebernatur, Natur und Mensch in beiden verglichen und eines durch das andere erläutert. Nur ein so katholisches Herz, ein so gebildeter Geist, eine so für alles Gute, Schöne und Wahre begeisterte Seele ist im Stande, im „Buche der Natur" so zu lesen und zu verstehen, wie der Verfasser der Distichen. Es thut mir leid, daß es der fatale, stets schwarze Punkt, der beschränkte Raum Ihres Blattes, nicht erlaubt, gleich die erste Distichen-Trias herzusetzen. Aber „Abendliches Alpenglühen" ist kürzer und kann Platz finden.

„Sieh, wie die Höh'n ringsum mit Rosen sich festlich bekränzen,
Während im dämmernden Thal „Ave Maria" erklingt".

Seliger Tod des Gerechten! Die heiligen Namen im Munde,
Schaut der Verklärung Glüh'n hervor den scheidende Geist.

Das ist Naturauffassung und zwar die allein wahre! Denn alles Geschaffene ist Eitelkeit und Leuter des Ewigen. Die Erklärung dieses Distichenpaares würde zu einer religiös-philosophischen Abhandlung sich auswachsen, so viel liegt in den wenigen Worten. Das ist aber ein weiterer Vorzug der Arbeiten**) des Herrn Verfassers, — der mir, nebenbei gesagt, etwas mehr ist — daß sie bei knapper Form eine Fülle des Inhalts aufzeigen, welche nur Sache eines ebenso tief und klar denkenden, wie an Kenntnissen überströmenden Geistes ist. Der Verfasser ist berechtigt, im Distichenpaare „Höhe und Tiefe" zu singen:

„Hoch nicht nenne den Berg, der den steigenden Wandrer nicht ...
Tief nicht Wissen und Kunst, wenn nicht mit Mühe erkauft;
Jener belohnt mit erstrebender Lust und entzückender Fernsicht,
Diese berücken den Geist, bilden, verderben das Herz."

Religion und Wissenschaft sind nun vereinten, jetzt noch etwas für die wahre Lebenskunst, in diesen Tagen besonders verwerthbar. Das Distichon „Der blütgetroffene Baum" spricht zum schmerzerfüllten Menschenherzen:

„Siehe von Blitzen zerspalten den Baum, doch steht er und grünet:
Herz, so zerrissen von Weh, daß du zu hoffen verlernt?"

Um Ihre Geduld nicht auf zu harte Probe zu stellen, nehme ich vom herrlichen Büchlein Abschied, Andere aber, und zwar besonders Studierende reiferen Alters und katholische Männer und Greise, und denkende Jungfrauen, Frauen und Wittwen, welche eine das bayerische Hochland sehen wollen oder schon gesehen haben, mögen die Distichen lesen und studieren; es wird ihrem Geiste und Herzen wohlthun. Es ist nur Eine Poesie, wie Eine Wissenschaft, welche den ganzen Menschen befriedigt, und dies ist die katholische, weil sie allein, aus dem Quell aller Gnaden getränkt und von der Sonne alles Lichtes erleuchtet, Himmel und Erde verbindet. Leider versteht unsere Zeit von wahrer Größe schier nichts, und was katholisch, wird ignorirt; der Schönheitsapostel Carrière in München wird den Grund angeben: es fehlt bei ihr „reformatorische Idee", ich setze hinzu: der Augenlust, Fleischeslust und Hoffart des Lebens.

Endlich möchte ich bitten, der Herr Verfasser möge den herrlichen Sonettenkranz „Glauben, Wissen und Leben", welcher bei Pustet in Regensburg erschienen, vielleicht bereichert, neu auflegen lassen.

Unsere Distichen, das darf ich nicht vergessen, sind brillant ausgestattet; aber „solche Perlen verdienen solche Fassung."

A. B.

*) Passau, M. Waldbauer's Verlag.

**) Philosophische Compendien (wahre Meisterstücke, aber lange nicht nach Gebühr beachtet), eine nach nicht erreichte Uebersetzung der Opera des Horatius, gediegene Programme, besonders 18 großartig: „Die Geschichte der Philosophie und der katholische Standpunkt" u. s. w.

Am 15. August singen die Holtheater in Berlin wieder an zu spielen, am 20. fangen die Dresdener an und nächstens öffnet sich auch der Münchener Kunsttempel. Die deutschen Bretter, welche die Welt bedeuten, kommen in Aktivität, während den Parisern — die Welt ringsum mit Brettern vernagelt wird. (Punsch.)

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Joh. Lhamann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur

Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang. 1870. № 34. Den 28. August. Augustin.

Gerhard von Löwen.

Von R. v. Horn.

(Aus dem Holländischen von C. B.)

(Schluß.)

In schnellem Lauf ward die kurze Strecke zwischen der Kirche und dem Schlosse zurückgelegt. Plötzlich standen die Verschworenen wie angenagelt. Die Brücke war aufgezogen, das Thor geschlossen. Ueber die Mauern blinkten hier und da die eisernen Sturmhauben der Bewaffneten hervor.

„Wir sind verrathen!“ war der Ausruf der Ueberraschung und der Wuth, der aus eines Jeden Munde kam.

Herr Willem war auch nicht in der Kirche! Er hat gewiß Kenntniß von unserem Anschlag bekommen!“ sagte der alte Sammert, der bei aller Erbitterung doch am Meisten seine Besonnung behalten hatte.

Nun fiel es Allen ein, daß sie in der Hitze des Kampfes an den jüngeren Herrn von Draten gar nicht gedacht hatten.

Diese Niedergeschlagenheit benachtigte sich aller Herzen. So waren denn alle ihre Anstrengungen vergeblich gewesen. So war denn ihre süßeste Hoffnung gerade als sie der Erfüllung am nächsten schien, in Rauch aufgegangen.

Schon machten die Furchtsamsten Miene, umzukehren, als Gerhard von Nenem seine Stimme erhob.

„Sollen wir uns so wie dumme Jungen heimschicken und von den Zienden im Schlosse noch dazu auslachen lassen?“ fragte er in bitterem Ton. „Wenn wir nur die Brücke herunter hätten, dann könnten wir vielleicht das Thor einrennen!“ Diese Worte fachten den beinahe erloschenen Muth der Löwener wieder an. In ihren strahlenden Augen las Gerhard die Antwort auf seine Vorstellung.

„Wer kann schwimmen?“ fragte Sammert. Drei Männer traten vor. „Schön, daß Ihr mit einem Beile dort die Kette losmacht, dann fällt die Brücke von selbst nieder.“

In einem Augenblick hatten sie die Oberkleider abgeworfen. Sie kletterten schon an dem hohen Rand des Grabens hinab, als ihr Vorhaben plötzlich auf kräftige Weise vereitelt wurde. Ein Hagel von Pfeilen sauste durch die Luft. Wohl gingen die meisten über die Köpfe der Belagerer hinweg, aber mehrere von ihnen stürzten doch verwundet zu Boden. Unter diesen war Gerhard. Ein Pfeil war ihm in die rechte Seite gedrungen. „Gertraud!“ stammelte er erbleichend. „Du hast Recht! Gottes Segen ruht nicht auf unserem Unternehmen.“

Der Fall ihres Anführers war für die Uebrigen das Zeichen zum Abzug. Sie machten aus den Stielen ihrer Hacken und Gabeln künstliche Tragbahren für Gerhard und die anderen Verwundeten und zogen sich langsam nach dem Dorfe zurück.

In die Nähe der Kirche gekommen, sahen sie eine Gestalt über den Kirchhof schlüpfen, die sich offenbar den Blicken zu entziehen trachtete. Aber das Auge Gerhards, wiewohl durch Schmerz und Blutverlust umnebelt, hatte seinen Erzfeind, den Rentmeister, erkannt. — „Das ist Peter!“ schrie er so laut, als es seine Kräfte zuließen, „greift den Schurken und hängt ihn auf!“ Dieser Befehl sollte nicht überhört werden; gierig ergriffen die Entlüsteten die Gelegenheit, um ihre Wuth an dem Gegenstande ihres allgemeinen Hasses auszulassen. Nach einer kurzen Verfolgung war der Unglückliche in der Gewalt seiner Feinde. Aber eine halbe Stunde später am Kirchhofe vorbeigehend, konnte mit einem kalten Schauer die hagere Gestalt des früheren Bauernunterdrückers an einem Baume hängen sehen. —

IV.

Es ist dunkel und still in Gerhards Wohnung. Vor dem Bette, in dem der Verwundete liegt, sitzen seine Mutter und Gertraud. Nachdem der Pfeil aus der Wunde gezogen war, hatte sich gezeigt, daß diese sehr gefährlich war. Drei Tage lag er bereits in einem heftigen Wundfieber, so daß man nicht einen Schein von Bewußtsein an ihm wahrnehmen konnte. Auch in dieser Nacht war er in einen tiefen Schlummer oder vielmehr in einen Zustand von Betäubung versunken, welche die beiden Frauen fast noch mehr beängstigte, als die wilden und unverständlichen Worte, die er zuweilen in der Hitze des Fiebers ausstieß.

„Was dauert es doch heute so lange, bis es Tag wird!“ sagte die Mutter, nach einem kleinen Fensterchen über der Thüre blickend.

„Ich wünschte auch sehr, daß Bruder Lorenz käme. Aber ich fürchte, er wird den Kranken heute nicht besser finden.“

Ihre Furcht schien wohl begründet. Als der Kaplan kam und den Leidenden untersucht hatte, schüttelte er bedenklich den Kopf.

„Ruft mich sogleich, wenn er zur Besinnung kommen sollte,“ gebot er beim Weggehen.

Träge kroch der Tag, gerade wie die früheren, vorbei. Gegen Abend schien einige Veränderung in den Zustand des Kranken zu kommen.

„Mutter!“ sprach er mit kaum hörbarer Stimme.

Die Mutter beugte sich über den Leidenden hin.

„Was ist denn mit mir geschehen? Wie bin ich denn hierher gekommen?“ fragte er.

„Still, Kind! halte Dich ruhig, Bruder Lorenz hat gesagt, daß jede Bewegung Dir tödlich sein kann.“

Jetzt hörte Gerhard, daß sich noch Jemand im Zimmer befand.

„Wer ist bei Euch?“ fragte er wieder.

„Gertraud, die gute Gertraud. Sie hat Dich Tag und Nacht mit mit gepflegt.“

Ein bitterer Zug spielte um die Lippen des Verwundeten. Er preßte die Zähne auf einander, kehrte das Haupt ab und sprach kein Wort mehr.

Einige Zeit später trat Bruder Lorenz herein. Er konnte die Freude der beiden Frauen über Gerhards Besserung nicht theilen; sein kundiger Blick entdeckte bei dem Kranken die Vorzeichen eines bevorstehenden stärkeren Fieberanfalles, der leicht mit dem Tode endigen konnte.

„Wir müssen das Sichere für das Unsichere nehmen und diesen Augenblick benützen, um ihm die Gnadenmittel der Kirche zu bieten,“ sprach er.

Ohne die Antwort der entsetzlichen Frauen abzuwarten, trat er der Lagerstätte Gerhards näher; die beiden Frauen traten still weinend in eine Ecke zurück und falteten andächtig die Hände.

Die feierliche Handlung war zu Ende. — „Gerhard,“ fragte der gute Kaplan, „habt Ihr mich noch etwas zu fragen, oder wollt Ihr noch mit Eurer Mutter sprechen?“

Laßt Gertraud einen Augenblick zu mir kommen.“

Tief bewegt kam diese näher.

„Gertraud!“ — sprach der Kranke mit schwacher Stimme. — Sage mir, ehe ich sterbe, daß Du uns nicht an Herrn Willem verrathen hast. Das wird mir den Todeskampf erleichtern!“

Wie ein Dolchstich durchbohrten diese Worte Gertrauds Herz. Was sollte sie thun? Die Wahrheit sagen und Gerhard, der sie so treu geliebt hatte, noch in seiner letzten Stunde betrüben? oder ihre That verschweigen und einen Sterbenden im Angesicht des Todes belügen? Der heftige Widerstreit zeigte sich auf ihrem Gesicht.

Digitized by Google

Durch ihr Schweigen aufmerksam geworden, sah Gerhard auf. „O! ich merke Alles," sagte er in schmerzlichem Ton, „Du hast es gethan. Gott! Gott! Daß Du die Ursache meines Todes werden mußtest!"

Gertraud knickte zusammen. Mit einer beinahe übermenschlichen Kraftanstrengung ermannte sie sich wieder und antwortete in ruhigem Ton: „Höre mich an, Gerhard. — Ich flehe Dich an!" fuhr sie dringender fort, da sie den Kranken eine ungeduldige Bewegung mit der Hand machen sah — „Hätte ich gewußt, daß Du heimlich in Leiden kommen würdest, ich hätte es nicht gethan. In der Nacht, da Du mich in Deine Wohnung eingeschlossen, hatte ich weder Ruhe noch Rast. Mir grauete vor dem Gedanken, daß Blut sollte vergossen werden und das auch um meinetwillen. Herr Willem mit Herrn Helmerich sollte geopfert werden, während jener doch ein viel besserer Herr war, und mich von der Verbindung mit dem verhaßten Pitter befreit hatte! In meiner Angst stieß ich das Fenster auf, um meinen Kopf in der Morgenluft etwas zu kühlen. Da kam gerade das Töchterchen von Jan Dirks an Euere Thüre. Ich fragte sie, ob sie ein gutes Werk thun wolle, und befahl ihr, unter dem Siegel der strengsten Verschwiegenheit nach dem Schloß zu gehen und zu sehen, ob sie nicht Herrn Willem sprechen könnte; alsdann sollte sie ihm, ohne daß ein Anderer es hörte, sagen: „Geht nicht in die Kirche!" So wollte ich euch bewahren vor dem Morde eines Unschuldigen. Bist Du noch böse, Gerhard?"

„Gott hat es so gewollt, Gertraud," erwiderte dieser mit kaum hörbarer Stimme. „Es stimmt einem Menschen nicht, mit zornigem Herzen zu sterben? Bete für meine arme Seele!"

Er reichte ihr die Hand, die sie in der ihrigen drückte. Als sie dieselbe wieder losließ, fiel sie kraftlos am Rande der Bettlade nieder.

* * *

Dreißig Jahre lang sah man einem gewissen Abend des Monats April eine Nonne auf dem Kirchhofe von Löwen knieen. Sie trug das weiße Gewand der Ordensschwestern des heil. Augustin aus dem stets reicher und mächtiger werdenden Kloster Marienburg in der alten Stadt der Batavia. Es war Gertraud, jetzt Schwester Magdalena, die für die Ruhe der Seele des armen Gerhard betete.

Der Hausherr Arnold schien es für rathsam zu halten, seine Waare in anderen Gegenden feil zu bieten. In Löwen hatte er sich seit jenem verhängnißvollen Ostertag nicht mehr sehen lassen.

Drei Tage auf dem Kriegsschauplatz im Elsaß.

(Fortsetzung.)

Von Rohrbach bis nach Sulz war eine vollständige Verheerung eingetreten. Die Bahn hat von Winden bis in's Gäsß hinauf nur ein Geleise, und da nach überdieß stets von Morau her starke Züge sich hineinschoben, so wollte das Warten wieder kein Ende nehmen. Etwas Abwechslung gewährte es, als bayerische Soldaten, die ihrem Regimente nachrückten, aus einem Bremserhäuschen einen kurzen, zerlumpten Burschen herauszogen, der sich ohne Fahrkarte oder Vorweis in den Zug hineingedrängt hatte. Er wurde den Offizieren vorgeführt und dort ließ man ihn wieder springen, da sonst nichts gegen ihn vorlag. Wahrscheinlich wollte er auf das Schlachtfeld, um dort Beute zu holen.

Drei Züge, wieder, noch den Wagen zu schließen, Soldaten und Schlachtvieh aufwärts befördert hatten, kamen leer an und vorüber; der vierte Zug brachte Verwundete und Gefangene. Verwundlich fehlte es in Weißenburg und Sulz besonders an Leuten, welche die Verwundeten hätten begleiten können, weil man die Züge leer zurückgehen ließ. Nachdem wir von Morgens 9 Uhr bis Nachmittags um $^1/_4$4 Uhr gewartet hatten, wanderten wir endlich zu Fuß nach Winden, um womöglich dort bessere Gelegenheit zu finden. In der That erschien bald nach unserer Ankunft ein langer Lazarethzug. Er brachte bayerische Sanitätssoldaten, barmherzige Schwestern, Berliner Diakonen oder Krankenpfleger, welche mit Verbandzeug, Eis u. s. w. im Dienste der Johanniter auf das Schlachtfeld eilten, viele Aerzte von München und Berlin mit ihren Assistenten, sowie eine Anzahl Turner, die sich zu kleinen Sanitäts-Abtheilungen geordnet hatten; besonders praktisch waren 15 Nürnberger eingerichtet; sie waren höchst zweckmäßig für das Feld uniformirt und mit allem Nöthigen für den Transport und die augenblickliche Hilfe wohl versehen. Alle hatten Unterricht im Verbandnehmen genommen und wollten sich der Armee anschließen, um gleich den Sanitätssoldaten unter das Commando zu treten. Später sah ich sie, als wir kaum in Sulz angekommen waren, sogleich einen Zug von Verwundeten einladen helfen, und nochmals begegnete ich ihnen, als sie nach Hagenau dirigirt wurden. Der Zug sollte, weil Hilfe dringend nothwendig war, so schnell als möglich nach Sulz gehen. Wir schlossen uns an und kamen etwa um 9 Uhr Abends nach Weißenburg. Von Landau bis dorthin hatte ich somit $1^1/_2$ Tage gebraucht!

Der Bahnhof von Weißenburg zeigte bedeutende Verwüstungen; doch hatten weniger die Gebäulichkeiten gelitten, als die Fenster und das bewegliche Material. Die mir von glaubwürdiger Seite mitgetheilt wurde, hatten die Franzosen aus Weißenburg einige ziemliche Anzahl pfälzischer Ortsbahnwagen mitgenommen. Die Zerstörungen am Bahnhofe sollen vielleicht von deutschen Truppen herrühren, welche geglaubt hatten, nur französisches Eigenthum vor sich zu haben.

Alle vorhandenen Räumlichkeiten des Bahnhofgebäudes waren mit Verwundeten belegt, Preußen, Bayern und Franzosen, besonders stark aber von den beiden letzteren; sie lagen in den Wartesälen, in den Zimmern der Verwaltung, der Telegraphen-Abtheilung und der Douane. Die mit dem Zuge angekommenen Johanniter und sonstige Pflegekräfte begaben sich sogleich an die Arbeit, den Verwundeten die kommende Nacht erträglicher zu machen. Im Hofe, der sich gegen die Straße zu öffnet, lagen dunkelviolette Todtenkisten aufgeschichtet und die Bissen, welche die sterbenden Feinde, aber auch die eigenen Verwundeten und Todten ihre wußten liegen lassen. Mancher Ankömmling verfluchte, sich in den Besitz eines Turco- oder Zuaven-Säbels zu setzen, oder gar eines der vielgewünschten Chassepotgewehre zu erringen; aber die Soldaten hielten scharfe Wache, und nur wenigen besonders Glücklichen wurde eine solche Gunst zu Theil.

Unter strömendem Regen suchten wir uns in der Dunkelheit der Nacht den Weg zum Thore der Stadt. Dicker Koth bedeckte pfuhlich die Straße; an welcher rechts und links die Truppen zwischen den Bäumen lagerten; bald leuchteten die flammenden Wachtfeuer grell auf die kühnen und kräftigen Gestalten, bald sanken diese nach einem solchen Lichtblitze wieder in tiefe Finsternis zurück.

Das französische Thor hatte wenig gelitten, um so stärker aber das Landauerthor, durch welches die Bayern in die Stadt gedrungen waren. Die äußeren Pfeiler waren zusammengeschossen und herabgestürzt; auch die Häuser in der Nähe waren mannigfach beschädigt. Im Innern aber fand alle Zerstörungen den Verwüstungen der Stadt, von dem Feuer, das Alles verheert haben soll, keineswegs übertroffen. Wohl haben manche Häuser bedeutend gelitten, weniger durch die Artillerie, welche anfangs Kugeln in die Stadt sandte, als hauptsächlich durch das heftige Straßengefecht, welches nach der erzwungenen Oeffnung des deutschen Thores sich entspann. Da kam es vielfach zum Handgemenge mit den Franzosen, besonders mit den Zuaven und Turcos, welche aus den Häusern herausschossen; diesem Umstande ist wohl auch der größte Theil von dem, was über die Betheiligung der Weißenburger Bürger am Kampfe erzählt wird, entsprungen. Wohl mag sich manche Unordnung im Unmuth über den glücklichen Erfolg der deutschen Truppen haben hinreißen lassen; aber diese Fälle sind nicht häufig gewesen. Mannichfach hat man auch, weil die französischen Soldaten aus den Häusern feuerten, die Hausbesitzer eingezogen, so den Spezereur Scherrer, dessen Haus rechts vom Ausgang des Bahnhofes liegt. Er wurde indessen bald wieder frei gelassen. Da die Schüsse auf den Häusern kamen und der Feind die Stadt noch besetzt hatte, so konnte man in den meisten dieser Fälle nicht sicher ermitteln, wer gefeuert habe.

Wie schon bemerkt, sind die Erzählungen von dem Schaden, den Weißenburg durch den Kampf erlitten habe, übertrieben. Manches ist sogar bis ins Ungeheuerliche aufgeblasen. So schrieb ein Correspondent der Wiener „Presse" in dem Abendblatte vom 10. Aug.:

Digitized by Google

, 6. August. Auf einem Trümmerhaufen, denn Weißenburg ist fast nur noch als solcher zu betrachten, schreibe ich Ihnen diese Zeilen. Der Kampf ist auf beiden Seiten mit grenzenloser Erbitterung und Hartnäckigkeit geführt worden, unter dem verheerendsten Kanonen- und Granatenfeuer hat die Stadt furchtbar gelitten, eine große Anzahl Häuser ist in Asche gelegt und noch steigt der Rauch an vielen Stellen in dichten Wolken empor."

Offenbar war dieser Correspondent gar nicht in Weißenburg, oder er hat, denn dafür wird er ja bezahlt, seinem Publikum etwas recht interessantes bieten und die Farben dick auftragen wollen, gleichviel ob sein Bericht wahr ist oder falsch. Der Leichtsinn, mit welchem mancher dieser Herren in die Welt hinausschreibt, ist in einer solchen Zeit doppelt unverzeihlich, und ich begreife nicht ganz, warum man dieser militärischerseits diese Special-Correspondenten und das fahrende Literatenthum überhaupt mit wohlgünstigen Augen ansieht. In diesem Fall übersieht der Correspondent doch bloß einen Theil der Ereignisse, und da ihm offizielle Berichte selten zu Gebote stehen, so ist er hinsichtlich alles Lobrigen auf das Hörensagen angewiesen; sowie man aber aus dieser Quelle schöpfen muß, wird selbst die strengste Wahrheitsliebe des Berichterstatters Schiffbruch leiden. Ist nun so die Wahrzahl der Special-Correspondenten, was die volle Erkenntniß der Thatsachen und die Uebersicht über die Ereignisse betrifft, in seinen Interessen günstigen Lage, so ist das Publikum hinsichtlich der Darstellung und der Berichte selbst ganz der Wahrheitsliebe dieser Herren anheimgegeben. Damit ist es aber, wie obiges Beispiel zeigt, nicht immer gut bestellt und Viele machen in Sensationsnachrichten. Das Beste wäre, wenn das Hauptquartier selbst einige tüchtige, zuverlässige Leute zur Seite hätte, welche Einsicht in die Berichte erhielten und mit deren Hilfe so rasch als möglich den gelesenen Blättern des Landes und ganz besonders der nächsten Umgebung ausführliche Darstellungen der Vorgänge mittheilten.

Ein tolles Durcheinander herrschte in Weißenburg; überall Soldaten von allen Uniformen und Waffengattungen. Das ging und kam ununterbrochen; dazu regnete es, was vom Himmel konnte; Einquartirung zog bataillonsweise in die Stadt, die Gast- und Wirthshäuser waren vollgepfropft und ordentlich gegen die Bürger; diese selbst zeigten sich gefällig, so gut es in dem Menschengewimmel und in dem betäubenden Lärm ging. Doch war wenig Aussicht, Unterkunft für die Nacht zu erhalten und überdies konnte uns Niemand sagen, wann unser Zug nach Sulz weiter gehen sollte. Man wußte nur, daß derselbe, weil dort dringend nothwendig, in aller Frühe befördert werden solle, sobald der Befehl dazu von Sulz gegeben sei. Unter diesen Umständen hielten wir es für räthlich, sicher zu gehen und lehrten wieder auf den Bahnhof zurück, wo wir uns mit vielen anderen Schicksalsgenossen im Eisenbahnwagen ein hartes Lager zurecht machten. Wir dachten an die vielen Tausende, die bei den strömenden Regen unter Gottes freiem Himmel übernachteten; so lagen wir wenigstens trocken und waren sicher, so schnell als möglich befördert zu werden.

Der nächste Morgen führte und wirklich schon mit Tagesanbruch nach Sulz. In weitem Bogen umzieht die Bahn den Galsberg, der sich sanft ansteigend südlich von Weißenburg etwa 500' über dem Städchen erhebt. Vom Kampfe selbst waren von dem Eisenbahnwagen aus nur noch wenige Spuren zu sehen. Die Todten und Verwundeten waren seit einigen Tagen weggeschafft, und nur hie und da zeigte ein zerschossenes Feld, eine zerwühlte Schanzvertiefung, ein durchlöcherter Zaun, daß Deutsche und Franzosen hier in hartem Kampf aufeinander gestoßen waren; selten, daß noch ein ausgeräumter Tornister oder gar ein Gewehr auf den Feldern lag.

Die Franzosen hatten beim Abzuge von Weißenburg keine Zeit mehr gehabt, den Bahnkörper zu zerstören. Wohl hatten sie die Schienen und Schwellen aufgerissen, allein dieser Schaden ließ sich leicht wieder gut machen; rasch hatte eine Abtheilung der Felseisenbahn Alles wieder in Stand gebracht und der breite Damm bot dann einen bequemen Weg zum Vordringen und schnellen Nachschieben der Truppenmassen. Die Brücken, über welche wir fuhren, waren ebenfalls erhalten geblieben, ihre Sprengung hätte den deutschen Truppen bedeutenden Aufenthalt verursacht, denn man hätte mit ganz starken Holzconstruktionen sich erst weiter auszuhelfen müssen.

Der Feind hatte auch den Plan gehabt, den etwa zwei Kilometer vom Weißenburg entfernten Eisenbahn-Einschnitt zu verschütten; aber glücklicherweise war der Stoß der Bayern und Preußen so stark, daß ihm dazu keine Zeit mehr blieb. Zu diesem Zwecke hatten die Franzosen in die beiderseitigen Böschungen des Einschnittes gegenüberstehende mannshohe Stollen etwa 5 Meter tief hineingetrieben. Sie sollten mit Pulver gefüllt und gesprengt werden und man hoffte so den Eisenbahnverkehr auf längere Zeit durch die herunterschmetternden Erdmassen unmöglich zu machen.

Die französischen Bahnwärter, von denen sich viele entfernt hatten, waren theilweise durch preußische Soldaten ersetzt, die scharf aufpaßten, damit den Zügen nichts zustoße.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rückzug der Franzosen nach der Schlacht bei Wörth.

Ein Correspondent der „Mohrzeitung" sendet diesem Blatte eine lebhafte Schilderung des in wilde Flucht ausgearteten Rückzugs der Franzosen nach ihrer Niederlage bei Wörth. Wir entnehmen dem Schreiben folgende Stellen:

Ich konnte es in Hagenau nicht mehr aushalten. Trotz der Bespannung des Wirths, mich nicht hinauszuwagen, „da das Landvolk gegen die Fremden mißtrauisch und erbittert sei", eilte ich bei dem nördlichen Thore hinaus und nahm die Richtung gegen den Hagenauer Forst, gegen Niederbronn zu. Der Kanonendonner war stark. Rauchsäulen waren im Nordwesten und selbst in der Richtung gegen Saarburg zu bemerken. Ich schätzte das Gefecht in der Nähe von Niederbronn — und habe mich nicht geirrt.

Unweit der Stadt gerieth ich mitten in einen Schwarm von Landleuten, die mich mit mißtrauischen Blicken betrachteten. Ein Mann, der sich dann als Förster auswies, hielt mich an, und ich war genöthigt, abermals Prüfung als österreichischer Staatsbürger abzulegen. Nun blieb ich in der Nähe des Ortes und habe gut daran gethan.

Um 4 Uhr galoppirte ein lediges Pferd, den Sattel unter dem Bauche schleppend, zum Stadthore hinein. Bald darauf ein zweites, ein drittes. Dann folgte ein Cürassier auf blutund schaumbedecktem Pferde, ohne Cüraß, ohne Waffen. Dann ein Artillerist auf ungesatteltem Pferde, auf den Geschirren lag unaussprechliche Angst. Nach einigen Minuten jagte ein Schwarm von etwa 20 Reitern vorüber, worunter mit zwei Zuaven auf Einem Pferde besonders aufgefallen sind. Die anderen waren Cürassiere in allen Stadien der Furcht, des Schreckens, einige ihre Säbel schwingend, andere wie wahnsinnig auf die armen abgehetzten Pferde dreinschlagend, viele ohne Sattel, die meisten ohne Waffen. Ein Cürassier hielt unmittelbar neben mir sein Pferd an, meßelte seinen Cüraß los, warf seinen Helm, dann seinen wuchtigen Säbel und endlich den schwerfälligen Panzer von sich, und setzte dann zufrieden lächelnd langsam seinen Weg fort. Dann erfolgte eine etwa fünf Minuten lange Pause. Die Einwohner war alle in das Innere der Stadt geflohen. Der Flurschütz und ich standen allein an dem Punkte, wo die Niederbronner Zweigbahn die Chaussee durchschneidet.

Jetzt sauste ein Feldgendarme heran, hielt das halbtodte Pferd an und meinte: „Schießen Sie eilfast die Stadtthore — die Preußen sind mir auf den Fersen!" Der Feldjäger wurde bleich. Ich ermahnte ihn den Unsinn sein zu lassen, „Hagenau sei eine offene Stadt, Vertheidiger seien keine da, und wenn die Preußen wirklich da wären, so gäbe es in diesem Momente für die Stadt nichts Besseres, als recht weit offene Thore." Dem Flurschützen leuchtete das ein. Die Scene, welche nun folgte, ist unbeschreiblich. Ich klammerte meine Sinne an alles Einzelne, Charakteristische, wollte die hervorstechenden Punkte im großen Gewühle festhalten. Es war unmöglich. Jedes einzelne Individuum trat wieder hervor, nachdem die einförmige Ordnung, die militärische Disciplin ganz und gar gebrochen war; es waren keine Soldaten, die da vor uns vorbeieilten, es waren arme Menschenkinder, einzig und allein mit der Sicher-

Digitized by Google

rung ihrer mehr oder minder schadhaften Haut beschäftigt. Immer größer ward der Tumult. Unter die Haufen der Chrysiere mischten sich einzelne Lancierer, denn kam die Husaren-Uniform, wenn auch selten genug, zum Vorschein; sie drängten sich in der Straße; ledige Pferde liefen, als wären sie von gleicher Furcht getrieben, an allen Orten mit dem Schwarme; Artilleristen in Hembärmeln kamen heran, und sehr häufig Zugpferde mit abgeschnittenen Zugsträngen, von Infanteristen oder Artilleristen geritten. Unter dem ganzen Vortrab der Flucht habe ich keinen Offizier bemerkt. Das muß ich constatiren. Als der Schwarm am bichlesten war, sauste plötzlich ein Eilenbahnzug vom Norden herüber. Er war ein Mittel der Flucht. Es waren die ersten Infanteristen, welche da sich retteten. Alle Waggons überfüllt; auf den Dächern, an den Handhaben hängend, mit halbem Leibe in der Luft auf den Trittbrettern, einige mit voller Rüstung, einige halb nackt, Verwundete keine — so jog da ein neues Bild von Verwirrung vorüber und kreuzte den Unglücksstrom auf der Heerstraße.

Wie die wilde Jagd eilten die Reiter der Stadt zu und passirten dieselbe ohne Aufenthalt. Um 5 Uhr versiegte der Strom der Cavallerie. Nach einer Pause kam Fußvolk. Ich habe 4 bis 5 Trupps gesehen, alle noch complet bespannt, aber ohne Geschütze; dann Fuhren und polterte ein zerbrochener Munitionskarren, mit Tuchos bepackt, einher, dann kam ein Bauernwagen mit Betten und allerlei Habseligkeiten bepackt, ohne ihre Besitzer. Ein Zuave leitete die Pferde, zwei gräßlich verstümmelte Turkos lagen oben quer über, ein Hause unbewaffneter Soldaten aller Waffen klammerte sich oben an. Nun kam Infanterie zu Fuß — etwa um 5½ Uhr. Noch immer kein Offizier!

Im dichten Schwarme Kanzleikarren, die Wagen von drei Brigade-Generalen, dann „Artillerie" einer Truppen-Division, etwa bis fünf leere Munitionskarren, sodann allerlei „Mundvorrathswagen" — aber mit Gesunden bepackt. Auf einem Karren lagen drei Todte, während ein paar jämmerlich zugerichtete Turkos im Gewühle mit jener stumpfen Resignation einhergingen, welche diese Bürkenföhne in Wahrheit auszeichnet. Dann kamen verschiedene Marketenderwagen. Diese Marketenderinnen, eine Eigenthümlichkeit der französischen Armee, habe ich jüngst für recht lokett und niedlich gehalten, als ich sie inmitten einer enthusiasmirten Truppe im Momente der Abreise beobachtete. Heute, in den Scenen der Verwirrung, ihre Kleider beschmutzt, ihre Gesichter mit zerrauften Haare eingerahmt, von Schmutz starrend und von Angst verzerrt — schienen sie mir recht ekelhaft. Das macht der Eindruck des Augenblicks.

Von den Infanteristen hatten alle ihr Gepäck weggeworfen, viele ihre Gewehre, viele gingen in Hemdärmeln, die meisten hatten von Allem nur etliche Brodlaibe an einem Säbel gespießt über der Schulter.

Weitaus der größte Theil der Flüchtigen waren „des vieux soldats" (alte Berufssoldaten), denen General Trochu jüngst seden Werth abgesprochen hat. Unverzeihlich ist mir ein armer schwindsüchtiger Infanterist des 50. Regiments, der vollkommen nett abjustirt, den gepackten Tornister auf dem Rücken, mit breitem, gerötheten Gesichte auf mich zukam und mich ängstlich frug, „wo sein Regiment sei?" Ich sagte ihm, „er möge immer gerade ausgehen, bis er nach Straßburg käme, dort werde er Bescheid finden. Im Uebrigen solle er sich an seine Kameraden halten." Er marschirte brav und vorschriftsmäßig von hinnen. Er war ein Elsasser. Um halb 7 Uhr kam ein geordneter Trupp Chasseure unter Commando eines Capitäns mit zwei Subalternen, etwa 40 Mann stark. Sie waren fast Alle ordentlich gerüstet und kamen im Schritte an.

(Schluß folgt.)

Das Innere einer Kirche bei Saarbrücken.

Dem Briefe eines Offiziers aus Spicheren vom 9. ds. Mts. in der „K. Ztg." entnehmen wir folgende Schilderung:

Den Verwundeten müssen wir noch einen abendlichen Abschiedsbesuch machen. In den Schulsälen, die diesen Morgen noch überfüllt waren, ist alles aufs neue verbunden; durch die geöffneten Fenster wird ein erfrischender Luftwechsel unterhalten. Die Todten sind beseitigt und Alle sehnen sich nach einem erquickenden Schlaf. Anders in der Kirche. Krankenträgerhelde und operirte Franzosen, auf Krankenbetten gebettet, bilden noch immer rechts und links auf dem Kirchgotswege Spaliere bis zur Staffel des Kirchenmittelganges. In dem dürftern Vestibul liegen wir aber einige schwer Verwundete neg, die immer von neuem aus den Winkeln herauskriechen und mit einem Theile ihres Sperrlagers dem Besucher stumm den Weg verlegen. An Stelle der Blutlachen klebt jetzt der Wundeiter am Boden und an der Speren. An der Evangelienseite des Kirchenschiffes, deren Bänke entfernt sind und deren Boden mit Stroh bedeckt ist, liegen die schwergetroffenen Opfer der Treffer'schen Krone durcheinander, theils nackt, theils halbnackt, theils bekleidet, noch immer wie gestern, die Einen schweigsam, mit geschlossenen Augen und fest zugepreßtem Munde, die Andern unröthlich jammernd. Die schön gemalten Tableaux des Leidens- und Kreuzweges Christi, welche über den Köpfen der an den Wänden und den Beichtstühlen angelehnten Verwundeten ringsum die Wände der Kirche schmücken, lassen sich im Zusammenhange mit den Leiden der Verstümmelten in dem Halbdunkel der abendlichen Beleuchtung nicht überschauen, ohne unwillkürlich die tiefe Symbolik dieses Zufalls mitzuempfinden. Ungeachtet ich mehrere Felder der Kirchenfenster im Schiff hatte zertrümmern lassen, ließ doch die Luft in Bezug auf den Eitergeruch noch vieles zu wünschen übrig. Die Barmherzigen Schwestern hatten große Mühe, dem Flehen der vielen Verwundeten entgegenzukommen. Bald bitten dieselben um einen Trunk Wasser, wenngleich sie nur tropfenweise schlucken können, bald wollen sie auf die eine, bald auf die andere Seite gelegt sein, bald hoffen sie Linderung ihrer Qualen von einer Hochlagerung des Kopfes, bald wähnen sie, eine Erleichterung ihres Todeskampfs darin zu finden, daß sie ihre Falten, starren Hände nach und nach ausstrecken, und sie scheinen in der That verhältnißmäßig die Augen vor dem Tode zu schließen, wenn es ihnen gelingt, unsere Hände zu umklammern. An der Epistelseite des Kirchenschiffes sind die Kirchenbänke nicht aufgeräumt; in denselben liegen oder sitzen die weniger schwer Verwundeten, Zigarren rauchend oder Brod essend. Sie schreiben oder diktiren Briefe und sind im Gegensatz zu den links abgesonderten schwer Verwundeten in der glücklichen Lage, sich mit den Aerzten und den Krankenpflegern über die verschiedenen Gegenstände unterhalten zu können. In dem offenen Thore der Sakristei, in welcher die blutigen Operationen der Aerzte ausgeführt werden, waren die Krankenwärter beschäftigt, von dem Operations-Schiebtisch und der Tenne die Blutlachen zu waschen. Die abgeschnittenen Gliedmaßen waren zusammengescharrt und zum Gottesacker gebracht. Die ärztlichen Operateure hatten ihre schwarzen, wachstuchenen, langen Schürzen abgelegt und über ihre rothen Hemden ihre Militär-Uniform angezogen. Ausruhend von ihren nervenanstrengenden Sisyphusleistungen, saßen sie, eine Friedens-Cigarre rauchend und mit den Operirten ihren Weinvorrath theilend, auf der dunkelnden, kühlen Straße.

† Erparding, 23. August. Ich erlaube mir zu der Lebensfrage über 1 hochw. Herrn Franz Sales Bordermaier im Leiblatt zur Landshut. Ztg. Nr. 33 vom 21. d. M. mitzutheilen, daß derselbe auch hier als Hilfspriester sehr segensreich wirkte und noch jetzt im besten Andenken steht. Die Zeit seiner seelsorgerlichen Thätigkeit dahier, vom 8. November 1831 bis 28. September 1834, ließ bei ihm und der Pfarrgemeinde eine so lebhafte Erinnerung zurück, daß er gelegentlich seiner Rückkehr mit dem jährlichen Wallfahrtszuge von Altötting nach Geisenhausen sich genau an die früher, i. j. zu seiner Zeit hier bestandenen Verhältnisse erinnerte, nach allen Bekannten angelegentlich sich erkundigte und von vielen derselben alljährlich, und so auch in den letzten Jahren, begrüßt wurde.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Joh. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnsnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur

Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 35. Den 4. September: Rosalia, Schutzengelfest.

Drei Tage auf dem Kriegsschauplatz im Elsaß.

(Fortsetzung.)

Das berüchtigte Städtlein Sulz, zum Unterschiede von dem gleichnamigen Fabrikorte im obern Elsaß, Sulz unterm Wald genannt, weil es unterhalb des großen Hagenauer Forstes liegt, zählt ungefähr 1900 Einwohner und besitzt, worauf schon der Name hindeutet, Salzquellen, die ein kleines Bad speisen. Das Städtchen war seit der Schlacht von Wörth ein großes Kriegslazareth; auf allen Wegen, die von der Stadt in das Elsaß führen, schoben sich lange Kolonnen, theils vom Dampf dahingetrieben, theils von Pferden gezogen, schon seit mehreren Tagen hierher, um Hilfe zu bringen; denn bereits begann der Mangel an Nothwendigkeiten sich fühlbar zu machen und vor Allem fehlte es dringend an Verbandzeug für die Opfer des blutigen Kampfes. Alle Häuser lagen voll Verwundeten und überall wehte das rothe Kreuz im weißen Felde.

Auf den Straßen und am Bahnhofe wimmelte es von Leuten, welche Hilfe brachten und sich zum Sanitätsdienste stellten. Der Johanniter-Orden, adelige preußische Herren von der politischen und religiösen Richtung der „Kreuzzeitung", hatte in Sulz ein Hauptquartier und von hier aus wurden die pflegenden Kräfte geleitet. Mit der größten Zuvorkommenheit und Freundlichkeit erbieten sich die Herren ihre Kunstkräfte, so daß Jeder, der helfen wollte, sich bald am richtigen Platze befand. Am Bahnhofe, wo der Mittelpunkt dieser Thätigkeit war, herrschte in Folge dessen ein lebendiges Treiben, das sich aber ohne Störung und in bester Ordnung stets wieder abwickelte. Kräftige Turner und Soldaten brachten Verwundete herbei, um sie in dem bereit stehenden Zuge unterzubringen, der sie aus dem überfüllten Orte in die heimischen Spitäler zu besserer Pflege bringen sollte. Barmherzige Schwestern und Diakonissen eilten durch die Menge, die sich achtungsvoll vor ihnen theilte, wieder der Verwundeten wurde hier noch einmal der Verband angelegt, ehe man sie dem Stoßen und Schütteln auf der Eisenbahn überließ. Die angekommenen Lebensmittel und Lazarethvorräthe wurden in die leeren Waggone des Bahnhofes abgeladen; Truppenabtheilungen zogen vorüber, um sich mit ihren Regimentern zu vereinigen; aber all den vielen Menschen aber, die sich hier zusammendrängten, lag trotz des Sieges und der günstigsten Nachrichten vom Vormarsche der Armee eine tieternste, wahre Stimmung, wie es nicht anders sein konnte im Anblicke auf das unendliche Wehe und den Jammer des Krieges, auf das gräßliche Elend, das hier Jedem greifbar vor die Augen trat und zu dessen Linderung sich alle Kräfte vereinigten.

Der Bahnhof liegt ziemlich hoch und wird durch eine tief liegende Wiese von dem Städtchen getrennt. Da unten hatte man Baracken aufgeschlagen zur Unterkunft für die Verwundeten und Kranken, und der übrige Theil der Wiese war mit erbeuteten Waffen bedeckt. Mehrere Wagenladungen von Chassepotgewehren warteten auf den Weitertransport, ferner wohl 25 mit Munition gefüllte Protzen, ebenfalls Kanonen und ungefähr 4 Mitrailleusen. Begreiflicher Weise drängten sich die Umwandlinge bald um diese vielbesprochenen Mordwerkzeuge, und ich will versuchen, den Leser einen möglichst genauen Begriff davon zu geben. Er wird sich zugleich davon überzeugen, daß die Waffe nicht die Furchtbarkeit hat, die man ihr zuschrieb, um den Muth und die Siegeszuversicht der Franzosen zu erhöhen.

Die Mitrailleuse oder der Mitrailleur ist eine Kanone und auf den ersten Blick von den übrigen französischen Geschützen dadurch zu unterscheiden, daß sie von hinten geladen wird. Die Franzosen haben nämlich ihre gezogenen Geschütze auf Vorderladung eingerichtet, wodurch es möglich sein soll, etwas schneller zu schießen. Ein weiteres Kennzeichen ist das Rohr, welches nicht eine einzige große Oeffnung zeigt, sondern 25 kleine Oeffnungen für die Flintenkugeln.

Diese 25 Oeffnungen sind quadratisch angeordnet, so daß 5 übereinander liegende Reihen je 5 Oeffnungen zeigen. Der offizielle Name dieses Geschützes ist canon à balles — Infanteriekanone; sein Erfinder ist der Oberstlieutenant Victor de Reffy in Meudon; es besteht aus 25 gezogenen Gewehrläufen von 11 Millimeter Kaliber und 1 Meter Länge, welche zu einem quadratischen Bündel aus 5 Lagen von je 5 Läufen zusammengelöthet und dann mit Bronce umgossen sind. Das Verschlußstück, das sich hinter diesen Läufen befindet, ist natürlich beweglich und besitzt für jeden Gewehrlauf einen Schlagbolzen mit Springfeder. Es läuft in einem Schlitten und wird durch Drehen einer Schraube leicht zurückgeschoben. Alsdann wird das Geschütz geladen, indem man eine mit 25 Löchern versehene Platte, die in jedem Loche eine Patrone trägt, einsetzt; durch Zurückdrehen des Verschlusses werden die Patronen in die Läufe getrieben und gleichzeitig alle Federn gespannt. Die Patronen haben Zentralzündung. Will man abfeuern, so wird eine Platte, welche bisher die Spitzen der Schlagstifte von der Patrone getrennt hat, durch Drehung einer Kurbel allmälig fortgezogen; die Federn treiben die einzelnen Stifte mit Gewalt auf die Patronen, diese explodiren und die Kugel verläßt den Lauf. Man hat es so in der Hand, immer nur einen Schuß nach dem anderen zu geben, kann aber auch durch schnelle Drehung der Kurbel eine Salve von 25 Schüssen auf einmal abfeuern. Nach französischen Angaben könne man mit diesem Geschütz in der Minute etwa 300 Kugeln absenden, also 12mal laden und feuern. Es mag sein, daß dieß bei gut geschulten Truppen und auf dem Exerzierplatze der Fall ist, allein wenn man auch die ungünstigen Verhältnisse des Kampfes in Betracht zieht und die Hälfte von den oben angegebenen Schüssen in der Minute gelten läßt, erscheint auch diese Zahl immer noch bedeutend.

Die Soldaten hatten indessen bald allen Respekt vor dieser „Kugelspritze" verloren; denn in der That hat sie sehr wenig Schaden angerichtet. Der Humor der Truppen nannte sie die „Kaffeemühle", und so oft man die Franzosen an der Kurbel drehen sah, warfen sich unsere Soldaten zu Boden und der Kugelhagel prasselte fast unschädlich über sie hinweg. Der größte Fehler dieses Geschützes besteht darin, daß die Läufe parallel nebeneinander liegen. Hätte man den 5 Röhren divergirende Richtungen gegeben, so wären die Kugeln vom Mittelpunkte weg auseinander geflogen; so aber war dieß nicht gut möglich, ohne die ganze Konstruktion des Geschützes zu verändern, es viel schwerer und komplizirter zu machen. Bei der jetzigen Einrichtung der Kugelspritze bleiben die 25 Kugeln beisammen und können daher höchstens 3 oder 4 nebeneinander stehende Feinde tödten und förmlich durchlöchern, den Uebrigen aber trotz der genauesten Salven keinen Schaden thun. Im Verhältnisse zu ihrer Schwere und dem Aufwande von Kräften, den die Mitrailleuse erfordert, ist ihre Wirkung sehr gering und sie bietet sowohl der Infanterie, noch mehr aber der Artillerie eine prächtige Zielscheibe dar. Seine eigentlich passende Verwendung hätte dieses Geschütz bei Vertheidigung der Wegsperrpässe finden sollen; dort hätte es in den engen Defileen gegen dichte Truppenmassen in der That die Wunder wirken können, die man von ihm französischerseits erwartet hat. Bekanntlich hat man aber jene Pässe ohne Schuß den deutschen Truppen überlassen.

Digitized by Google

Durch lange Transporte von Lebensmitteln, Fourage, Verwundeten und Gefangenen dahinten wir uns den Weg in die Stadt. In der Kirche waren ungefähr noch 100 gefangene Franzosen, die theilweise verwundet waren; barmherzige Schwestern legten ihnen mit bewundernswerther Sicherheit und Geschicklichkeit einen besseren Verband an, dann wurden sie abgeführt. Alle Liebesgaben waren vertheilt, besonders viele Tücher und Syphs mit ihren langen weißen Mänteln befanden sich hier. Die letzteren plauderten ganz ungenirt unter sich und mit den Fremden.

Ueberall, wo Gefangenentransporte kamen, wunderte man sich über die vielen alten Soldaten, welche sich unter ihnen befanden. Es ist dieß bei unseren deutschen Truppen etwas ganz Unerhörtes und hat seinen Grund in einer Einrichtung der französischen Armee, die nicht wenig zu ihrer Niederlage, noch mehr aber zu der vollen regellosen Flucht und der massenhaften Gefangennehmung beigetragen hat. Wie meinen das Institut der Stellvertreter, remplaçants. Schon vor Jahren, lange vor dem Ausbruche des gegenwärtigen Krieges, wurde darauf hingewiesen, welche Verheerungen die Ausartung dieses Systems in dem Geiste der französischen Armee angerichtet habe, und eine kundige Feder prophezeihte schon damals die Niederlage Frankreichs gegenüber Preußen. Dieses System der Einsteher war, als der verstorbene Marschall Niel die neue Organisation einführte, um die Armee stärker, schlagfertiger und der preußischen ebenbürtiger zu machen, bereits so im Heere und im Volke eingewurzelt, daß eine Abschaffung desselben unmöglich war. Man hatte nämlich von jeher alle Mittel angewandt, um möglichst viele gebiente Soldaten zu erhalten und so eine große Anzahl Berufssoldaten als Stock des Heeres zu bilden. Die Regierung erlaubte den Soldaten, welche bereits ihre erste Dienstzeit von 7 Jahren hinter sich hatten, als Ersatzmänner für Andere wieder einzutreten und suchte sie hiefür zu gewinnen, indem sie diesen Einstehern auf jegliche Weise pekuniäre Vortheile zuwandte, die Einstehersumme für sie nutzbringend anlegte, so daß der Soldat außer Verpflegung das Einkommen eines Altersrentiers, zum Theil auch das Vermögen erwirbt. In Folge dessen hat sich die Zahl der fortdienenden alten Soldaten im Laufe der letzten 20 Jahre so vermehrt, daß jetzt wohl über 150,000 Mann des französischen Heeres aus solchen Stellvertretern bestehen. Meist rekrutiren sie sich aus den stark bevölkerten Provinzen Elsaß, Lothringen, Bretagne, Flandern und der Freigrafschaft.

So gut dieses System schien, so litt es doch an dem gemeinsamen Fehler Alles dessen, was das zweite Kaiserreich geschaffen hat. Das Heer wurde moralisch vergiftet. In alle Adern des französischen Lebens drang die von oben her gepflegte Korruption, Genußsucht und Unsittlichkeit; Treue und Glaube, warme, echt patriotische Anhänglichkeit an die sittlichen Prinzipien, an Recht und Moral galt ja nicht mehr unter diesem Regime, das durch Eidbruch zur Herrschaft gekommen war, und das, um sich zu halten, dem Volke Effekt auf Effekt und eine übertünchte Glorie vor die Augen führen mußte. Mit gewaltiger Anstrengung wurde der materielle Aufschwung des Landes in die Höhe geschraubt, in den Händen Weniger vereinigt und pomphaft zur Schau gestellt. Der glückliche Börsenspieler war der Mann des Tages; der sinnliche Genuß, die Betrachtung jeder höheren Gesetze war Lebenszweck und der einzige Gott war das goldene Kalb. Alle Schichten des Volkslebens durchdrang dieser Geist, und warum sollte die Armee eine Ausnahme davon machen? Besonders mußten die alten Soldaten rasch von diesem Geiste angesteckt werden, und sie wurden bald die verkommensten Menschen, die aus Trunk, Unzucht und Geldgewinn ihr Leben Beruf machten. Jede höhere Auffassung des Soldatenstandes kam ihnen abhanden, das Gefühl des Vaterlandes, der Ehre, der nationalen Pflicht erloschte, und der einzige Zweck war, ohne Verstümmelung ihre Dienstzeit zu vollenden, um dann in Paris die Pension und die Zinsen des Einstandskapitals verzehren zu können. So hat sich ein vaterlandsloses Landsknechtthum, eine Art Prätorianer-Heer der späteren römischen Kaiserzeit, gebildet und man kann sich denken, daß bei der übermäßig großen Zahl dieser Leute, die selbst zu Offizieren avanciren konnten, ihr Einfluß auf die Mannschaft kein geringer ist. In der That sind diese alten Soldaten sehr wenig gesinnt gegen ihre Oberen, haben der Einführung von Verbesserungen in der Armee große Halsstarrigkeit entgegengesetzt und dem Einfluß der Offiziere auf die übrigen Soldaten sehr störend entgegen gewirkt. Durch den ungeheuren Gesammt von 150,000 Berufssoldaten von solcher Gattung ist die Disziplin sehr gelockert und das Heer sittlich herabgekommen. Auch die ständige Kriegführung in Algier konnte die Leute blos an die Strapazen des Kampfes gewöhnen, mußte aber ernsttüchtend wirken; alles Uebrige, was man dort gelernt hatte, war in einem Kriege mit europäischen Truppen, besonders mit der preußischen Armee, kaum mehr zu verwenden.

(Fortsetzung folgt.)

Der Rückzug der Franzosen nach der Schlacht bei Bapaume.

(Schluß.)

Von 4 bis 7 Uhr zog ein aufgelöster Schwarm Menschen vorüber, so ganz mit sich selbst und mit ihrer elenden Existenz beschäftigt — in dem ganzen Zuge blos 40 Mann geordnet — im Ganzen wohl 8- bis 10,000 Mann, verhältnißmäßig wenig Bewundete und blos 3 bis 4 Cavallerie-, 2 Artillerie- und etwa 8 Infanterie-Offiziere im ganzen Schwarme; eine solche Debute weiß weder das Jahr 1859 noch 1866 auf.

Was ich aber das Treffen erfuhr, schöpfte ich aus trüber Quelle; aber es stimmt, nachdem ich alle Widersprüche entfernt und meine eigenen Erfahrungen über die preußische Kampfart mit den Einbrücken, welche mir die französische Armee gegeben, zusammengehalten hatte, ziemlich zusammen. Die Absicht des Erzählers, die Flucht durch Uebertreibung der Gefahr zu beschönigen, habe ich bereits abgezogen.

Vor Allem steht fest: die Niederlage Mac Mahon's ist lediglich einem strategischen Fehler zuzuschreiben. Dieser Fehler ist: Langsamkeit der Vorbereitung, Sorglosigkeit und vor Allem Unkenntniß über den Stand der gegnerischen Rüstung und schließlich vollkommene Unwissenheit über den feindlichen strategischen Aufmarsch. Beweis hiefür ist der Befehl Bourbaki's, mit der Division Douay die Höhen von Beißenburg zu halten und den Rest südlich davon zu concentriren.“ Die Linie Thionville-Beißenburg ist ungeheuer ausgedehnt, umsomehr, wenn man durch die Umstände auf die Defensive gestellt werden kann. Was die taktischen Fehler betrifft, so kann davon bei einem Stärkeverhältnisse von 5 zu 14, vielleicht selbst von 5 zu 20 nicht die Rede sein. Kein Taktiker der Welt vermag im modernen Kriege auf dem Schlachtfelde diesen Unterschied auszugleichen. Was ich hundertfach, bestehend von den als brav geschilderten Chasseurs höre, ist der Unstand, daß die Preußen das Terrain eben geschickter zu benützen wissen, als die Franzosen. „Wir haben sie nie gesehen“, gestand mir ein verwundeter Brigadier einer Chasseur-Compagnie, „sie lezen sich stets in Wälder, diese Verräther; kämen sie in die Ebene, wir würden es ihnen schon zeigen!“ Die preußische Artillerie muß ungeheuer überlegen gewesen sein. Die Franzosen reden jetzt unter dem Eindrucke der „Höllatte“, viel von der Superiorität der preußischen „Gattlinggeschütze“. Das Treffen vom 6. Aug. begann bei Frenchwiller mit einer Art Ueberfall. Die auf ungesattelten Pferden Rastenden wurden durch den ersten Angriff eben im Satteln ertappt; so haben sie nämlich behauptet. Alle, welche ich sprach, theilen den preußischen Geschützen große Treffsicherheit zu. Es mag das Gefühl seit 1866 gebessert worden sein.

Das Zündnadelgewehr hat den Franzosen imponirt, trotz ihrer Chassepots. Der Grund ist leicht einzusehen. Die preußischen Compagnien sind im Stande stärker, sie geben im Einklange vor und entwickeln daher ein stärkeres Feuer.

Ich habe eine große Anzahl Gewehre in der Hand französischer Infanteristen ohne Spur von Pulverschmutz gesehen. Sie waren von verschiedenen Regimentern und Compagnien und sind vollenterwerke nicht zum Feuern gekommen. Das Cuirassier-Regiment ist durch preußische Cavalerie zersprengt worden. (Nach anderen Berichten wurden zwei Cuirassier-Regimenter bis auf 240 Mann, die gefangen wurden, durch ein Kreuzfeuer beinahe völlig aufgerieben.)

Die Turcos haben unendlich muthig gekämpft; das sagen

alle anderen Truppen. Sie allein haben mehr Verwundete als alle anderen Truppen zusammen, wurde behauptet. Wir wollen diesen schweren Ausspruch einstweilen in suspenso lassen. Im Allgemeinen ist klar, daß die Franzosen lediglich ihre Stoßtaktik geübt haben und der wahren vernünftigen Taktik unterlegen sind.

Es war 7 Uhr Abends. Der Strom der Flüchtigen floß spärlicher.

Als ich in später Dämmerung nochmals vor die Stadt eilte, um zu erkunden, ob nicht doch noch ein Bahnzug gesendet würde, fuhren 5 bis 6 Soldaten mehreren Truppengattungen einen gefangenen Preußen in ihrer Mitte — flott, als hätten sie die ganze preußische Armee mit sich. Den armen Mann zitterten die Knie. Als er vor mir vorbeikam, blickte er mich flehend an; er mochte Mitleid bemerkt haben. Vielleicht hatte für ihn mein rother Bart deutschen Schimmer. Ich zuckte leicht mit den Achseln. Ich konnte ihm ja nicht helfen, ohne mich selbst Mißhandlungen, ja einer Wasserze auszusetzen. Aber ich konnte mich nicht enthalten, die Scene mit einiger Ironie zu betrachten. In solcher Verwirrung mit einem Gefangenen zu paradiren!

Ein Brief nach der Schlacht von Wörth.

Der Oberst Alfred Boher vom 3. Zuaven-Regiment schreibt aus Saverne, am 7. August, nach der Schlacht von Wörth an seinen Bruder:

„Danken wir Gott, der mich gestern aus den schrecklichsten Gefahren, die ein Soldat laufen kann, befreit hat. Es ist ein eigentliches Wunder, daß ich noch am Leben bin. Mein Herz ist bis in den Tod betrübt. Von 65 Offizieren sind 47 verwundet, todt oder verschwunden. Der unglückliche Oberstlieutenant wurde neben mir durch einen Schuß in den Bauch verwundet; ich konnte ihn noch die Hand zum Abschied drücken, wohl scheinlich ist er todt. Die beiden Commandanten Chermet und Parisot blieben todt. Morland, der dritte Bataillons-Chef, ist todt oder gefangen. Saint Sauveur hat eine Kugel in die Brust erhalten; ich kenne ihn noch mit Mühe zu einer Ambulanz bringen. Pierron blieb augenblicklich todt. Meine Unteroffiziere, meine drei Adjutanten, fast alle meine Sergent-Majors, schmählich todt. Von meinen armen Corporeys blieben nur fünf am Leben. Mein braver Roppe fiel unter Saint Marc, dem ich ihn geliehen hatte. Meine ganze Habe besteht in 70 Frcs. Alle Bagage, die des Marschalls inbegriffen, ist eine Beute des Feindes.

Wir haben uns wie die Löwen gerauft, 35 000 gegen 100,000, die uns schließlich von allen Seiten umzingelten. General Colson todt, Robert von Bagué gleichfalls, Alfred von Gramont, der Bruder des Herzogs, des linken Armee verletzt; die übrigen Armeecorps haben nicht wie das unsrige, aber ebenfalls stark gelitten. Marschall Mac Mahon war bewunderungswürdig. Er that, was menschenmöglich; er war aber nicht 100,000 Mann gewachsen, die von einer dreifachen Geschützanzahl unterstützt wurden. Trotzdem wußten wir ihm schreckliche Verluste beigebracht haben, denn sonst hätte er uns energischer verfolgt, was die Niederlage, die obnehies schon sehr bedeutend ist, noch gesteigert haben würde. Die Schlacht hatte um halb 8 Uhr begonnen, nach einer regnerischen Nacht, die wir ohne Zelte und ohne Feuer verbracht hatten. Vorher hatten wir 70 Kilometres in 24 Stunden zurückgelegt. Vom Schlachtfelde nach Saverne sind 36 Kilometres; wir haben sie in der Nacht, im größten Mitterwarr, ohne Rast und ohne zu schlafen, gemacht.

Seit Afrika habe ich weder Kleider noch Wäsche gewechselt. Wenn du mich siehst, würdest du mich nicht erkennen; ich habe mich seit fünf Tagen nicht gewaschen und rasirt und setze ganz abscheulich aus. Das aber ist mir vollkommen gleichgiltig; ich bedauge nur meine armen Leute und braven Waffengefährten. Der Krieg ist die entsetzlichste Geißel der Menschheit. Wir halten nun Rast, denn wir müssen. Ich habe nun mich 500 bis 600 Zuaven, ohne Gepäck, ohne Zelte, ohne Lebensmittel; sie haben noch ihre Waffen und klagen nicht. Ohne Offiziere und Unteroffiziere wäre es unmöglich, sie in den Kampf zu führen. Wahrscheinlich wird man uns nach Straßburg zu unserer Instandsetzung schicken. Die Regimentskasse ist erbeutet. Ein ganzes Regiment ist neu herzustellen. Man möge mich ja nicht zum General ernennen und mir lieber einige Ruhe mit meinen braven Zuaven gönnen. Der Marschall hat handelte mich ausgezeichnet, schützte mir die Hand und sagte mir alle möglichen Complimente. Er muß sehr unglücklich sein, geberdet sich aber nicht entmuthigt. Ich schreibe dir diese Nachrichten auf einem Blatt Papier, das ich zufällig gefunden, auf der Erde liegend, die auch für die Nacht meine Lagerstätte sein wird.“

Ein Feldbrief eines Rheinländers.

Eine sehr lebendige Schilderung von den blutigen Kämpfen bei Metz gibt der Feldbrief eines Rheinländers, den die „K. Z.“ veröffentlicht: „Nachdem wir bereits vierzehn Tage beständig im Bivouak gelegen, oft triefend vor Schweiß, oft durch und durch naß vom Regen, Morgens nicht mit Thau, sogar mit Reif bedeckt, wachte uns am 16. d. Morgens gleich nach 2 Uhr das Alarmsignal. Wir brachen im Mondschein auf, warfen unterwegs unser Gepäck ab und dachten bald an den Feind zu kommen, wir trafen ihn aber nicht, sondern blieben im Bivouac; wir standen in Erwartung noch Nachts einen Strauß mit ihm zu haben, jedoch saßen und hörten wir ihn weder Nachts noch am 17. im Laufe des folgenden Tages, da es fortwährend prasselte. Am 18. Morgens wieder Alarmirt, schien es doch die Sache anders gestalten zu wollen, denn nach mehrstündigem Marsch erhielten gegen Mittag ernster Kanonendonner, und dunkle Rauchwolken bezeichneten uns einige brennende Dörfer. Das dumpfe Rollen der Geschütze und die Bogenschüsse platzender Granaten in der Luft bezeichneten uns schon genau den Platz des Schlachtfeldes. Oben auf einem Berg angekommen, wo uns das Schlachtfeld, welches sich im Thal entwickelte, ganz vor Augen lag, schienen unsere Commandeure noch nicht recht zu wissen, an welchem Punkte wir mit unserer Division eingreifen sollten, und planketten wir bald links, bald rechts, bis uns endlich die Aufgabe ward, das Dorf St. Privat zu Montagne zu nehmen. Dieses Dorf war mit einer Brigade des Feindes besetzt, welcher sich auch gut darin verschanzt hatte; die Mauern des Dorfes und die Erdwälle, Hinterhäuser und sonstige Terrainabschnitte boten ihr hinreichend Schutz, während wir in geschlossener Kolonne und ohne jede Deckung auf offenem Felde ihr entgegengingen. Kaum hörten wir das mit so bedrohrende Knattern des Chassepots, als auch schon auf 1200 Schritte unser Bataillonskommandeur einen Schuß hören und sofort das Commando nahmen Hauptmann übergab. Nun wurde das Feuer aber so heftig, daß die Kugeln uns dergestalt um den Kopf sausten, als ob's ein starker Hagelschauer gewesen wäre. Wir warfen uns ganz platt auf die Erde, da einige vorstehende Erdschollen unsere ganze Deckung waren; jedoch die Kugeln wußten uns doch zu finden, und mancher Kamerad blutete schon aber lag mit gebrochenen Augen, bevor wir noch einen treffsichigen Schuß hätten thun können. Wir mußten also näher heran. Aufstehen, 200 Schritte laufen und wieder sofort hinwerfen; war die Sache weniger Moments. Jetzt hatte sich der Zug unserer Schützen in Tirailleurlinie auf und begann unsererseits das Gewehrfeuer, welches immer lebhafter erwidert wurde. Nachdem wir das Manöver mit Aufstehen, Laufen und abermaligem Hinwerfen noch circa vier bis sechs Mal erneuert und jedesmal beim Aufschauen eine Anzahl Todter und Verwundeter hinter uns ließen, kamen wir zur Chaussee, welche noch immer vier- bis sechshundert Schritte vom Dorfe entfernt war, dort warfen wir uns in den Graben, so daß wir nur mit Helmspitzen hervorschauten. Unser Hauptmann und drei Offiziere des Kompagnie waren schon als Verwundete zurückgeblieben. Jetzt im Graben begann das richtige Vogelschießen unsererseits, und es waren 50 Patronen bald dahin verschossen — da hieß es: zur Attaque auf das Dorf losgehen. Aus beiden Gräben sammelten wir uns auf der Chaussee, waren aber kaum im Laufen begriffen, als das feindliche Feuer so furchtbar wurde, daß wir bald wieder zu den Gräben unsere Zuflucht nehmen mußten. Auch kamen die feindlichen Granaten und Shrapnels, welche bisher etwas spärlich trafen, jetzt mit solcher Gewalt zwischen uns zu rasen, daß wir bei Sturmschritt auf das Dorf unter allen Umständen riskiren mußten, um auch den Kugelregen herunterkommen; auch erschien unsererseits zur richtigen Zeit

Hülle. Unsere Artillerie, die bisher der ungünstigen Terrainverhältnisse halber, die ihr Schluchten, Berge ꝛc entgegenstellten, nicht herantommen konnte, erschien jetzt in unserem Rücken. Der erste Schuß zertrümmerte eine Mauer, hinter welcher hundert Rothhosen, die jetzt keine Deckung mehr hatten, flüchtet, und sofort von uns aufs Korn genommen wurden. Ein zweiter Schuß fuhr in ein Schennendach, daß die weißen Dachziegel zu Staub emporwirbelten und aus dem Loche, welches die Kugel machte, drang erst Staub, dann Dampf und zuletzt die volle Flamme, welche in dem mit Stroh gefüllten Raume bald einen großartigen Umfang annahm und ebenfalls einige Sektionen knebelbärtiger Insassen ausspie. In der Zwischenzeit hatte sich das Manöver des Zusammenschießens der Löcher, des Brennens der Scheunen, des Zertrümmerns der Mauern so oft wiederholt, daß kein Haus verschont geblieben war. Wir waren in der Zwischenzeit an Hauptwinkel des Dorfes angekommen. Mit dem Bayonnet und den Kolben zerschmetterten wir die Thüren und geschlossenen Fenster des ersten Hauses, bei deren Oeffnen uns gleich einige 50 Monsieurs als Gefangene in die Hände fielen, da ihnen jede Zuversicht zum Entkommen genommen war. Einige Fahnen waren sofort in unseren Händen. Jetzt spie auf einmal jeder Stall, jede Scheune, jeder Keller, kurz Alles Franzosen aus und im Dorfe entspann sich der Kampf von Neuem. Durch das Hinzukommen des Regiments „Augusta" jedoch und der Schützen von rechts, des 2. Garderegiments und der Gardebatterie von links des Dorfes gelang es uns, die Reste aus dem Dorfe zu treiben und größten Theils gefangen zu nehmen. Der sagt, die Franzosen flohen nicht, der lügt; aber ein verwundeter französischer General schmeichelte uns mit den Worten: „Kameraden, Ihr leistet Unbeschreibliches!" Es war aber auch ein Muth und eine Muth in uns, die ich bisher nie gekannt. Als wir im Dorfe gesammelt, begann eine Abtheilung feindlicher Artillerie aus dem nächsten Dorfe auf unser erobertes mit Kartätschen zu schießen, sie wurde aber bald von nachrückenden Truppen des sächsischen Armeekorps zum Schweigen gebracht. Es gelang ihnen jedoch noch, den Lieutenant Z. über den rechten Fuß zu verwunden. Ich in seiner Nähe stehender Cameraden wurden auch nicht befehlt, liehen eine Fensterlade aus und trugen ihn auf den Gewehren, unter dichtem Granatfeuer, nach dem nächsten Dorfe St. Marie aux Chênes, wo wir ihn dem Lazarethe übergaben. Auf dem Wege dahin plagte eine Granate dicht neben der Chaussee und schleuderte mir einen Stein, in der Größe einer Faust, an die rechte Schulter, ohne mir weiteren Schaden zuzufügen. Das ganze Regiment war bei dem Sturm auf das Dorf auseinander gesprengt worden und sammelten sich die Gesunden Abends und im Laufe der Nacht an der Chaussee bei St. Marie aux Chênes. (Schluß folgt.)

Ueber das Chassepotgewehr lesen wir in der Kreuzzeitung: Die Vorzüge des Chassepotgewehres vor dem Zündnadelgewehr — weitere Tragfähigkeit, rasantere Flugbahn, schnellere Schußfertigkeit schon bei den vergleichenden Versuchen auf den Friedenschießständen anerkannt — auch die Unerheblichkeit seiner Fehler — als: schnellere Erhitzung, häufigeres Versagen — konnten nun, nach den in den Kämpfen von Weißenburg, Wörth und Saarbrücken gewonnenen Erfahrungen, nicht mehr bestritten werden. Die Bewährung des Uebergewichts dieser furchtbaren Schußwaffe hängt jedoch ab von dem Gebrauch, den man davon zu machen versteht; in den Händen geübter, ruhiger Schützen tritt dasselbe mit Ueberlegenheit hervor, sehr viel geringer und weniger verderblich dagegen in den Händen unruhiger, ihrer Lebhaftigkeit nicht mächtiger Truppen. Der jüngste Franzose richtet damit viel weniger aus, als der ruhigere Deutsche, wenn er dies Gewehr führte, verrückte. Schon in den Händen der Franzosen selbst hat sich dieser Unterschied gezeigt, wo sie aus gedeckter Stellung liegend aber knieend und mit Auflegen feuern konnten. Dies wohl wissend und auf solchen Halten eingeübt und nur auf ihr neues Gewehr ihr ganzes Vertrauen setzend, ist der französischen Infanterie und der taktischen Leitung ihrer Armee diese vervollkommnete Schußwaffe gerade zum Verderben aufgeschlagen. Die Bewaffnung mit dem Chassepotgewehr hat die ganze Hechtart, die Kampfesnatur selbst, welche den Franzosen sehr eigenthümlich war, wie umgewandelt. Ehemals zeichneten sie sich vor allen andern Armeen charakteristisch durch den Ungestüm, den begeisterten Schwung des Angriffs aus. Jener Elan, jenes alles fortreißenden Bajonnetattaquen unter dem laut schallenden „Vive l'Empereur!" sind, wie die jetzt gelieferten Schlachten zeigen haben, verschwunden! Statt, daß sie sonst nicht schnell genug zum Angriff mit der blanken Waffe vorbrechen konnten und sich darin nur ungern den Vorrang ablaufen ließen — wie sie es noch 1859 im Kriege gegen Oesterreich bewiesen — ist jetzt das Umgekehrte in die Erscheinung getreten: die preußischen, die deutschen Regimenter sind furchtlos, unbekümmert um den ihnen entgegengesandten Kugelregen, zu demselben in's Angesicht, mit einem Heldenmuth sonder Gleichen, dem Feinde auf den Leib marschirt, steile Bergeshöhen hinan, über Gräben und Mauern, über das Bachbett, gleichviel — haben auf mörderische Nähe das Feuer ihrer Zündnadelgewehre abgegeben, im Bayonettkampf ihre Gegner mit nervigter Faust überwältigt und in großen Schaaren unverwundete Gefangene gemacht! Gerade das sein erfonnene Werkzeug, durch welches Napoleon und seine ihm ergebenen Marschälle die ausgebildetste Infanterie Europas, die preußische, niederzuschmettern vermeinten, hat sich an ihm und seiner Armee auf's Furchtbarste gerächt, indem das in dieser neue Waffe gesetzte Vertrauen sie um die kriegerische Tugend gebracht hat, durch welche sie allen anderen Heeren voranleuchtete.

Nach dem siegreichen Kampfe vor den Weißenburger Linien verlegte der Kronprinz sein Hauptquartier nach Schweighofen, während der Herzog von Koburg-Gotha in Kapsweyer Nachtquartier nahm. Für diese hohe Herren wurden die Pfarrhäuser zur Nachtruhe bestimmt. Der Kronprinz kam nach 5 Uhr in Schweighofen an. Vom Pfarrer mit herzlichem Glückwunsche zum errungenen Siege begrüßt, nahm er alsbald eine kleine Erfrischung zu sich und suchte sodann das Feldlager auf, das Feldlazareth und die Spitäler in Weißenburg, von wo er gegen 8 Uhr zurückkam und mit seinem Generalstabe (an 30 Personen) ein frugales Nachtessen einnahm. Da die Zimmer des kleinen Pfarrhauses zur Aufnahme der Gäste den hinlänglichen Raum nicht boten, so wurde das Mahl an einer im Hofe aufgestellten langen Tafel bei herrlichem Mondschein eingenommen. Es herrschte an der Tafel eine tiefernste, den Ereignissen des Tages und der nächsten Zukunft entsprechende Stimmung. Als Se. kgl. Hoheit ein Glas Rheinwein, der auf dem Schlachtfelde gewachsen, gereicht wurde, erhob sich Hochderselbe gegen den Pfarrer gewendet mit den Worten: „Herr Pastor, fröhlich Pfalz, Gott erhalt's!", die der Pfarrer mit der Aeußerung des innigsten Dankes erwiderte. Se. kgl. Hoheit, eine kräftige ritterliche Gestalt, gewann sich durch sein einfaches, herablassendes Wesen Aller Herzen. Gegen 10 Uhr ging die hohe Gesellschaft zur Ruhe. Am andern Morgen um 8 Uhr schied Se. kgl. Hoheit, umgeben von seinem Generalstabe, aus unserer Mitte, dem Pfarrer dankend für die gastliche Herberge und die Hand zum Abschied reichend mit den Worten: „Herr Pastor, wir sehen ernsten, schweren Tagen entgegen." Seine Hoheit der Herzog von Koburg-Gotha war unterdessen von Kapsweyer, wo er nebst Gefolge mit der Genügsamkeit eines einfachen Privatmannes in den beschränkten Räumen des Pfarrhauses gewollt und mit herzlichen Worten vom Pfarrer sich verabschiedet hatte, angekommen, und nun ging es wieder hinüber ins feindliche Land zur blutigen Arbeit des ruhmreichen Tages von Wörth. Die hohen Herren hatten es also nicht verschmäht, bemerkt die in Speier erscheinende „Rheinpfalz" dazu, in den Wohnungen der beiden Pfarrer, die unter den Ersten auf der Proscriptionsliste der Denunciationsbande als Franzosenfreunde figurirten, Quartier zu nehmen, mit ihnen an einem Tische zu speisen und unter einem Dache zu schlafen.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. u. Jakobsmig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 36. Den 11. September: Maria Namen.

Die Schlacht bei Sedan.

(Aus der N. fr. Presse.)

Luxemburg, 3. September.

Die Position der französischen Armee am Morgen des 1. September zu Beginn des Angriffes der Deutschen war eine sehr günstige. Die durchaus Vortheile bietende Defensivlinie Mac Mahons zog sich von Sedan bis nach dem Dorfe Douzy mit Bayeilles als Centrum. Die Basis dieser Aufstellung bot Sedan in Verbindung mit einem bedeutenden, auf dem Kamme dicht bewaldeten Höhenzuge, welcher sich parallel der Maas, etwa 4000 Schritte von derselben, von Sedan bis gegen Douzy erstreckt. Von diesem langgestreckten Hügelrücken aus beherrschten die Franzosen das freie Feld, welches sich bis zur Maas langsam hinabsenkt, fast vollständig, und konnten somit das Vorrücken der Deutschen schon auf sehr große Distanz erschweren. Sie hatten ferner die auf dieser schiefen Ebene nahe der Maas liegenden Dörfer Douzy, Bayeilles, Monville, La Moncelle u. s. w. inne, von welchen aus ihre Infanterie ganz nahe und auf gedeckter Stellung die die Maas überschreitenden feindlichen Truppen zu fassen vermochte.

Als ich um halb 6 Uhr Remilly erreichte, tobte daselbst seit zwei Stunden bereits ein heftiger Kampf. Die Bayern hatten unter der Leitung des commandirenden Generals des ersten bayerischen Armeecorps, v. d. Tann, um 4 Uhr Morgens den Kampf eröffnet. Drei Feldbatterien, zwei Sechs- und eine Vierpfünder, waren auf dem Bayeilles gegenüberliegenden Hügelplateau aufgefahren worden, und als die erste bayerische Division, commandirt vom Brigadier-General Diell, als Avantgarde die Pontonbrücken überschritt, begann zugleich ein Bombardement Bayeilles, welches mit französischen Truppen überfüllt war.

Auf den Aeckern und Wiesen rechts neben Bayeilles lagen drei französische Infanterie-Regimenter, Nr. 33, 94 und 96, im Bivouak, welche, von ihren eigenen Wachtfeuern grell beleuchtet, der bayerischen Artillerie ein ebenso deutliches als dankbares Ziel abgaben. Die Ueberraschung der Franzosen über den plötzlichen, so heftigen Angriff war groß und that einer wirksamen Vertheidigung von vornherein großen Eintrag. Erst nach und nach konnten die französischen Regimenter in gedrängte Gefechtsordnung gebracht werden. Von den Bayern hatten bereits die ganze erste Division, mit dem königlich bayerischen Leibregimente (Oberst Roth) an der Spitze, auf dem rechten Ufer der Maas festen Fuß gefaßt, bevor die Franzosen sich von der Ueberraschung erholten. Dem weiteren Vormarsche dieser Division, sowie dem nachzuge neuer Truppen setzten sie zwar den hartnäckigsten Widerstand entgegen, aber vergeblich; die Bayern drangen, wenn auch unter schweren Opfern und nur Zoll für Zoll, doch vor und gegen immer mehr und mehr Verstärkung an sich, bis das ganze erste bayerische Armeecorps auf das rechte Maasufer übergegangen war.

Es war inzwischen Licht geworden, und die Sachsen begannen rechts von den Bayern, bei Douzy in die Action zu treten.

Trotzdem die bayerische Artillerie schon mehrere Häuser Bayeilles in Brand geschossen hatte, welche lichterloh brannten und das ganze Dorf in Feuer zu stecken drohten, und trotzdem die Bayern immer näher an das Dorf herankamen und dasselbe umzingelten, hielten sich die Franzosen darin mit anerkennenswerther Zähigkeit; es waren Chasseurs a pied und Linien-Infanterie von den Regimentern Nr. 18 und 65. Sie hatten sich in dem Dorfe factisch verbarricadirt, und jedes Haus repräsentirte für sich eine kleine Festung, welche separat genommen werden mußte. Daß unter solchen Umständen die Verluste der Stürmenden größer sein mußten, als die der Vertheidiger, ergibt sich von selbst.

Unangenehm war, daß, als die bayerische Infanterie das Dorf zu stürmen begann, das bisher so wirksame Bombardement vom Hügel jenseits der Maas eingestellt werden mußte, damit nicht die eigenen Truppen getroffen würden.

Nichtsdestoweniger gab es für die wackeren Bayern, die ich da zum erstenmale im größeren Kampfe sah, keinen Stillstand. Die die Eingänge des Dorfes verrammelnden Barricaden aus Wagen, Steinen u. s. w. wurden erstürmt, die verschlossenen Thüren der Häuser mit den Kolben eingeschlagen und in den Zimmern selbst der schrecklichste Kampf Mann gegen Mann geführt.

Ich fand, als ich eine Stunde später das Dorf, welches dann von den Franzosen bombardirt wurde, besuchte, in den Häusern genug Gruppen Todter und Verwundeter beider Nationen — ja, in einem kleinen Zimmer zwei verwundete Franzosen und einen todten Bayer — ich glaube vom zweiten Jäger-Bataillon.

Während hier im Dorfe Bayeilles der furchtbarste Einzelkampf wüthete, wurden die rechts tausend bis dreitausend Schritte vom Dorfe entfernt im Bivouak gelegenen französischen Regimenter um etwa zwei Kilometer, bis an den Fuß des Höhenzuges, welcher den Kern ihrer Position bildete, zurückgedrängt. Um 7 Uhr Morgens gegen sie sich auf den bewaldeten Kamm ihrer Hügelreihe zurück.

Bald darauf — es war inzwischen der ganze Rest der bayerischen Truppen auf das rechte Maasufer herübergekommen und das zwölfte (sächsische) Armeecorps vollzählig auf dem Platze erschienen — begann der Angriff auf die Hauptposition der Franzosen. Da war nun freilich der bisherige Kampf in der Ebene ein Kinderspiel dagegen gewesen. Man sah auf diesem ganzen langen Hügelplateau keinen einzigen Franzosen. Die Infanterie stand gedeckt in den dichten Wäldern rechts und links, die Artillerie aber und die Mitrailleusen-Batterien waren auf dem zerfolchten den beiden Wäldern einen Kilometer weit holzfreien Kamme des Hügels derart postirt, daß man von der ganzen Artillerie nicht einmal die Mündung eines Geschützrohres zu bemerken vermochte.

Der Angriff der Sachsen und Bayern, welche man noch um diese Zeit ganz allein ließ, wurde nun unter dem Kommando des Kronprinzen von Sachsen folgendermaßen eingeleitet: Die Sachsen gingen links von Douzy aus vor, postirten auf einem rechts neben dem Dorfe Monville gelegenen Hügel soviel zwei Batterien und sendeten ein in dichte Ketten aufgelöstes Bataillon Infanterie am äußersten linken Flügel vor, die anderen zwei Bataillone dieses Regimentes, sowie ein zweites Regiment zur Unterstützung bereit haltend.

Die Bayern brachten eine Batterie Vierpfünder in die bestmöglichste Position bei dem Dorfe Bayailles, während ihre Infanterie sich in Erdeinschnitten auf der schrägen Ebene gegen die französische Stellung vorzuschängeln versuchte. Das ging nun aber lange nicht so schnell, als man anfangs glaubte.

Ich war im Augenblicke als die bayerische und die sächsischen Batterien ihr Feuer eröffneten, noch im Dorfe Bayeilles, eilte aber sofort, als ich die nahe Kanonade hörte, nach vorwärts. Ich ging zu der bayerischen Batterie und konnte von dort aus vorzüglich den Vormarsch der sächsischen und bayerischen Infanterie beobachten. Die erstere hatte dabei doppelten Vortheil: sie war erstens am Anfange ihres Anrückens durch ein Gehölz gedeckt, und zweitens kam sie von der rechten Flanke, während die bayerische Infanterie fast ungedeckt von vorn auf die mit Geschützen

Digitized by Google

und Mitrailleusen bespickte Anhöhe vorrücken mußte. Ich glaubte bei der bayerischen Batterie, welche sehr rasch dreau losfeuerte, einen nicht sehr gefährdeten Standpunkt genommen zu haben, weil die Chassepots von der Anhöhe aus nicht so weit herüber drangen und unser Geschützfeuer nicht sehr heftig erwidert wurde — doch täuschte ich mich darin gewaltig und kam später durch diesen Irrthum gar arg in die Klemme.

Während die bayerische und die sächsischen Batterien lebhaftes Feuer unterhielten, rückten die Bayern und Preußen ziemlich unbehelligt, nur mit Chassepots beschossen und die und da mit einer Granate beworfen, rasch vor, und schon glaubten wir, die Franzosen hätten des Kampfes bereits wieder genug und zögen sich, nur eine kleine Division zum Scheingefechte zurücklassend, jenseits des Höhenrückens abermals aus der Schlinge, als die armen Bayern, der französischen Position auf etwa 600 Schritte nahe gekommen, plötzlich mit einem furchtbaren Kugelregen überschüttet wurden. Rrr—rrr—rrr— ging es fortwährend; es waren die Kugelspritzen, die nun arbeiteten, verstärkt durch immenses Chassepotfeuer. Die armen Bayern fielen wie die Mücken, der Rest mußte zurückweichen, verfolgt von französischer Infanterie, welche diesen Moment für geeignet hielt, aus der gedeckten Position wieder herauszurücken und zu attaquiren. Auch die französische Artillerie begann nun ein schweres Feuer, sie sendete und jeden Augenblick ein Geschoß herüber und warf auch der bayerischen Infanterie unausgesetzt Granaten nach.

Unsere Artillerie wußte in dieser kritischen Situation nicht, wo sie zuerst hinschießen sollte: auf die französischen Batterien oder auf die verschiedenen Trupps französischer Infanterie, welche immer näher kamen; so fleißig und präcise auch gearbeitet wurde, drei Batterien waren viel zu wenig gegen diese feindlichen Massen, für mehr als drei Batterien aber noch nicht passendes Terrain genug vorhanden.

Die feindliche Infanterie kam bald so nahe heran, daß die Chassepots bis zu uns herübertrugen, und nun begann ein vazierender Sturm auf unsere bayerische Batterie. Man wollte offenbar die Bemannung und die Bespannung niederschießen, um den Rückzug der Kanonen unmöglich zu machen, denn die Geschosse fielen jetzt hageldicht auf uns ein. Ich legte mich, da ich in diesem Kugelregen nicht retiriren, aber auch nicht exponirt stehen bleiben wollte, platt in einen bei zwei Schuh tiefen Graben, um da das Ende der Attaque abzuwarten, in der festen Ueberzeugung, die französische Infanterie werde, wenn sie eine gewisse Linie überschritten habe, nach welcher sie nicht mehr von der Mitrailleuse und nicht mehr viel von der Artillerie unterstützt werden könne, wieder zum Stillstande gebracht und nicht bis zu einer der Batterien herangelassen werden.

Doch, wie gesagt, ich war in argem Irrthume. Während ich noch in meinem Graben eifrigst lauschte, ob sich das Kleingewehr-Geknatter noch immer nähere oder sich schon wieder entferne, ob das, was ich so nahe an mir höre, Zündnadel- oder Chassepotgeschütze seien, hörte plötzlich die bayerische Batterie zu feuern auf und — now fare well — erhält Commando zum Rückzug.

Es blieb mir nun, wollte ich mich nicht der Gefahr aussetzen, von den Franzosen gefangen, vielleicht aber auch von einem kampfmüthigen Gesellen niedergemacht zu werden, nichts Anderes übrig, als ohne langes Besinnen in diesem furchtbaren Kugelgesiche aus meinem Graben herauszukommen, mich zu den Artilleristen auf eine Kanone zu setzen und mit ihnen im schnellsten Galopp über Stock und Stein gegen die Maas hinunterzudonnern.

Auf ähnliche Art, Reise ich mir vor, fährt man in die Hölle — es nahm mich, unten angelangt, Wunder, daß meine Glieder noch ganz, daß ich nicht herabgeschüttelt worden war und daß ich nicht einen Schuß in den Rücken erhalten habe. Die französische Infanterie drang jedoch nicht viel weiter mehr vor; sie kam endlich der sächsischen Artillerie in die rechte Schußlinie, wurde von dieser in der Flanke beschossen und nun auch von zwei frischen Infanterie-Regimentern bedrängt, einem sächsischen und einem bayerischen, angegriffen und so mit vereinten Kräften zum Rückzuge gezwungen. Auf diesem sah nun viel französische Infanterie. Die sächsische Artillerie, welche um ein kleines Stück avancirte und durch drei neue Batterien auf neben fünf gebracht wurde, konnte nun schon ausgiebiger wirken und legte einen guten Theil der retirirenden Franzosen auf das Schlachtfeld nieder. Als diese aber innerhalb ihrer Mitrailleusen-Grenze wieder angelangt waren, standen sie lange Zeit wie eine Mauer, und es wurde Mittag, bevor man sie zu zwingen vermochte, auf die Höhen zurückzuweichen. Als dies vollbracht war, führten die Bayern im Centrum ihre Batterien, die Sachsen auch noch zwei mehr, und zwar bedeutend näher der französischen Stellung, auf, und nun bestrichtete sich von 12 bis 2 Uhr die Schlacht im Centrum und am rechten Flügel auf eine allerdings großartige Kanonade, welche aber bedauerlich nicht sehr viel Schaden anzurichten schien.

Um halb 3 Uhr kamen zwei preußische Armeecorps ins Gefecht. Fünf Regimenter von ihnen rückten von drei Seiten gegen die in den Waldungen stehende französische Infanterie vor; sie brauchten eine Stunde, bis sie den Waldsaum erreichten. Die Kanonen waren inzwischen ganz verstummt. Dagegen knatterten die Kleingewehre im Walde zwei Stunden lang unglaublich schnell auf einander; es mußte ein furchtbarer Kampf dort ausgefochten werden. Ich hatte, als sich das Gefecht endlich mehr und mehr waldeinwärts zog, gerne den Wald besucht und das Schlachtfeld dort besichtigt, doch kam mir, fortwährend in vielej Kugeln daraus hervorgejsicht, daß es mir zu riskant erschien, diesen vielen Geschossen entgegenzulaufen.

Ich wendete mich um 5 Uhr von Moiville und Moncelle durch die Schlucht, die sich von da nördlich über Daigny nach Givonne zieht, sah dort nirgends mehr Kampf, dagegen Alles voll und verstopft mit vorrückenden Truppen — Husaren, Dragoner, Cürassiere und Uhlanen, zusammen wohl 30,000 Mann, bei 10,000 Mann Infanterie und 10—12 Batterien preußischer Feldartillerie.

In Givonne sah und erfuhr ich, daß die Verbindung des rechten deutschen Flügels mit dem linken hinter dem Rücken der französischen Armee hinaus einen Stunde hergestellt und damit das letzte Glied in die Kette gefügt sein wird, welche die französische Armee gefangen in die Hände Deutschlands geben soll.

In Daigny war ich zwei langen Zügen von Gefangenen begegnet; dieselben mochten zusammen etwa 4000 Mann, größtentheils französische Infanterie, zählen.

In Givonne fand ich den großen Marktplatz gedrängt voll mit französischen Gefangenen und dann auf der nach Belgien führenden Chaussee abermals fünf lange Züge. Im Ganzen mußte die Zahl aller französischen Gefangenen mehr als 25,000 Mann betragen. Die Linien-Regimenter, welche am stärksten darunter vertreten waren, sind Nr. 40, 50, 78 (welche drei Regimenter fast vollzählig gefangen wurden), 33, 18, 30, 22, 62, 70, 65, 91, 96, 94, 64, 82 und 97. Alle diese Scharen von Gefangenen wurden bei der Stürmung des Höhenzuges und dem darauf folgenden erbitterten Kampfe im Walde vom Gros ihrer Armee abgetrennt und immer von solcher Uebermacht umringt, daß sie sich ergeben mußten. Viele der Soldaten mochten wohl auch schon der angeschwindigt zweifelsvon Schlächterei müde geworden sein.

Bevor ich das Schlachtfeld bei Bazeilles und Moncelle verließ, begegnete ich daselbst dem Commandanten des ersten bayerischen Armeecorps, General v. d. Tann, welcher mit der Suite das Schlachtfeld besichtigte. Der gute General war hocherfreut über den Sieg, aber tief betrübt über die großen Verluste, die gerade sein Armeecorps dabei erlitten hatte.

Den Anblick des Schlachtfeldes zu beschreiben, das werden Sie mir erlassen — es bleibt ja doch immer ein und dasselbe entsetzliche Elend: Tausende von Todten in allen Stellungen und Lagen mit verstümmelten Leibern, und zwischen diesen, sowie zwischen todten und sterbenden Pferden Tausende und Tausende von Verletzten, in ihrem Herzblute schwimmenden Menschen, die, wenn sie noch so viel Kraft haben, die Hände zu Ihnen emporheben und Sie flehentlich anflehen, sie nicht hier zwischen den Todten und Sterbenden liegen und verenden zu lassen — zwischen den Todten mit den offenen starren Augen und den Sterbenden mit dem schrecklichen brechenden Blicke und den Todesröcheln, das Einen schaudern macht.

Drei Tage auf dem Kriegsschauplatz im Elsaß.

(Fortsetzung.)

Wir einer langen Kolonne von Lastwagen, die Proviant und sonstigen Bedarf geladen hatten, gelangten wir von Sulz nach Wörth. Der Weg führt über die Vorhöhen der Vogesen, die sich hier vom Hauptzug in langgedehnter, rollenförmiger Gliederung nach Osten erstrecken und den deutschen Truppen vom Rheinthale her bequeme Zugänge bis auf die Höhen vor Wörth darboten. Auf dem Wege trat uns bald der Eid des Vogesenthales entgegen, die höchste 700 Meter hohe Spitze des unterirdischen, gegen Westen sich hinziehenden Berglandes, den Namen Vogesenwies, Teufelsschloß, hat er von einem alten, in der Revolutionszeit zerstörten Kastelle. Von dem Gipfel genießt man eine herrliche Aussicht. Auf den Höhen von Wörth waren schon 1793 die Oesterreicher unter Wurmser mit den Franzosen unter dem jungen Hoche zusammengetroffen. Der letztere siegte dort über den Feldmarschall und dieser mußte sich zurückziehen.

Die Dörfer, welche wir durchfuhren, waren fast ganz verödet und ohne die Feldpost und die Verwundetentransporte, die uns begegneten, hätten wir wenige Menschen unterwegs gesehen. Je mehr wir uns Wörth näherten, desto zahlreicher wurden die Spuren des Gefechtes; da und dort waren die Vorposten aufeinander gestoßen, Tornister lagen umher, französische Gamaschen, Käppi, hie und da auch ein verlorener Säbel, todte Pferde und die Ueberreste von geschlachteten Ochsen gaben uns durch die Gerüche, welche von ihnen ausströmten, eine Vorahnung von der Atmosphäre des Schlachtfeldes.

Endlich ging's nach Wörth hinunter, und immer mehr häuften sich die Spuren des Gefechts. Im Torfe lagen noch Tausende von Verwundeten; kein Haus war da, das nicht mehrere derselben gefüllt hätte. Doch will ich dem Leser die Schilderung des Elendes, das wir dort gesehen, des gräßlichen Elends, ersparen. Ihm genüge, zu wissen, daß noch am vierten Tage nach der Schlacht Verwundete eingebracht wurden, die bisher ohne Speise und Trank, ohne Pflege und Verband, allen Unbilden der Witterung ausgesetzt, auf dem Felde gelegen hatten. Noch betrübender aber als in Wörth sah es in den hinter demselben liegenden Ortschaften, in Elsaßhausen und Fröschweiler, aus. Während Wörth, ein wohlhabender Ort mit städtischen Gebäuden, bei seiner Eroberung einen relativ geringen Schaden, verhältnißmäßig wenig gelitten hatte, waren jene Dörfer, in welchen der Kampf Rückter getobt hatte, vielfach zerschossen und durch Brand verwüstet. Sie waren auch, wenn möglich, noch mehr mit Verwundeten und Verstümmelten überfüllt, und während man in Wörth immer noch Nahrungsmittel, wenn auch selten finden konnte, da die Zufuhren immer rasch wieder verbraucht wurden, so herrschte hier völlige Hungersnoth. Mit Sehnsucht erwartete man die Wagen, die von Sulz und Hagenau her dem dringendsten Bedürfnisse abhelfen sollten. —

Das schlimme Wetter erlaubte uns nicht, das Schlachtfeld in seiner ganzen Ausdehnung zu besuchen; es begann wieder zu regnen, und der fette Lehmboden setzte dem Vordringen fast unüberwindlichen Hindernisse entgegen.

Auf den Höhen des Schlachtfeldes, welches die deutschen Truppen in heißem Kampfe erstürmt hatten, wurden die letzten Todten begraben. Die Abhänge der Waldkuppen sind ziemlich, wenn auch nicht übermäßig steil; allein oben hatten sich die Franzosen in festen Stellungen verschanzt und so die Ungleichheit der Zahl mehr als ausgeglichen; dreimal stürmten die Deutschen im Kugelregen diese Höhen hinauf; dreimal wurden sie von dem furchtbaren Feuer, das die Brustwehren aussendeten, wieder hinabgeworfen. Es war ärger, wie bei Königgrätz, sagten die preußischen Soldaten, denn dort hatte der Feind keine Hinterladungsgewehre. Das vierte Mal erst gelang es den Unsrigen, oben Fuß zu fassen, und damit begann das grausige Morden, Mann gegen Mann. Während unten im Thale weiß preußische Waffen und Uniformstücke lagen, wurden die Spuren der Franzosen immer häufiger, je weiter man hinauf stieg. Anfangs sah man noch einige französische Verbandpäckchen, wo Gewehre, Säbel, Tornister, abgerissene Uniformen, Gemachen, Jacken, die breiten Leibbinden der Zuaven und sonst noch Verschiedenes durcheinander im Blute lagen. Hierher hatten die Feinde ihre Verwundeten gebracht, als sie durch's Vorrücken der Unsrigen in Luft gesprungen wurden, sich in die Verschanzungen auf den Höhen zurückzuziehen. Je weiter hinauf, desto wilder wurde die Unordnung auf den zerstampften Feldern und in den niedergetretenen Weinbergen; oben aber, wo Mann gegen Mann gerungen hatte; und wo es endlich gelungen war, die Feinde zu vertreiben und in die regellose Flucht zu schlagen, da war das Feld noch belebt mit den Spuren des wildesten Kampfes und mit Allem was die Flüchtigen weggeworfen hatten. (Schluß folgt.)

Ein Feldbrief eines Rheinländers.

(Schluß.)

Ich blieb die Nacht über in einer Scheune zwischen den Verwundeten. Am andern Morgen sammelten wir uns, um wieder komplettirt zu werden und die Verlustlisten wurden angelegt. Dabei entrollte sich uns ein schrecliches Bild. Unser Oberst, 3 Bataillonskommandeure, 9 Hauptleute und 15 Offiziere fehlten. 10 Offiziere todt, 18 theils leicht, theils schwer verwundet. Von unserer Kompagnie einige 40 todt, circa 80 verwundet, dasselbige bei anderen Regimentern. Die jungen Lieutenants kommandiren jetzt Kompagnien, und jede Kompagnie hat nicht einmal einen Offizier. Das Regiment besteht jetzt statt aus 12 aus 6 Kompagnien, und ich bin bei der 5. Die in der Nähe des Schlachtfeldes belegenen Dörfer sind mit Verwundeten beider Nationen überfüllt und der Jammer und das Siechgeschrei der Betroffenen ist nicht zum Anhören. Wir suchten nun die Todten auf und trugen sie zusammen in langen, fast unabsehbaren Reihen, auch die Offiziere wurden besonders zusammengetragen. Nachmittags den 19. ging's zum Begräbniß. Große Löcher wurden gegraben, in dem einen lagen 10 Offiziere, in den anderen je 12 Todte zusammen. Wir setzten den Helm auf und traten zur Leichenfeier an. Auf den aufgeworfenen Hügeln standen die Geistlichen, neben ihnen die übrig gebliebenen Offiziere, an der Spitze der Divisions- und Brigadegeneral v. Berger und Poubritzky, hinter diesen die Regimentsmusik, welche Trauerweisen spielte, und im großen Kreise um das Ganze das übrig gebliebene Regimentchen Franz. Die ergreifende Predigt der Geistlichen, die traurige Musik, und der Anblick der Todten machten einen so erschütternden Eindruck auf die Umstehenden, deren Gemüth ohnehin schon durch die Ereignisse des vorigen Tages hoch angegriffen war, daß die Thränen stromweise flossen und viele allgemeine Schluchzen hörbar war. Eine schönere, theilnahmvollere Bestattung der Kameraden kann wohl nicht gedacht werden, als im Felde. Eine Handvoll Erde ward nun noch Jeder in die Gruft, und in weniger als einer halben Stunde wölbten sich anmuthige Hügel über den Gefallenen, deren Ruhestätte durch einfach zusammengenagelte Kreuze aus Brettern angezeigt ist, die ihren Namen angeben und durch treue Freunde errichtet sind als letzte Liebesgabe. Um noch einmal auf das Ganze zurückzukommen, muß ich Jeder gestehen, daß nur eine höhere Macht da walten, wo Sieger und Besiegte den Tod mit solcher Macht hausen und wo in einigen Minuten Hunderte die Augen schließen, um erst wieder zu erwachen, wenn sie Gottes Wort aus den Gräbern ruft. Ich wurde zur Fahnenfektion kommandirt, welche den Auftrag hat, die Fahne zu vertheidigen, und aus zehn Mann besteht, von denen nur drei davon gekommen sind, da die Fahne stets in der Mitte ist und sich alle Kugeln dahin konzentriren. Nachdem wir nach eine Nacht auf dem Schlachtfelde zwischen den Todten kampirt und biouakirt hatten, ging's am 20. wieder los, und kamen wir nach kurzem Marsch in's Quartier nach Pannonville, von dort am 21. nach Labeuville.

Regensburg, 8. Sept. Von einer großen Menschenmenge erwartet, setzte sich vorgestern Nachmittags 5 Uhr vom Militär-Krankenhause aus ein stiller Zug in Bewegung, der die Leiche des seinen Verletzungen erlegenen Zuaven Eugen Trudon zum kath. Friedhof oberer Stadt hinaustrug. Hinter der Bahre, welche von hiesigen Soldaten getragen wurde, gingen zuerst der über weltenden französischen Gefangenen, am welche sich ein Zug Soldaten des 21ten Regimentes, jedoch ohne Gewehre, anschloß. (Reg. Z.)

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Digitized by Google

Bekanntmachung.

Das Betreten des Bahnhofes dahier betreffend.

Der Stadtmagistrat Landshut erläßt als Polizeibehörde im Benehmen mit der Bahnhofverwaltung Landshut auf Grund des Art. 76 des B. St.-G.-B. im Interesse der Ordnung und Sicherheit bei der Zeit durch Truppenbewegungen, sowie Gefangenen- und Verwundetentransporte stattgehabten Eisenbahnverkehres folgende polizeiliche Vorschrift:

„Der Zutritt zu sämmtlichen Räumlichkeiten des hiesigen Bahnhofes, in der Eisenbahnlinie den Wartsälen, zu den Perrons und zu den an den hiesigen Perrons bei obigen Transporte von Truppen, Gefangenen und Verwundeten, wird für Jedermann mit Ausnahme der Reisenden und der durch ihren Dienst berufenen oder als Mitglieder der Hilfskomites sich ausweisenden Personen auf die Dauer des Krieges verbot n."

Zuwiderhandlungen gegen dieses Verbot unterliegen der gesetzlichen Strafe an Geld bis zu 15 fl. oder mit Arrest bis zu 6 Tagen.

Landshut, den 10. September 1870.

Stadtmagistrat Landshut.

2574 Dr. Gehring. Bohrer, Sekr.

Danksagung.

Für die so liebevolle zahlreiche Theilnahme an dem Leichenbegängnisse sowohl, als auch an den hl. Seelengottesdiensten unserer theueren unvergeßlichen Mutter,

Frau Anna Bergmaier,

geb. Gerstenberger, b. Lehzeltnermittwe dahier,

sagen wir hiemit im Namen sämmtlicher Verwandten unseren innigsten herzlichen Dank ab, mit der Bitte, der Verblichenen im Gebete zu gedenken, und ihre sermuel Wohlwollen zu bewahren.

Tittmoning, am 9. September 1870. Die tiefbetrauernden Kinder:

2575 Agnes, Elise und Baptist.

Danksagung.

Für die so ehrende und zahlreiche Theilnahme an dem Leichenbegängnisse, sowie bei den Trauergottesdiensten unseres unvergeßlichen, theueren Gatten, Bruders, Onkels und Schwagers,

Herrn Johann Riegele,

Kaufmann,

sprechen wir hiemit unsern tiefsten innigsten Dank aus.

Mainburg, den 9. September 1870. Die tiefbetrauernde Gattin:

Fanny Riegele, geborne Höpfl,

2576 im Namen sämmtl. Verwandtschaft.

Anzeige.

Unterzeichneter ist bis Sonntag Abends von Morgens 8 bis Abends 5 Uhr zu sprechen. — Wohnt Gasthof zu den drei Mohren Zimmer Nr. 1/1.

Karl Eisenreich,

2561(2b) prakt. Zahnarzt aus München.

Um vielfachen Wünschen zu entsprechen, ertheilt der Unterzeichnete jeden Dienstag und Freitag Nachmittags von 2—3 Uhr in Meisbach ärztl. Consultationen.

Dr. M. Prlem,

pr. Arzt von Frontenhausen.

2562(3b)

Bester und ausgezeichnete

Tinte

gleich dem Schreiben tiefschwarz angehend, ohne Bodensatz zu sein, empfiehlt

2478(3c) J. Jgn. Schneider.

Einladung.

Zur Erinnerung an die Kirchweihfeier

ladet auf Samstag, Sonntag, Montag und Dienstag, den 10., 11., 12. und 13. September zu gutem Tropfen, Kirchweihbraten, Kuchel- und sonstigen kalten und warmen Speisen freundlichst ein

Maria Huber,

2565(2b) Wirthin zu Schönbrunn.

Geschäfts-Empfehlung.

Unterzeichnete zeigt hiemit ergebenst an, daß sie das bürgerliche

Maler- & Vergoldergewerbe,

geleitet von einem tüchtigen Geschäftsführer, fortzuführen gedenkt, daher empfiehlt sich dieselbe in allen in dieses Geschäft einschlägigen Arbeiten und bittet, Vertrauen, das derselben Gutwohnerschaft Landshuts, bei hochmächtigen Kirchen, und hohe Kirchenvorstände das ihrem sel. Manne geschenkte Vertrauen auch auf sie wohlwollend zu übertragen.

Landshut, den 10. Sept. 1870.

Elise Eisenreich,

2577 Maler- und Vergolders-Witwe.

Eis-Pommade

(Pommade Glaciale.)

Die Vorzüglichkeit dieser köstlichen von mir schon über 30 Jahre bereiteten Pommade ist bei beiden Geschlechtern längst anerkannt. Sie hat den Aufsehen und schmilzt in der Hand wie Eis, stärkt die Kopfhaut und Haarwurzeln, bringt der lästigen Schuppenbildung vor oder hebt sie auf, macht die Haare kraus und locker, verhindert das Ausfallen und Grauwerden, befördert den Wuchs und verleiht den Haaren die größte Geschmeidigkeit und Zierde schönsten Glanz. Preis des Glases **24 Kr.** bei kleinen **12 Kr.** Aechtes Kletten-wurzel-Oel zu **6 Kr., 9 Kr.** und **18 Kr.** das Glas. Auswärtige Bestellungen unter Beilegung des Betrages **6 Kr.** für Verpackung und Postsiehen werden franco erbeten.

Karl Kreller, Chemiker in Nürnberg.

Niederlage in Landshut bei

95(1) **Anton Huber,** Kaufmann.

Ein bestallter ungetrauter Mann, mittelfrei, verspricht, darlehnt, bittet einen soliden Menschenfreund um ein Darlehen von 400 fl., welche Summe in vierteljährigen Raten zu 25 fl. wieder zurückbezahlt wird. Näheres unter Chiffre M. L. die Exped. d. Bl. (3c) 2543

Eine Wohnung

über 2 Stiegen ist auf Mich. zu vermiethen. Zu erfragen in der Exp. d. Bl. (3a) 2570

Eine helle trockene Wohnung

mit 2 Zimmern über 1 Stiege ist bis Michaeli zu vermiethen. D. Uebr. d. Exp. d. Bl (2b) 2553

Nürnberg, 6. Sept. (Hopfenbericht) Das Marktgeschäft betreffend, war gestern bei mäßiger Zufuhr lebhafter Begehr; es 50 Ballen kamen zu 52—62 fl., gut gerathenes und schönfarbiges in höheren Preisen zum Abschluß und die Zufuhr von 30—40 Ballen, größtentheils auf der Lagerstatt, wurde bald verpflanzt. Heute hatten wir dagegen zum ersten Male einen ergiebigen Hopfenmarkt, über 4/0 Ballen waren zugeführt und das Angebot war trotzdem der Verkauf gut von Statten ging der Nachfrage weit überlegen, so, daß der schon vorauss vertönte Preisabschlag auf 5 bis 8 fl. anzuschlagen ist. Die meisten Abschlüsse lauteten zu 44—53 fl., für renommirte Gärten wurden jedoch theilweise in einzelnen Ballen bis 40 und darüber. Prima Württemberger auch zu 50 fl. bezahlt, während gegen Mitte auch diese Preise bei weichender Neigung nachgeben mussten. Die Geschäftsstelle des Hopfenmarktes ist eine sehr mitunter viel zu wünschen übrig, wie bald dalle, warm gewordene auch zu 20—25 fl. abgeboten wurden. (Allg. Ostztg.)

Druck und Verlag der Joh. Thomann'schen Buchhandlung. G. B. u. Zahnesing.)

Digitized by Google

Beiblatt zur

Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 37. Den 18. September: Richard.

Drei Tage auf dem Kriegsschauplatz im Elsaß.

(Schluß.)

Wir schlugen den Weg ein, der vom Thale der Sauer ausgehend über den Bergrücken nach Hagenau führt. Längs der ganzen Straße und die Höhen hinauf hatte der Kampf getobt, wenn auch mehr als Vorpostengefecht. Aber fast Alles, was man hier noch sah, rührte von den Preußen her. Mosten waren im Ganzen selten, wiewohl man hie und da noch auf Haufen von französischen Gewehren stieß, Patronentaschen fanden sich häufiger, am meisten aber traf der Blick auf preußische Tornister. Aber die Bauern der Umgegend hatten Alles schon durchwühlt und selbst das Geringste mitgenommen. Kaum war noch hie und da ein Tuch oder ein Säckchen, in welchem die Soldaten ihren eisernen Bestand mitgeführt hatten, auf dem Felde zu sehen. Eine große Anzahl von Bauern in ihren blauen Kitteln war unterwegs, und wenn man die Leute frug, wohin sie wollten, so hatten sie alle möglichen Ausreden. Die Feldgendarmen hielten zwar scharfe Wache, konnten aber bei ihrer geringen Anzahl wenig ausrichten. An vielen Orten war das Landvolk beschäftigt, die gefallenen Pferde zu begraben. Der Aasgeruch, den diese Thiere ausbauchen, machte die Arbeit dringend nothwendig. Im dem Dorfe Mordbrunn, wo wir das Thal der Sauer verließen, lag eine Menge Kürassierhelme und Panzer; wenigstens sänftig derselben sahen wir an verschiedenen Punkten der Dorfstraße. Die Soldaten, die hier ein kleines Lazareth hüteten, erzählten, daß hier zwei französische Kürassierregimenter, die von der Höhe herab durch einen Hohlweg in das Dorf herein dringen wollten, durch das Schnellfeuer der Preußen fast ganz aufgerieben wurden. Die Erzählung der Soldaten schien nicht übertrieben; denn die Menge der haufenweise daliegenden Waffen und die Blutflecken auf dem Boden bestätigten, daß hier ein furchtbarer Zusammenstoß stattgefunden habe. Welcher Wahnsinn gehört aber auch dazu, mit schwerer Reiterei, in enger, abhängiger Dorfgasse zusammengedrängt, gegen Infanterie vordringen zu wollen, die ein Hinterladungsgewehr gut zu handhaben versteht! Das heißt die Menschen nicht zum Kampfe, sondern zur Schlachtbank führen.

Bei diesem Dorfe war es auch, wo, wie bestimmt erzählt wurde, einige Bauern auf die deutschen Truppen geschossen hatten und standrechtlich hingerichtet wurden. Im Allgemeinen hatte ich die Erzählungen von dieser Theilnahme des Landvolkes am Kampfe für übertrieben, denn in solchen Zeiten tauchen eine Menge von Meldungen auf, von denen manchmal kaum der zehnte Theil auf Wahrheit beruht. Noch ungläubiger aber bin ich gegen die Gerüchte, daß die Bauern in ihrem Fanatismus so weit gegangen sein sollen, Verwundete zu verstümmeln und zu martern. Indessen kamen doch einige Fälle der Theilnahme am Kampfe vor, besonders wenn das Landvolk glaubte, es habe es mit einer versprengten oder auf dem Rückzuge befindlichen Truppe, z. B. mit Munition holenden Soldaten zu thun. Jedenfalls bewiest dies den alten Erfahrungssatz, daß die Elsässer französischer sind als die Pariser und daß sie sich seit mehreren Generationen daran gewöhnt haben, Alles, was Frankreich thut, in möglichst verstärktem Maße ebenfalls zu thun. Das Volk fühlte die Biehlichkeit, einem großen Staatswesen anzugehören, und wenn ein junger Mann vom Militär wieder ins heimische Dorf zurückkehrte, so war er vollständig Franzose geworden, erzählte von Paris, von Grabe des großen Kaisers, fühlte sich als Angehöriger der „großen Nation", und so impfte man allmählig diese Gesinnungen dem Landvolke ein, das dann mit dem Uebereifer, der die Renegaten kennzeichnet, dieselben in sein Handeln aufnahm. Und doch ist Dies, so grell es bisweilen hervortrat, nicht so tief eingedrungen, als es den Anschein hat. Jedenfalls wird Alles, was Elsaß bisher gegen seine große Mutter Germania gesündigt hat, weit aufgewogen durch den folgenschweren Umstand, daß die Sprache und Poesie der Elsässer, also das Denken und Fühlen der Bewohner, rein und unverfälscht deutsch geblieben sind. Mit einer dem alemannischen Stamme eigenthümlichen Zähigkeit haben sie allen Romanisirungsversuchen widerstanden, mit denen sie von den importirten und übergegangenen Familien der Städte, von den Beamten und Lehrern beglückt wurden. Es wäre ungerecht, hier verschweigen zu wollen, daß der Geistlichkeit beider Konfessionen das Hauptverdienst an diesem Widerstand gebührt. Denn diese kann nur dann wirken und ihrem Beruf nachkommen, wenn sie Zugang zum Herzen des Volkes hat, also aus dem Volke hervorgeht und nicht blos dessen Sprache spricht, sondern ganz in derselben fühlt. Dies ist der Grund, warum wir überall die Geistlichkeit als Schützerin und Pflegerin der Volkssprache finden, und zwar nicht blos in Elsaß und Lothringen. Gerade weil das Elsaß, diese ehemalige Perle in der Krone der deutschen Kaiser, noch deutsch spricht und denkt, würde es sich bald wieder mit einer deutschen Herrschaft aussöhnen können. Man gebe dem Volke nur eine gute Verwaltung, die es nicht abschilicht in seinem Heiligsten belästigt, man gebe oder erhalte ihm ferner eine gute Justiz, sorge für die Pflege der geistigen und materiellen Interessen und suche vor Allem mit weniger Steuern auszukommen. Die ganze Jauchwirthe des Elsasses und sogar Lothringens ist ohnedies hinsichtlich ihres ersten und nothwendigsten Nahrstoffes, der Streinkohlen, auf die deutschen Saargruben angewiesen.

Unter strömendem Regen fuhren wir nach Hagenau. Ein Spekulant, der die Häute der von der württembergischen und badischen Abtheilung geschlachteten Ochsen übernommen hatte und dabei, wie er sagte, ein schönes Geschäft machte, nahm uns auf seinen Wagen. Es war unmöglich, ein anderes Gefährt zu erhalten. Lange Züge mit Verwundeten wurden von uns überholt. Meist waren es Franzosen, die nach Hagenau und Bischweiler gebracht werden sollten. Viele Kranke befanden sich unter ihnen und litten sehr durch das Regenwetter, das sie gar nicht gewöhnt waren. Einer derselben, der allein auf einem Wagen lag, war schwer verwundet und wir empfahlen dem gefühllosen Bauern, der ihn transportirte, alle mögliche Sorgfalt; aber als ich den Zug in Hagenau traf, war der Kranke nicht mehr dabei. Er hatte unterwegs seinen Geist aufgegeben. Niemals habe ich so edle und ebenmäßige kaukasische Gesichtszüge gesehen, als bei diesem Manne, der mit der fatalistischen Resignation eines Anhängers Mohameds sich in seinen weißen Burnus hüllte und die Wasserströme des Himmels über sich ergießen ließ.

Hagenau ist ein altes Städtchen, das Mauern ohne Wälle und vor denselben einen tiefen breiten Graben besitzt. Es ist ein Waffenplatz vierter Klasse und hatte besonders Kavalleriegarnison. Trotzdem es im gegenwärtigen Augenblicke einem Kriegslager glich, glückte es uns doch, in einem großen bürgerlichen Gasthause in der Nähe des Bahnhofes noch Unterkunft mit Betten zu erhalten. Kaum aber hatten wir Besitz genommen von unserer Eroberung, da kamen nicht endenwollende Truppenzüge durch die Straßen. Ein Regiment preußische Infanterie, sowie einige Batterien Artillerie rückten in die Stadt und verlangten Quartiere. Unsere Wirthsleute hatten in dem Gedränge etwas den Kopf verloren, und ich konnte es dem Unteroffiziere, der die Einquartierung ankündigte, nicht übel nehmen, als er schließlich seinen Gewehrkolben auf die Erde stieß

Digitized by Google

und in barschen Worten frug, ob sie Unterkunft schaffen wollten oder nicht; denn draußen regnete es wieder in Strömen vom Himmel, und die Truppen sehnten sich, wenigstens wieder einmal unter ein Dach zu kommen und sich trocknen zu können. Hatten sie doch bisher fast immer die Nacht im Felde zugebracht, auf dem Tornister sitzend und den Mantel über den Körper gehängt, damit der Regen ablaufen könne. Glücklicher Weise ließ man unser Zimmer unberührt, und für 200 Mann wurde auf dem Speicher Stroh und Heu aufgeschüttet; auch die geräumigen Stallungen des Hauses, welche 100 Pferde faßten, waren bald gefüllt.

Hagenau, obwohl nur höchstens 11 000 Einwohner zählend, ist eine wohlhabende Stadt, deren Hauptvermögen in dem großen Hagenauer Forste besteht, der von hier nach Norden zu sich zwischen Vogesen und Rhein auf 3 Stunden in die Tiefe erstreckt. Die Häuser tragen noch das Gepräge einer alten Reichsstadt; auch größere Gebäude aus der Renaissancezeit fehlen nicht; erst in den letzten Jahrzehnten hat man begonnen, zwischen den alten Häusern einige monumentale Steinbauten im Style neuerer Pariser Architekten zu errichten, so die große städtische Hopfenhalle und das Tabakmagazin. Von der ehemaligen Bedeutung der Stadt, die schon Barbarossa befestigte, um die Reichskleinodien dort aufzubewahren, gibt besonders die große Sanct Georgskirche Kunde. Nach der ursprünglichen Anlage der Kirche sollte sie eine einfache romanische Säulenbasilika werden, mit dicken kurzstämmigen Sandsteinsäulen, hohen Wänden und kleinen rundbogigen Fenstern hoch oben; dadurch bildeten sich zwischen den niedrigen Säulen und den Fenstern große Wandflächen, die wohl für Malereien bestimmt waren. Bald aber kam der gothische Styl und fügte einen eckigen Chor an, erweiterte das Querschiff und vollendete überhaupt den Bau. Außer den schweren Säulen des Inneren und den kleinen rundbogigen Fenstern zeigen nur noch das Haupt- und ein Seitenportal die einfachen romanischen Formen der ersten Bauperiode dieser Kirche. Der Thurm befindet sich über der Kreuzung der beiden Schiffe und ist nie vollendet worden. In den letzten Jahren hat man die Kirche mit großer Sorgfalt restaurirt. Die friedliche Ruhe, die in diesen weiten Hallen herrschte, der feierliche Eindruck der farbenglühenden Fenster standen in erquickendem Gegensatze zu dem kriegerischen Lärm und dem Getümmel der Straßen.

Auch in Hagenau mußte ich mit Schmerz wieder bemerken, wie sehr die Elsässer, und zwar mehr noch die Gewerbtreibenden der Städte als die Bauern auf dem Lande, ganz den Stolz altallemannischer Abstammung verloren haben. Das Bewußtsein ihres deutschen Blutes ist ihnen abhanden gekommen mit dem Adel ihrer Sprache. Was hat man aber auch aus der deutschen Sprache im Laufe der letzten zwei Jahrhunderte dort gemacht! Wohl erscheinen noch Zeitungen und Kalender, die sich einer besseren Haltung befleißen und wenigstens ein richtiges Deutsch zu schreiben sich Mühe geben. Aber die Mehrzahl dessen, was dem Volke, hoch und nieder, in seiner Muttersprache geboten ist, ist ein gänzlich verkommenes Deutsch und hat mit unserer herrlichen Sprache, besonders seit ihrer Wiedererweckung durch die klassische Literatur zu Ende des vorigen Jahrhunderts fast nur noch die Bausteine, die Worte gemeinsam. Die Zeitungen erscheinen nämlich vielfach in beiden Sprachen und der deutsche Text beschränkt sich meistens auf eine Uebersetzung der französischen Artikel. Weil man aber im Elsaß ganz außer Zusammenhang mit der deutschen Literatur steht, wird diese Uebersetzung sowohl aus Unkenntniß der Sprache, als auch aus Nachlässigkeit und Geringschätzung mit einer fast beispiellosen Stümperhaftigkeit gehandhabt. Einen richtigen Satzbau wird man vergebens suchen, denn die französische Konstruktion wird einfach mit deutschen Worten wiedergegeben. Noch mangelhafter, als die Form, ist aber der Geist dieser Arbeiten. Was sich auf Französisch ganz schön, glatt und vollkommen ausnimmt, erscheint dann, in deutschen Worten slavisch wiedergegeben, als hohles Geschwätz, als langweilige Blogue, und während der französische Text Eindruck macht, kommt uns die Uebertragung vor, als sei sie für Kinder geschrieben. Der Franzose kann einen Gedanken wohl ganz leicht ausspinnen, ohne daß der Leser den Bericht unbefriedigt aus der Hand legen wird. Um aber im Deutschen es gerade so zu machen, dazu gehört etwas mehr, als eine bloße wörtliche Uebertragung. Denn sonst erscheint jeder Gedanke in einen abstohenden Wortschwall gewickelt. Daher haben die größeren Blätter in Straßburg, so der „Unparteiische vom Rhein“ alle Mühe, dem deutschen Theil ihres Blattes noch etwas Selbstständigkeit und Originalität zu wahren und denselben vor gänzlichem Einschlafen zu behüten.

Von Hagenau führte uns ein wirrtembergisches Bäuerlein, das froh war, nach 14tägiger Abwesenheit wieder in die Heimath zurückkehren zu dürfen, nach Sulz. Wir durchfuhren den weiten Hagenauer Forst mit seinen hohen Eichen und Buchen. Alles verrieth die sorgsame Pflege, die man dieser reichsliebenden Golbquelle zu Theil werden läßt. Badische und preußische Soldaten zogen durch den Wald, um die Sicherheit aufrecht zu erhalten; da immer noch von dem Weißenburger Tage und von Wörth her verirrte Soldaten sich hier aufhielten. Lange Züge preußischer Artillerie kamen an uns vorüber, und unser Bauer athmete jedesmal froh auf, wenn die Soldaten verschwunden waren; denn er hatte sehr Angst, man würde sein leeres Fuhrwerk einfach mit Beschlag belegen und er müßte so wieder, wer weiß wie lange, mit der Armee nach Frankreich hineinfahren.

In Sulz meldete ich mich zur Begleitung von Verwundeten und man überwies mir einen Eisenbahnwagen mit neun Schwerverwundeten, der in einem langen Zuge nach Karlsruhe ging. Es waren Angehörige der norddeutschen Armee und ein Zuave. Die Leute trugen im Allgemeinen ihre Schmerzen sehr ruhig und wurden allmählig ganz munter; nur der Zuave war, wie die Franzosen überhaupt, ungeduldig und konnte kaum die Ankunft im Spital erwarten. In Karlsruhe übernahm das Militärlazareth die Pflege der Leute und meine Dienstleistung hatte ein Ende. Dr. E. J.

Das Schlachtfeld von Wörth. *)

Auf der ganzen Fahrt bis Lauterburg waren unsere Augen durch einen hellen Schein am Horizont gefesselt worden, in dem der Eine den Brand eines Dorfes, der Andere ein großes Wachtfeuer erkennen wollte. Als wir kaum die Thore Lauterburgs passirt hatten, es war gegen Morgen um drei Uhr, löste sich das Räthsel auf. Zu beiden Seiten des Weges sahen wir nun hell lodernde Feuer, bunte Gruppen durch den feinen Regen in Bewegung. Es waren Gefangene von Wörth, welche zum Theil in der Stadt hatten untergebracht werden können und die nun hier im Freien eine kalte Nacht zuzubringen verurtheilt waren. Die weißen Kabylen-Mäntel durch den Nebel flatternd, die braunen afrikanischen Gesichter grell von den Flammen beleuchtet, die Büchsenlöthne zusammengedrängt um die Holzstöße, über die sie die frierenden Hände ausstreckten, und ringsum ernst-ruhig die Piquets der bewachenden deutschen Soldaten. Alles zusammen bot vorüberfliegend ein märchenhaftes Bild, das uns in eine völlig fremde Welt zu versetzen schien.

Kriegerische Bilder anderer Art zogen denn auch den ganzen Tag in jedem Dorfe, das wir passirten, an unserem Auge vorüber. Fast überall trafen wir die Landwehrtruppen an, beschäftigt, sich ihre neuen Quartiere so behaglich als möglich zu machen; die Offiziere, denen der Genuß der Zeitungsleküre längst abhanden gekommen war, erfuhren erst von uns, welche Erfolge bei Forbach errungen seien. Ab und zu sprengte eine Patrouille vorbei, den galadenen Carabiner in der Hand, den Hagenauer Wald zu, der sich in stundenlanger Ausdehnung nicht eben sehr vertrauenerweckend zu unserer Linken erstreckte. Die freundlichen Häuser von Ober- und Unter-Betschdorf boten die ersten Anzeichen des nahegelegenen Schlachtfelds. Aus vielen Fenstern wehte die friedliche Fahne der Humanität, und die zahlreichen rothen Kreuze im weißen Felde belehrten uns alsbald, daß das ganze Dorf ein großes Lazareth sei. Die Einwohner waren noch dem Kampfe auf das Schlachtfeld geeilt und hatten über hundert ihrer Landsleute, denen der erste Verband in den meisten Fällen angelegt sein mochte, aufgelesen und mit sich geführt. Verpflegung, lustige Räume, Essen und Trinken, für alles dies war aufs beste gesorgt; die Hauptsache fehlte —

*) Aus der N. fr. Presse.

Digitized by Google

ein Arzt. „Sehen Sie," sagte uns ein alter Bauer, der sich noch des Krieges von 1814 erinnerte, „die Herrn Aerzte sind gar hochmüthig. Wir haben 800 Francs geboten, aber aufs Dorf will keiner ziehen. Einen eigenen Doctor also haben wir nicht, Militär-Aerzte sind nicht zurückgeblieben, und wenn nicht bald Hilfe kommt, so gehen die Leute zu Grunde."

Als wir bei unserem folgenden Ausfluge wieder in diese beiden Dörfer kamen, fanden wir zu unserer Freude den Professor H. aus Erlangen mit einigen Assistenten beschäftigt, die ersehnte Hilfe zu bringen. Damals war es auch, daß wir in einem echten Mohren, der die Rolle des Othello überall mit Anstand hätte spielen können, einen Vorkämpfer der an der Spitze der Civilisation schreitenden Nation bewundern lernten. Da er nur leicht am Rücken verwundet war, so gelang es ihm, eines Abends zu entwichen, und bei seiner Rückkehr, weniger durch Eifersucht als durch eine heimlich genossene spirituose Flüssigkeit erhitzt, zeigte er nicht übel Lust, die Wächterin des Lagerstuhls die Rolle der Desdemona spielen zu lassen, indem er ihr mit mit einem Messer zu Leibe ging. Sie war sehr froh, als er, für transparabel erklärt, mit einigen dreißig anderen Leichtverwundeten weitergeschafft wurde. Selbstverständlich vertauschten alle diese das Lagerstroh nur mit der Gefangenschaft, von der sie sich ein fürchterliches Bild machten, so sehr wir uns auch bemühten, sie zu dem Glauben zu bewegen, daß über'm Rhein auch menschliche Herzen schlagen.

Ihr Loos blieb immerhin hart, und beim Abschiede von ihren Landsleuten, die ihnen so lange Pflege und Obdach gegeben hatten, floß manche Thräne. „Ah c'est bien douloureux pour les jeunes filles!" konnte ein mephistophelischer Freund sich nicht enthalten hinzuzufügen. Immerhin blieben noch Schmerverwundete genug zurück, an deren Transport nicht zu denken war. Ich erinnere mich namentlich dreier Offiziere, nach denen ich mich bei jedem Besuche des Dries wieder umsah; der Eine hatte nicht mehr und nicht weniger als zehn Säbelhiebe über den Kopf und auf die Hände bekommen, befand sich aber leidlich; nicht so gut stand es mit seinem Kameraden, einem schmucken Zuaven-Offizier, der von mehreren Kugeln getroffen war. Dieser sagte, mit aller Bravour sei den feindlichen Massen gegenüber nichts zu machen gewesen.

Wir bemerkten, daß der hochgelegene Kirchhof des Dorfes gegenüber dem freundlichen Pfarrhause, welches unter all den Kriegsbildern Seelenheimer Erinnerungen weckte, durch Erdaufwürfe und zusammengehäufte Balken förmlich verschanzt war. Der Kirchhof beherrscht die Straße vollkommen und hätte für den Fall des Rückzugs der Deutschen den festesten Stützpunkt geboten. In der That erfahren wir, daß während der Schlacht eine Abtheilung deutscher Truppen sich hier festgesetzt und jene Anstalten zu eventueller Vertheidigung gemacht hatte. Wem kann sich den Schrecken der Dorfbewohner vorstellen, als sie dies Beginnen sahen und dazu den Kanonendonner von Wörth in furchtbarer Nähe unaufhörlich grollen hörten. Der Pfarrer mit seiner Familie flüchtete sich in den Keller, und erst am Abend, als die Kanonen schwiegen, konnten sich die gedrängtigten Bauern für sicher halten.

Hinter Berschdorf, Schwabweiler und Sourboug setzt sich die Chaussee zwischen schönen Obstbäumen fort, bis sie sich einem kleinen Wäldchen nähert, welches wir zu Fuß durchwanderten.

Einige preußische Artilleristen gingen mit uns. Vor wenigen Tagen erst hatten sie dieses Wäldchen in drängender Eile passirt, um rechtzeitig auf dem Schlachtfelde anzukommen, und der ausgefahrene Weg, die gebrochen Zweige des Unterholzes zu beiden Seiten, liegen gebliebene Stücke von rohem Fleisch, ein zerbrochenes Rad gaben den sprechendsten Commentar zu ihren Worten. Am Eingang des Wäldchens lag ein todtes Pferd, das alle Viere von sich streckte, in einer großen Blutlache. Es fing schon an die Luft zu verpesten. Die Leichen der gefallenen Soldaten hatte man schon beerdigt, ein Wagen führte eine Ampfel von Todtengräbern an uns vorbei, die mit ihrem traurigen Geschäfte eben fertig geworden waren.

Unsere Weggenossen suchten uns, als wir das Wäldchen verlassen und offenes Feld vor uns hatten, die Stellungen der einzelnen Corps klarzumachen, hatten aber, wie der in untergeordneter Stellung Betheiligte überhaupt, selbst keinen rechten Ueberblick gewinnen können. Aus einer Allee, welche rechts sichtbar wurde, sollte nach ihrer Aussage eine französische im Hamarsch begriffene Colonne durch gut gezielte Granatschüsse für immer vertrieben worden sein. Für die deutsche Artillerie soll von unbeerechenbarem Vortheil gewesen sein, daß sie auf welchem Erdreich stand, in welches sich die feindlichen Granaten eindohrten, ohne sonderlichen Schaden zu thun, während die Franzosen auf dem steinigen Terrain der Anhöhen den verheerenden Wirkungen der deutschen Geschosse weit mehr ausgesetzt waren.

Wir konnten inzwischen, indem wir uns dem Dorfe Guntlett näherten, besseren Namen die Kriegsgeschichte nicht so bald vergessen wird, bemerken, daß die Ausdehnung des Schlachtfeldes eine vielstündige gewesen sei und daß wir erst am Anfange der Stellungen uns befänden. Die vor uns liegenden Gunstetter Anhöhen, unter welchen das Dorf selbst gelegen ist, hatten den heftigsten Kampf gesehen. Hier hatte, wie ich nicht, das 11. preußische Armeecorps und die württemberg'sche Division vom Corps Werder einen zähen Widerstand zu überwinden gehabt und die zahlreichen Hindernisse- und Schützengräben, welche namentlich unter den Mauern des Kirchhofes zu finden waren, gaben noch Zeugniß von dem Kampfe ab. Das Dorf selbst hatte nicht sehr gelitten, doch war noch immer die Mehrzahl seiner Einwohner nicht zurückgekehrt. Trotz aller Mühe im Nachforschen habe ich nicht genau erfahren können, wie es sich mit den schweren Beschuldigungen verhalte, die, wie Sie wissen, gegen mehrere Bauern gerade dieses Dries erhoben worden sind. Nachzuerzählen, was Andere erzählt haben, die auch weder Ohren- noch Augenzeugen gewesen sind, scheue ich mich, da keine Epoche mehr der Anwendung historischer Kritik bedarf, als diese Zeit, da die Phantasie die ärtlichen Leute betrügt. So erzählte mir ein Freund als ganz feststehend, außer dreißehn Einwohnern sei auch der Pfarrer des Dries erschossen. Als eben so feststehend wurde mir aber später im Orte selbst versichert, der Pfarrer sei nicht erschossen. Freilich soll er der Gefahr nur mit genauer Noth entgangen sein, indeß muß doch gegen ihn nichts Gravirendes vorgelegen sein, wofür man Beweise gehabt hätte. (Schluß folgt.)

Die Belagerung von Straßburg*).

Ein populär-militärisches Bild.

Seit eine 8 Tagen ist es mit der Belagerung von Straßburg fürchterlicher Ernst geworden. Es scheint in der That, als wenn der Krieg von 1870 ein Gegenstück zu Sebastopol liefern wolle, wenn auch durchaus nicht anzunehmen ist, daß hier mitten im Elsaß ein ähnlich heftiger und langandauernder Widerstand geleistet werden wird, wie vor 16—17 Jahren von der starken Festung am schwarzen Meere.

Freilich was den Angriff betrifft, so ist bereits jetzt von Seiten der Belagerungstruppen eine flammenswerthe Energie entwickelt worden. Der preußische Generallieutenant v. Werther kommandirt bekanntlich das ganze kombinirte deutsche Truppenkorps, dessen Hauptthätigkeit seitens der Infanterie aber erst nach der Breschelegung, also erst mit dem Sturm beginnen kann. Unter ihm sind es nun die Kommandeure der technischen Truppenkörper: Artillerie und Genie, welche die wichtigsten Vorarbeiten der Belagerung zu leiten haben. Wie das „Militärwochenblatt" vom 31. August meldet, sind dies gegenwärtig der Generallieutenant und Inspekteur der ersten Artillerieinspektion v. Decker, welcher zum Kommandeur der auf Straßburg dirigirten Belagerungsartillerie ernannt worden und der Generalmajor z. D. v. Mertens, welcher das Kommando als Ingenieur en chef für die Belagerung von Straßburg erhalten hat. Dem ersteren sind der Oberstlieutenant Himpe, die Hauptleute Neumann und Reinsdorff als Adjutanten überwiesen; dem General v. Mertens wurde der Oberstlieutenant v. Wangenheim als Chef des Stabes beigegeben. Weiter sind 6 Stabsoffiziere der Artillerie zu Abtheilungskommandeuren der Festungsartillerie des Belagerungskorps und noch weniger als 20 Ingenieuroffiziere dem Ingenieur-Belagerungstrain überwiesen.

Diese Anordnungen legen Zeugniß ab von dem festen Entschluß der maßgebenden Kreise, die Belagerung Straßburgs mit

*) Aus der Franks. Ztg.

Digitized by Google

aller Energie durchzuführen. Demselben entsprechen weiter die Arbeiten zur Eröffnung der ersten Parallele, die Führung einer zahlreichen Artillerie (24 Pfünder und Mörser) in Batterie, die energische Inangriffnahme und Fortsetzung des Bombardements.

Zur Aufklärung Ihrer Leser, welche in den Zeitungen täglich von Parallelen, Approchen, Sappen, Enfilirbatterien, Demontirbatterien ꝛc. lesen, ohne mit diesen Wörtern die richtigen Begriffe zu verbinden, diene nun in möglichster Kürze Folgendes: Eine Festung, die mit möglichst wenigen Opfern unschädlich gemacht werden soll, wird blokirt oder cernirt, d. h. eingeschlossen, resp. von allen Verbindungen abgesperrt. Handelt es sich aber darum, eine Festung aus militärischen oder politischen Gründen möglichst schnell in Besitz zu bekommen, so muß ihre förmliche Belagerung unternommen werden. Der Grundgedanke der Belagerung ist nach W. Rüstow: „eine Lücke, Bresche oder Wallbruch auf einem Punkte in den feindlichen Wällen zu Stande zu bringen oder sich auf ähnliche Weise einen Eingang zu schaffen, dann durch diesen die Festung zu stürmen.“ Um aber die Bresche oder den Eingang zu bewirken, muß man sich dem Platze nähern, was durch Annäherungswege oder Approchen geschieht; der Feind macht aber natürlich alle Anstrengungen, um nicht allein die Annäherung, sondern auch die Breschelegung zu verhindern. Es muß daher die Annäherung des Angreifers einerseits möglichst gedeckt vollbracht, andererseits Schritt für Schritt durch den Kampf und wo möglich die Vernichtung der feindlichen Vertheidigungsmittel vorbereitet werden.

Die Formen nun, in welchen Annäherung, Deckung, Breschelegung und Sturm zu erfolgen haben, waren nach den allgemeinen Ansichten über Kriegführung in den verschiedenen Perioden derselben sehr verschieden; gegenwärtig dürften jedoch die folgenden ziemlich allgemein gehandhabt werden. Die Aktivmittel des Angreifers sind heute: Geschütz-, Gewehrfeuer, Nahekampf und Minenkrieg. Die Geschütze befinden sich in einzelnen gegen das feindliche direkte Feuer gesicherten Emplacements, mit Einschluß der letzteren bilden sie die Angriffsbatterien, welche nach Zweck und Schußart der Geschütze, resp. Bauart verschieden klassifizirt werden. Man unterscheidet Batterien für Rohrgeschütze und solche für Mörser, d. h. Wurfbatterien. Wirken erstere frontal gegen die feindliche Auffstellung, so heißen sie Demontirungsbatterien, wenn sie gegen feindliche Geschütze und Erd- oder Mauerscharten überhaupt gerichtet sind, Konterbatterien, Breschbatterien, wenn sie in den Vertheidigungsmauern Lücken hervorbringen sollen. Batterien von Rohrgeschützen, welche flankirend wirken, heißen Enfilirbatterien, wenn sie ganze Festungsfronten oder mehrere hintereinanderliegende Werke der Länge nach bestreichen, Ricochetbatterien, wenn es sich um einzelne längere Linien als Facen des Hauptwalls und der Außenwerke handelt. Batterien, welche ausschließlich zur Deckung der Angriffsarbeiten dienen, heißen Flügelbatterien. — In den Wurfbatterien stellt man leichte und schwere Mörser auf, welche sämmtlich die Aufgabe haben, das Innere der feindlichen Werke zu beunruhigen, die Wallgänge zu bewerfen und namentlich solche Stellen zu treffen, denen andere Geschütze nicht beikommen können. Zum Demontiren und Breschelegen dienen heute gezogene Geschütze von schwerem Kaliber.

Der Minenkampf bezweckt hauptsächlich in größerer Nähe der Festungswerke, wo deren Feuer das oberirdische Vorgehen oft sehr hindern kann, Trichter zu sprengen, um so Anhaltspunkte für die Annäherungswege zu gewinnen. Zur Deckung des Angreifers dienen außer den Batterien die Sappen, mit welchem Namen man sowohl Annäherungswege oder Approchen als Parallelen mit Rücksicht auf ihre bauliche Anlage bezeichnet, deren Herstellung man auch das Sappiren nennt. Alle diese Bauten führt man möglichst bei Nachtzeit aus oder sucht sie wenigstens Nachts so weit zu bringen, daß sie einigermaßen Schutz gegen das feindliche Feuer gewähren. Außerdem das wirksamen feindlichen Gewehrfeuers und zugleich unter dem Schutz der Nacht wird die Sappe in größerer Ausdehnung gleichzeitig ausgehoben. Bequemer kann sich dabei mit der bloßen Erddeckung so wird sie gewöhnlich, nimmt man zur rascheren Erzielung einer Deckung Sappenkörbe zu Hülfe, so wird sie flüchtige Sappe genannt. Im wirksamen Gewehrfeuer der Festung bedient man sich meistens der völligen Sappe, welche bei Tag und Nacht ohnehindig unter Deckung der Spitze mittelst Wallkorbs, Sandsäcken oder Erdmaske vorgetrieben wird und oft 5—6 Fuß Höhe erhält.

Die Laufgräben oder Parallelen umgeben die angegriffene Festung gürtelartig; sie nehmen diejenigen Truppen auf, welche zum unmittelbaren Schutz der Angriffsarbeiten gegen Ausfälle nöthig sind, die Laufgrabenwache, außerdem vermitteln sie die seitliche Verbindung zwischen den Angriffsarbeiten und dienen zur Auffstellung von Batterien. Die am weitesten von der Festung entfernte Parallele, die erste Parallele genannt, wird in der Regel außerhalb der Schußweite der gegenen Handfeuerwaffe, also etwa 1000 Schritt von der Festung angelegt; auf der halben Entfernung von der Festung pflegt man vor die erste Parallele eine zweite zu legen, an den Fuß der Glacis die dritte, zwischen beiden oft eine nur theilweise ausgeführte halbe Parallele. Die letzte frontale Position geht entlang der Crête (dem Kamm) des Glacis und heißt das Couronnement oder die Krönung des gedeckten Weges; sie nimmt die letzten Angriffsbatterien auf und ist die Basis für die Sturmtruppen.

Der Sturm selbst wird durch eine heftige Beschießung namentlich des gedeckten Weges vorbereitet; gegen jeden ausspringenden Waffenplatz geht eine Sturmkolonne vor, welcher Arbeiter mit Sappenkörben folgen, um sogleich das Couronnement auszuheben. Letzteres muß Brech- und Kontrebatterien aufnehmen, wenn ihre Aufgabe nicht durch indirekte Batterien hat erfüllt werden können. Man wird möglichst mehrere Breschen legen, um die Kräfte der Vertheidigers gegenüber dem Sturm zu theilen. Nachdem die letzten Batterien ihre Aufgabe erfüllt, Grabenlieber- und Ueberzugs vollendet (bei nassen Gräben muß behufs des letzteren ein Faschinendamm gebaut werden) und die Bresche möglichst gangbar gemacht ist, erfolgt der Sturm der letzteren. Nach den Erfahrungen der Neuzeit (Sebastopol, Charleston und Düppel) ist hiefür einer Zeit am Tage der Vorzug vor dem Tagesanbruch zu geben, weil in letzterem Fall alle Vorbereitungen bei Nacht zu treffen sind, wobei leicht Mißverständnisse eintreten können. Jeder Sturmkolonne geht ein Arbeitertrupp voraus, um Hindernisse wegzuräumen, nach Umgehung der Bresche hier Einbauungen herzustellen ꝛc., ihm folgt eine vollständige Reserve und werden zur Besetzung etwa zu erobernder Geschütze Artilleristen beigegeben. In der 3. Parallele und im Couronnement sind die Hauptreserven aufgestellt. Ist einmal an einer oder mehreren Stellen Bresche gelegt, so pflegt ein mit Energie unternommener Sturm in der Regel zu gelingen, da dem Angreifer nächst dem Uebergewicht der Artillerie auch eine Ueberzahl anstürmender Infanterie zu Gebote zu stehen pflegt, wogegen die Besatzungstruppen moralisch und physisch erschüttert sind; die wollen ensiprimt sich auch ein erbitterter Straßenkampf oder sprengt sich der Kommandant mit dem Reste seiner Besatzung selbst in die Luft, um sich nicht ergeben zu dürfen.

Wie alle geschichtlichen Beispiele beweisen, gehört der Besatzungskrieg — ähnlich wie der Seekrieg — zu den blutigsten Kämpfen, die um so mehr Opfer, und zwar meistens wehrlose verlangen, je vollreicher die belagerte Festung ist. Wichtige Belagerungen aus den letzten Jahrzehnten sind folgende: Antwerpen (1832), Silistria (1828, 1829 und 1854), Bendig (1849), Rom (1849), Sebastopol (1854/55), Gaeta (1860), Düppel (1864), Vicksburg (1863), Charleston (1863—1865) ꝛc. Der Feldzug von 1866 brachte nicht eine einzige Belagerung: der Königstein an der Elbe wurde nur beobachtet, Königsgrätz, Olmütz und Mainz wurden kaum cernirt. Dagegen scheint es, als wenn die beiden Hauptfestungen im Osten Frankreichs, Straßburg und Metz, die Bollwerke von Elsaß und Lothringen, eine bedeutende Rolle im modernen Belagerungskriege spielen werden. —

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Joh. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnsnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 38. Den 25. September: Kleophas.

Das Schlachtfeld von Wörth.

(Schluß.)

Nachdem wir das Material, welches wir mitgebracht, dem Depot abgeliefert hatten, war unser erster Gang in die hochgelegene schöne Kirche. Durch die offene Thür, die ein Posten bewachte, faßen wir ein Bild des Elends. In mehreren Reihen neben einander lagen sie, zegt doch schon reinlich auf einfachen Lagern gebettet, die sich noch eben erst feindlich gegenübergestanden hatten: der braune Kroate, die Jäge vom Schwarz vergeint, neben dem Jüngling vom Strande des Main, der im Begriff war, sein Schicksal den harrenden Eltern mitzutheilen. So viele Schwerverwundete auch in diesem hohen Raume versammelt waren, so herrschte doch im Ganzen ziemliche Stille, die nur ab und zu durch ein Röcheln oder leise Schmerzenstrufe unterbrochen wurde. Aber die geschlossenen Lider, die krampfhaft gehaltenen Hände, die bleichen Lippen sprachen statt aller Rede.

Es klingt vonenhaft, aber ich vergesse es nie, was mir als ersten Gruß ein Verwundeter zurief, dem ich zu trinken reichte: „Der Friede ist doch das Schönste auf der Welt!“ Es war, glaube ich, ein Hesse vom Regiment Nr. 80, der noch viele Landsleute zur traurigen Gesellschaft hatte. Wie Manchen konnten wir durch einen Trunk erquicken, und wie dankbar wurden unsere Anerbietungen angenommen, Briefe zu schreiben und zu besorgen! Da kam mitten in dem Jammer viel Rührendes, Naives zu Tage. „Mit Schmerzen ergreife ich die Feder,“ war der gewöhnliche schulmäßige Anfang, und wenn der Brave, weil ihm der Arm durchschossen war, auch nicht selbst die Feder ergreifen konnte, kam doch erst in den Klagesatz: „d. h. ich muß durch einen Andern schreiben laßen.“ „Envoyez-moi quelques sous ou plutôt davantage,“ dictirte mühsam ein furchtbar verletzter Franzose, der den Seinigen Kunde von sich geben wollte; aber bis dem Armen „quelques sous“ etwas nützen können, dürfte er noch manchen Monat auf dem Siechbett liegen, wenn sie ihm nicht überhaupt nur als Fährgeld in Charon's Nachen dienlich sein sollten.

Andermerkt wollten die Franzosen häufig genug die gereichten Liebesgaben bezahlen, und es galt ihnen erst klarzumachen, daß wir in umgekehrten Fälle ganz die gleiche Behandlung für uns verlangen würden. In solchen Fällen und vielleicht überall bleibt die einzig wirksame Moral: „Handle so, wie du mit dir gehandelt wissen möchtest.“

Ein treuherziger Nassauer dictirte einen Brief wie folgt: „Liebe Eltern, ich liege hier, schwer verwundet. Ich weiß nicht, ob ich wieder zu euch komme; komme ich aber nicht zurück, so schadet es doch nichts, so sehen wir uns wohl im Himmel wieder.“ Er hatte dies eben gesagt, als sein Nachbar auf der anstoßenden Matte seinen letzten Seufzer ausstieß. Sofort kamen Angehörige des Sanitätskorps, constatirten seinen Tod, schlugen den erstarrenden Körper in ein Leintuch, das, zu kurz, die Füße nicht verdeckte, und trugen ihn schleunig durch eine Seitenthür ins Freie. Mein Nassauer hatte von seinem Schmerzenslager aus Alles mit wachsender Spannung angesehen. Als er den Platz neben seinem Lager leer erblickte, mochte ihm ängstlich uns Herz werden. „Sagen Sie,“ fragte er gepreßt, „wie Viele kommen denn hier in Ein Loch?“ Durch die falsche Antwort: „Nur Einer,“ suchte ich ihn zu beruhigen, denn man wird oft bestätigt hören, daß der gemeine Soldat durch nichts mehr gequält wird, als durch den Gedanken, mit vielen Anderen in dieselbe Grube geworfen zu werden.

Wir verlaßen diese Stätte der Trauer und wenden uns zu einem Gange auf die nächstgelegenen Theile des Schlachtfeldes, südlich und östlich von Gunstett. Hier bot sich uns in der That ein Bild der Zerstörung. Die Aecker zerstampft, Hopfenpflanzungen aus dem Boden gerißen, Reste verlaßener Bivouaks und ringsum frische Gräber. Eine ernste Musik und drei Salven ertönen von fern aus der Gegend von Wörth, unzweifelhaft werden gefallene Helden dort eben in die Erde gesenkt. Haufenweise lagen die Tornister preußischen und französischer Soldaten neben einander, fast alle gänzlich geleert, rings um sie verstreut, was sie Werthloses enthalten hatten: zerbrochene Bürsten und Kämme, zahlreiche Briefe, einige sogar mit dem Datum 1859, einst nach Italien gerichtet, kleine in Pergament gebestete „livrets d'homme de troupe“, wie sie der französische Soldat zu führen pflegt. Ein interessanter Fund war das große, in blaues Tuch über Pappe gebundene „livret ordinaire des régiments de tirailleurs Algériens, 2 bataillon 5 compagnie“. Ein Buch der Art dient, wie auf der ersten Seite bemerkt wird, als „cahier de quittances“, und enthält in zierlicher Kanzleischrift fortlaufende und genaue Einträge über die angekauften Lebensmittel, deren Preis und Vertheilung, die „produits additionnels“, unter welcher Rubrik die Namen der Bestraften figurirten, als: „Sekal ben Ahmed, Mohamed Zelkassem, Zen Ben Deradji . . . en prison pour 4 jours u. s. w. Ein besonderer Wißwicht scheint Mohamed Ben Ali gewesen zu sein, dessen Name in Verbindung mit dem stereotypen „en prison“ fast auf jeder Seite wiederkehrt. Ganz genau kann man nach den einliegenden Rechnungen verfolgen, daß das Regiment erst am 23. Juli in Toulon gewesen und am 2. August nach Straßburg gekommen ist. Mit dem 4. August brechen die Einzeichnungen ab, zwei Tage vor der Schlacht; bis zum 31. Dezember d. J. war das Buch bestimmt zu laufen. Es will mich fast bedünken, als sei die Schreiberei und das bureaukratische Wesen beim Führen solcher fortlaufenden Akten nach französischem Systeme fast noch weitläufiger als bei uns.

Weitaus die interessanteste Erinnerung dieser Art ist wohl ein Koran, dessen ehemaliger Besitzer vielleicht jetzt längst der Huri verheißenen paradiesischen Freuden theilhaftig geworden ist. Lieblosen lagen noch Waffen und Montirungsstücke aller Art umher, und da auf Befragen gestattet wurde, einzelne nicht zusammengehäufte Gegenstände aufzuheben, so erhielt manches Chassepot-Gewehr einen deutschen Herrn. Als wir bei der späteren Rückfahrt in unserem offenen Leiterwagen von einem Platzregen überrascht wurden, coalisirte sich die ganze Gesellschaft mit französischen Cürassen und Schabracken, und nach den ernstesten Erlebnißen fehlte es nicht an humoristischen Spielen der Laune.

Inzwischen waren wir bei unserer Wanderung der sogenannten niederen oder unteren Mühle nahegekommen. Hier lagen im schmutzigen Waßer die Helme dicht gesäet, der ganze Boden umher war zerstampft, die Mühle selbst trug viele Kugelspuren und ein Häuschen nebenan war nur noch in Trümmern. Man sah wohl, daß es hier zum Handgemenge gekommen sein mußte. Wie viel Jammer und Elend die Mühle selbst barg, hatten wir erst in der Nacht Gelegenheit zu sehen. Während Einige die Wache in der Kirche, Andere die in der oberen Mühle übernahmen, wurden wir zu Fünf in jene Niedermühle gesendet, an deren Pforte man hätte schreiben sollen: „Lasciate ogni speranza voi ch'entrate.“ Es war etwa neun Uhr, als wir an die Thür pochten und den Müller veranlaßten, uns mit dem, was wir an Material hatten mitnehmen können, Einlaß zu geben. Die Nacht war regnerisch, durch die zerschoßenen Fenster pfiff der Wind, der angeschwollene Bach murmelte dumpfe Sterbelieder. Zwei Hunde schnüffelten um uns herum, kein Licht erhellt das geräumige Wohnzimmer, und als wir die

Digitized by Google

Kammer nebenan betraten, stießen wir mit dem Fuß an ein niedriges Lager. Hier rutzte bewußtlos mit drei anderen in demselben lumpen, durch Eitergeruch verpestetem Gemache ein Verwundeter, durch einen Schuß in die Brust getroffen. Wir brachten ihn durch Waschungen mit frischem Wasser wieder zu sich, vielleicht nicht zu seiner Erleichterung; er dämmerte bald wieder ein, und als wir nach Mitternacht die Kammer wieder betraten, fanden wir ihn eingeschlafen auf Nimmer-Erwachen. In dem oberen Stocke, zu dem eine schmale Treppe führte, sahen wir einen gleich schrecklichen Zustand. Hier lagen noch neunzehn, gleichfalls Alle schwer verwundet. Hier trafen wir denn auch drei junge Mediciner, welche schon mehrere Tage und Nächte unausgesetzt gearbeitet hatten und denen der Schlaf fast die Augen schloß. Allmählig gelang es unten, von dem Müller Dick zu erlangen. Er war ein verständiger Mann, welcher sich mit gutem Willen darein fügte, seine Mühle für Wochen in ein Lazareth verwandelt zu sehen. Vor der Schlacht war er mit seinen Eltern nach Gunstett geflüchtet und hatte von der Höhe aus den Gang des Kampfes und die Schicksale seines Besitzthums mit angesehen. Als er um 5 Uhr Nachmittags zurückkehrte, fand er seine Zimmer mit Sterbenden und Wimmernden erfüllt. Ich will Sie mit der Schilderung dieser Nacht, welche nicht enden zu wollen schien, nicht aufhalten. Der unerbittlichen Natur möchtest gegenüberstehen, in das peinigendste Gefühl für den Hülfebereiten. Um uns lauter Todtwunde, und wir zu nichts fähig, als mit einem Trunk, mit einem Worte die Rechenden auf Minuten zu beruhigen, wenn es nicht gelang, sie durch künstliche Mittel in Schlaf zu lullen. Bei Einem wollte dies durchaus nicht verfangen. mitten aus den hitzigsten Fieberphantasien wachte er auf, öffnete die verglasten Augen und verlangte zu trinken, dann sank er wieder zurück und begann aufs neue: „Wollt ihr mich denn verschwatzen lassen, bringt mich doch in ein Lazareth, ich will in ein Lazareth!“ Glücklich der Todte, der nebenan unter der wollenen Decke ruhte!

Gegen Morgen mußten wir diesen Ort des Jammers verlassen; als ich nach einigen Tagen wieder an diesen Platz kam, fand ich gute Ordnung, aber nur noch neunzehn Insassen. Der große Evacuator hatte rasch gearbeitet. Ein ähnlicher, wenn nicht noch schlimmerer Zustand mag unmittelbar nach der Schlacht noch in vielen nahegelegenen Gehöften, Dörfern und Scheunen geherrscht haben. In Dürrenbach hatten andere Freunde eine Anzahl Verwundeter getroffen, bei denen der Brand schon in ganzer Kraft ausgebrochen war. Die Lagen schon einige Tage; Aerzte, Instrumente waren nicht zur Stelle gewesen. Ein Freund hatte unter dem Haufen einen weimarischen Schulkameraden herausgefunden, und so waren uns noch andere seltsame Verkettungen des Zufalles vor Augen getreten.

Bei einem weiten Ausfluge hatten wir Gelegenheit, Wörth selbst und die ihm zunächst gelegenen Theile des Schlachtfeldes zu sehen, die wir das erstemal nicht betreten hatten. In Wörth, kann man wohl sagen, war kein Haus, das nicht Spuren des Kampfes zeigte. In den meisten waren große Löcher durch die Granaten geschlagen, die Jalousien und Thüren waren zertrümmert, die Fenster größtentheils zerbrochen. Hier, ähnlich wie in Sulz und Gunstett, war auch wirklicher Mangel, selbst Stroh war nur mit Mühe zu requiriren. Der alte Maire in seiner „Etude“, an den sich alle die zurückgekehrten Einwohner wegen ihres abhanden gekommenen Viehes, die Soldaten wegen dieses und jenes Erforderlichen bringend und drohend wendeten, wußte nicht, wo ihm der Kopf stand. Jedes Haus war auch hier ein Lazareth, doch suchte man die Verwundeten so bald als möglich auf Wagen nach Sulz zu schaffen, von wo sie mit der Eisenbahn bequemer weiter befördert werden können.

Die Anhöhen vor Wörth boten im Ganzen dasselbe Bild wie die Ebene vor Gunstett, auch hier dieselben Spuren der Zerstörung. An einem Berghange stießen wir auf die Reste eines ausgedehnten französischen Bivouacks. Fragmente von Zeltpfählen, Fleischstücke, Trinkgeschirre, Notenblätter der Regimentsmusik bedeckten den Boden; auffallend war die Masse kleiner Pomadenbüchschen, zu denen gewisse vergilbte Blätter sehr wohl paßten. Der harmlose Titel lautete: „Dix ans de la vie d'une femme“, und als Copyst gab sich auf der Vorderseite zu entdecken der ehrenwerthe „Morlat Nicolas, caporal au 56me de ligne 1er bataillon 1re co. en garnison à Toulon.“

In der That, rechte Garnisons-Lectüre, für ein Schlachtfeld wenig passend, außer etwa ehemals für das von Rossbach. — Je höher wir stiegen, desto verwüsteter fanden wir das Terrain. Oden angelegt konnten wir nun die einzelnen Anhöhen und Thäler und die ganze Gegend bis zur blauen Kette der Vogesen hin überschauen, jene Stätten, auf welchen sich schon einmal, 1793, im Kampfe Wurmser's gegen Pichegru und Hoche, deutsches und französisches Blut gemischt hatte. Mögen auch wenigstens gegen Ende der Schlacht die Truppen des Kronprinzen eine Uebermacht gegen Mac Mahon's Armee entwickelt haben: daß die Stellung des Letzteren, auf der Höhe und durch Wald gedeckt, eine weit günstigere gewesen, sah jeder Laie. Nach dem Berichte des Staatsanzeigers verfuchte hier das preußische 5. Armeecorps einen dreimaligen Ansturm. Frohmeister wurde erst Nachmittags um 4 Uhr verdrängt, als das erste bayerische Corps und die erste württemberg'sche Brigade zur energischen Unterstützung eintrafen. Wir hatten den Blick auf dieses Dorf, das gewaltig gelitten, dessen Kirche während der Schlacht gebrannt haben soll. Auf der Anhöhe lagen die herrlichsten Zweige durch die Geschosse während des Kampfes abgerissen. Unter einer prachtvollen Baumgruppe stand noch der Munitions-Karren einer Mitrailleuse. Die zurückgeschlagenen Jäger ließen uns zahlreiche Büchsen sehen, mit den Patronen gefüllt; diese lagen bedeckt haufenweis das Erdreich der Umgebung. Eine Mitrailleuse war uns auf dem Wege von Sulz begegnet, von ihren württembergischen Eroberern geleitet.

Während wir noch oben standen, wurden Verwundete an uns vorbeigetragen, die man in den benachbarten Dörfern gefunden hatte; und ringsum, wohin unser Blick fiel, traf er auf schlichte Kreuze, aus zwei roh aufeinandergenagelten Holzlatten hergestellt. Wenige trugen eine Inschrift wie die: „Hier ruhen 23 preußische Krieger,“ gekreuzte Säbel waren neben dem Gebetspruch in die Erde gesteckt. Zum Glücke hatte es die ersten Tage nach der Schlacht geregnet, jetzt aber brannte die Sonne auf alle diese niedrigen Leichenhügel, und wenn ein Windhauch die zerfaupften Figuren streifte, trug er uns den Geruch der Verwesung zu.

Und wie viele blühende Jünglingsleiber sind seit jenem Tage auf anderen Gefilden der Verwesung geweiht worden, wie viele werden als Opfer dieses Krieges noch in die kühle Erde gesenkt werden! Von dem Zustande, der bei Metz und in den Mauern der Stadt selbst herrschen muß, kann ich mir keine Vorstellung machen, wenn ich die Eindrücke von Wörth noch so sehr zu steigern versuche.

Ein Blick ins Lazareth.

(Aus der allg. Ztg.)

Wer jetzt auf den französischen Bahnen fährt, die von den Preußen wiederhergestellt wurden, und die gleichsam die eisernen Fesseln des feindlichen Landes sind, der begegnet langen endlosen Zügen. Sie tragen den Opfermuth und die Wunden unserer Volkes nach Hause; die Frucht, die sie führen, ist der Schmerz. Auf allen Halbstationen finden wir zahllose Barracken, in welchen diejenigen untergebracht sind, die den Transport nicht ertragen, oder solche deren keine liebe Hand in der Heimath wartet. Selbstverständlich sind das zumeist Franzosen — Männer mit eingefallenen Zügen und zerfetzten Kleidern, mit jenem Kainszeichen auf der Stirne, das die Soldaten einer zertrümmerten Armee wie ein unsichtbares Wundmal tragen. Wer es noch jetzt nicht glauben will, daß das Kaiserreich verloren, daß der Stab darüber gebrochen ist, der kann es in den starren Zügen seiner Soldaten lesen. Wir treten ein in eine der nächstliegenden Barracken. Die Luft, die darinnen herrscht, ist zwar erträglich, auch die Ventilation und die Deckung sind ergiebig, aber Nässe und Kälte lassen sich durch hölzerne Mauern nicht verbannen. Auch die Güterhalle, die neben steht, ist zum Lazareth bestimmt, etwa 60 Verwundete liegen dort auf dem Stroh. Der schrille Pfiff der Lokomotive, das Rasseln der kolossalen Munitionszüge, die vorüberfausen, wühlt in ihren Wunden. Sie liegen auf der Erde — hülflos, heimathlos und sprachlos!

Eine barmherzige Schwester naht und beugt sich mit ihrem Labetrunk über die Verwundeten. Stumm wie ihr Schmerz ist

Digitized by Google

ihr **Dank**, man sieht es den erschöpften Zügen an, wie wohl es ihnen thut, Menschen und Menschlichkeit zu begegnen. Unermüdlich eilt die Schwester hin und wieder, sie begehrt keinen Schlaf und keine Nahrung für sich selber, es scheint, als ob ihre Kräfte unerschöpflich seien. Fürwahr ein Heldenmuth liegt in diesen Frauen, vor dem der Heldenmuth der Männer fast verschwindet. Nach ihr erscheint auch der Arzt; es ist kein Mitleidswort, denn diese befinden sich der Mehrzahl nach bei den vorrückenden Truppen, wo man Verwundete erwartet, und nicht in den Lazarethen, wo die Verwundeten sind. Die militärische Fixirung, das Kommandirtsein auf einen bestimmten Platz, ist wohl für Niemanden bedenklicher, als für das medizinische Personal, da die ungeheueren Wechselfälle, denen es dient, eine ungemeine Bewegung erheischen. Während die einen ihre Thätigkeit in bedauerlicher Weise vervielfältigen müssen, sind andere zur Unthätigkeit verurtheilt, weil sie keine Verwundeten „haben". Unsere Erachtens aber sollte eine Organisation davon ausgehen, daß der Verwundete einen Arzt, und nicht daß der Arzt Verwundete hat; die Aerzte sollen den Verwundeten zugetheilt werden, und nicht die Verwundeten den Aerzten. Daß trotzdem an bestimmten Orten große vorbereitete Spitäler mit vollständigem ärztlichen Personal bestehen, verträgt sich hiemit sehr wohl, im ganzen aber scheint dem Organismus der Sanitätspflege nicht jene Beweglichkeit inne zu wohnen, die im Begriff der „Mobilisirung" liegt.

Die Klagen hierüber sind wenigstens allgemein, und es sind Klagen, die oft von sterbenden Lippen gesprochen werden! Wenn wir ihnen in diesen Blättern Ausdruck verleihen, so gibt die Humanität wohl ein zweifelloses Recht dazu; allein wir fügen bei, daß sie von uns nicht erhoben, sondern nur constatirt werden, und daß es uns zur größeren Genugthuung gereichen würde, Unrecht zu haben.

Die Mitfraulichkeit der Civilärzte, die in großer Menge und mit dankenswerthem Eifer ihre Kräfte zur Ergänzung anbieten, wird durch den nichtofficiellen Character derselben geschmälert. Darin liegt nach keiner Seite ein Vorwurf, es ist dies selbstverständlich und natürlich. Allein auch hier möchten wir auf einen Umstand aufmerksam machen, der durch die Thatsachen gerechtfertiget wird. Die Docenten aller Universitäten, die sich auf den Kriegsschauplatz begeben, verbinden mit dem Interesse der Humanität auch das ihrer Wissenschaft — doch sollten hieraus niemals Collisionen entstehen. Des Beispiels halber hören Sie folgenden Vorfall. Ein gelehrter Mediciner kommt in Begleitung seiner Assistenten nach S. und wählt in einem Spital 20 Schwerverwundete aus, die er beifeite legen läßt, um sie fortzutransportiren und seiner speciellen Pflege zu unterstellen. Daß es die „interessantesten Fälle" waren, wird ihm Niemand verargen. Er beginnt die Vergliederung, allein nur 7 können bis Abends bewältigt werden, und mit diesen zieht der Gelehrte ab; die andern bleiben unvergipst zurück. Mehrmals im Laufe des Tages erhoten sich andere Aerzte hiezu, der Professor aber wies sie mit der Bemerkung ab: „Diese gehören mein."

Wenn wir ein solches Verfahren verurtheilen, so werden wohl wenige uns entgegentreten. Die erste Aufgabe, die jetzt dem Arzt obliegt, ist die menschliche, nicht die gelehrte; es handelt sich zunächst um Anwendung und dann erst um Bereicherung der Wissenschaft. Vor diesem Zweck sollte der Egoismus der „schönen Fälle" wahrhaftig zurücktreten.

Weit schlimmer als bei uns ist es übrigens in sanitätlicher Beziehung bei den Franzosen bestellt, deren leichtlebiges Naturell dem furchtbaren Ernst ihrer Arbeit weniger gewachsen ist. Statt jenes stillen Dienstleistens, den sie an den Deutschen bekämpfen, haben sie häufig nur eine liebenswürdige Geschäftigkeit; statt jener treuen Unermüdlichkeit, die sich kein Ende gestattet, jenen hastigen Eifer, der mit nichts wahrhaft zu Ende kommt.

In Hagenau, wo ein großes Spital liegt, sind wo zahlreiche Aerzte durchkamen, die aus der Gefangenschaft nach Hause kehrten, sah man dieselben mehr auf der Straße, als im Lazareth. Die einen convertirten auf das lebendigste, ein anderer stellte eine Statistik her, wie viel Procent von dem Kleingewehr und wie viel vom Artilleriefeuer verwundet seien. Als ob man Wunden mit der Statistik heilte!

Ein schlimmes Zeugniß für die Sanitätspflege der Franzosen liefert auch der Umstand, daß die Zahl der Vermißten so erheblich ist. „Vermißt" sind in der Regel jene, die auf dem Schlachtfelde, in Hecken oder Gräben liegen bleiben; es sind, kurz gesagt, Verwundete ohne Hülfe! Neben diesem Jammer ist der Jammer des Lazareths beinahe eine Wohlthat, so grausam das Wort auch lautet.

Noch peinlicher soll als die nasskalte Luft war die furchtbare Hitze, die in der ersten Woche des Monats herrschte. Die Verwundeten lagen da unter weißen wollenen Decken, den Kopf in ein weißes Tuch gebunden, jeder mit einem grünen Zweig, um den unerträglichen Fliegenschwarm zu verscheuchen.

Bei den meisten hingen die Arme schlaf hernieder, die Augen hatt geschlossen, so daß das Krankenzimmer aussah wie ein Leichensaal. Ganz besonders schrecklich aber blickten die schwarzen Gesichter aus dem todtenhaften Leilach. Ab und zu kam der Arzt und amputirte; allein das Chloroform war nicht immer ergiebig genug, und vor dem herzzerreißenden Geschrei, an dem Geheul des blutenden Opfers erwachten alsdann die übrigen, der eine knirschend, der andere seufzend. Neben dem Amputirten stand das Bett eines Turco. Er saß aufrecht mit gekreuzten Beinen und gefalteten Händen; er hatte eine prächtige Stirn und jene heißen brennenden Augen, für die das Wort erfunden ist, daß sie verlöschen. Eine Kugel war ihm durch die Brust gedrungen; immer kürzer wurde der Athem, man sah, wie die Wangen mit jedem Zuge sich aufblähten. An seinem Bette stand der Tod mit der Secundenuhr. Allah, sprach er leise und seufzte — Allah — Allah — Allah. Es war der letzte Hauch, die Uhr stand stille.

Daneben liegt ein deutscher Soldat, blond und blühend, aus dem hohen Norden. Die Theilnahme drängt uns vorzutreten, die Theilnahme drängt uns zurück; denn wer wagt mit fremder Stimme ein scheidendes Leben anzutasten? Halblaut fragen wir ihn um seinen letzten Wunsch.

Es ist ein Gruß an das Weib, die er vor wenigen Wochen gefreit, ehe er ins Feld ging! Er hat ihr nichts zu hinterlassen, als seine Liebe — das ist das ganze traurige Testament. Mit müden Augen gibt er uns noch die Adresse an — dann sinkt sein Haupt, und wieder verhallt ein letzter Seufzer.

Es klang wie ein Todesurtheil über den, der diesen fürchterlichen Krieg heraufbeschworen; was der verschuldet, muß man in sterbenden Augen lesen!

Kriegsbilder.

Einem Briefe aus dem Feldlager, 29. August, im „Frkf. Journ." entnehmen wir folgende Skizze aus dem „Leben eines Kriegers":

„. . . In einem Dorfe, wo wir Wein requiriren sollten, sah ich einen Mann von 70, eine Frau von ungefähr eben so viel, ein Mädchen in jugendlichen Jahren, erschoffen auf den Dielen ihrer blutgetränkten Stube liegen. Ein grausiger Anblick! Man erzählte mir, es sei vom Dorfe aus gefeuert worden, und darauf hätten Plonnire blindlings in alle Häuser hineingedonnert. Die alten Leute hatten gewiß nichts Feindliches begangen. Aber das ist der Krieg! Andern Tags war ich zum Stabsarzt commandirt zum Aufsuchen Verwundeter. Erfaßt mir die Schilderung des namenlosen Jammers, den ich da geschaut! Tausende von Todten und Tausende von Verwundeten in ihrem Blute sich wälzend, nach Hülfe schreiend. Oft lagen 30 schwergetroffene Franzosen dunt durch-, ja übereinander in einem Rain am Saume des Waldes. Wir hatten Wein auf einem Wagen und wenn ich nun hineilte und die Aermsten einen Schluck aus der Feldflasche ziehen ließ, dann hätten ihr die Dankesworte hören, das Lächeln um die blassen Lippen sehen, erfahren müssen, wie die süße Bestien verschrienen Turkos zahm und sanft werden konnten, und Ihr würdet die Feinde bemitleidet haben, wie ich; Ihr würdet alle Kriegsbegeisterung dem einen Gedanken hintangesetzt haben: Der Krieg ist ein namenlos schreckliches Unglück! Fluch über die Anstifter des unseligen Hasses zweier edlen Nationen! Nach der Schlacht am Sauerbach habe ich keinen Franzosen mit den Waffen in der Hand wieder erblickt. In Eilmärschen rückten wir vorwärts durch die engen Vogesenpäße. Jetzt ging mein Elend an. Tag für Tag zwölf Stunden zu marschiren, wäre mir nicht schwer gefallen; aber diese Tour mit vollem Gepäck,

Digitized by Google

dem engen Gurt um die Hüften, den schweren Tornister auf dem Rücken, den gerollten, durchnäßten Mantel auf der Brust, drückend und pressend — das ist ein arger Wort. Da vergeht der Athem, da klopft das Herz. Und nun schweißtreibend, von strömendem Regen überfallen, daß das Wasser in den Schuhen quatscht, das Schlittelt alle Fibern des Körpers. Aber das Lieb wird noch größer. Es wird Abend. Commando: „Halt! Gewehre zusammen!" Im Nu ist Helm und Gurt auf die Bajonnete gehängt. „Heraustreten!" und die Reihen entfernen sich aus den Gewehrspyramiden, um, immer natürlich im Gliede und auf Commando, Gepäck auf den Boden zu werfen und den Mantel anzuziehen. Die Räste erlaubt jedoch nur ein Umhängen desselben. Es wird aus dem nächsten Bache Wasser geschöpft; Kartoffeln aus dem benachbarten Acker sind gleichfalls rasch zur Stelle. Hopfenstangen oder die lieblichen Obstbäumchen liefern Holz zum Feuer! Bald flackert an hundert Orten die trotz Regen und Sturm sich Bahn brechende Flamme, und in den Feldkesseln brodelt der Mischmasch. Glücklich, wenn ein Ochse aufgetrieben worden, der nun auf freiem Felde geschlachtet, klein gehackt und in Fetzen zerrissen wird. Jeder Mann holt sich seinen oft mit Erde und Schmutz beklebten Brocken und wirft ihn ins Kochgeschirr. Von Garwerden kann nicht die Rede sein! In einer halben Stunde muß fertig gekocht sein! Halb roh wird der Fleischsegen, die unsels Kartoffel und die Brühe hinuntergewürgt. „Niederlegen!" ruft es. In Strömen rauscht der Regen; heulend saust der Wind; wir setzen uns, den Mantel über den Kopf, auf den durchweichten Tornister, und stieren ins Dunkel. Doch nicht lange, so siegt die Mattigkeit; Einer nach dem Andern sinkt um in den Koth und schnarcht, bis die Morgenkühle ihn zitternd und zähneklappernd erweckt. Nach vergeblichen Mühen ist wieder Feuer angemacht. Wasser und zerbröckelte Kaffeebohnen brodeln in den vom gestrigen Mahl noch fettigen Kesseln; aber Kaffee gibt's nicht. Das Ding bleibt eben immer Wasser und Bohnen! Dennoch wird es mit Behagen geschlürft: es wärmt wenigstens die frierenden Eingeweide. „Auf!" tönt die schrille Stimme des Compagnie-Chefs, „An die Gewehre!" und in einer halben Stunde geht's wieder mit Sack und Pack auf bodenlosen Wegen über Feld und Gruben.

---

* Aus Niederbayern, 15. September. Der geistl. Rath und Professor Dr. M. Jochum in Freising, ein Gelehrter von höchst fruchtbarer, für alles Gute begeisterter Feder, hat vor mehreren Wochen wieder ein Lebensbild erscheinen lassen, das in verschiedenen Blättern schon sehr ehrende Erwähnung gefunden. Es führt den Titel: Dr. Alois Buchner, ehedem Professor der Theologie in Dillingen, Würzburg und München, zuletzt Domcapitular in Paßau. Das Buch enthält nicht nur die ergreifendsten Aufschlüsse über Buchner's*) Leben und Sterben, sondern gestaltet sich durch die Art, wie es angelegt ist, auch zu einer Apologie des großen Lehrers und Bischofs Sailer. Schon das 1. Kapitel trägt die Ueberschrift: „Der Schüler Sailer's", wodurch die Tendenz des Biographen Buchners, das Lebensbild dieses Gottesmannes so zu malen, daß Sailer's Bild daneben mit zur Erscheinung komme, deutlich ausgedrückt ist. Dieser Plan ist auch getreu festgehalten und glücklich durchgeführt, so daß der Leser am Schlusse der Lectüre Sailer und Buchner zugleich kennen gelernt hat.

Es kann nicht die Absicht des Recensenten sein, nunmehr Kapitel für Kapitel — es sind deren 10 lange — zu verfolgen und aus dem Lebensbilde die Züge herzuzeichnen, welche Buchner als einen ebenso wahrheits- und wissensliebenden, wie frommen und gottinnigen Mann, Sailer aber als den geistigen und geistlichen Vater von jenen und vielen anderen hervorragenden Priestern in nicht geschwächterem Lichte erscheinen lassen. Er möchte durch diese Zeilen vielmehr alle seine Mitbrüder in Christo neuerdings auf dieses Lebensbild aufmerksam machen, das in seiner einfachen und höchst getreuen Darstellung den tiefsten Eindruck macht. Die Treue der Portraitirung kann der Recensent um so leichter bestätigen, als er selbst den Gottesmann Buchner 30 Jahre lang gekannt und in ihm einen heiligmäßigen, gründlich gebildeten Priester, wie auch seinen Rector und Wohlthäter verehrt hat. Was, wie auch „das Lebensbild" aufzeigt, an dem Manne hervorstach, war seine außerordentliche Wahrheitsliebe und strenge Gewissenhaftigkeit, seine kindliche Einfalt und Demuth in Verbindung mit ernstesten Forschens- und Wissensdrieb, und, was die Größe eines Priesters ausmacht, der Einklang seines Lebens mit seinen von tiefster Gläubigkeit und von gründlichen, vielseitigen Studien getragenen Anschauungen. Ja ihm war Glauben, Wissen und Leben congruent geworden. Das hebt diese „anima candida", wie Sailer sie genannt und wie sie Jedermann erscheinen mußte, aber Diejenigen weit empor, welche, bereinst, von Ueberschätzung und Selbstdünkel gestachelt, Buchner's Theologie als nicht mehr zeitgemäß für München erklärten. Sailer und Buchner haben so gesäet, daß sie gute und edle Früchte ersprießen sahen, was aber die Gegner jener Männer gesäet, das steht jetzt vielfach als Unkraut vor unsern Augen.

Doch ich werde zu lang, weßhalb ich schließe mit dem Danke an Dr. Jocham, Sailer in Buchner gerechtfertigt, Letzteren aber jedem Priester als Spiegelbild vorgestellt zu haben.

Endlich noch die Bitte, daß das Buch mit dem ziemlich treffenden, wenn auch ernsten Bilde Buchner's (in welcher Eigenschaft es an das Seligen priesterliche Einfachheit und Demuthsliebe erinnert) bei einer allenfalls benöthigten zweiten Auflage möge mit einer kurzen Inhaltsanzeige versehen und etwas sorgsamer ausgestattet werden.

P. Von der Ysar. Pholming, einer der ältesten Culturplätze in Mitte von Niederbayern, bekannt durch die nahe Römerschanze Schwarzwöhr, sowie durch die mächtigen Grafengeschlechter der Chamereuer und Rothpelt hat jetzt mitten im Kriege ein Werk des Friedens wieder neu erstehen sehen. Die uralte Pfarrkirche daselbst im byzantinischen Baustyle ist nach Innen und Außen neuer vollständig restaurirt worden. Besonders glanzvoll springt die von Hrn. Kunstmaler Stoiber aus Regen ausgeführte Renovation des Hochaltares in die Augen, indem die von Hrn. Pfarrer Niedermayr angekauften, mit herrlichen Glasmalereien bedeckten Fenster des Presbyteriums ein magisches Licht über denselben verbreiten, die ganze Fassung des Hochaltares sowie der Seitenaltäre einen höchst harmonischen und erhebenden Eindruck hervorbringt. — Außer mehreren in Bareliefs kunstvoll gemeißelten Grabmonumenten der Grafen Rothpelt schon vom Jahre 1555 und der früheren bedeutenden Schloßkapläne von Pholming und Ysarau an den Kirchenwänden ist auch ein altdeutsches Werk der Plastik zu erwähnen. Ueber dem Kirchenportale befindet sich in einer Nische die kunstvolle Figur des Kirchenpatrons, des hl. Erzmartyrers Stephanus, in sitzender Stellung, drei Steine als Merkzeuge seines Martyriums auf dem Schoße, in der linken Hand aber die Palme haltend, — was für Kenner der altdeutschen Kunst von hohem Interesse sein dürfte.

Mit dem Postzeichen Kupferzell erhielt der „Punsch" folgende Aufklärung. Die Reihenfolge der deutschen Farben ist, aus historischen und heraldischen Gründen, Schwarz-Gold-Roth — nicht Schwarz-Roth-Gold und Gold-Schwarz-Roth. — Zur Begründung der Behauptung, daß die bayerischen Farben nicht Blau-Weiß, sondern Weiß-Blau (resp. Silberblau) sind, wird sich der hochselige König Ludwig I. wohl nicht auf das unitergeordnetere Wappen der Grafschaft Velberg (den blauen Löwen im silbernen Felde) berufen haben. Der blau und silberne Rauten-Schild, die sog. bayerischen Wecken, bilden das Haupt- und Stammwappen und in diesem sind beide heraldische Tinkturen ganz gleich vertheilt und sich vollständig coordinirt.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

---

*) Geboren 20. April 1783 in Murnau, gestorben 29. August 1869 in Paßau.

Druck und Verlag der Joh. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahneknig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 39. Den 2. Oktober: Leodegar.

Die bayerische Feldpost *).

Man hat über das Feldpostinstitut gelegentlich des jetzigen Krieges so viel gesprochen und geschrieben, daß es wohl Jemandem, der Gelegenheit hatte, das Institut gerade während des Krieges ex fundamento kennen zu lernen, gestattet sein mag, eine Lanze für die viel getadelte und geschmähte Feldpost zu brechen. Auf die Einrichtung derselben komme ich nur in soweit zurück, als dieß durchaus nöthig; hat ja doch das preußische Feldpostamt schon eine ausführliche Darstellung seiner Organisation gegeben, um die häufigen Anklagen zu entkräften. In den ersten Tagen des Vormarsches nach Frankreich hinein ging Alles vortrefflich; vom Grenzort Weißenburg aus, wo sofort eine Hauptsammel- und Vertheilstelle für die bayerische Feldpost errichtet wurde, konnten die Briefe schnell nach Bayern und schnell zur Armee gelangen. Je weiter aber die Armee vorrückt, je schwieriger wird der Dienst. Man bedenke doch nur, daß die Feldpost ganz und gar mit der Armee vormarschirt, die einzelnen Feldpostexpeditionen mit den Stäben ihrer Divisionen, das Hauptfeldpostamt mit dem Stab des betreffenden ersten oder zweiten Armeecorps. Die Feldpost des zweiten Armeecorps hatte z. B. zwei Equipagen für ihre Beamten, einen großen gelben Wagen für die Briefschaften und einen Wagen für ihre Bureauutensilien. Diese Wagen bilden einen Theil des Stabstrains und marschiren mit diesem. Nun denke man sich doch nur, daß dieser Train zumeist schon früh aufbricht und von 6 oder 7 Uhr Morgens an marschirt bis Abends 5 oder 6 Uhr. Ist man nun Abends in's Quartier gekommen, so vergeht, bis man sich nothdürftig vom Staub und Schmutz gereinigt, doch gewiß wieder eine Stunde, essen muß der Mensch doch leider auch, und im Felde heißt es sich recht sehr selbst um seine Nahrung kümmern, sonst bekommt man nichts. Wenn also die Postbeamten warten wollten, bis ihnen das Essen servirt wird, sie würden wohl nie etwas bekommen. Ich nehme aber an, sie haben wirklich mit Hülfe ihrer Bedienten sich eine Suppe gekocht und dieselbe gegessen, und es ist 8 Uhr Abends und sie wollen jetzt erst gerne frisch und flott an die Arbeit gehen und bis in die späte Nacht hinein noch recht viel vorarbeiten, wie ist nun das Lokal beschaffen, wo sie ihre verantwortliche Arbeit vornehmen sollen. Eine kleine Bauernstube, zumeist ohne Stühle und Tische, ohne Licht, ohne Alles. Aber das Postamt ist vorgesehen. Die Herren haben Stühle in ihren Vorrathswagen, Tische werden improvisirt, und es geht. Lange nach Mitternacht ist die ungeheuere Arbeit überwältigt, die Post ist ausgesucht, die Geldbriefe sind eingetragen, die Briefe an die einzelnen Feldpostexpeditionen vertheilt und die Briefe für den Stab selbst und die in der Nähe befindlichen Regimenter liegen zum Austragen fertig. Sie könnten vertheilt werden, aber sodann um Mitternacht ist der Rapport und dem großen Hauptquartier eingetroffen, und dennoch heißt es, daß es um 6 Uhr früh weiter geht. Wie sollen da die Briefe ausgetragen werden! Und dennoch werden sie vertheilt, ich habe gesehen, wie die Herren Assistenten und Officiales, ja sogar der Feldpostmeister selbst, unterwegs auf dem Marsche selbst die Briefe vertheilt und ausgegeben haben, obwohl das wahrlich nicht ihr Amt ist. Unter so schwierigen Umständen vollzieht sich der Postdienst, wenn Alles gut geht, und es war in der That eine Freude, zu sehen, wie allemal, sobald wir in irgend ein Quartier eingerückt waren, sofort das Fähnchen der Feldexpedition an irgend einem Hause lustig flatterte, und die Herren Essen und Trinken vergaßen, nur um ihren Dienst fertig zu machen. Nun wolle man aber bedenken, wie häufig wir das Malheur hatten, in Quartiere zu kommen, wo schon Alles mit Truppen belegt war und sich factisch nicht mehr eine Scheune oder Remise fand, wo man noch eine Strohschütte zur Unterkunft finden konnte. Aber auch da wußten sich die Herren zu helfen, und ich erinnere mich noch gut, daß z. B. in Triancourt das Feldpostamt in den Wägen amtirte und die Herren die ganze Nacht hindurch in ihren Equipagen arbeiteten und dann in denselben bivouakirten. Ferner wolle man bedenken, wie zumeilen, namentlich in der letzten Woche des August, die Armee betreffig forcirte Tag- und Nachtmärsche machte, daß an ein Arbeiten überhaupt gar nicht zu denken war. Nun beschränkt sich aber die Arbeit des Feldpostamtes nicht nur auf das Austheilen der ankommenden Briefe, sondern die Hauptarbeit besteht gerade in der Annahme der Briefe von der gesammten Armee und ihrer Expedition nach Deutschland. Trotzdem nun unmittelbar unter dem Fähnchen sofort ein Briefsaften herausgehängt wird, in welchen die einfachen Feldpostbriefe hineingeworfen werden können, so betrachtet doch jeder Soldat den Brief, den er oft mit großer Mühe geschrieben, als ein Heiligthum, das er nur in die Hände des Postbeamten selbst niederlegen will, und so ist das Lokal beständig voll, und es entsteht schon durch die Annahme von einer Masse von Briefen, die einfach in den Briefkasten geworfen werden könnten, eine unendliche Arbeit. Dann gibt es aber eine große Masse von Briefen, die persönlich angenommen werden müssen, das sind die recommandirten und Geldbriefe, die in der französischen Schreine aber in dem französischen Bauernhaus gerade ebenso gut quittirt und eingetragen werden müssen, wie auf dem Hauptpostamt in München. Die Arbeit ist also eine doppelte, die Austheilung der ankommenden, die Expedition der abgehenden Briefe. Wenn nun Alles ordentlich gienge, so sollte jeden Tag ein Conducteur mit einer Feldpost nach Deutschland abgehen und einer mit einer Feldpost aus Deutschland ankommen. Ja, wenn das so gienge, so würden alle Herren von der Feldpost mit Freuden ihren Dienst machen. Das Abgehen der Briefe, d. h. die Expedition der Briefe der Armee nach Deutschland ist eine ziemlich geregelte, und es wird, wenn keine besonderen Zufallsfälle, wie z. B. plötzlicher Generalmarsch, oder Nachtmärsche bayrischen kommen, fast regelmäßig jeden Tag ein Conducteur nach Deutschland abgeschickt, der zuerst bis Weißenburg und dann bis Nancy zu gehen hatte. Aber das Zurückkommen dieser Conducteure, von denen an jedem Tag einer wieder im Hauptquartier eintreffen sollte, das ist es, was das Feldpostamt zur Verzweiflung bringt, denn darauf ist nie zu rechnen. Wir haben wohl eine ganze Woche lang im Hauptquartier keine Post aus Deutschland gehabt, und dann kommen oft zwei, drei und vier Conducteure mit einander und bringen dann eine so riesige Post, daß sie kaum zu überwältigen ist. Wie das kommt, werden wir gleich sehen, wenn wir zu den geplagtesten Beamten, den armen Conducteuren, kommen. Wir glauben hiermit aber gezeigt zu haben, daß der Dienst eines Feldpostamtsofficialen und Assistenten wahrlich keine Sinecure ist und tüchtige Leute in jeder Beziehung verlangt. Glücklicherweise sind diese da, und Schreiber dieser Zeilen, der die Herren Feldpostmeister Schultheiß, Officiale Siegel und Genossen, die Herren Assistenten Bauer, Zuber und Genossen bei der Arbeit gesehen hat, weiß, was sie unter den schwierigsten und unangenehmsten Verhältnissen geleistet haben. Einen nicht weniger mühseligen und nicht minder verantwortlichen Dienst als die höhern Beamten der Feldpost haben die niedern Beamten derselben, die Conducteure.

*) Aus dem Vorrespo. d. u. j. D.

Digitized by Google

Wir haben schon oben bemerkt, daß jeden Tag vom Hauptquartier aus ein Conducteur abgeschickt wird, der die eingelaufene Post nach Deutschland nach dem Grenzort Weißenburg zu bringen hat, wo er seine Post ablieſert und die Briefe, die inzwiſchen dort für ſein Armeecorps eingelaufen ſind, empfängt, um ſie wieder nach dem Hauptquartier zurückzubringen. Er iſt dabei auf die Etappenſtraße angewieſen, die er genau einzuhalten hat. Sobald nämlich eine Armee mobiliſirt wird und ſich auf dem Marſch befindet, ſieht ſie von Tagesmarſch zu Tagesmarſch keine Commando's hinter ſich, welche die Aufgabe haben, die Verbindung der Armee mit der Heimath zu erhalten. Dieſe Aufgabe iſt zumal in Feindes Hand eine ſehr umfaſſende. Der Etappencommandant ſorgt für die Sicherheit des von ihm beſetzten Ortes und der Verbindung desſelben nach vor- und rückwärts. Er dirigirt die Feldpoſten, die Transporte von und zur Armee, er ſorgt für die Einquartierung, die Verpflegung und das Fortkommen der Verwundeten und Maroden, die von der Armee kommen, der Erſatzmannſchaften, der Brod- und Viehkolonnen, der Munitionstransporte ꝛc, die zur Armee gehen. Die Hauptquartiere der mobilen Armee ſind nämlich nie bekannt, ſie ändern ſich auch meiſt von Tag zu Tag, und aus leicht begreiflichen Gründen wird über den jeweiligen Aufenthaltsort derſelben nach rückwärts das ſtrengſte Geheimniß bewahrt. Nur das letzte Etappencommando, das die Armee im Vorrücken zurücklaſſen muß, weiß, wo das Hauptquartier ſich zur Zeit befindet, aber auch dieß weiß es nur 24 Stunden lang, denn inzwiſchen iſt die Armee wieder weiter marſchirt, und da, wo das Hauptquartier die letzte Nacht war, befindet ſich eine Etappe, die wieder weiß, wo das Hauptquartier heute ſein wird. Durch dieſe ſinnreiche Einrichtung bleibt das Geheimniß des Marſches der Armee bewahrt, während ihre Verbindungen nach rückwärts doch geſichert ſind. Der aus dem Hauptquartier abgehende Conducteur fährt alſo von Etappe zu Etappe, bis er Weißenburg erreicht, und von Weißenburg aus fährt er wieder zurück von Etappe zu Etappe bis er ſein Hauptquartier erreicht. Das wäre nun unſäglich einfach, wenn nur nicht ſo gar viels Wenns und Aberß dazwiſchen lägen. Wenn höre nur z. B. folgende Schilderung, die uns dem Leben gegriffen iſt. Unſer zweites bayeriſches Armeecorps lag in Etienne le Château. Am 29. Auguſt früh 6 Uhr ſtiefelten ein Wächtlein von einem dicken franzöſiſchen Omnibuscondueteur geleitet, mit einem Gaul bespannt. Der Wagen war requirirt, um bis Clairmont zu fahren, dort ſollte er von einem andern abgelöſt werden. Auf den offenen Wagen wurden nebſt vier ungeheuern Briefſäcken ſieben Deutſche geladen, von denen jeder 1000 fl. enthielt. Dieß Kuſtaden geſchah vor den Augen des franzöſiſchen Kutſchers. Der Conducteur, ein ſehr entſchloſſener Mann und nur mit ſeinem Säbel bewaffnet, verſtand natürlich kein Wort franzöſiſch und hatte auch keine Karte. Bedeutung der Feldpoſt mitgegeben, hatte man für ihre Abſtellung geſorgt, die Straßen ſeien wohlkommen ſicher, hatte der Adjutant lachend geſagt. Daß aber am ſelben Tage unweit von Clairmont auf unſerer Straße ein preußiſcher Kabinetskurier überfallen, ausgeplündert und mit fortgeſchleppt wurde, daß in der nämlichen Zeit zwiſchen Bar le Duc und Nancy auf der großen Straße auf Marodetransporte geſchoſſen, ja ſogar in Baucouleur ein ganzes bayeriſches Commando aufgehoben wurde, das wußte und ahnte man freilich nicht. Ich hatte nun zufällig eine gute Karte bei mir, beſaß überdieß Schulkenntniſſen und war der franzöſiſchen Sprache mächtig, aber daß ich mit der Feldpoſt fuhr, war ja nur ein Zufall, und der Conducteur wäre ſonſt allen nachfolgend geſchilderten unangenehmen Situationen allein ausgeſetzt geweſen. Durch den Wald der Argogne ging Alles gut, vor Clairmont erreichten wir die große Straße wieder, in Clairmont aber erklärte unſer Kutſcher, nicht weiter fahren zu wollen, er ſei nur bis Clairmont requirirt worden und ſein Pferd könne keine größere Tour machen. Was hätte nun der Conducteur, der kein Wort franzöſiſch verſtand, einer derartigen Widerſetzlichkeit gegenüber thun ſollen? Den Kutſcher einfach vom Bock herunterwerfen und ſelber die Tour vollſtändig unbekannte Straße weiter fahren. Das alles ging in einem Ort, wo von unſerem Militär Beſatzung lag, überall anderswo hätte es dem Conducteur ſchlecht bekommen können. Glücklicherweiſe war unſer Franzoſe vernünftigen Zureden nicht abgeneigt, auch hatte er ſchon vorher den Revolver, der natürlich die ganze Zeit hindurch geladen neben uns lag, ſehr aufmerkſam betrachtet. Er erklärte freiwillig, bis Bar le Duc und fahren zu wollen, wenn ich ihm mein Ehrenwort verpfände, ihn nicht weiter von da aus mitnehmen zu wollen. Das that ich denn auch, und wir wollten jetzt wohlgemuth nach Bar le Duc und brachten die 60 Kilometer auch glücklich bis fünf Uhr Abends hinter uns. In Bar le Duc wurde unſer Geld einſtweilen in die General-Feldpoſtinſpection abgeladen, und wir ließen unſern Kutſcher, unſer gegebenes Ehrenwort ſehr bereuend, wieder zurückfahren. Ich requirirte am ſelben Abend noch im Auftrag des Feldpoſtdirectors auf der Mairie ein Fuhrwerk mit zwei Gäulen, und man verſprach mir, bis 6 Uhr auch das Fuhrwerk zu ſtellen. Wir wären dann am Abend noch bis zur nächſten Etappe nach Ligny gefahren und hätten von dort aus vielleicht am nächſten Tag die Strecke nach Nancy in Einem Tage überwinden können. Ich war um 6 Uhr, um 7, um 8 auf der Mairie — kein Fuhrwerk zu bekommen, in ganz Bar le Duc kein Pferd, kein Wagen mehr. Am andern Morgen um 5 Uhr früh dieſelbe Geſchichte. Bis 8 Uhr wartete ich geduldig, dann ſtellte ich mich mit dem Herrn Feldpoſtdirector Schlafgaſt auf die große Landſtraße, faß entſchloſſen, das erſte Fuhrwerk, das uns entgegenkäme, mit Beſchlag zu belegen. Es kam auch richtig ein Wagen mit Quartiermachern, die, obwohl ſie heute in Bar le Duc blieben, doch ihren Wagen bei ſich behalten wollten. Auf unſer Zureden und die Verſicherung, daß morgen in Bar le Duc genug Fuhrwerk zu haben ſein würde, ließ uns der Officier ſchweren Herzens ſeinen Wagen, und ſo war unſer Weiterkommen vorläufig geſichert, nur waren wir wom Pferd auf den Gaul, von unſerer Equipage, die daß immerhin gepolſterte, in Federn hängende Sitze hatte, auf einen Leiterwagen gekommen. Aber à la guerre, comme à la guerre. Wir luden unſere Poſt auf und fuhren wohlgemuth die Straße nach Ligny. Es war ſchönes Wetter, was wollten wir mehr. Vor Ligny fing aber unſer Gaul an zu hinken, wir mußten in Ligny auf neuen Erſatz denken, da der Eigenthümer, ein ohnehin trotziger, zu Gewaltthätigkeit nicht übel aufgelegter Menſch, erklärte, er werde auf keinen Fall weiter fahren. Er ſchickte ſich ſogar an, uns Eingang des Ortes aufſpannen zu wollen, ich zwang ihn aber, indem ich ihm den Revolver unter die Naſe hielt, mitzureden unſer Herr Brenklein ihn zugleich durch einige wohl applicirte Rippenſtöße zu überwinden ſuchte, und noch bis zum Etappencommando zu fahren. Dort geſtattete ich ihm, den Gaul nur auszuſpannen, wenn zuvor ein anderer herbeigebracht werde. Der Menſch ſchrie ſo laut über unſere Gewaltthätigkeit, daß man auf der Etappe eine Ordonnanz abſandte, um ſich nach der Urſache des Lärms zu erkundigen, und der Bauer hatte wirklich die Frechheit, mich beim Commando zu verklagen, ich hätte ihn mit dem Revolver bedroht. Er kam aber ſchlecht an, denn natürlich hörte man auch uns und entſchied, daß wir ganz Recht gehabt hätten. Ich hatte aber wirklich keine Luſt, mit dem rabbiaten Kerl, der uns möglicherweiſe doch einmal in einem Dorfe alle Bauern auf den Hals gehetzt hätte, weiter zu fahren und bat um ein anderes Pferd und einen anderen Fuhrmann. Beides erhielten wir auch, und ein junger netter Franzoſe übernahm unſere weitere Führung. Kaum waren wir aber einige zwanzig Kilometer gefahren, da hatte unſer Gaul ein Eiſen verloren, und als wir nach Pagny kur Meuſe kamen, wollte er bei gar keins. Da war guter Rath theuer, der Franzoſe meinte, es müſſe jedenfalls ſein Gaul beſchlagen werden, und ich ſah die Nothwendigkeit auch ein, aber es war mir fatal, nicht Einen Mann Beſatzung im Städtchen zu ſehen. Der Hufſchmied ſollte am andern Ende des Ortes wohnen, und während wir dort hielten, um uns näher zu erkundigen, bemerkten wir nicht gerade zu unſerer Freude, daß hier eine Menge von Bauern bei einander ſtanden, die uns mit wenig freundlichen Blicken betrachteten. „Hier bleiben wir keinesfalls", ſagte der Conducteur. „Sehen Sie nur die Kerls an, wenn wir jetzt noch unſern alten Kutſcher von Ligny hätten, die ſchlügen uns ganz gewiß todt." „Je, was iſt aber zu thun, der Gaul kann ohne Eiſen nicht weiter gehen?" „Der Gaul muß weiter gehen, beſſer, der Gaul wird hin, als daß wir den Bauern in die Hände fallen, ich laſſe den Kerl gewiß nicht ausſpannen", ſagte Herr Brenklein. Ich konnte ihm im Ganzen nur Recht

Digitized by Google

geben; der Haufe der Bauern wurde immer größer, und als ich einen Augenblick den Revolver in die Hand nahm und sagte, daß man vom Wagen vorn weg gehen möge, gebrauchte man mir, aber ich hörte so etwas wie „Bougre allemand“ und „à la mort!“ Jetzt neigte ich mich auch Herrn Brentlein's Angebot zu, dieser aber handelte kurz entschlossen, rief dem jungen Franzosen das Leitseil und die Peitsche aus den Händen und schlug aus allen Kräften auf den Gaul los, so daß dieser mit uns im Galopp den Berg jenseits des Dorfes hinaufraste. Es wollten und zwar die Bauern folgen, aber das Drohen mit dem Revolver veranlaßte sie, umzukehren, wütend aber auch zweckmäßig auf unsern jungen französischen Kutscher, der seinen Jammer über sein panvre cheval sofort einstellte. Oben auf dem Berge erschien jetzt ein preußischer Feldpostwagen, der bei uns hielt. Wir erzählten was vorgefallen, die Preußen fanden das sehr begreiflich und meinten, es sei ein Leichtsinn, als Feldpost ohne Bedeckung zu fahren; sie hatten freilich gut reden, sie hatten einen geschlossenen Postwagen, treffliche Gäule, eigne Postillone und drei Mann Bedeckung. Um nun aber unsere Abenteuer schnell zu Ende bringen, requirirte ich im nächsten Dorfe, wo ich von meinem früheren Quartier her den Maire kannte, — es war in Lay St. Remid — den dritten Gaul auf dieser Strecke, mit ihm bekamen wir den Besitzer einen alten Herrn, der beständig weinte und sich vor jedem Baum und vor jedem Menschen fürchtete, und während wir um die Festung Toul herum mußten, vor lauter Angst fieberte. Sein Gaul langte auch nichts, denn ich mußte am nächsten Tage in Gondreville noch einen requiriren, und so zogen wir denn am vierten Tage von unserer Abreise von dem Hauptquartier mit zwei Pferden und zwei Kutschern in Nancy ein. Auf der Strecke zwischen Gondreville und Nancy trafen wir von unsern Conducteuren, die mit ihren vier Posten einen ordentlichen Wagenzug bildeten und in Nancy saßen wir zu unserem größten Vergnügen, daß soeben (am 31. August, also sechs volle Wochen nach dem Ausmarsch) auch für die bayerische Feldpost gelbe Eilgen, Postillone und Gäule angekommen waren und die große Noth somit ein Ende hatte. Aus diesem wahrheitsgetreuen Bilde einer Reise in Feindesland mit der Feldpost, möge man freundlichst folgendes ersehen: In erster Linie, welche enorme Anstrengung die wackern Conducteure zu leisten hatten und, noch immer haben, die durch diese ungeheuren Strecken Feindesland ohne Karte, ohne Kenntniß der Sprache, unbewohnter, der Führung und dem Führwerk von Feinden sich anvertrauen mußten. In zweiter Linie, wie sehr man dort in München mit der Organisation noch zurück war, da es erst Ende August gelang, der bayerischen Feldpost das nöthige Material an Pferden, Wagen und Postillonen nach Nancy zu bringen. Wie man mir sagte, geriethen die verehrten Herren von der Generaldirection erst dann in Bewegung, als Minister v. Schlör in Elsaß gewesen und sich mit eigenen Augen von dem Mißere unserer Feldpostzustände überzeugt hatte. Wahrlich unsere Beamten, vom Feldpostdirector angefangen bis zum letzten Conducteur herunter, leisten Tüchtiges und verdienen das beste Lob, wenn man aber in München nicht dafür sorgt, daß die Feldpost auch Pferde und Wagen hat, so sind ihr die Arme gebunden, und wenn sich der Feldpostdirector in Bar le Duc selbst mit mir auf die Straße stellen müßte, um einen Leiterwagen abzufangen, um damit die Post nicht 24 Stunden unnütz dort liegen blieb, so kann man nicht in München die Briefe aus dem Hauptquartier schon in acht Tagen erwarten.

C. A. Dempwolff.

Ueber die Schlacht von Sedan

haben wir bisher eine Reihe von Berichten mitgetheilt, welche dieses in seinen Folgen so wichtige kriegerische Ereigniß im Großen und Ganzen schilderten. Im Folgenden führen wir (aus dem Korresp. v. u. f. D.) unsern Lesern einen Bericht vor, welcher den Antheil eines einfachen Soldaten, eines Zugführers, darstellt, eben darum aber sein besonderes Interesse bietet. Es ist ein einjähriger Freiwilliger des bayerischen Infanterie-Leibregiments, welcher an seine Eltern schreibt: . . . Euch ein Bild der Schlacht zu geben, ist mir nur soweit möglich, als es mich persönlich und meinen beschirmten Zug betrifft, da derselbe meine volle Aufmerksamkeit in Anspruch nahm. Die Ihr bereits wißt, wurde am 30. August die Schlacht durch Artillerie begonnen und von derselben am nächsten Tag fortgesetzt. An diesem (Zten Tage) begann unsere eigentliche Thätigkeit, da wir uns den Tag über in voller Bereitschaft auf dem Marsch befanden und gegen Abend das Schlachtfeld erreichten; die uns vormarschirenden bayerischen Truppen nahmen noch an diesem Tage am Kampfe Theil, während mein Bataillon bei einbrechender Nacht im Angesicht des Feindes ein Bivouac bezog. Ohne Ahnung, was eigentlich der kommende Tag bringen werde, legte ich mich todten Müthes, in meinen Mantel gehüllt, auf mein Lager, ein Kartoffelfeld. Noch dachte ich nicht lange, als mir mein Hauptmann auf die Schulter klopft und mir Ordre zum Aufstellen meines Halbzuges gibt. Dichte Finsternis herrscht, kein Lagerfeuer brennt, kein Signal ertönt, tiefe Ruhe ist noch überall. Mit gedämpften Schritten und halblautem Commando vollführte ich den mir gewordenen Befehl. Um 3 Uhr Morgens ist Alles zum Abmarsch bereit, eine Viertelstunde später wird derselbe angetreten. Wir paßiren die Maas auf einer eben geschlagenen Schiffbrücke, eingehüllt in den tiefsten Nebel und jedenfalls unsichtbar den Feinde, dessen Geschütze, zum Zwecke der Vertheidigung dieses Uebergangs uns trotzdem entgegenstanden. Gegen 4 Uhr hörten wir, auf dem Vormarsch begriffen, die Kanonen ihre ersten Morgengrüße wechseln, in welche um 5 Uhr bei unserer Ankunft im Dorfe Bazeilles auch Bobewils, Verder, Chassepot und Mitrailleusen harmonisch einstimmen. Soeben kommt der erste Verwundete, ein bayerischer Jägerhauptmann, an uns vorüber, ihm folgen mehrere. Der Donner der Kanonen wird stärker, das Knattern der Gewehre und der einer rasselnden Schnarre ähnliche Ton der Mitrailleusen vernehmlicher. Es ist 6 Uhr, die Nebel haben sich verzogen, und im fernen Osten zeigen sich die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne . . . . „Compagnie Achtung, 1. Zug vorwärts und jenes Gehöft besetzt“, so commandirt in diesem Augenblicke mein Major, und im nächsten mein Lieutenant: „Erster Halbzug (wobei ich) ausgebehnt, zweiter Unterstützung.“ Ich kommandire sofort: „Erster Halbzug Marsch, 3. Rotte Richtung ausgedehnt“. Im Nu werden die Ordres ausgeführt und über Koth und Stein geht es vorwärts. Noch sind wir ungefähr 300 Schritte von unserer beabsichtigten Stellung entfernt, da kracht es auf einmal von allen Seiten und wir, ohne einen Feind zu sehen, in dichtem Kugelregen. Doch wir müssen das Gehöft haben um jeden Preis, daher nur immer vorwärts; Keiner bleibt zurück. Schon weicht der Feind, wir geben eine gutgezielte Decharge ab und sehen zu unserer Freude viele Rothhosen laufen. Ungestüm folgen wir ihnen und in wenigen Minuten sind wir Herren der bewalteten Höhen, deren Ränder wir sofort besetzten. Nun ist wenige Minuten Rast, dann geht es wieder vorwärts; doch kaum haben wir unsere Position verlassen, so dringen von zwei Seiten Franzosen auf uns ein. Schon fallen einige der Unsern, rechts und links umfassen mich die Kugeln, „auf Euere Positionen in das Gehölz“ lautet mein Commando, im Nu ist Alles hinter den Bäumen; „Schnellfeuer!“ Mit trefflich gezielten Schüssen empfangen wir die anstürmenden Franzosen; noch 80 Schritte sind sie entfernt; ich feuere meine Leute an, auszuharren und gut zu zielen, — es geschieht, und jede Secunde stürzen ein Haar Feinde — die übrigen machen Kehrt, und mit Hurrah ging es dem Feinde nach, bis wir eine neue günstige Position erreicht hatten. Nun mußten wir halten, denn unsere Füße trugen uns kaum mehr; wir postirten uns wieder hinter Bäume und wiesen die feindlichen Plänkler zurück. Bereits waren vier Mann todt oder verwundet; die Schlacht war in voller Entwicklung, der Lärm der Geschütze und Signale war fürchterlich; der Feind hielt sich tapfer in seinen Schützengräben und hinter seinen Verschanzungen. Bald gingen die Unsern vor und zurück, die Franzosen erhielten immerwährend Unterstützung. Ein Adjutant sprengt heran. „Im jenen Theile die Positionen gehalten, schon nahen von rechts die Preußen.“ Mit Hurrah empfangen wir diese Nachricht, der Feind drängt immer heftiger, wir haben einen schlimmen Stand. Mit großer Anstrengung und Aufgebot aller Kräfte gelang es uns, unsere Stellung zu behaupten; endlich nach einer Stunde scheinen die Preußen zu kommen, denn langsam weicht das feindliche Zentrum. Wir folgen bis in die Mitte des Dorfes

Digitized by Google

— plötzlich ist der Feind verschwunden — wohin, das sollten wir bald sehen, denn aus allen Häusern kömmt ein schreckliches Feuer. Schlagt die Thüren ein, zündet die Häuser an, lautet der Befehl. Er wird vollzogen. Ich werde als Ordonnanz zu einer anderen Compagnie gelendet, treffe dort ein und schließe mich gleich, da ich zu meinem Zuge nicht zurückgelangen kann, einer Jägerabtheilung an. Wir stürmen ein Haus, ich postire mich auf dem Dache. Gegenüber feuern die Franzosen aus einem als Lazareth bezeichneten Hause. Dieß nöthigt uns zur Revanche, und so oft ein Kopf am Fenster erscheint, entsendet ich mein tödtendes Blei. Der Kampf in den Straßen wird entsetzlich, jeder Haus wird einzeln gestürmt werden; schon sind mehrere in Brand gesteckt und stehen in hellen Flammen, in anderen wird Alles zertrümmert. Ich komme in ein Haus, dessen Eigenthümer sehr reich sein muß; die feinsten Seidenmöbel, japanesisches Porcellan, die reichsten feinsten Kleider, Spitzen, Alles liegt zerfetzt umher und ist in wenigen Augenblicken ein Raub der Flammen. Gegen Mittag sind wir Herren des Dorfes und sammeln uns außerhalb desselben wieder. Wir glaubten das blutige Tagwerk sür heute beendet, doch bald sollten wir eines Anderen belehrt werden; denn gegen 4 Uhr hieß es plötzlich: Gefechtsfront Colonnenlinie! Diese wurde formirt und der Marsch um das Dorf herum gegen Balan angetreten. Vor demselben wurden wir aufgestellt und meine Compagnie auf einen großen Platz geführt. Um 4½ Uhr hieß es vorwärts, und das Bataillon ging in geschlossener Ordnung gegen ein mit einer Einsassungsmauer umgebenes Schloß vor. Kurz vor demselben empfing uns jedoch aus gedeckter Stellung ein mörderisches Feuer, die schon ziemlich ermüdeten Soldaten der nebenstehenden Compagnie wankten und gingen zurück; nun war auch trotz der Anstrengungen des Hauptmanns unsere Compagnie nicht mehr zu halten. Da sprengen unser General Diell und Oberst Käuffenbach vor und feuern uns ein. Die Mannschaften folgen; der Herr Oberst stürzt uns in die rechte Flanke, in der linken fährt Artillerie auf, es geht abermals zum Sturm vor, und nach einiger Gegenwehr ist das Schloß, sowie das Dorf Balan unser, jedoch wiederum erst nach einem Straßenkampfe. Am Ende des Dorfes angelangt, sehen wir vor uns Stadt und Festung Sedan liegen, in welche sich die französische Armee zurückgezogen hat. Nun war großer Jubel bei uns, denn der Feind war eingeschlossen, Sedan ein zweites Metz. Zu unserem nicht geringen Erstaunen erblicken schon nach einer Viertelstunde ein französischer Parlamentär, der mit General v. d. Tann und einem preußischen Prinzen conferirte. Unterdessen war es Nacht geworden, und wir legten uns, vollständig erschöpft von den riesigen Anstrengungen des Tages, nieder. An ein Sammeln war nicht zu denken, denn alle Regimenter waren durcheinander gerathen; daß wir große Verluste erlitten, bewiesen die vielen Todten und Verwundeten, über die unser Fuß strauchelte. Heute hatten wir ein Lagerfeuer, und zwar ein schreckliches — hinter uns das brennende Dorf Bazeilles, vor uns die brennende Stadt Balan. Gott sanken, daß ich so glücklich davon gekommen, schlief ich endlich ein, zu meiner Rechten und Linken Sterbende, Verwundete und Todte in grausigem Gemisch. Am nächsten Morgen sammelten wir uns bei unserem Bataillon, welches, sowie die anderen zu unserer Brigade Gehörenden, ein Bivouac vor Balan bezog. Am Morgen des 2. September besuchte ich das Schlachtfeld, die brennenden Orte. Den Eindruck, den der Anblick dieser Stätte auf mich machte, bin ich nicht im Stande zu schildern, ja ich glaube, es giebt keine Sprache, in der sich so viel Entsetzen ausdrücken läßt. Die brennenden Straßen, die verstohlen blutigen Leichen, die auf der Erde liegenden zertrümmerten Gegenstände — ein schaudererregendes Bild der Zerstörung! Einige Stunden später zog ich abermals über die Plätze, aber in Reih und Glied — wir trugen mehrere gefallene Officiere zu Grabe. Eben als der Geistliche eine kurze, allen Thränen entlockende Rede hielt, ertönte brausendes Hoch und riesiger Jubel. Ursache die sich bestätigende Nachricht, daß Napoleon gefangen und Sedan mit 90,000 Mann übergeben worden.

Moralische Zustände im französischen Heer.

Aus dem Elsaß schreibt man dem „Univers“: „Wir leben also unter der aufgezwungenen Regierung Preußens. Im allgemeinen kann man gerade nicht klagen, der deutsche Soldat in der Regel benimmt sich insbesonders in den Städten anständig, für die Dörfer will ich jedoch nicht gut stehen; ist er Katholik, so zeigt er gute Gesinnungen, er liebt unsere Kirchen, betet häufig und verabsäumt kein Meßopfer. Montag, den 15. August, dem Festtage Maria Himmelfahrt, konnte man in unseren Kirchen mehr deutsche Soldaten sehen als französische binnen eines ganzen Jahres. — Die französische Armee, aus Christen zusammengesetzt, ist keine christliche mehr. Es verhehle sich, daß es Ausnahmen gibt, die um so ehrenswerther, je seltener sie sind. Der französische Soldat kann im Lande der Freiheit seine Religion nicht frei ausüben, menschliche Rücksichten, Spötteleien, ein despotischer Druck halten ihn zurück und verhindern ihn daran. Es geschieht für den armen Soldaten, der aus dem Vaterhause in die Kaserne kommt, nichts, in dieser neuen Athmosphäre erfrischt und erhält ihn kein religiöser Hauch, seine sittlichen Gefühle werden schwanken, und selten widersteht er dem unheilvollen Beispiele, der hinreißenden Gewalt; bald ist sein Herz bestockt, sein Glaube schwankt. — Man hat es oft wiederholt, daß die Regierung durch ihre beklagenswerthe Sorglosigkeit eine Verantwortung auf sich lade, die ihr in den Tagen der Gefahr theuer zu stehen kommen wird. Der eines übernatürlichen Elements beraubte Soldat verliert seine wahre Würde und Stärke. Die Unterofficiere verdienen eine besondere Bemerkung. Sie wissen nicht mehr was die Achtung für den Priester und die Religion ist, sie verbrauen noch, verbrechen durch die schlechten Blätter — die Armee liest keine andern — durch Wort und Beispiel die unheilvollsten Grundsätze und wirken in dieser Art auf den einfachen Soldaten ein. Wir kennen in den Reihen der Officiere Männer, die in ihrer Einfalt Achtung verdienen, und wir verdanken laut ihr Verbleib, ihren durch die Fälle eines fest begründeten Glaubens begleiteten Muth. Die Mehrzahl des Officierscorps jedoch bekennt sich nicht zum Glauben und übt seine Grundsätze nicht aus. Man bemerkt, daß dieses Uebel sich in den letzten Zeiten in sehr trauriger Weise entwickelt hat. Eine Hauptursache dieser Desorganisirung und Schwächung ist die ausschließliche Lektüre der Journale, welche feindselig gegen die sociale Ordnung und positive Religion und Ordnung sind, dann das Umsichgreifen der Freimaurerei in den Reihen der Officiere.

Straßburg gefallen!

Straßburg, die „wunderschöne Stadt“, durch fast zwei Jahrhunderte von seinem deutschen Stammlande politisch getrennt, aber im Volksliede stets mit uns vereinigt und nicht minder durch seine Baudenkmale, durch deutsche Dichtkunst und Wissenschaft mit Deutschland in Verbindung gebliehen — Straßburg ist als französische Festung gefallen, um als deutsche Stadt sich wieder zu erheben. Durch die Feuertaufe geht es neu ein in die Gemeinschaft seiner alten Stammesgenossen, welche die schweren Wunden mitgefühlt haben, die ihm, um es wieder zu erringen, geschlagen wurden.

Wen von uns hat es nicht stets peinlich berührt, wenn er das Münster, diese herrliche Blume deutscher Baukunst, diesen Prachtbau, an welchen sich so viele nationale Erinnerungen knüpfen, in fremdem Besitz, und die prächtige in ihrem Kerne deutsch gebliebene Stadt unter französischer Herrschaft und unaufhaltsam der Franzosirung zusahren sah. Jetzt ist Straßburg und wieder gewonnen und wird hoffentlich, sammt dem schönen Elsaß, auf alle Zeiten bei Deutschland verbleiben.

Civilisation! Es leben deine Spitzen!
Das kleine Bayern hat nun gleichfalls Kugelspritzen.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Joh. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur

Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. Nr 40. Den 9. Oktober: Dionysius.

Die zweite deutsche Nordpolarfahrt.

Dem Berichte des Bremer Comité's entnehmen wir die Schilderung der Ueberwinterung der Germania. Sie fand statt vor der Sabineinsel, als dem einzig sicheren Winterhafen an der grönländischen Küste zwischen 77 Grad und 74 Grad N. B. Die Vorbereitungen für die Ueberwinterung begannen Ende September im vollsten Umfange. Das Schiff wurde in den Hafen hinein gelegt, bis wir auf 10 Fuß Wasser in geringer Entfernung vom Lande lagen. Eine Nacht genügte, um das Schiff fest und unverrückt einfrieren zu lassen, so daß wir jetzt weder Anker noch Ketten nöthig hatten. Sodann wurde der größte Theil des Inventars und des Proviants vom Bord gebracht, die Maschinen auseinander gelegt, der Kessler vergrößert und eingerichtet, Kohlen und laufendes Tauwerk herunter genommen und das Deck mit einer vollständigen Ueberdachung versehen. Am Lande wurden zwei Observatorien gebaut, das eine für magnetische, das andere für astronomische Beobachtungen und in letzterem die meteorologischen Instrumente angebracht, die jetzt jede Stunde abgelesen werden sollten. Ferner wurde Moos vom Lande geholt und das Deck des Schiffes mehrere Zoll hoch damit belegt. Mitte October wurde dann noch eine Eis- und Schneemauer um das ganze Schiff gebaut. Das Eis hatte während dieser Zeit bereits eine Dicke von 15 Zoll erlangt. Wir konnten jetzt mit Ruhe dem Winter entgegensehen. Unsere Einrichtungen waren der Art, daß wir mit verhältnißmäßig wenig Feuerung eine große Wärme hervorbringen konnten, und in der That steigerte sich der ganze Kohlenverbrauch selbst bei der größten Kälte (— 32 Grad R.) nie über 70 Pfund per Tag.

Im Laufe des Herbstes war über 1500 Pfund frisches Fleisch durch Jagd eingebracht, so daß wir während des ganzen Winters beinahe täglich frischen Rennthier- oder Ochsenbraten auf dem Tisch hatten. Am 5. November zeigte sich die Sonne Mittags noch einmal am Horizont und verschwand dann vollständig, um erst Anfang Februar wieder zu erscheinen. Auch die Bären, die jetzt unsere getreuen Nachbarn, wurden nicht mehr gesehen; Rennthiere und Moschusochsen hatten sich mehr nach besseren Weiden im Innern der Fjorde zurückgezogen. Starr, öde und ohne Leben lag die Natur um uns her; eine drei Monate lange Polarnacht stand uns bevor. Die allgemeine Stimmung war trotz eine durchaus heitere und es war keiner um Vorth, der große Unannehmlichkeiten oder gar Krankheiten befürchtete, da wir in der That alle erforderlichen Mittel besaßen, um jeder Strenge des Winters erfolgreichen Widerstand zu leisten. An Beschäftigung und Unterhaltung fehlte es uns ebenfalls nicht; es gab fortwährend zu beobachten, zu rechnen, zu schreiben, zu zeichnen, und selbst der regelmäßige Schiffsdienst, jetzt vielmehr Hausdienst, nahm täglich mehrere Stunden in Anspruch. Wir hatten durch die Freundlichkeit einiger Buchhandlungen eine schöne und ausgesuchte Bibliothek an Bord bekommen, die wir jetzt fleißig benützten. Außerdem war eine Navigationsschule errichtet, die von dem größten Theil der Leute mit Erfolg besucht wurde. Die Zeit ging auf diese Weise rasch hin, so daß Weihnachten, die Mitte der Polarnacht, herankam, die sich uns der fortwährende Mangel des Tageslichtes fühlbar machte.

Das einzige Unangenehme waren die häufigen orkanartigen Schneestürme aus Norden, die oft während mehrerer Tage jede Bewegung im Freien, selbst an Deck unter der Bedachung, vollständig verhinderten. Der Schnee drang in Form eines feinen Staubes durch alle Ritzen und Fugen der Verschanzung und des Zeltdaches, so daß das Deck an manchen Stellen mehrere Fuß hoch mit Schnee angefüllt wurde. In den Cajüten gab es dann manchmal förmlichen Rauch. Der schwerste und am längsten anhaltende Sturm wehte vom 16. bis 20. Dezember mit ununterbrochener Heftigkeit, oft in orkanartigen Stößen, die das Schiff, obgleich es fest in Eis gebettet war, vom Kiel bis zum Top erzittern machten. Dieser Nordsturm brach das Eis, welches bereits eine Dicke von einigen Fußen erreicht hatte, 300 Schritt südlich vom Schiffe, wie auch im Osten der Insel, wieder vollständig auf, so daß ein schmaler Streifen offenen Wassers längs der Küste im Süden sichtbar war. Wir dankten Gott, daß die Kleinheit unseres Schiffes uns gestattet hatte, so weit in den Hafen hineinzugehen; ein größeres Schiff, welches in 16 bis 18 Fuß Wasser hätte liegen müssen, wäre hier unfehlbar mit losgerissen und in Folge dessen unrettbar verloren gewesen; da es sehr bald von dem durch den Orkan in furchtbaren Aufruhr versetzten Eise zerplittert worden wäre. Nach diesem Sturm trat eine mehrtägige Ruhe im Wetter ein; es kamen leichte und warme Südwinde und die Temperatur, die bisweilen schon eine Tiefe von — 22 und 23 Grad erreicht hatte, stieg in den Weihnachtstagen wieder bis — 3 Grad, eine Temperatur, die in den Cajüten wegen der dann viel zu warmen Einrichtungen bei weitem unangenehmer als die strengste Kälte empfunden wurde.

Wir feierten den Weihnachtsabend bei offenen Thüren und es wurde beim Sternenlicht auf dem Eise getanzt. Ein kleiner Christbaum war aus immergrüner Andromeda gemacht, die Cajüte mit Flaggen verziert; auf dem Tische prangten zur allgemeinen Freude die Geschenke, die von freundlicher Hand der Expedition für diesen Zweck mitgegeben waren. Jeder erhielt seinen Theil und allgemeiner Frohsinn herrschte im ganzen Schiffe. Am Sylvesterabend sagten wir dem Jahre 1869, das uns bisher trotz einiger Mißgeschicke günstig gewesen war, in fröhlicher Stimmung Lebewohl, reich an Hoffnungen für das Jahr 1870. Der Januar brachte meistens schönes und rubiges Wetter, wenngleich wieder strenge Kälte — 20 bis 25 Grad Reaumur, so daß hauptsächlich viel astronomische und magnetische Beobachtungen gemacht werden konnten. Das Nordlicht zeigte sich in schönster Pracht und es wurde von den Doctoren Börgen und Copeland eine Reihe werthvoller Beobachtungen darüber angestellt.

So verging der Januar, die Tagesdämmerung wurde jetzt um Mittag heller und heller, so daß für einige Stunden des Tages die meteorologischen Instrumente schon ohne Lampe abgelesen werden konnten. Jeder harrte sehnsuchtsvoll auf das nahe Erscheinen der Sonne, da doch der Mangel des Tageslichtes allmählig die Stimmung etwas beeinflußte. Am 3. Februar sollte die Sonne nach der Berechnung von Copeland zum ersten Male über dem Horizont erscheinen, der Himmel war vollständig wolkenleer, und wir genossen die große Freude, von einem nahen, etwa 800 Fuß hohen Berge die Sonne in vollem Glanze über dem Horizont aufsteigen zu sehen. Bei dieser Gelegenheit bekamen wir auch einen Ueberblick über das draußen liegende Eis. So weit das Auge reichen konnte, war nur eine einzige weiße Masse sichtbar; nirgends ein Riß oder Spalt, alles dicht zusammengefroren; bloß an der Küste war dünnes, junges Eis, da seit dem großen Dezembersturm jeder nachfolgende Küstere Wind das früh gebildete Eis immer wieder theilweise aufgerissen hatte.

Das Frühjahr, allerdings mit Kälte bis zu 27 R, brachte mehrere Schlittenreisen mit unerhörten Anstrengungen. Zwei bis drei Tage mußten die Leute mehrmals gebuldig, dicht eingepackt, im Zelte liegen, vielen Beschwerden ausgesetzt. Glück-

Digitized by Google

Allerdings waren die Einrichtungen der Art, daß kein Sturm das Zelt zu zerstören vermochte; doch der feine Schneestaub drang überall durch und alles im Zelt wurde völlig mit Schnee bedeckt. Durch das nothwendige Kochen im Zelte und durch die eigene Wärme wurde ein geringer Theil dieses Schnees geschmolzen; Kleider und Decken wurden naß, man erkältete sich unausbleiblich heftige Krankheit. Die Kräfte nahmen ab und trotz einiger Tage Sonnenschein mußte doch reichlicher Kost als berechnet war verabfolgt und öfters Schnee zur Löschung des Durstes gebraucht werden. Furchtbare Schneestürme tobten aus Norden drei Tage ununterbrochen. Am Charfreitag (April 15.), wurde ein Berg von ungefähr 1500 Fuß erstiegen. Der Punkt liegt unter 77° 1′ N. B. und etwa 18° 50′ W. L.; von ihm aus erstreckte sich die feste Küste in fast gerader meridionaler Richtung nach Norden. Der Anblick über See zeigte, wie zu erwarten war, eine ununterbrochene Eisfläche bis zu dem Horizont, über dem ein weißer Eishimmel lag; das Eis war mit gewaltigen Höckern bedeckt, eine ebene Strecke Landes lag bis etwa 4 Seemeilen von der Küste, doch auch dieses Land war älteren Datums und hatte augenscheinlich schon mehrere Jahre fest gelegen; das Ganze machte den Eindruck eines für die Ewigkeit gebauten Bollwerks. Bei der Rückkehr merkte man, wie sehr die Mannschaft doch trotz der guten Nahrung an Kraft verloren hatte. Eine furchtbare Abspannung machte sich geltend; heftige Krämpfe in den Beinen zeigten sich, doch die gute und frische Kost an Bord, Ruhe und Pflege stellten die Leute bald wieder her.

Die Zeit der Schlittenreisen war zu Ende. Es trat nun aber ein Umstand ein, welcher die Entdeckungsreisen wesentlich abkürzen mußte. Die Röhren des Dampfkessels fingen an bedenklich zu lecken; es war klar, daß über kurz oder lang der Kessel gänzlich unbrauchbar werden mußte. Ohne Dampfkraft aber waren an dieser Küste, wo im Sommer größtentheils Windstille herrscht, nur geringe Entdeckungen in der kurzen Zeit der Schiffahrt zu machen. Von den Entdeckungen vor der Heimkehr war das Interessanteste die Fahrt in einen großen Fjord an der grönländischen Küste. Die Besteigung einer über 4000 Fuß hohen Bergeß durch Oberlieutenant Payer und Dr. Copeland zeigte, daß die Ausdehnung des Fjordes eine viel zu große sei, um mit Booten denselben zu durchforschen. Wir mußten das Schiff selbst hineinbringen; einmal durch das treibende Eis hindurch gebrungen, hatten wir dann im Fjord selbst vollkommen freies Wasser und konnten unbehindert zwischen den Eisbergen weiter dampfen. Der Kessel war wieder nothdürftig reparirt worden. Das Landeis wurde ohne Schwierigkeit durchbrochen und nun zwischen den Eisbergen immerfort westwärts gedampft.

Je weiter wir einbrangen, desto milder wurde die Temperatur und desto wärmer das Wasser; die Szenerie war großartig, wie in den Alpen. Ein unbekanntes Land, das wirklich Innere von Grönland, eröffnete sich immer schöner und imposanter vor unseren staunenden Augen. Zahlreiche Gletscher, Cascaden, Sturzbäche kamen von dem immer höher ansteigenden Gebirg herunter. Weiter im Norden wurde ein ungeheuerer Gletscher entdeckt, der sicher eine große Anzahl der Eisberge lieferte; wir dampften weiter nach W. und W.-S.-W., da sich hier immer mehr Verzweigungen des Fjordes zeigten; ein Ende war noch nirgends abzusehen. Der Kessel verlagte nach 24stündiger Thätigkeit abermals den Dienst, so daß wir gezwungen waren, unter einem Gletscher, der etwa 1000 Fuß über dem Meeresspiegel sein Ende erreichte, zu ankern. Sofort begannen Gletscherfahrten und Bergbestelgungen; alle zur Erforschung des Landes nöthigen Arbeiten wurden unternommen; Oberlieutenant Payer, Dr. Copeland und P. Ellinger bestiegen über dem großen Gletscher einen 7000 Fuß hohen Berg. Von hier aus wurde gesehen, daß die Fjordverzweigung überall noch unbegrenzt sortging. Berge im Innern, die auf etwa 32 Grad W. L. liegen, wurden bis 14,000 Fuß hoch gemessen; die ganze Umgebung wurde gezeichnet und aufgenommen. Gletschermessungen wurden angestellt u. s. w."

Die Rückfahrt, mit Segeln, bis zur deutschen Heimath und das wunderbare Glück der Germania, vor und in der Weser weder den französischen Schiffen, noch den Torpedos zum Opfer zu fallen, ist bereits bekannt. — Aus der vorläufigen Berichterstattung der Gelehrten heben wir Folgendes aus: „Von Oberlieutenant Payer wurde die Landesaufnahme mittelst Theodolith ausgeführt. Die zu entwerfende Karte wird in detaillirter Weise auch große Gebirgsformen des Inlandes mit ihrer Gletscherbedeckung darstellen. Am Küstensaume zeigten sich nur Gletscherembryos, meist nur durch lokale Verhältnisse (Windwehen rc.) entstanden, im Binnenlande großartige Gletscherentwickelung. Die größten beobachteten Inlandeis ca. 4—6 deutsche Meilen Längenare, von dem größten aller Gletscher N.-O.-Grönlands sahen wir nur den Abfluß. Eine sogenannte Schneegrenze ist in Grönland ebenso wenig wahrnehmbar, wie in den Alpen, sondern nur eine Firngrenze der Gletscher. Uebereinstimmend mit alpinen Erfahrungen zeigten auch die grönländischen Gletscher eine enorme Abnahme. Der höchste gemessene Berg zählt 14,000 Fuß Höhe und liegt im Dreitiefelle Grönlands, von D. nach W. gerechnet; größere Höhen sind indeß anzunehmen. Grönland ist nach Peyer's Ansicht höchst wahrscheinlich ein Inselcomplex. Die Inseln, durch Fjorde und ungeheure Sunde geschieden, sind von sehr abweichender Größe. Der größte begangene Gletscher besaß an drei deutsche Meilen Längenare. In Ostgrönland herrschen krystallinische Gesteine vor, insbesondere gneisartige Syenite, häufig von Basaltgängen durchzogen, am Küstensaume zeigte sich nicht selten die Braunkohlenformation.

Die gemachten geologischen Sammlungen sind zahlreich, besonders nennenswerth sind viele Petrefacte und Pflanzen. Die Ueberwinterung hat nicht den geringsten Nachtheil für den Gesundheitszustand irgend eines zur Folge gehabt. Es muß hier aber betont werden, daß die Jagd ergiebig war und im Ganzen gegen 5000 Pfund Fleisch zur Bohrung geliefert hat. Die Strapazen der Schlittenreisen waren außerordentlich groß, dennoch wurden sie besiegt. Die wissenschaftliche Ausbeute aus den Gebieten der Botanik, Zoologie und Ethnologie bei dem Aufenthalt an der Küste darf in Anbetracht der vielfach vorhandenen Hindernisse und Schwierigkeiten als eine befriedigende bezeichnet werden. Da die Expedition dort während der vier Jahreszeiten verweilte, ist ein Bild des Thier- und Pflanzenlebens zu entwerfen. Die Vegetation war je nach der Oertlichkeit außerordentlich verschieden: hier öde und arm, dort üppig und mannigfaltig. Mit jeden Wiesen gesegnet, wir haben Schmetterlinge und Fliegen gefunden, Mücken zu Zeiten in so großer Menge, daß sie uns belästigten. Rennthierbeeren waren zahlreich, zuweilen gegen fünfzig Rennthiere sichtbar. Besonders merkwürdig und unerwartet war das Antreffen des Moschusochsen, nicht nur einzeln, sondern bis zu 16 Exemplaren beisammen. Von anderen Thieren sind namentlich Lemming und Hermelin zu erwähnen. Walrosse fanden wir gleichfalls in Heerden. Wallfische sahen wir an der Oſtküſte nicht. Fischleben zeigte sich aber sonst an der Küste, wie in den Binnen-(Süßwasser-)seen. Die Vogelwelt ist ärmer, als wir vermuthet hatten. Schneehühner, Möven, Enten, Taucher, Raben, verschiedene Singvögel nisten. Die niedere Thierwelt war reich und interessant. Lebende Eskimos trafen wir nicht an, eben so wenig frische Spuren dieser Menschen. Dagegen waren die Spuren älterer Eskimoansiedelungen fast an jedem besuchten Punkt zu finden. Die Hütten des von Clavering gefundenen Eskimotorfs waren sehr verfallen, und es mögen dieselben vielleicht bald nach Clavering's Anwesenheit, also wohl über vierzig Jahre, verlassen sein. Ein Dutzend gut erhaltener Schädel aus vorgefundenen Eskimogräbern sind mitgebracht. Die angetroffenen Geräthe, Kuffen von zum Theil sehr großen Schlitten, Hundeschädel, Kajakruder rc. deuten an, daß die Eskimos, welche hier lebten, verglichen mit den Verhältnissen anderer Eskimos, durchaus nicht auf der niedrigsten Stufe der Bildung standen. Genauere Berichte der Gelehrten werden sofort in Arbeit genommen.

Auf den Trümmern Strohburgs*).

Wir fuhren an das „Hôtel d'Angleterre", und ich wurde nach einigem Bedenken und auf Zureden meines Kutschers von dem Wirth aufgenommen (der sich übrigens am Ende als ein

*) Aus der N. fr. Pr.

kurhessischer Landsmann herausstellte). Ich war nach der Einquartierung der erste Gast in diesem Hotel. Im Laufe des Tages kamen noch mehr, und am Abend war es ganz gefüllt. Aber wie sah es aus? In der Front gab es keine Fenster mehr. Die Wand des Speisesaales war aufgerissen, und ein paar Bretter schützten uns nothdürftig vor dem Zuge. Durch die Zimmer des ersten Stockes war eine Granate von 250 Pfd. gefahren, die glücklicherweise nicht crepirte, sonst wäre das Hotel und alle seine Nachbarhäuser auf dem Quai de Paris ein Raub der Flammen geworden. Dagegen mußte eine Bombe geringeren Calibers hier explodirt sein; sie war durch die Front hereingekommen, und ihre Splitter hatten die Decke sowie die beiden Wände buchstäblich zerrissen. Alle Gänge des Hotels lagen voll Glassplitter, voll Holzstücke, voll abgefallenen Mauerwerkes. Ein Geruch, den ich schwer beschreiben kann, wehte mich überall an. War es Brand — war es Verwesung? Ich weiß es nicht; nur soviel kann ich sagen, daß mich und auch andere Fremde, die ich sprach, ein Gefühl der Uebligkeit überkam, daß uns nicht verließ, so lange wir in Straßburg waren, und welches uns auch verhinderte, dort unseren Hunger zu stillen. Dieser Geruch, dieser Geschmack hatte sich auch den Speisen mitgetheilt, und es war mir nicht möglich, außer Eiern oder Käse mit Brod etwas zu genießen. Namentlich das Fleisch widerstand mir, wiewohl der Wirth mich heilig und theuer versicherte, daß es kein Pferdefleisch sei. Derselbe Geruch war auf der Straße, war in den Häusern, war überall. Ich sing an zu begreifen, daß es unmöglich sei für eine Stadt mit einer großen Bevölkerung, die Leiden einer Belagerung auf die Dauer zu ertragen, selbst wenn sie Lebensmittel genug besäße, wie dies ja bei Straßburg allerdings noch der Fall war. Aber der Mensch erträgt es nicht, von der Welt, von der Circulation abgeschlossen zu sein; die Luft selber vertreibt ihn gleich, sie treibt ihn zur Verzweiflung. Und diese Leute sprechen davon, daß Paris sich nicht ergeben würde! Wer Straßburg gesehen hat und Paris kennt, der wird sagen, daß es nicht eine Woche mehr dauern kann. Eine Belagerung ist ja gräßlich, auch wenn sie nicht mit solchen Gräueln verbunden ist, als die Zerstörung Straßburgs. Alle Kellerlöcher mit Mist oder Eichenlohe verstopft, alle Thüren vernagelt, alle Portale mit Brettern verkleidet. Es war noch Alles da, wie es während der Belagerung gewesen; ich konnte noch Alles deutlich sehen. Sogar die Placate saßen noch an den Straßenecken, in welchen die Municipalcommission anzeigt, daß in Folge des Milchmangels eine große Sterblichkeit unter den kleinen Kindern und den Greisen eingetreten und daher ein jeder Bürger ersucht sei, nur die Hälfte seiner gewöhnlichen Portion zu verbrauchen und die andere in die Apotheken abzuliefern, um — wie es in dem officiellen Deutsch heißt — „diesen interessanten Theil der Bevölkerung“ (i. e. die kleinen Kinder und die Greise) zu retten. Ein anderes Placat gab diejenigen Keller und unterirdischen Räume an, in denen die bedrohten Einwohner noch Schutz finden könnten. Und welch eine Luft in diesen Kellern, in welchen Mann und Weib, Alt und Jung, Herr und Knecht oft zu fünfzig zusammenlagen, kaum am Tage sich herauswagend, um sich an den Häusern hinzuschleichen — und auch das nicht ohne Gefahr. Eine halbe Stunde vor der Capitulation wurden einer alten Frau, die aus dem Keller kam, von einem Granatsplitter beide Beine fortgerissen und sie starb noch auf dem Wege ins Lazareth: Selbst in den Kellern kamen vielfache Verwundungen, ja Todesfälle vor, wenn die oberen Stockwerke getroffen wurden und zusammenstürzten. Man sagt, daß während der Belagerung dreitausend Menschen gestorben sind, theils an Diesseuren, theils wegen der sonstigen gesundheitsgefährlichen Folgen der Blocade. Denn, wie gesagt, die Luft in diesen mit Mist verstopften, von Menschen überfüllten Kellern ist noch jetzt pestilenzialisch. Und nicht allein in den Kellern, auch in anderen großen Räumen über der Erde sind diese Miasmen; so z. B. in der Markthalle, wo von der Stadt die durch die Belagerung brodlos und hauslos Gewordenen Morgens und Abends zu Tausenden gespeist werden. Es war ein erhebendes Liebeswerk: Kopf an Kopf saßen sie dort, an langen Tischen — zweitausend auf einmal; doch es war mir nicht möglich, den Becher Weins zu leeren, welchen einer der aufsichtführenden Bürger mir reichte; die Ausdünstungen, die in dieser sonst so hohen lustigen Halle lagerten, waren zu niederdrückend.

Sedan.

Ein Schreiben Wimpffen's an die „Indépendance belge“ lautet:

„Zu vielen Journalen wurde die Erklärung der General-Adjutanten des Kaisers veröffentlicht, welche der General Wimpffen zu seinem Bedauern nicht glaubt ohne Erwiderung lassen zu dürfen.

Das dem Kaiser durch die Capitäne des Generalstabes de Saint-Hamon und de Lamonville überbrachte Schreiben lautete:

„Sire! Ich gebe dem General Lebrun Befehl, einen Durchbruch in der Richtung auf Carignan zu versuchen, und ich lasse ihm alle disponiblen Truppen folgen. Dem General Ducrot ertheile ich den Befehl, diese Bewegung zu unterstützen, während ich den General Douay anweise, den Rückzug zu decken.

Möge es Eurer Majestät gefallen, sich in die Mitte dieser Truppen zu begeben; es wird ihnen Ehrensache sein, dem Kaiser eine Straße zu öffnen.“

Indem er an Se. Majestät diese Einladung ergehen ließ, war es die Absicht des Generals, dem Kaiser den tiefen Kummer der Gefangenschaft zu ersparen und durch den Einfluß seines Namens jenes einheitliche Zusammenwirken zu veranlassen, ohne welches ein Durchbruch unmöglich war. Der Kaiser verlagte diesem Vorschlage seine Genehmigung, ließ vielmehr, ohne Vorwissen des Generals Wimpffen, die weiße Fahne auf der Citadelle aufstecken, indem er gleichzeitig einen Officier seines Hauses als Parlamentär entsendete.

Ungeachtet der Protestation des Generals und obwohl derselbe sich weigerte, zu unterhandeln, blieb die weiße Fahne aufgehißt; die feindlichen Parlamentäre wurden im kaiserlichen Hauptquartier empfangen. Alle diese Vorgänge, die dem Ressort des commandirenden Generals angehören, mußten der Ausführung der letzten Offensivbewegungen hinderlich sein.

Es ist demnach nicht richtig, daß der General in seinen Plänen und in seinen Ordres keinen Widerstand gefunden habe. Ein Gefühl der höchsten Rücksichtnahme verbinderte denselben, in seinem Entlassungsgesuch besonders auszusprechen, daß dies der Grund seiner Weigerung zur Unterzeichnung des Waffenstillstandes sei. Er entschloß sich erst, die Rolle des Unterhändlers zu übernehmen, nachdem er in dem Antwortschreiben die ihm ertheilte Anerkennung St. Majestät gelesen hatte.

Die General-Adjutanten führen mit vollem Recht an, daß zwischen dem Kaiser und dem General nicht das mindeste Zerwürfniß stattgefunden habe, und nicht ohne die tiefste Bewegung empfing der General die letzte Umarmung St. Majestät.

Das alleinige Document, welches der General v. Wimpffen über die Kriegsoperationen abfassen ließ, beschränkt sich auf den officiellen Schlachtbericht, den er dem Minister erstattete, und der fast wörtlich durch mehrere Journale veröffentlicht wurde.

Cannstadt, 19 September 1870.

Der Divisionsgeneral (gez.) v. Wimpffen.“

Zur Schlacht von Sedan*).

Vom Kriegsschauplatz, 15. Sept.

Ein aus der „Frankfurter Zeitung“ in mehrere Blätter übergegangener Bericht über die Schlacht bei Sedan am 1. September bedarf wesentlich der Ergänzung. Derselbe erwähnt von den bei diesem Kampfe betheiligt gewesenen bayerischen Truppen lediglich das erste Armeecorps und übergeht die für den glänzenden Erfolg des Tages so entscheidende Mitwirkung der dritten Infanteriedivision (Walther) mit Stillschweigen. Es war um 8 Uhr Morgens, als die auf der Höhe gegenüber Sedan zwischen Frénois und Wadelincourt in einer Beobachtungsstellung bereit gehaltene dritte Division den Befehl erhielt, vorerst mit der 5. Brigade, der später die 6. Brigade folgen sollte, nach Bazeilles vorzurücken, um dort den linken Flügel des ersten Armeecorps (v. d. Tann) zu verstärken. Um 11 Uhr hatte die 5. Brigade mit dem 1. Chev.-Reg. und zwei

*) Aus dem Korresp. v. u. f. D.

Digitized by Google

Batterien die Eisenbahnbrücke passirt und wurde, um die noch auf den Höhen östlich von Sedan in Action befindlichen französischen Batterien in der Flanke zu fassen, an der Westseite von Bazeilles vorüber gegen das Dorf Balan dirigirt. Balan liegt unmittelbar vor dem östlichen Glacis von Sedan und war von feindlichen Truppen (meist Marineinfanterie) stark besetzt, wurde aber vom 8. Jägerbataillon, welchem das 6. und 7. Infanterieregiment folgten, nebst den nördlich davon liegenden Parkanlagen trotz des mörderischen Feuers im Sturm genommen und gegen die Uebermacht der zu großem Theil in den vorliegenden Werken von Sedan gedeckt postirten Franzosen behauptet. Hierdurch wurden die östlich von Sedan postirten französischen Batterien zum Abfahren gezwungen und den vom langen Kampfe bereits ermüdeten Truppen des ersten Armeecorps Gelegenheit zur Ruh gegeben. Wiederholte, mit der Energie der Verzweiflung versuchte Vorstöße der französischen Truppen wurden von der 5. Brigade und der um 2 Uhr zur Ablösung eingetroffenen 6. Brigade mit Erfolg — aber immensen Opfern — parirt. Ein um 5 Uhr mit Aufbietung der letzten Kräfte versuchter Durchbruch der feindlichen Truppen brachte zwar einen Theil des Dorfes Balan — aus dessen Häusern auf unsere vor der Uebermacht zurückweichenden Truppen auch von den Bewohnern geschossen wurde — wieder in die Hände der Franzosen, wurde jedoch durch das wiederholte Vorrücken der 5. Brigade im Verein mit 2 preußischen Bataillonen und wenigen Truppentheilen des ersten Armeecorps, nicht minder aber durch das wohlgezielte Feuer unserer Artillerie, gänzlich vereitelt, Balan zum zweiten Male genommen und der Feind in die Festung zurückgeworfen. Die Behauptung des Dorfes Balan und des erwähnten Parkes hat der dritten Infanteriedivision an Todten und Verwundeten 89 Officiere (darunter allein 7 Bataillonscommandanten) und gegen 2000 Mann gekostet, — der Kampfpreis aber war die Verschließung des letzten Ausweges, mit ihr die Gefangennahme der französischen Armee.

Wanderversammlung des Bezirksbienenzucht-Vereins Bilsdiburg.

† Von der Bils, 2. Oct.

Es dürfte gewiß manchem Bienenfreunde erwünscht sein, einen Bericht über die in Bilsdiburg am 22. September stattgehabte zweite Wanderversammlung des Bezirksbienenzuchtvereins Bilsdiburg zu lesen. In mancher Bienenfreund zürnt vielleicht sogar, daß dieser Bericht so lange auf sich warten läßt, indem er zwischen Furcht und Hoffnung schwebt, ob nicht ein glückliches Loos auf ihn gefallen sei. Um diese Gemüther zu beruhigen, erlaube ich mir an die verehrliche Redaction der Landsh. Ztg., die sich schon so manches Verdienst um die edle Bienenzucht erworben hat, das freundliche Ansuchen zu stellen, den nachfolgenden Zeilen die Spalten ihres Blattes zu öffnen. — Vor Allem muß ich unsern Versammlungstag einen schönen und freudigen Festtag in jeder Beziehung nennen. Die Versammlung war nicht bloß zahlreich besucht, sondern es hatte auch jede Gegend das großen Bezirkes einen Vertreter; besonders stark war die Intelligenz vertreten. Sehr ehrend und erfreulich war die Anwesenheit des Herrn Bezirksamtmannes Bauer, der sich von Anfang an für das Zustandekommen des Vereins bemühte. Derselbe zeigte großes Interesse an der neuen Sache und ließ sich mit noch zwei anwesenden k. Beamten in den Verein aufnehmen, der jetzt 120 Mitglieder mit mehr als 300 Bienenvölkern zählt. Auch unsere Frau Gastwirthin that treulich ihre Schuldigkeit. Das Versammlungslokal war nicht bloß recht passend, sondern auch recht hübsch geziert. In einem Nebenzimmer fanden sich mehrere Bienengerätschaften zur practischen Ansicht aufgestellt, und da an diesem Tage auch die Frau Sonne manchmal lächelte: so erfreute im Garten das Gesumme der Bienen das Ohr des Bienenfreundes. Ein starkes Krainervolk, in einem Glaskasten einlogirt, erregte vielfach die Aufmerksamkeit, und als mit leder Hand die beweglichen Waben sammt den Bienen, die ruhig darauf sitzen blieben, herausgenommen wurden, da rief Mancher: das dürfte ich mit meinen Bienen nicht thun, oder er dachte gar an abgerichtete, gezähmte Bienen. Mancher, der schon Jahre lang mit Bienen umgeht, sah hier zum erstenmale eine lebende Königin. — Doch kehren wir zur Versammlung zurück. Dieselbe wurde vom ersten Vorstande eröffnet und gab derselbe vor Allem Ausdruck der besonderen Freude über das Entstehen so vieler Bienenzuchtvereine in Niederbayern, dann sprach er noch Einiges über die Verschiedenheit der Wesen im Bienenvolke. Als zweiter Redner folgte Herr Benefiziat Ditmannsberger und behandelte mit großer Sachkenntniß das wichtigste Thema des Tages, nämlich die Einwinterung. Eine gute Ueberwinterung, sprach er, ist in kälteren Gegenden das Schwierigste, „das Meisterstück" in der Bienenzucht. Absolut nothwendig sind 1) genügende Nahrung für den ganzen Winter, 2) Schutz gegen Kälte, 3) Schutz gegen Beunruhigung und namentlich gegen die Sonne. Der fern Redner bezeichnete verschiedene Arten der Ueberwinterung und gab recht practische Winke. Der dritte Redner, Herr Lehrer Schneiderbauer von Gainstorf, zweiter Vereinsvorstand, sprach über die im Frühjahr und Herbst mitunter so gefährliche Räuberei unter den Bienen. Wer die treffenden Warnungen und Anleitungen befolgt, wird manchen Schaden von seinen Bienen abwenden. Hr. Pfarrer Mayer von Bilsläern erbot seine warnende Stimme gegen das frühzeitige, widernatürliche „Brechen der Juden" fast mitten im Winter. Auch der Vortheil eines Doppelbretes bei Strohkörben wurde angerühmt. Hierauf wurde ein Schreiben des niederbayerischen Kreisbienenzuchtvereins verlesen und der Eintritt in denselben mit Freude begrüßt. Zum Schluß folgte die Verlosung von fünf Gewinnsten: 2 Trainerschwärme, werth à 10 fl., und Kaufhändigung im Monat Mai, 1 Bienenbuch und 2 Zerstäubungsapparate. Der erste Gewinn fiel zu Herrn Pfarrer Galler von Aich, der zweite Herrn Pfarrer Schmal von Gainborf; der dritte Gewinn kam nach Englberg, der vierte blieb in Bilsdiburg, und der fünfte wanderte nach Rutting. Dieß der Verlauf des schönen Imkertages. Nach vielfachen Aeußerungen ließ die Versammlung gute Eindrücke zurück; bei den Vorträgen herrschte die gespannteste Aufmerksamkeit und den Rednern muß man nachrühmen, daß sie sich bemühten, populär und recht practisch zu sein. Viele schieden mit dem Bedauern, daß solche Versammlungen so selten stattfinden und daß die Bewohnung bei der Größe des Bezirkes Vielen unmöglich sei. Da ich aber einen so freudigen Bericht nicht mit einem Bedauern schließen darf, so bemerke ich, daß unser Verein bereits hinreichende Kräfte besitzt, um in den verschiedenen Gegenden des Bezirkes öfters kleinere Versammlungen abhalten zu können. An der großen Bils und zwar im oberen Theil um Velden sammle man sich um Herrn Pfarrer Mayer in Bilsläern; im mittleren Theil um Bilsdiburg schließe man sich an Hrn. Lehrer Schneiderbauer in Gainhof, im unteren Theil bei Frontenhausen wende man sich an Hrn. Benefiziaten Ditmandsberger. An der kleinen Bils bei Geisenhausen halte man sich an den theoretisch und practisch tüchtigen Vereins-Zeidelmeister, den Zimmüller Dominikus Schneindl in Altfrauenhofen. Da unser Verein so viele Geistliche und Lehrer zu seinen Mitgliedern zählt, so werden sich ohne Zweifel bis zum nächsten Jahre auch noch in anderen Gegenden theoretisch gebildete Führer finden. Ich schließe mit dem Wunsche, daß die Vereinsmitglieder die Winterabende fleißig zum Lesen über Bienenzucht benützen möchten!

Ein besonderer Bienenfreund.

Die Mission.

London. Herr Thiers speiste bei Lord Granville.

Wien. Thiers speiste gestern beim Grafen Beust.

Pesth. Thiers hielt sich nur einen halben Tag auf und speiste bei Andrassy.

Rußland. Herr Thiers hat beim Kaiser in Zarskoe-Selo gespeist.

Frankreich. Thiers ist soeben wieder heimgekommen — überall abgespeist.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung; (J. B. v. Zabuesnig)

Digitized by Google

Beiblatt zur

Landshuter Zeitung.

Einundzwanzigster Jahrgang 1870. № 41. Den 16. Oktober: Gallus.

Straßburg*).

I.

Straßburg, 30. September.

In Oppenweier hörten wir zu unserer Freude, daß die Bäge wieder bis Kehl gingen, beschlossen jedoch, die Bahn nur bis Kork zu benutzen, da uns mitgetheilt wurde, daß von dort aus leichter Fahrgelegenheit nach dem anderen Ufer zu finden sein würde. Ein Zahlmeister vom 34. Regiment, dessen Bekanntschaft wir in Oppenweier machten, war uns in liebenswürdiger Weise behilflich, einen Wagen zu erhalten, freilich wurde es bald 10 Uhr, bis wir zur Weiterreise kamen. In drei Wagen fuhren wir dem Rhein zu; wir uns reisen ein englischer und ein amerikanischer Korrespondent, Vertreter der „Daily News" und der Newyorker „Evening Post". Ohne Aufenthalt kamen wir an die Fähre, die bei Kuenheim zum Militärtransport errichtet ist. Langsam setzte sich der Zug auf das Rufen der bei uns befindlichen Offiziere vom anderen Ufer aus in Bewegung. Glücklich kamen wir hinüber. Drei Wagen hätten, als er endlich erschienen, noch bequem neben uns Platz gefunden. Durch die Anlagen von Kuprechtsau fuhren wir nach Bischheim, das wir nach Ueberschreitung der Ill auch gegen 11 Uhr erreichten. In den Wirthshäusern war es noch lebendig. Die Verunbotbrüger, welche bekanntlich hier lagen, feierten die Einnahme von Straßburg. Sie hatten alle Ursache froh zu sein. Noch am letzten Tage des Bombardements stand das 34. Regiment mit einem Bataillon des 54. auf Vorposten und, wie es hieß, war ihm bei dem Sturm in der Nacht des Angriffs auf das Steinthor zugedacht. Gegen Mitternacht in einem unmittelbar im Belagerungsrayon liegenden Dorf Quartier zu erhalten, war natürlich mit großen Schwierigkeiten verknüpft, welche jedoch Dank der Freundlichkeit einiger Offiziere bald überwunden waren. Kaum hatten dieselben gehört, daß „Frankfurter Herren" angekommen seien, als sie, die Siegesfeier unterbrechend, nur daran dachten, uns ein Unterkommen zu verschaffen. Ein großer Saal, wo ein Oberst, der sich bereits nach Straßburg begeben, gewohnt hatte, wurde zur Kaserne für die „Schlachtenbummler" hergerichtet und ich schlief hier, trotzdem mein Nachbar auf dem Stroh mit seinen Mitmenschen das Bombardement von Straßburg en miniature aufführte, ganz leidlich.

Am anderen Morgen war mein Erstes, einige Frankfurter Kinder aufzusuchen, ich freute mich, dieselben im Ganzen sehr wohl zu finden. Roth hatte man nicht gelitten. An Zufuhr von Lebensmitteln und Liebesgaben aller Art hatte es nicht gefehlt. Sehr unerquicklich war die Schilderung, welche man mir von dem Zustand der Franzosen, die gestern Abend kurzgefangen worden, machte. Die Equipirung war allerdings ausgezeichnet gewesen, es schien, als hätte sich die ganze Besatzung, bevor sie sich ergeben, aus den Magazinen neu gekleidet; doch war die Demoralisation der Truppen an vielen Zeichen wahrzunehmen. Die Meisten waren lustig und guter Dinge gewesen, ja, Viele hatten sogar französische Gassenhauer gesungen. Fast die Hälfte der Gefangenen war mehr oder weniger angetrunken gewesen, einige zwanzig so stark, daß sie nicht weiter gebracht hatten. Man hatte sie in eine Scheune bringen müssen, wo sie sich noch befanden. Ich konnte diese vom doppelten Katzenjammer Gequälten nicht ansehen, ohne einen tiefen Ekel zu empfinden.

Sehr interessant war, was man mir über den Moment der Capitulation erzählte. Bis gegen 5 Uhr Nachmittags war aus 250 Geschützen eine furchtbare Kanonade unterhalten worden, als plötzlich auf dem Münster die weiße Fahne sichtbar wurde. In zehn Minuten waren sämmtliche Geschütze verstummt. Die deutschen Soldaten krochen aus den Trancheen heraus, flogen auf die Wälle und riefen Hurrah. Die Franzosen, anfangs noch ängstlich, streckten zuerst die Köpfe über die Wälle hervor, dann, als sie sich überzeugt, daß Nichts mehr zu befürchten, stiegen auch sie auf die Wälle und fingen an zu tanzen und zu singen. Man tauschte Cigarren und Getränke aus, und während zwischen den Feldherren über die Bedingungen der Capitulation verhandelt wurde, fraternisirten die Soldaten miteinander.

Ueber die Besatzung Straßburgs hört man übrigens hier in der Stadt sehr wenig Gutes. So sehr das Lob des Generals Ulrich auf Aller Lippen ist, so wenig will man von den Truppen wissen, über welche der wackere Feldherr kommandirte. Der größte Theil derselben bestand aus Flüchtlingen von Wörth. Daß General Ulrich mit solch demoralisirten Truppen so lange Widerstand leistete, ist der beste Beweis seiner Tüchtigkeit. Gleich nach Wörth war der Zustand in Straßburg derart, daß es nur eines Handstreiches bedurft hätte, um die Festung zu nehmen. Auch die Bevölkerung war damals von einer Wuth gegen das kaiserliche Regime ergriffen, daß die deutschen Truppen wahrscheinlich von der Wiederzahl als Befreier begrüßt worden wären. Das Bombardement der Stadt und die Proklamation der Republik hat in dieser Beziehung gewaltig viel verändert. Die Ursache des Urtheils, Napoleon, ist beseitigt und die mit dem Blut von Straßburger Bürgern getränkten Ruinen von tausend Wohnungen bilden einen hoffentlich nicht unübersteiglichen Damm gegen die deutschen Sympathieen.

Um 7 Uhr etwa machte ich mich von Bischheim aus nach Straßburg auf den Weg. Es war eine förmliche Caravane, mit der ich den Marsch antrat. Außer meiner Reisegesellschaft vom Tage zuvor, gingen mit uns zurückkehrende Flüchtlinge aus Straßburg. Bauern, welche zum ersten Mal nach langer Zeit wieder Gemüse in die Stadt trugen — Soldaten, die sich Urlaub erbeten, Andere, die sich denselben ohne zu fragen genommen hatten. Unser Weg führte zunächst durch das unmittelbar an Bischheim grenzende Schiltigheim. Das Dorf war namentlich in den der Festung zugekehrten Theilen schrecklich zerschossen. Die Kugeln der Franzosen hatten arge Verwüstungen angerichtet. Gleich hinter Schiltigheim beginnt die erste Parallele. Dieselbe führte uns nach einem der Straßburger Kirchhöfe, welcher von der zweiten Parallele gekreuzt wird. Die Verwüstung der Gräber durch die Belagerungsarbeiten sowohl wie durch die Kugeln der Franzosen machte einen traurigen Eindruck. Bei den Bahnhofstanden, wo sich die Pariser und Weißenburger Bahn kreuzen, verliefen wir auch die zweite Parallele. Auf den Bahnhöfen lag Alles drunter und drüber. Von zahlreichen Waggons waren nur noch die eisernen Gerippe und die Räder übrig, das Holzwerk war verbrannt. Aufgerissene Schienen, abgeschnittene Telegraphendrähte versperrten den Weg. Die dritte Parallele durchschreitend, warfen wir einen Blick auf die großen Mörserbatterien, von denen Richtung wir uns später überzeugen sollten und gelangten, indem wir die erstirmten Linien 52 und 53 links ließen, zur Porte de Saverne. Ich durchschritt das Thor und war in Straßburg.

„O Straßburg, o Straßburg, du wunderschöne Stadt", summte es mir wie höhnend in die Ohren, als ich durch die Ruinen der schönen Vorstadt dahinschritt. Kein Haus, das nicht durch eine oder mehrere Kugeln verletzt war. Von vielen standen nur noch die Mauern, andere waren durch gewaltige Ballen vor dem Zusammensturz geschützt. Auch in der Rue du

*) Aus der Frankf. Ztg.

Digitized by Google

marché aux vins hatten die Kugeln arg gewüthet. Die Fenster der Häuser waren mit großen, schräg an die Häuser gelehnten Tafeln bedeckt. Nur den Kellerfenstern lagen hohe Haufen Mist. Alle fünf, sechs Schritt war in dem Pflaster eine durch die Kugeln entstandene Lücke. Im „Maison rouge“ auf dem Kleberplatz fand ich glücklich ein Unterkommen im dritten Stock. Mein Zimmer ist in dieser Etage fast das einzige, in welches keine Kugel gefahren ist. Das Museum rechts vor mir ist gänzlich ausgebrannt. Daß mit einem frischen Lorbeer geschmückte Kleberstandbild ist unversehrt, eine daneben stehende Laterne ist zertrümmert.

Als ich vor 11 Wochen von Straßburg abschied nahm, zog gerade ein französisches Regiment über den Platz; jetzt stand dort ein preußisches Garde-Landwehrbataillon, um die Quartierbillets in Empfang zu nehmen. Vom Kleberplatz bis zum Broglieplatz sind nur wenige Minuten. Die schönen Häuser an der Brücke de la Melange, welche drüben den Platz verdindet, sind an der freieren Seite ganz ausgebrannt. Auch das Hotel de Paris ist durch Kugeln arg mitgenommen, blieb jedoch vom Feuer verschont. Schrecklich ist die Verwüstung auf dem Broglie-Platz. In den eleganten Café's ist Alles zertrümmert. Die schönen Verandhen sind zusammengebrochen, Gas- und Eisenstangen versperren den Eingang in die Häuser. Die Präfektur scheint durch Bollkugeln, die schrecklich gewüthet haben, beschossen zu sein.

Das Theater ist ausgebrannt. Die Statuen der Musen stehen noch, freilich arg verstümmelt, auf dem Portal. Gewehrkolben, Gerberdestücke, Partikuren liegen auf der Straße. Bei der von vielen Kugeln zerlöcherten Statue des Präfekten Lagarmitrella vorübergehend, wähern wir uns über den nach ihm benannten Quai dem Fischerhof. Kein Gebäude ist hier von den Kugeln verschont geblieben. Wir treten in ein Haus ein, das dem Post imperial gerade gegenüber liegt, und welches, von rechts betrachtet, am besten erhalten scheint. Die Eigenthümerin führt uns herum. Wir steigen bis ins obere Stockwerk. Ueberall bietet sie Verwüstung; die Kugeln, welche hier nicht gezündet, haben dafür Alles zerschlagen. Kalk, Steinschutt, Holzsplitter, Glasscherben, die Trümmer der Möbel und des Hausgeräthes bilden ein trauriges Conglomerat. Im dritten Stock hat ein Naturforscher gewohnt. „Carl Kroener, Conservateur du Musée d'histoire naturelle“ steht noch unversehrt an seiner Thür. Die Reste einer Sammlung ausgestopfter Vögel — 20 Jahre hat der Mann dafür gearbeitet — liegen unter dem Kalk.

An der Ill steht eine dichte Menschenmenge; lebhafte Zeichen des Mitleids ertönen. Aus einem versunkenen Schiff werden die Leichen einer Frau und eines Kindes hervorgezogen. Der Gatte und Vater steht am Ufer. Er hatte sich, nachdem sein Haus zusammengeschossen, mit Frau und Kind in den Kahn geflüchtet; zwei Tage hatte er dort zugebracht; als er am dritten fortging, für die Seinen etwas Nahrung zu holen, fuhr eine Bombe in das Schiff, die dasselbe sofort sinken machte. Frau und Kind ertranken.

Vom Steinthor schreiten wir über die Wälle zum Judenthor. Trümmer überall, wohin wir blicken. Die Ersparnisse Tausende fleißiger Arbeiter wurden hier ein Raub der Flammen. Wir sehen die Ruinen der Artillerieschule und nähern uns dem Steinthor, gegen welches der Hauptangriff der Deutschen gerichtet war. Zwei Offiziere der Garbeartillerie erbieten sich uns freundlich als Führer und belehren uns über das, was wir sehen. Drüben liegen Batterie 53 und 52, dort stehen die deutschen Mörserbatterien und hier sind die Bastionen 11 und 12, auf welche jene Riesengeschosse ihre gewaltigen Kugeln schleuderten. Selbst unsere Laienaugen erkennen die große Wirkung. Das Mauerwerk ist nur noch Schutt. Noch fünf, sechs Schüsse und die Bresche wäre vollständig gewesen. Diese Schüsse aber sollten nicht eher gegen die Trümmer gerichtet werden, als bis der Sturm unmittelbar bevorstand. Der Graben vor uns wäre freilich nicht so leicht zu überschreiten gewesen. Mancher deutsche Krieger hätte noch sein Leben lassen müssen, aber an dem Erfolg des Sturmes war kaum zu zweifeln. Zudem war das Wasser in dem Graben bedeutend gefallen, da es der deutschen Artillerie gelungen, die Schleuse zu beschädigen.

Am Suverner Thor, wo ich die Stadt betreten, vorüber, komme ich zum Faubourg National. Seit Jahrhunderten wohnte hier die Gärtnerzunft, wegen ihres Reichthums schon lange berühmt. Die Gärtner bildeten eine Art Kriskokratie, ihre Kinder heiratheten fast nur in der Zunft. In ihren Häusern fanden sich interessante Alterthümer, schöngeschnitzte Möbeln aus dem 15. und 16. Jahrhunderte, Gemälde, die mindestens einen historischen Werth hatten, Hausgeräth aus Urväters Zeit in Silber und Stein. Alles das ist zerstört. Als Bettler gehen die noch vor wenigen Wochen ihres Reichthums wegen Beneideten in den Trümmern ihrer Wohnungen umher.

Durch das Kuttlerthor Thor kehrte ich in die Stadt zurück. Die Festungswerke sind an dieser dem Rhein zugekehrten Seite weit fester, als vor der französischen. Alle Wohnungen und Warnungen, nach Frankreich hin die Festung durch betonirte Forts zu schützen, wurden nicht beachtet. Das Geld ward freilich dazu bewilligt, aber die Ausgabe desselben erfolgte für andere Zwecke. Wie hätte man auch erwarten können, daß die Deutschen je im Stande sein würden, Straßburg von dieser Seite anzugreifen! Immer und überall dieselbe Sicherheit, die sich so schwer rächt.

Ich hatte für's Erste genug Ruinen gesehen. Ich verzichtete deshalb auf einen Gang nach der Citadelle. Preußische Artillerieoffiziere prüfen sehr die Wirkung, welche die badischen Kanonen dort ausgeübt und machten eine so lebhafte Schilderung von der Verwüstung, daß ich mir im Vertrauen auf die Aussagen so kompetenter Autoritäten einen Besuch des Trümmerhaufens ersparen zu können glaubte.

II.

Die Zerstörungen an dem Münster werden von Hunderten ausführlich genug beschrieben werden. Gibt es doch viele „Kunstfanatiker“, welche um des Münsters willen gern die ganze Stadt mit dem Glück und dem Leben vieler Tausende preisgegeben hätten; gibt es doch Viele, denen eine Kugel gegen das Münster schrecklicher schien, als tausend Bomben in die Wohnhäuser friedlicher Bürger. Ich möchte nicht gern mit diesen Leuten, die ich übrigens viel zu milde „Kunstfanatiker“ genannt habe, verwechselt werden. Ich verzichte deshalb auf eine in's Einzelne gehende Schilderung, welche der Münster erlitten. Nur so viel sei gesagt, daß auch hier die Kugeln schlimmer gehaust, als ich nach den Schilderungen der Schweizer gedacht hatte. Die Flammen haben im Chor und auf dem Dach arg gewüthet. Mehrere Fenster sind zertrümmert; die steinerne Gallerie, welche um die Kirche führt, ist stark demolirt und an einigen Stellen kaum zu passiren. Auch das Innere hat durch Granaten und Steinsplitter lodgelöst — aber der Schaden, so bedeutend er auch sein mag, läßt sich ersetzen. Unersetzbar dagegen ist das, was in der neuen Kirche zerstört wurde, die Stadtbibliothek mit ihren Urkunden und Alterthümern. Unheimlich starrer die rauchgeschwärzten Wände dieses Gebäudes auf den Schutt, der in hohen Haufen den Boden bedeckt, herab. Wir kletterten über denselben hinweg und suchten nach einigen Resten der verderbnannten Schätze. Verkohltes Papier lag in Menge umher; man konnte auf den schwarzen Fetzen, die freilich bei jedem unsanfteren Berührung zerbröckelten, noch deutlich die Schrift lesen. Aber wir fanden nichts, was des Aufhebens werth gewesen wäre.

Ich athmete leichter auf, als ich die Ruinen hinter mir hatte. An einer Straßenecke machte ich eine Pause in meiner Wanderung. Die vielen dort befestigten Plakate geben förmlich eine Geschichte Straßburgs in den letzten Wochen. Am 11. August, nach der Schlacht bei Wörth, scheint man zuerst ernstlich die Eventualität einer Belagerung in's Auge gefaßt zu haben. Die Bewohner, welche vor den Thoren Heu- und Steinkohlenvorräthe haben, werden in einem Plakat aufgefordert, dieselben in die Stadt zu schaffen. Am Tage darauf wird die Schließung des Gaswerkes in Aussicht gestellt. Am 20. August heißt es, daß der „feierliche Moment“ gekommen, wo die Belagerung beginnen werde. Eine oppositionelle Hand hat jedoch den „Moment solemnel“ mit Bleistift in einen „Moment sinistre“ verwandelt. Unterm 21. August werden die Bewohner der südlich von der Stadt gelegenen Häuser aufgefordert, dieselben zu räumen. Zehn Tage später muß sich die Opposition bereits Luft verschafft haben. In einer Proklamation Ulrichs vom 31. August wird nämlich von einer Versammlung geredet, die auf dem Guttenbergplatz stattgefunden und welche ungesetzliche

Digitized by Google

Bevölkerung gesagt habe. Es werden in Folge dessen alle Zusammenkünfte verboten. Zehn Tage scheint dann auch Ruhe geherrscht zu haben. Am 11. September brachten die Schweizer die Nachrichten von der Niederlage bei Sedan und der Proklamirung der Republik. Mehrere Plakate beschäftigen sich mit der Anerkennung der Republik durch der Schweiz. Unterm 12. September wird das Rundschreiben Gambetta's an die Präfecten bekannt gemacht. Picon, der kaiserliche Präfect, wird für abgesetzt erklärt, desgleichen der Maire Duman. Vertheidigung scheint jetzt einen energischen Charakter angenommen zu haben. 750 Gewehrpersonen werden zu Schanzarbeiten gestellt. Die neue Municipalkommission erklärt jeden kräftigen Mann, welcher die Stadt verläßt oder verlassen hat, für ehrlos und unfähig, ein öffentliches Amt zu verwalten. Eine weitere Bekanntmachung bittet um Milch, da in Folge des Mangels an diesem wichtigen Nahrungszweige unter den kleinen Kindern tödtliche Krankheiten ausgebrochen seien. Andere Proklamationen beschäftigen sich mit den Obdachlosen, mit ihrer Speisung, mit dem Löschen der Feuersbrünste. Auch erfahren wir, daß das Elend der Stadt vom Gesindel zum Siedken benutzt worden ist. Am 21. Sept. meldet der von der Republik ernannte neue Präfect Edmund Valentin seine Ankunft. Ueber die letzten Tage der Belagerung schweigen die Proklame. Der Aufenthalt in den Straßen war so gefährlich, daß Niemand sich getraute, längere Zeit an einer Stelle zu verweilen. Am 27. September endlich zeigt General Ulrich an, daß es ihm der Demolirung der Werke wegen unmöglich sei, die Festung noch weiter zu halten. Er nimmt Abschied und dankt den Soldaten, wie der Bürgerschaft, in schönen warmen Worten für die Unterstützung, die sie ihm gewährt. In zwei Proklamationen gibt der Maire Kaß der Bevölkerung von den Bestimmungen Kunde, unter denen die Kapitulation vollzogen ist. „Die Stunde des Widerstandes, ruft er aus, ist vorüber, fügen wir uns in das Unvermeidliche!“ Er warnt vor Gewaltthätigkeiten. „Jeder, der einen Soldaten insultirt, wird niedergemacht. Jedes Haus, aus dem ein Schuß fällt, wird abgebrannt. Der Belagerungszustand dauert fort. Alle Waffen müssen abgeliefert werden. Um 9 Uhr muß Jeder zu Hause sein. Keiner darf, sobald es dunkel ist, ohne Laterne über die Straße gehen. Alle Zeitungen, überhaupt alle Druckſachen sind verboten.“

Es war die Rückkehr der Präfectur, wo ich so im schnellen Fluge die Geschichte Straßburgs während der Belagerung studirte. Die unteren, noch erhaltenen Theile des Prachtbaues dienen augenblicklich als Wachtlokal. Es ist dasselbe Gebäude, in welchem Ludwig I. von Bayern das Licht der Welt erblickte.

Ein Leichenzug seltener Art erregte meine Aufmerksamkeit. Fünf Särge, einfach und schmucklos, standen neben- und übereinander auf einem Leiterwagen. Hinter denselben schritten in ihren gewöhnlichen Kleidern die Leidtragenden. Es waren fünf Opfer des Bombardements, die begraben wurden. Ich folgte dem traurigen Zuge. Im botanischen Garten wurde Halt gemacht, — hier war während der Belagerung der allgemeine Begräbnißplatz — die Trauernden halfen selbst mit, die Särge von den Wagen heben und in den Garten tragen. Unter dem Beistand der Todtengräber wurden sie in eine große Gruft gesenkt, in der noch für mindestens hundert Särge Platz war. Die Beſtattung war bald beendet: das Gefolge warf ein Paar Hände voll Erde in die Gruft, verrichtete ein stilles Gebet, dann entfernte es sich. Ich blieb noch in dem Garten zurück und las die Inschriften auf den Kreuzen, Vierzehnhundert haben hier während der Belagerung ihre letzte Ruhestatt gefunden, Soldaten und unmündige Kinder, Greise und Frauen.

Es dämmerte bereits, als ich den Friedhof verließ. Mein Weg führte mich durch Stadtviele, die weniger von den Kugeln gelitten. Soldaten und Bürger saßen gemüthlich nebeneinander auf der Schwelle der Häuser. Ich kam zur Brasserie Piton, wo ich schon als Student manches gute Glas Bier getrunken. „Restaurant populaire“ stand in großen Lettern über der Thür. Die geräumige Halle, in der ich sonst gemüthliche Zecher bei trefflichen Bier bei Herrn Piton schmecken ließen, beherbergte heute eine ganz andere Gesellschaft. An den Tischen speisten mehr als tausend Obdachlose; seit 14 Tagen schon fanden sie hier zwei Mal des Tages Speise und Trank. Junge Damen, Töchter wohlhabender Bürger, gingen zwischen den Tischen umher und sorgten, daß Jeder gesättigt werde. Tiefes Mitleid ergriff mich beim Anblick der vielen Unglücklichen und doch war hier nur der zehnte Theil derer vereint, die das Bombardement zu Bettlern gemacht. Die Geschichte jedes Einzelnen war traurig und rührend. Da saßen zwei alte sechzigjährige Jungfrauen, die ihr ganzes Leben gearbeitet und gespart und jetzt Alles, was sie in langjähriger Arbeit erworben, verloren hatten. Die junge Frau nebenan thronen mit dem hübschen Mädchen war Gattin eines wohlhabenden Kaufmanns gewesen, dem eine Granate, als er sein brennendes Haus löschen wollte, beide Beine fortgerissen. Am Morgen noch glückliche Gattin, am Abend Wittwe und Bettlerin. Angehörige aller Stände waren hier vertreten. Das Unglück hatte alle Schranken weggerissen, die Armuth Alle gleich gemacht.

Wie kontrastirte mit dieser traurigen Tafel das lustige Kriegerleben im Saale des Maison rouge! Der Granatsplitter, welcher durch den großen Spiegel hindurch in die Wand gefahren, erinnerte freilich an die Gefahren, die auch diesen Platz umschwebten. Aber wer von Allen, die hier zechten und tafelten, war nicht in Gefahr gewesen? Die Gunst des Augenblicks zu genießen, ist des Soldaten Recht und Pflicht. Heute hatten sie dazu doppelte Ursache? Warum sollten sie sich durch den Jammer, der draußen herrschte, in ihrer Siegesfreude stören lassen. „Feiern wir den Sieg, den wir errungen, wissen wir doch nicht, ob wir den nächsten Sieg mit unserem Leben zahlen müssen.“ An Wein hatte Straßburg noch keinen Mangel gelitten. Landwein und Bordeaux, Burgunder und Rheinwein, Alles war da in Fülle und Fülle. Jeder konnte erhalten, was sein Herz begehrte. Artilleristen, Gardeoffiziere und Bierunbeweglicher saßen mit den Schlachtenbummlern in gemüthlichen Durcheinander. Man erzählte sich von den Strapazen und Gefahren der letzten Wochen und trank ein Glas um das andere auf den Ruhm und die Siege der deutschen Waffen.

Die Nordpol-Expeditionen.

Gotha, 1. Okt. Nachdem am 1. und 11. September in getrennten Abtheilungen die zweite deutsche Nordpolar-Expedition zurückgekehrt ist, sind nun auch von der englischen Expedition unter Nares, von Hrn. v. Payffin in Spitzbergen und von Professor Nordenskjöld in West-Grönland Nachrichten eingegangen. Die Resultate und Erfolge der zweiten deutschen Nordpolar-Expedition sind mannichfacher Art und betreffen verschiedene Zweige der Wissenschaft; sie erweisen die Zugänglichkeit Ostgrönlands in hohen Breiten, einen verhältnißmäßigen Reichthum von Thier- und Pflanzenleben im Innern dieses Landes, die Existenz von Braunkohlenlagern, tief einschneidende schiffbare Fjorde, ungeheure Berge bis zu 14,000 Fuß Höhe und für diese Breiten nicht ungünstige Temperaturverhältnisse. Als Hauptsache bietet selbst das mit dieser Expedition eine neue Bahn zur endlichen Erforschung der Nordpolar-Regionen unserer Erde eröffnet, neuer Boden betreten, eine neue Richtung eingeschlagen, eine neue Grundlage gewonnen worden ist. Von den Ostgrönland am Nächsten liegenden Landgebieten, den Wellkfisten Spitzbergens und Grönlands zum Beispiel, besaßen die gelehrten Kreise seit längerer Zeit großartige naturwissenschaftliche Sammlungen aller Art, welche neuerdings besonders über die Geologie und Geschichte unserer Erde wichtige Aufklärung verbreitet haben; von beiden Gebieten ist es jedoch leicht, ganze Schiffsladungen solcher Sammlungen nach Europa zu bringen; nicht so war es mit Ostgrönland, diesem ausgedehnten vis-à-vis unseres Erdtheils. Von diesem bisher wissenschaftlich so gut wie ganz unbekannten großen Gebiet ist jede Forschung, jede Sammlung, jedes einzelne Petrefakt zum Beispiel, von besonderem Werth zur Kenntniß unserer Erde; Oberlieutenant Payer brachte auf seinen verschiedenen Landexcursionen in Ostgrönland nicht weniger als 90 Pfund Gesteinsammlungen zusammen, darunter prächtige Petrefakten. Mit seinem Theodolit stieg er bis 7000 Fuß hoch, begleitet von Dr. Copeland und Peter Ellinger. Kein anderes arktisches Land besitzt den gleichen großartigen Charakter tiefeinschneidender schiffbarer Fjorde mit einer höheren Temperatur des Wassers und der Luft, gewaltiger bis wenigstens 14,000 Fuß sich erhebender Bergmassen, großen Heerden von Moschus-

Digitized by Google

ochsen und Rennthieren ꝛc. — als Ostgrönland. Das eine deutsche Entdeckungs-Expedition, ausgerüstet aus freiwilligen freiwilligen Geldbeiträgen von Fürst und Kolf, hier Bahn gebrochen hat, wird Deutschland zum unvergänglichen Ruhme gereichen. Seit länger als fünf Jahren wurden in England, Frankreich, Amerika die größten Anstrengungen gemacht, um eine wissenschaftliche Expedition zur Erforschung der arktischen Centralregion zu Stande zu bringen, Deutschland aber ist hier zuerst thatkräftig vorgegangen und hat nun bereits ehrenvolle Ergebnisse errungen. Die französischen Kriegsflotten haben es im gegenwärtigen Kriege nicht gewagt, zur See mit Deutschland anzubinden, sondern haben sich noch wochenlangem Umherschwärmen in der Nord- und Ost-See unverrichteter Sache zurückgezogen. Auch die Erforschung der Nordpolar-Regionen ist ein Wettstreit zwischen Nationen, ein Wettstreit des Friedens und der Wissenschaft. Die französische Nordpol-Expedition ist vier Jahre lang in Vorbereitung gewesen, also gerade so lange, als der gegenwärtig von Frankreich provocirte Krieg; Napoleon gab schon im Jahre 1867 der „Société du pôle nord" aus seiner Privatschatulle einen Geldbeitrag von 50,000 Frcs., der gesetzgebende Körper in Paris votirte dem Unternehmen noch am 14. Juli, dem Tage vor der französischen Kriegserklärung, einen Staatsbeitrag von 100,000 Francs. Aber dieselben guten Eigenschaften im deutschen Volke, denen wir die gewaltigen Siege in blutiger Schlacht verdanken, haben es auch vermocht, in diesem friedlichen Wettstreit Andern den Rang abzulaufen.

Ebenso erfreulich für die deutsche Wissenschaft wie die Nachrichten aus der westlichen Hälfte des Nordmeeres, sind die jetzt eingegangenen Nachrichten aus der östlichen Hälfte desselben. Zumont mit seinem Dampfschiff ist zwar heimgekehrt, ohne namhafte neue Entdeckungen gemacht zu haben, Payer u. Weyprecht dagegen, dieser hochverdiente wissenschaftliche Veteran und Erforscher tropischer Gebiete, hat sich nun auch im hohen Norden neue Verdienste erworben. In Gesellschaft des Grafen Zeil verließ derselbe am 3. Juni Hamburg, am 3. Juli Tromsö im nördlichen Norwegen, um die von den schwedischen Gelehrten unbesucht gelassenen Theile Ost-Spitzbergens zu erforschen. In einem kleinen norwegischen Fahrzeug von nur 31 Tonnen Größe und bemannt von sieben norwegischen Seeleuten erreichten sie auch wirklich die östlichen Küsten Spitzbergens, fuhren und bestimmten Gillis' Land, und führten werthvolle umfassende Aufnahmen vom 77. bis zum 79.° nördlicher Breite aus. Sie fuhren unter Anderm durch Walther Thymen Straße, über welche die Schweden nur zu berichten hatten, daß die Möglichkeit ihrer Schiffbarkeit unbekannt sei; machten umfangreiche Sammlungen aller Art, namentlich auch von Gesteinsproben und Petrefakten, und fanden unter andern einen über 18 Fuß langen Saurier. Diese Nachrichten entnehme ich einem ausführlichen Schreiben aus Dr Spitzbergen vom 26. August, welches Herr v. Heuglin einem norwegischen Fischer mitgab, während er selbst und Graf Zeil im Eisfjf fanden, ihre Forschungen noch weiter fortsetzen und wenigstens auf noch mehrere Wochen auszudehnen — Forschungen, welche um so mehr Anerkennung verdienen, weil sie ganz auf eigene Kosten ausgeführt werden. Die schwedische Expedition nach Westgrönland, bestehend aus den Herren Professor Nordenskjöld, Bergaren, Dr. Nordström und Oeberg, verließ Kopenhagen am 16 Mai d. J. und landete in Godhavn am 2. Juli. Neben verschiedenen andern Untersuchungen sind Arbeiten erforschen Nordenskjöld und Berggeden vom 19. bis 24. Juli den bisher noch wenig bekannten, etwa 70 nautische Meilen in's Innere von Grönland einschneidenden Auleitsivik-Fjord und drangen von seinem äußersten Ende zu Lande weiter in's Innere vor. Sie gelangten in drei Tagen noch 30 bis 40 nautische Meilen weiter und fanden auf dieser ganzen Tour (zwischen 68° und 69° nördlicher Breite) das Innere von Grönland aus einem ununterbrochenen Gletscher-Plateau bestehend, welches an dem fernsten erreichten Punkt 2000 Fuß hoch war und nach dem Innern zu noch allmählich anstieg. Die Temperatur war eine hohe und stieg bis + 26° C. Die Nachrichten reichen erst bis zum 29. Juli, während die Expedition noch mitten in ihren Arbeiten begriffen war und erst Ende November's nach Europa zurückzukehren gedenkt. Die Expedition ist zum Theil unternommen als Vorbereitung zu der großen schwedischen Expedition, die im nächsten Jahr ausgesandt werden soll und u. A. die Erreichung des Nordpols zum Zweck hat.

L. Petermann.

Der „Schles. Ztg." schreibt man: Das 4. posen'sche Infanterie-Regiment Nr. 59 hatte in der Schlacht bei Sedan zum Vorgehen das Gepäck abgelegt und nur wenige bewaffnete Leute, sowie das Musikkorps zur Bewachung der Tornister zurückgelassen. Die Ersteren waren, nachdem sie ihre Gewehre abgelegt, mit einem Theil der Hauptmassen, um Wasser zu holen, in das Dorf St. Monge hinabgestiegen, als plötzlich einer der zurückgebliebenen Hautposten den Musikmeister Müller meldete, daß er an der nahegelegenen Waldlisière feindliche Infanterie und Kavallerie gesehen habe. Der brave Musikmeister rief sofort einige seiner zuverlässigsten Leute zu sich, bewaffnete diesselben mit den Gewehren der Musketiere, zog seinen Degen und rückte an der Spitze seiner Schaar gegen die ihm bezeichnete Lisière vor. Wirklich sah auch er hier mehrere Infanteristen und Kavalleristen, welche den Saum des Waldes besetzt hielten. Ohne Bestimmen stieß er das Gewehr fallen und eilte mit seinen Leutenn Hurrah seinen Degen schwingend, stürmend gegen den Wald vor. Einige Schüsse aus denselben hielten den Sturmlauf eben so wenig auf, als sie Schaden thaten; und als die Lisière glücklich erreicht war, streckten zehn Infanteristen und drei Kürassiere vor den braven Hautboisten ihre Waffen. Das freudige Erstaunen der aus dem Gefecht spät zurückkehrenden Bataillone über diese Waffenthat ihres friedlichen Musikkorps, das seitdem die todtdringenden Zündnadelgewehre längst wieder mit Piccolo und Klarinette vertauscht hatte, kann man sich denken. Dem braven Musikmeister W. Müller aber wurde für sein tapferes Verhalten vor dem Feinde das Eiserne Kreuz verliehen, eine Auszeichnung, an welcher das ganze Regiment um so freudigeren Antheil nimmt, als der Brave sich wesentliche Verdienste dadurch erworben, daß er bei allen Gefechten, die das Regiment bis jetzt bestanden hat, mit seinen Leuten stets die Verwundeten aus dem Gefechte getragen hat.

Die Rinderpest durchzieht, schreibt das Münchner landwirthschaftliche Wochenblatt „die Schranne", von Galizien über Straßburg den niederkarnin'schen Kreis, das Königreich Sachsen, die Rheinpfalz, bis in den Elsaß, bereits eine enorme Strecke Europa's und kann hinter unserem Kriegsheer auch in Feindesland noch eine große Ausbreitung finden. Deutschlands Thierärzte sind nun eifrig dahinter her und wir wollen hoffen, daß ihnen zeitig noch die Verilgung der Seuche gelinge. Inzwischen sollte aber doch das Factum, das bei allen großen Kriegen in Mitteleuropa die Rinderpest den regelmäßigen Nachzügler macht, eingehend besprochen und die Frage gelöst werden, ob denn Deutschland gar nie ohne polnische und ungarische Ochsen, denn mit diesen wird regelmäßig die Seuche eingeschleppt, Krieg führen kann? Ob man denn immer um einiger Millionen Ersparniß im Ankauf des wohlfeileren Steppenviehes wegen wieder vier- und fünfmal soviel am Viehstapel des Inlandes verlieren muß? Ob es denn nicht viel rationeller wäre, mit dem Pferdeausfuhrverbot, welches in der Regel die Kriege einleitet, zugleich in Deutschland ein Rindviehein fuhrverbot gegen Osten zu verbinden? Begreiflich nur für die Kriegsdauer, denn in diesen Zeiten ist die Contumazirung und jegliche Einfuhrerschwerung in der Regel noch viel weniger practisch werthvoll, als in Friedenszeiten. Unser und Frankreichs Viehstapel kann beider Länder Heere vollauf mit Fleisch versehen.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Plauer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur

Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. Nr 42. Den 23. Oktober: Johann von Cap.

Feldpostbriefe aus dem Birchow'schen Hospitalzug des Berliner Hilfevereins*).

I.

(4. Oktober Nachmittags.)

Sonntag Morgen ging der erste wirkliche Hospitalzug von Berlin zum Kriegsschauplatz ab. Der Berliner Hilfsverein hatte den Zug ausgestattet, Professor Birchow Namens desselben die Führung übernommen. Ueberall, wo wir hielten, drängte die Bevölkerung an die Wagen, das merkwürdige fahrende Hospital zu sehen. In Berlin besichtigte der Handelsminister vor der Abfahrt den Zug. Ein Zug, ausgerüstet, 120 Schwerverwundete Hunderte von Meilen weit komfortabel zu transportiren, war noch nicht dagewesen. Durchgängig sind bisher die Schwerverwundeten in gewöhnlichen Güterwagen, auf wenigem Stroh gelagert, transportirt worden, ohne Betten, allem Nöthein und Elenden ausgesetzt, auch ohne hinreichende Wartung und Verpflegung während der Fahrt. Gleichwohl sind solche Hospitalzüge schon im amerikanischen Kriege zahlreich von der freiwilligen Krankenpflege eingerichtet worden. Im Jahre 1866 kannte man sie in Preußen noch nicht. Im Jahr 1867 adoptirte eine in Berlin niedergesetzte Kommission, welche die Aufgabe hatte, die Krankenpflege im Felde zu reformiren, das Princip der Hospitalzüge. Bis zur Ausführung war aber noch ein weiter Schritt. Zwar ließ der Handelsminister 200 Personenwagen vierter Klasse auf den Staatsbahnen herart einrichten, daß die Zwischenwände im Waggon leicht entfernt und der ganze Waggon dadurch in ein großes Krankenzimmer umgewandelt werden konnte. Eingang und Ausgang befinden sich an diesen Waggons vorn und hinten, die Vortreppen werden durch Brücken verbunden, und so ist die Kommunikation durch den ganzen Zug herartiger Wagen ermöglicht. Auch ist der einzelne Wagen so gebaut, daß an beiden Seiten des Mittelganges vier Pfosten sich befinden in der Länge eines Bettes. Zwischen je zwei Pfosten werden zwei Tragbahren übereinander aufgehängt, und zwar mittelst Kautschukbänder, um die Stöße des Fahrens zu mildern. Demgemäß hat also jeder Waggon rechts und links vom Mittelgang drei Betten unten und drei Betten oben, zusammen sechs Betten, oder auf beiden Seiten im Ganzen zwölf Betten. Unser Zug zählt 10 solcher Waggons, kann also 120 Betten führen. Obwohl, wie gesagt, 200 Waggons zu solcher Einrichtung vorhanden waren, hat man in diesem Kriege doch nur sehr vereinzelt von denselben zu Sanitätszwecken Gebrauch gemacht. Die meisten Waggons hatten sich in dem übrigen großen Wagenpark verloren. Die Idee, gegenwärtig zur raschern Entleerung der Lazarethe in Frankreich eine Anzahl dieser Wagen vollständig auszurüsten, hatte Birchow. Sein Vorschlag fand auch im Handelsministerium bereitwillige Unterstützung, und so wurden denn 13 Wagen dem Berliner Hilfsverein überwiesen. Der Verein wandte sofort 4000 Thaler auf, um die Wagen auszurüsten und zu einem einheitlichen Hospital zu verbinden. Binnen sechs Tagen wurden die Tragbahren beschafft, aus dem Vereinsdepot und den Berliner Vereinslazarethen Matratzen, wollene Decken, Laken und sämmtliche etatsmäßige Lazarethutensilien für 120 Betten in den Zug gebracht. Ein Wagen wurde vollständig als Küche eingerichtet und mit Kochherd versehen. Dahinter ein Waggon erhielt die Bestimmung als Proviantmagazin, um bei der Unsicherheit der Verpflegung auf den einzelnen Stationen den Zug wie ein Schiff ganz unabhängig von der Außenwelt zu machen. Selbst ein großes Wasserfaß wird mitgeführt. Ein dritter Waggon ist gewissermaßen Stabswaggon. Ein Drittel davon ist zum Direktionszimmer abgetheilt und wie eine Kapitänskajüte mit Tisch und Stühlen ausgerüstet. In dem andern Theil des Waggons befinden sich die Apotheke, chirurgische Instrumente und zwei Betten. Hinter den zehn Krankenwagen dient ein Güterwagen als Utensilienbedepot und ein Personenwagen als Aufenthaltsort für das Verpflegungspersonal. Das Kriegsministerium beauftragte nun, nachdem es einige Bedenken überwunden hatte, den Berliner Hilfsverein, mit seinem Hospitalzuge Verwundete von Metz in die Berliner Lazarethe zu evakuiren. Nach 48 Stunden stand der Hospitalzug auf den Schienen. Derselbe wurde zugleich mit einem Postzuge weiterbefördert, welcher bei Nancy und Metz die Etappenpost an Personal und Wagenmaterial verstärken soll. Die Feldpostillone bliesen bei der Abfahrt von Berlin aus Leibeskräften, aber die reine Melodie der Wacht am Rhein wollte ihnen noch nicht recht glücken. Der Hospitaltrain nahm zugleich eine große Menge von Liebesgaben des Berliner Hilfsvereins für die Truppentheile bei Metz auf, als Distributeure begleiteten diesen Train die Herren Beit Meyer und Le Coq; außerdem war in dem Train des Hospitalzugs ein Vorrath von Medikamenten, dessen Vertheilung in den Lazarethen bei Metz Herr Stadtrath Kunze übernommen hat. Außer den genannten Herrn begleiten den Hospitalzug 30 Mann, darunter außer Birchow noch drei Aerzte, sodann zur Pflege der Verwundeten acht Wärter und fünf graue Schwestern aus Neisse, fünf trübige Diakonissen, darunter zwei Söhne Birchow's, haben sich angeschlossen, als freiwillige Pfleger und Transporteure für Verwundete. Auf längeren Stationen üben die jungen Leute sich in der Handhabung der Tragbahren, auf welchen die Verwundeten aus den Lazarethen in die Waggons gebracht werden, und welche dann dort als Unterlagen der Betten dienen. Als freiwilliger Materialverwalter begleitet der Abgeordnete Eugen Richter den Zug. Die technische Aufsicht führt Zugführer Hartmann von der Hamburger Bahn mit einem Schmierer. Die Küche wird von zwei Köchen besorgt, welche in ihrer Berufskleidung das besondere Interesse des Publikums von den Stationen erregen. Bis jetzt sind wir nach 32 Stunden erst bis Frankfurt a. M. gekommen, wenn der Zug zuweilen sich anschickt aus der planmäßigen Langsamkeit eines Militärzuges herauszufallen, mußten wir auf den Stationen die Verspätung wieder abholen. Das Wetter ist vortrefflich; morgen früh 9 Uhr sollen wir nach Weißenburg kommen, von dort geht es dann über Hagenau, Nancy, Pont-à-Mousson bis vor Metz.

II.

Militärzüge haben ihre Schicksale. Daß unser Zug von Berlin bis Frankfurt 9 Stunden 41 Minuten brauchte, war dem Militärfahrplan entsprechend. Von Frankfurt bis Mannheim brauchten wir wieder 4 Stunden, eine gleichfalls noch erträgliche Zeit. Hinter Mannheim aber wird die Uhr ein überflüssiges Möbel. Man begnügt sich, wenn man zwischen Sonnenuntergang und Aufgang überhaupt etwas vorangegangen ist. In zwölf Stunden kamen wir von Mannheim erst bis Schweigen zwischen Landau und Weißenburg. Hier besegnete uns ein Zug mit Liebesgaben, welche für das dritte Armeekorps von dem in Berlin bestehenden Comité gesammelt sind; der Zug ist von Mannheim sogar schon 27 Stunden unterwegs und führt namentlich Erbswürste. Die Herren scheinen an so bureaukratische Reglements gebunden zu sein, daß sie auf einen Tausch einer Probe Erbswurst selbst gegen Beefsteaks mit uns nicht eingehen zu können erklärten. Um 1 Uhr Mittag kamen wir in Weißenburg an, nachdem wir bis dorthin von Mannheim etwa 13 Stunden unterwegs gewesen. In Weißenburg hatten

*) Aus dem Korresp. d. n. f. D.

Digitized by Google

wir noch Zeit, uns die Stadt anzusehen. Die Spuren des Gefechts sind nur noch in eingedrückten Gartenzäunen und Kugelspuren an einzelnen Häusern zu sehen. Ein alter französischer Gerichtsdiener erzählte, daß die Franzosen zur Vertheidigung nur ein Paar „Soldatiet" gehabt hätten. Vor der Abreise von Weißenburg kam dort ein langer Zug Ruhr- und Typhuskranker an. Grell stach der Gegensatz zwischen diesen auf wenigen Stroh in umschlossenen Güterwagen gelagerten Kranken und der Einrichtung unseres Zuges hervor. In den schlaffen, blassen Gesichtern, der vollständig gebrochenen Haltung der Krieger, ihrer farblosen Uniform erblickte man das wirkliche Elend des Krieges im Gegensatz zu den bei dem Rückzuken in das Feld vielfach noch vorhandenen mehr oder weniger poetischen Erscheinungen. Auch der Leichtverwundete, der im reinlichen Anzug, vom Publikum gefeiert, unter den Linden promenirt, ist eher geeignet, die letztere Vorstellung zu erwecken, als an das wirkliche Elend im Felde zu erinnern. Unsere jungen Leute konnten sich hier durch Erquickung der Kranken mit Wasser nützlich machen. Der einzelne Wagen barg Landsleute aus den verschiedensten Provinzen. Jeder aber fragte, ob er nun nicht zu seiner speziellen Heimathgegend komme. Gerade dort hoffte er die beste Pflege zu finden. Auch in Mannheim im Stationslazareth war, als Virchow dasselbe besuchte, ein Typhuskranker aufgespürungen, der durchaus zu seiner Mutter zurückbefördert werden wollte. In Sulz, der Hauptverwundetenstation nach der Schlacht bei Wörth, wehte hoch vom Thurm die norddeutsche schwarz-weiß-rothe Fahne. Ein gemeinsames Feldzeichen fehlt den Truppen bekanntlich in diesem Kriege, obwohl schon die alte Bundeskriegsverfassung ein solches im Falle eines Bundeskrieges anzulegen befahl. Man scheut sich, die schwarz-roth-goldene Freiheitsfahne von 1848 anzulegen, obgleich sie noch heute überall (?) die gesetzlichen deutschen Farben darstellt. — **Saarburg**, 5. Oktbr., Morgens. Die Militärposten an den Bahnhöfen werden stärker mit jeder Meile vorwärts in Feindesland. Auch das untere Elsaß ist noch nicht ganz sicher. Zur Nachtzeit fahren deßhalb, wie in ganz Frankreich, auch hier keine Züge. Da nun von Weißenburg bis Wendheim vor Straßburg die Bahn nur eingleisig ist, so kann hier bei der Häufung der Züge auf regelmäßige Beförderung am Wenigsten gerechnet werden. Indessen hat das neue Gouvernement die Regung eines zweiten Geleises energisch in Angriff genommen und die Anlage wird bald vollendet sein. Im Weißenburg bildet bayerische Landwehr die Besatzung, desgleichen in Hagenau. In Bitchweiler steht das 34. Infanterieregiment, welches zuerst die Besatzung in Rastatt bildete und dann vor Straßburg lag. Ein Officier dieses Regiments wurde noch vor wenigen Tagen in den Straßen der Stadt angefallen und mißhandelt. In Saverne trafen wir das 3 württembergische Regiment. Posten desselben bewachen auch unsern Zug während der Nacht. Von Saverne ab wird die Gegend noch unsicherer; jedem Bahnwärter ist ein Gensdarm zur Seite gestellt. Vor und hinter den sechs Tunnels, welche die Bahn bis Saarburg passirt, biwouakiren größere Wachen. Die Franzosen hatten vor dem Vorrücken der Preußen in diesen Tunnels Minen angelegt. Wären dieselben rechtzeitig angezündet worden, so würde die Bahnverbindung durch das Elsaß nicht herzustellen gewesen sein. Die deutschen Eisenbahnbeamten, welche von den verschiedenen Gesellschaften hierhin belegirt sind, haben bei dem aktiven und passiven Widerstand der französischen Bediensteten einen überaus erschwerenden Dienst, der nach lange nicht genug gewürdigt und gelobt worden ist. Alles müssen die Leute auf den Zügen selbst besorgen, sogar die Weichen in den Bahnhöfen stellen, wenn ein Franzose nicht gerade an den Hirzapfeln dazu herangezogen wird. Noch vor wenigen Tagen ist bei Nancy auf den Zug von Francitreurs geschossen worden. Bis vor einigen Tagen drohte die Eisenbahnverbindung zwischen Saverne und Nancy überhaupt Unterbrechung. Unter einem General Kollin hat sich ein 6000 Mann starkes Freikorps gebildet, welches mit Artillerie und Kavallerie versehen ist. Von diesem Korps war eine levée en masse im ganzen südlichen Vogesenringen verbreitet worden. Die jungen Leute hatten sich auch den Städten nach und nach zu entfernen gewußt. Kurz vor dem entscheidenden Moment ist die ganze Sache durch ein rheinisches Dienstmädchen in Saarburg verrathen worden. Da man dasselbe für nicht der französischen Sprache kundig hielt; waren in seiner Gegenwart auf den drohenden Aufstand bezügliche Gespräche geführt worden. Da außer der Vaterlandsliebe noch persönliche Beziehungen romantischer Natur das Dienstmädchen zur Entdeckung bestimmten, vermag ich nicht anzugeben. Jedenfalls sei dieser Stoff künftigen deutschen und französischen Dramatikern zur weiteren Bearbeitung von ihren verschiedenen Standpunkten aus hiermit bestens empfohlen. Die Sache scheint auch noch einen größeren historischen Hintergrund zu bekommen. Von den verschiedensten Seiten sind aus den Ortschaften Truppen herangezogen, um jenes französische Korps zu umzingeln. Die Umzingelung der sich bei den Seen und Wäldern von Les Etangs aufhaltenden 6000 Mann soll denn auch gelungen sein und wir hörten hier überall, daß das Treibjagen auf die Francitreurs demnächst von allen Seiten beginnen werde. Ein Gefecht soll schon stattgefunden haben. Die Festung Pfalzburg ist zwar noch immer nicht eingenommen, fährt jedoch den Verkehr nicht weiter. Zuweilen kommt die Besatzung heraus, schickt Schützengüge vor und bubbelt sich dahinter Kartoffeln aus. Die Stimmung der Einwohner hier in der Umgegend hat an Zuversicht durch den Verlauf der Ereignisse nichts verloren. Viele Mütze bis zur geringsten Bürgersfrau in Saarburg erwartet man von den Ereignissen vor Paris einen baldigen völligen Wechsel des Kriegsglücks. In Saverne fanden wir gestern Abend 9—10 Uhr außer dem bayerischen Posten keine Menschenseele auf der Straße. Auch in Weißenburg waren viele Häuser ganz verschlossen, und die Einwohner zeigten ein halb scheues, halb trotziges Benehmen. Auf den Feldern sieht man allenthalben Kartoffeln; hin und wieder wird auch die Winterfrucht bestellt. Doch mag wohl an Gespannen Mangel sein. In Saarburg sahen wir drei bayerische Ehrenwaffen auf Wachtparadirplatzen ausgeboten. — **Hemmingen**, 5. Mittags. Vor der Abfahrt von Saarburg hat der Chef der preußischen Eisenbahnwesens, Weishaupt, auf der Durchreise unsern Zug besichtigt und ist dann mit Virchow nach Nancy vorausgefahren. Mit unserer Weiterbeförderung geht es heute entsetzlich langsam. Zum Oestern sind uns schon Transportzüge mit Kranken auf der Heimreise begegnet. In der Regel evakuiren auf der Route Nancy-Weißenburg täglich drei Züge. Bei Saarburg sind in den letzten drei Wochen 15,000 Kranke nach Deutschland vorbeigeführt; darunter befanden sich nur 1000 Verwundete. Der größte Theil der Verwundeten vor Metz ist längst evakuirt worden. Im Anfang wurden die Verwundeten bis zu 40 Mann in einzelnen Güterwagen transportirt, noch dazu ohne Stroh. Jetzt kommen hin und wieder schon Matrozen beim Transport zur Anwendung. Außer über Nancy Weißenburg findet die Evakuation der französischen Lazarethe über Courcelles-Remilly und von Sedan durch Belgien statt. Unserm Zuge sind außer der Feldpost, welche uns von Berlin aus treue Begleiterin geblieben ist, jetzt auch noch sieben Wagen Liebesgaben der Stadt Kassel angehängt, welche unter Führung des Stadtrathes Oldheim für die in Kassel und Umgegend stationirten Truppen bestimmt sind. Es ist ein vollkommen richtiger Gedanke, der leider von maßgebender Stelle zu wenig gewürdigt wird, die Liebesgaben nicht in große Centraldepots übersprühren, sondern in Bezug auf die Sammlung und Vertheilung solcher Gaben eine direkte Verbindung zwischen den einzelnen Heimathkreisen und den dort rekrutirenden Truppentheilen herzustellen. Diese engere Beziehung weckt nicht nicht nur einen ganz anderen Eifer für die Darbringung von Liebesgaben, sondern gibt diesen Gaben selbst auch noch eine besondere sittliche Beziehung. Der Kasseler Transport will versuchen, bis Paris vorzudringen. — **Avrincourt**, 6 Oktbr., früh Morgens. Was sich unser Kasino erzählt! Der kleine Raum, welcher im Staatswaggon das Bureau repräsentirt, hat im Laufe der Fahrt schon eine große Zahl von Ehrengästen beherbergt. Dort findet nämlich der Austausch von Cigarren, Schnäpsen und Neuigkeiten statt. Gestern Abend und heute Nacht beherbergten wir den Oberbefehlshaber der deutschen Feldluftschiffahrt, Herrn Ingenieurlieutenant Jöhns aus Köln. Wir liegen seit gestern Vormittag schon hier fest, hoffen aber, in ein Paar Stunden nach Juneville zu kommen. Herr Lieutenant Jöhns führt einen großen Ballon mit, der zu seiner Füllung 30 Centner Zink und 100 Centner Schwefelsäure bedarf. Er kommt von Straßburg und

Digitized by Google

geht nach Paris. Zu seinem Kommando gehört auch ein mit täglich 10 Thaler honorirter Gehilfe des Luftschiffers Coxwell. Dieser hat auch den Ballon konstruirt. Der Ballon ist übrigens erst zweimal aufgestiegen, einmal in Bischweiler, 1100 Fuß hoch, zur Probe, und dann vor Straßburg, zur Observation der belagerten Stadt. Im letzteren Fall kam der Ballon aber des starken Windes wegen nur 400 Fuß hoch. Der Ballon wird an einem Stricke festgehalten. Herr Jösten hält übrigens wegen der großen Schwankungen des Ballons nicht viel von dem Luftballon-Observatorium. Gleichzeitig mit dem Luftschiffahrtskommando kam gestern Abend rheinische Festungsartillerie mit Belagerungsgeschützen aus Koblenz (50pfündige Bombenmörser, welche nach Paris gehen) Die Rheinländer kamen noch frisch mit bestem Humor an. Während unsere Postillone, welche bei der Abfahrt von Berlin so lustig Nieser, längst still geworden sind, erhöhte auf den Bagagen der Artillerie die „Wacht am Rhein". Auf dem Zuge befanden sich auch französische Gefangene aus Straßburg, welche zur Auswechslung nach Metz gingen, — dieselbe Taktik dirigirt hier die Gefangenen, nach der man seiner Zeit Gefangene von Sedan nach Metz schickte, um dort als lebendiges Zeugniß für die französischen Niederlagen zu dienen. Unbeerfreiheit begegneten und Gefangene von Metz, welche nach Deutschland geschickt wurden. Höchst komische Scenen entwickelten sich in dem Wirthshause des Dorfes Avrincourt aus der schwierigen Verständigung zwischen Wirth und Soldaten. Die französische Münze und das Silberschein machen viel Schwierigkeiten. Der Wirth im Wirthshause klagte, wie alle Welt hier, darüber, daß die französische Armee verrathen und verkauft sei. Der Mann hatte selbst Brüder und Schwäger bei der französischen Armee, wie denn überhaupt alle jungen Leute des Ortes aufgezogen waren. Seit Ueberschreiten der Grenze hat in unserem Zuge die Verpflegung auf den mitgebrachten Vorräthen begonnen, welche gelegentlich durch Ankauf von Kartoffeln, Brod und Obst ergänzt werden. Der Berliner Zug für das dritte Armeekorps hat sich schließlich noch dazu verstanden, ein einziges Drittel von der ersehnten Erbsenwurst im Tauschhandel abzugeben. Daselbe reichte aus, um für die Gesellschaft, welche sich um den kleinen Tisch des Kasinos versammelt (Aerzte, Transportführer, Gymnasiasten), eine schmackhafte Suppe zu bereiten.

Die Cernirungsarmee vor Metz.

Von Dr. Georg Horn.

Die starke Festung Metz wird von den Franzosen Metz la Pucelle genannt, weil sie noch kein Feind zum Falle hat bringen können. Prinz Friedrich Karl liegt davor, vielleicht mit denselben Empfindungen der Ungeduld und vielleicht mit demselben Gefühle der Hochachtung vor der Haltung des belagerten Feldherrn, wie Karl V. dasselbe dem Herzoge Franz von Guise sollen mußte, als er nach dem Verrath Moritzens von Sachsen vor Metz zog und vergeblich mit seinen Landsknechten die Festung berannte.

Die Umwirkelung der Festung und die stete, maßsame Aufmerksamkeit auf alle Bewegungen des Feindes nimmt die geistigen und materiellen Kräfte der Armee ungeheuer in Anspruch. Die Befestigungen im Kleinen sind sehr störend und zeitraubend. Da kommt eine Dame, da kommen zwei, drei, die zu ihren Männern nach Metz hinburch wollen, und mertwürdiger Weise scheinen die französischen Offiziere, auch die höheren und älteren, lauter junge und sehr hübsche Frauen zu haben. Die allgemeine Meinung ist dafür, daß diese reizenden Botschafterinnen Spionnen sind. Gewöhnlich steht man sie bald darauf mit einem Offizier, der ihnen zur Escorte beigegeben ist, in einem Wagen davonfahren, aber nicht nach Metz, sondern dahin zurück, woher sie gekommen sind. Ferner kommen wieder französische Soldaten, die beim Kartoffelsuchen von unsern Feldwachen aufgegriffen worden sind. In der Regel werden diese wieder zurückgeschickt, natürlich mit verbundenen Augen. Was sollte man auch sonst mit ihnen machen? Soll man sie auch noch mit unserer Erbswurst füttern? Und dann die Luftpost! In einem Ballon, den man auf der belagerten Festung aufsteigen läßt, befinden sich stets einige tausend kleine Zettel von Seidenpapier, die in Pakete zusammengebunden sind. Dieselben enthalten auf der Vorderseite die Adresse, auf der Rückseite kurze persönliche Notizen über Angehörige in der Heimath, oder Freunde und Bekannte. Jedem Ballon ist ein amtliches Certificat des Platzcommandanten von Metz beigefügt, nach welchem Jedermann, der den Ballon findet, aufgefordert wird, die Zettelpakete bei den nächsten Postanstalten aufzugeben und für diesen Dienst bei dem Amte des Ortes 100 Fr. in Empfang zu nehmen. Schade, daß unsere Soldaten sich diese Belohnung nicht verschaffen können! Sie fangen gemöhnlich die Ballons auf, aber die nächste Postanstalt war für sie das betreffende Commando, welches die Correspondenz in Empfang nimmt und weiter befördert. Durch einen Zufall bekam ich mehrere solcher Zettel in die Hand. In einem derselben stand wörtlich: Chers parents. Je suis sain et sauf. Nous avons été victorieux dans quatre batailles le 14, 16, 18, 31 août u. s. w.

Vorgestern war ich 2000 Schritt vor dem Bahnhofe von Metz. Ich nahm meinen Weg durch Jouy, einen Ort, wie es am Rhein etwa Eltville oder Geisenheim ist, eine kleine Mittelstadt. Ein großartiges, schloßähnliches Gebäude mit einem prächtigen Garten erregte meine Aufmerksamkeit. Ein flüchtiger Blick in das Vestibule, in die hohen Spiegelfenster hinauf, in welchen sammtne und seidene Gardinen sichtbar wurden, erregte meine Aufmerksamkeit. Ich fragte nach dem Besitzer. Antwort: Mr. Dreyfuss. Vous ne connaissez pas Mr. Dreyfuss? — Non, Madame. — Ah, vous ne connaissez pas Mr. Dreyfuss! — Non, Madame! — C'est dróle ça! Il a les grandes forges à Ars sur Moselle. — Tant mieux pour lui. — Il occupait autrefois 3000 ouvriers. — Tant pire pour eux. — Il est de la dynastie de Rothschild. — A oui, c'est à présent que je le connais. Merci bien. Jouy ist berühmt wegen der Bogen der alten römischen Wasserleitung, welche einst zu der gallisch römischen Zeit, wo Metz, das alte Divodurum, bereits eine sehr bedeutende und luxuriöse Stadt war, das Wasser von Gorze 24 Kilometer weit in die Thermen und die Naumachie von Metz führte. Die gewaltigen Schwibbogen, welche über die Straßen und Häuser des Ortes Jouy hinweggehen, erregen sowohl durch die Kühnheit ihrer Anlage, als durch das vorzügliche Material, welches mehr als zwei Jahrtausenden Trotz geboten hat, die Bewunderung des Beschauers. Sie zogen sich durch die Moselthal 1091 Meter lang; auf dem linken Moselufer stehen noch fünf derselben, auf dem rechten jedoch stehen, die noch ganz gut erhalten sind.

Ueber Jouy hinaus wurden die Wege einsamer, es wurde Abend und bei den Vorposten still. Die Sonne war hinter die Berge niedergesunken und warf ihr klässiges Roth in die stille Fluth der Mosel; die Berge waren mit violett-goldenem Duft überhaucht, aus den an ihre grünen Gelände sich anschmiegenden Dörfern stiegen leichte, bläuliche Rauchwolken empor, von dem rechten Ufer herüber kamen die Töne der Abendglocken und, indem man sich dem herzerquickenden Eindruck dieses herrlichen Septemberabends mit voller Seele hingab, stand man plötzlich vor zwei Bajonetten. „Halt! Wo wollen Sie hin?" „Nach den äußersten Vorposten." — „Was wollen Sie dort?" — Ich legitimirte mich als Cimer, der nicht nach Metz hineinschleichen wollte; ich habe wenig Lust, Beefsteaks von Pferdefleisch zu essen.

Als ich über den ersten Vorposten hinaus war, kam ein mit persönlich bekannter Offizier nach, dessen Specialvergnügen es ist, jeden Abend die Vorposten zu recognosciren. Unter seiner Regide hatte ich nun ein beraritges Examen nicht mehr zu bestehen. In der Ferne sanken über Metz bereits die Nebel des Abends hernieder, doch sah man die massigen Umrisse des Altenbergs der Stadt, des Domes, noch ganz deutlich; aber bald verschlitte eine Rauchwolke denselben unsern Blicken. Dieselbe stieg aus der Werkstätte auf, in der man in Metz das Wasser der Mosel filtrirt und die nach der Auffindung der Wasserleitung in Gorze und dem Abschneiden derselben von ihrer Verbindung mit Metz dort erbaut worden war. Plötzlich wurden in der Ferne einige Schüsse laut. Was ist das? Ein Schuß in diesem Zustande gegenseitiger stiller, scharfer Beobachtung, in der sich jetzt die Preußen und Franzosen befinden ruft stets die höchste Spannung — namentlich eines Laien hervor. Mein Begleiter lachte nur, deutete auf eine Stellung und bemerkte: „Dort drüben geben sich die Unseren und die Franzosen ihren Abendgruß — ihr Guthacht mit Pulver und Blei." Auf Vor-

Digitized by Google

posten treten die Charaktereigenthümlichkeiten einer Nation so recht zu Tage. Unsere Leute sind immer lustig, gesetzen, Augen und Sinne auf ihre Pflicht richtend, und reizen niemals. Die Franzosen dagegen sind immer herausfordernd. Zwischen den Offizieren der gegenseitigen Positionen besteht schon ein besseres Verhältniß. An irgend einer Stelle ist auf unserer Seite ein Observatorium errichtet, gegenüber auf französischer ebenfalls. An beiden Stellen sind die Offiziere, die dort ihre Beobachtungen machen, seit längerer Zeit commandirt und kennen sich vermöge des Fernrohres bereits sehr gut. Sie machen durch Gesten und Geberden gegenseitig Conversation, sie sagen sich in der Frühe: Guten Morgen! und des Abends: Bon soir! Sie vertrauen sich gegenseitig, daß es dort oben manchmal sehr einsam und langweilig sei, daß Paris und Berlin viel amüsantere Orte und sie sich freuen würden, wenn sie, sobald der Krieg zu Ende sei, sich gegenseitig in Paris oder Berlin die Honneurs machen könnten, wie sie es hier als intime Feinde auf den Observatorien gethan.

Wir kamen zu den Soutiens; sie lagen in einem Gehöfte, das von seinen Bewohnern verlassen worden war, das keine Thüren, keine Fenster mehr hatte; überall, wohin man sah, nur Gräben und Umwallungen — die umfassendsten Vorbereitungen gegen einen unvorhergesehenen Angriff, gegen eine Ueberraschung von Seiten des Feindes. Dies alles ist in verhältnißmäßig so kurzer Zeit geschehen, daß man staunen, bewundern muß. Es kamen uns einige Soldaten mit Kochgeschirren entgegen; sie waren von der Feldwache und holten Wasser, das in der Nähe floß. Sie warnten den Offizier davor, auf den Damm zu gehen; am Morgen desselben Tages sei auf mehrere Offiziere zu Pferde von drüben geschossen worden, eben so auf einen Unteroffizier, der eine Patrouille führte und todt auf dem Platze blieb. Der Offizier lachte und wir gingen weiter bis an den Fuß einer etwa zwölf Fuß hohen Umwallung; innerhalb derselben war die Feldwache mit dem Offizier, oben in einem Graben lag der Posten lag der Posten, in der Schießscharte das Gewehr mit der Mündung nach außen gerichtet. Mein Begleiter stieg die Erhöhung hinauf, ich folgte ihm, durch den Laufgraben gedeckt, bis an eine Stelle, die einen freien Ausblick auf die Gegend vor uns gewährte. Unten, etwa 400 Fuß von unserem Standpunkte, zeigte mir mein Begleiter den französischen Vorposten, dessen rothe Mütze ab und zu hinter dem Laufgraben, in dem er lag, zum Vorschein kam. In der Ferne sah man Rothhosen auf dem Felde Kartoffeln suchen; sie lagen noch im Schußbereiche unserer Gewehre, aber die Vorposten lassen die hungrigen Scheine gewähren, während die Franzosen keinen ähnlichen Edelmuth an den Tag legen. Drüben, 2000 Schritt von uns, lag Metz; mein Begleiter kannte die Stadt wie seine Tasche, obwohl er niemals dort gewesen war. Er zeigte mir den Bahnhof, die Thore der Citadelle, das Thor Improvisé, die Genie- und Artillerieschule, die Inseln innerhalb der Stadt und die Gebäude, die auf derselben liegen. Ich folgte mit großem Interesse seiner sachkundigen Orientirung, bis er plötzlich sagte: „Da unten schleicht eine französische Patrouille heran, die uns bemerkt hat; ziehen wir uns zurück! Sie hat Lust, sich durch einige wohlgemeinte Schüsse uns bemerklich zu machen.“ So etwas läßt sich ein Mensch, dessen Meiter das Todtschießen nicht ist und der jüngst an einem englischen Collegen ein abschreckendes Beispiel hatte, nicht zweimal sagen. Im Abenddunkel ging ich mit meinem Begleiter von der Vorpostен-Excursion nach Hause. (Köln. Ztg.)

In der A. Abendztg. lesen wir in einem Aufsatze über den verstorbenen Hauptmann Ritter Friedr. v. Slevogt vom 4. Jägerbataillon: Es war am 31. August, Morgens gegen 11 Uhr, als Slevogt den Befehl bekam, mit seiner Kompagnie die Eisenbahnbrücke bei Bazeilles, welche auf eine weite Strecke die einzige Brücke über die Maas ist, zu stürmen. Da die Brücke für die nachkommenden Truppen zum Debouchiren über die Maas die einzige Kommunikation bildete und, wie man erfahren hatte, von den Franzosen zum Sprengen hergerichtet war, gab es kein langes Besinnen, kein langes Bedenken, es galt rasch zu handeln, wollte man die wichtigste Passage für den kommenden Tag in die Hände bekommen. Gerade hiezu war Slevogt wie geschaffen! Ein kurzer Blick über das vorliegende Terrain, wenige Kommandoworte, und fort ging es in den Bereich der todtspeienden Chassepots, Mitrailleusen und Granaten! Die Brücke wurde im ersten Anlaufe genommen. Die auf dem jenseitigen Ufer vorgefundenen Pulverfässer werden rasch aufgeschlagen und in die Maas ausgeleert. Um die Brücke in sicherem Besitz zu erhalten und die zu deren Zerstörung getroffenen Vorbereitungen gänzlich zu vernichten, drang die in Plänkler aufgelöste Kompagnie dem weichenden Feinde nach und warf ihn nach Bazeilles hinein. Hier war es, wo Slevogt die Todeswunde erhielt; mit ihm wurden auch die übrigen Offiziere seiner Kompagnie, Oberlieutenant (nunmehr Hauptmann in 10 Jägerbataillon) Frhr. v. Leuprechting, die Unterlieutenants Pausch und Donnerzperg, letzterer ebenfalls tödtlich, verwundet; trotzdem die Kompagnie ihrer Offiziere beraubt war, hielt sie dennoch wacker aus und wies, angefeuert durch ihre auf den blutigen Rasen hingestreckten Offiziere, mehrere feindliche Angriffe zurück. Endlich kam Hilfe, und konnten nun die Verwundeten zurückgebracht werden; unter einem Bogen der erstürmten Brücke fanden die Bedauernswerthen Schutz gegen den von den Franzosen aus Geschützen, Mitrailleusen und Chassepots herüberzeichneten Kugelregen; inmitten dieses Kugelregens wurden noch einige im Gehöfte aufgefundene Pulverfässer auf Befehl der verwundeten Offiziere von Leichtverwundeten, Offizierdienern und Bleßirtenträgern, worunter sich hauptsächlich Sergeant Streng des 1. Infanterieregiments auszeichnete, ebenfalls aufgeschlagen und in die Maas ausgeleert. Endlich, endlich, nach langer Zeit war es möglich, die Verwundeten zurückzuschaffen; Slevogt und Leuprechting kamen nach Neuilly; bei der Evacuirung der in der Nähe des Schlachtfeldes liegenden Spitäler wurden Beide durch Belgien über Lüttich, Aachen, Köln, Mainz, Würzburg und Augsburg nach München gebracht, woselbst sie mit dem Hauptmann Freiherrn von Harold des 2. Jägerbataillons in dem Hause und der Familie des Kaufmanns Herrn Floßmann in der Luitpoldstraße gastliche Aufnahme fanden.

Aus Nanzig, 17. Okt., wird der A. Postztg. geschrieben: Am Samstag Abends nach 8 Uhr war es auf dem Stanislausplatze, wie Augenzeugen berichten, sehr bewegt, rothe Husaren hatten in den nahen Wäldern mehr als achtig Franctireurs gefangen und in die Stadt gebracht. Es waren unter ihnen schmächtige Burschen von 18 Jahren und alte Männer, einer hatte wohl schon sechzig Herbste gesehen, aber keinen so traurigen, wie diesen. Er mußte zumeist die Erbitterung der Soldaten fühlen; denn der alte Mann wurde gepufft und geschoben, daß er jämmerlich schrie: O mon Dieu, o mon Dieu! Einer, dem die Gefangenschaft zu ungemüthlich vorkam, und der das Weite suchen wollte, wurde vom exkorteführenden Lieutenant so nachdrücklam zum Bleiben erinnert, daß sein Blut seine vaterländische Erde benetzte. (Diese Franctireurs, d. i. Freischaaren, Freischützen sind ein beklagenswerther Beweis, daß der Krieg in Frankreich bereits zum erbittertsten Volkskrieg geworden ist. Die „Südd. P.“ hält es an der Zeit, zu fragen, ob denn wir Deutsche, falls wir in dieselbe Lage wie jetzt Frankreich gerathen wären, es anders gemacht hätten, ob wir nicht auch unsere Freischaaren, unsern Landsturm hätten. Die preußische Landsturmordnung schreibt für diesen Fall dasselbe vor, nämlich was jetzt leider die Franzosen thun und was 1809 die Tyroler thaten.)

Unter den Gefangenen auf der Wahner Haide greifen bei der jetzigen Bitterung die Krankheiten immer weiter um sich. Täglich werden Typhus- und Ruhrkranke in das Kölner Garnisonslazareth gebracht, in welchem in den letzten Tagen sechs bis acht Mann täglich erlagen. Voraussichtlich wird man auch hier zu der in Mainz bereits in Ermägung gezogenen Maßregel übergehen müssen, die Gefangenen in den Casernen und die Garnison bei den Bürgern einzuquartieren.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Joh. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnesnig)

Digitized by Google

Beiblatt zur

Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 43. Den 30. Oktober: Rothburga.

Feldpostbriefe aus dem Virchow'schen Hospitalzug des Berliner Hilfsvereins.

III.

Nancy, 6. Oktbr. Diesen Nachmittag hier angekommen. In der sonst so vornehm stillen Stadt herrscht das regste Leben; aber nun Zehntel des Straßenverkehrs ist militärischen Ursprungs. Ueberall hört man in den verschiedensten Dialekten deutsch reden und singen. Das Café Stanislas ist ausschließlich von Offizieren und Beamten des Gouvernements besetzt. Abends findet dort eine Art Kasino statt. Ich sah unter Andern den Steuerdirektor Olberg und den mit der Durchforschung des lothringischen Archive betrauten Dr. Herlet aus Düsseldorf. An den Tischen vor dem Café sieht es ähnlich wie bei Kranzler in Berlin aus, einschließlich der Abends dort in der Nähe promenirenden Damen. Ich will doch noch einmal sehen, ob wir nicht noch einen Berliner finden, bemerkte ich im Begriff zur Eisenbahn zurückzukehren. Nichts, gleich begegnet mir der Kassier des Zentralwahlkomité's der Fortschrittspartei, Herr Kaufmann Moser aus Berlin. Die Franzosen stecken auf den Straßen in kleinen Gruppen ängstlich die Köpfe zusammen; man erzählte, Pariser Forts seien genommen und die Stadt selbst habe kapitulirt. Das werden Sie besser wissen. Ueberhaupt fehlt hier Jedermann die Uebersicht über den Gang der Kriegsereignisse. Depeschen werden nicht veröffentlicht. Man weiß hier natürlich viel Einzelnheiten, aber Jeder fragt und: Was weiß man in Berlin vom Gange des Krieges. Während Lunwille von sächsischer Landwehr besetzt ist, hatte hier das 40. niederrheinische Landwehrregiment. Abends kam auf dem Bahnhofe wieder ein Zug Ruhr- und Typhuskranker von Metz durch. Unterwegs nach Nancy knüpften wir auf den Stationen mit den dort an den Wegen sitzenden und arbeitenden Frauen Unterhaltung an. Die französischen Mütter sind für ihre Söhne, Männer und Brüder im Felde ebenso besorgt wie die deutschen Mütter daheim. Eine arme Frau, welche acht Wochen von ihrem Sohne nichts mehr erfahren hatte, fragte besorgt nach dem Aufenthalt und der Behandlung der Gefangenen in Deutschland und suchte ihre Erkenntlichkeit für die ihr gewordenen Nachrichten durch Ausbietung einer Birne zu bewesen. Es machte uns und einen eigenthümlichen Eindruck, in der Kirche zu Lunéville bei Celebrirung der Messe die französischen Frauen und die bayerischen Soldaten buchstenander ihre Andacht verrichten zu sehen. Beide Theile beten für die Erhaltung der Ihrigen und den Sieg ihrer Waffen. — Noveant vor Metz, 7. Oktober, Mittags. Durch Vermittelung des Ministerialdirektors Weishaupt sind wir rasch hieher Vormittag hier angekommen. Hier auf dem Perron steht ein Zug mit Liebesgaben von der Breslauer Handelskammer. Mehrere Offiziere des zweiten Armeekorps standen sehnsüchtig am Bahnhofe und erwarteten einen Zug aus Stettin für ihr Armeekorps. Die Herren Veit Meyer, Kunze und Le Coq vertheilten von den Liebesgaben des Berliner Hilfsvereins an das 60., 42. Infanterieregiment, sechs Batterien des 2. Regiments und für die hiesigen Lazarethe. Was man hier vor Allem nöthig hat, sind Lichter (das Stück wird hier mit 5 Sgr. bezahlt), Chokolade und für die Lazarethe harte Bleine, Opium, Chinin und Morphium, sodann werden auch allerwärts wollene Decken und Strümpfe sehnlichst begehrt. Die Herren Veit Meyer und Le Coq machen jetzt schon zum dritten Male die Reise von Berlin hieher. Wenn man aber die Dankbarkeit sieht, mit welcher hier Offiziere und Soldaten die Liebesgaben entgegennehmen, kann man den Enthusiasmus verstehen, mit dem edle Menschenfreunde bereit sind, trotz aller Strapazen die Reise immer wieder von Neuem zu unternehmen. Wie strahlenweit flicht die Herzlichkeit und Dankbarkeit der Empfänger von Liebesgaben hierselbst mit dem Hochmuth und den Zurücksetzungen und Kränkungen ab, mit denen die Hilfsvereine und Männer der freiwilligen Krankenpflege daheim und oft auch auf der Reise von Behörden und Offizieren behandelt werden. Das anderwärts vielfach und nicht immer mit Unrecht etwas verpönte rothe Kreuz wird hier namentlich von den gemeinen Soldaten als ein Stern im Dunkel von Noth und Entbehrung angesehen. Gegenüber von Novoant, im Flecken Corny am rechten Moselufer, befindet sich das Hauptquartier des Prinzen Friedrich Karl, also das Hauptquartier der ganzen Cernirungsarmee vor Metz. Man erzählt, der hohe Herr befinde sich nicht ganz wohl und mache aus seinem Unmuth, nicht dem Siegeszuge gegen Paris folgen zu können, gar kein Hehl. Marschall Bazaine gegenüber befinde sich sehr wohl, an Uebergabe sei vor drei Wochen nicht zu denken. Bazaine steht hier beim Offizierkorps in hohen Ehren; aus dem Verkehr durch Parlamentäre wird mancher humoristische Zug von ihm erzählt. So soll Bazaine noch kürzlich geäußert haben, wenn es nur erst in Paris zu Ende wäre! An eine bessere Wendung des französischen Kriegsglücks glaubt also Bazaine selbst nicht mehr; er will aber der Ehre theilhaftig sein, bis zuletzt Widerstand geleistet zu haben. Der Dienst bei der Cernirung ist ein sehr anstrengender; die ganze Nacht hindurch hat man hier Gewitterdonner gehört. Meteres Häuser in Ars sind aus der Festung hier in Corny geschossen worden. Einen durch eine Granate zertrümmerten Wagen, welcher etwas auswärts auf dem Bahnhofe in Ars gestanden hatte, sahen wir schon in Nancy. Die Stimmung der Bevölkerung hat an Ergebung durchaus nichts gewonnen. Die Stadt Pont-à-Mousson ist wegen eines in der Umgegend gefallenen Schusses in 20 000 Frcs. Strafe, der Flecken Corny verpflegern wegen Durchschneidung eines Telegraphendrahts in 5000 Francs Strafe genommen. Die Erhebung geschieht in der Weise, daß man zunächst vom Maire eine Liste der wohlhabenden Bewohner aufstellen läßt, alsdann wird die Kontributionssumme auf die darin verzeichneten vertheilt, unter Androhung, daß sie im Nichtzahlungsfalle binnen drei Tagen in eine deutsche Festung abgeführt würden. Die Strafen sind also stets von den Wohlhabenden zu bezahlen, während die strafbare Handlung durchweg von Personen der niederen Volksklasse begangen wird. Ein hiesiger Feldprediger sprach deßhalb gegen mich die Meinung aus, daß jene Sanktionen mitunter nicht so sehr aus Haß gegen die Deutschen, als nur den Reichen in den Orten zu schaden begangen würden. In Novoant befinden sich große Zelte und Baracken mit Typhuskranken, von denen in den letzten Tagen 70 gestorben sind. In Corny steht ein der Cernirungsarmee attachirtes freiwilliges Sanitätsdetachement unter Dr. Ritterfeld, es ist dieß das einzige, welches der Armee förmlich einverleibt ist. Die Mannschaften gehören durchweg den sog. höhern Ständen an. Eben langte auch eine freiwillige Exakuationskolonne an, welche bereits sechs Wochen in Frankreich thätig ist. Was würde in diesem Kriege Alles fehlen ohne die freiwillige Krankenpflege? Als hier das Gerücht auf die vielfachen Reibungen der officiellen und freiwilligen Krankenpflege und der Bischöfen untereinander kam, hörte ich als einen Hauptgrund derselben die Sucht nach Ordenskreuzen bezeichnen. Derartwegen betrachtet der einzelne Beamte die freiwillige Hilfe in Felde geswissermaßen als eine unliebsame Concurrenz, welche seine offizielle Thätigkeit in den Hintergrund stellen könnte. Wie werden hier jedenfalls übernachten. Virchow, welcher noch immer in den Lazarethen der Umgegend nach transportablen Verwundeten

Digitized by Google

forscht, wird diesen Abend auf den Zug, den er vorgestern in Saarburg verlassen, zurückkehren.

IV.

Rovéant vor Metz. „Jalo“ und „Schützenzug“, so lauten heute Losung und Feldgeschrei für die Formirungsarmee. Alle Deutschsten im Bereiche derselben werden allabendlich mit einer Kette von Doppelposten umgeben. Wir können uns nicht zehn Schritte weit von unserem Zuge entfernen, ohne von Posten angerufen zu werden. Halt, Werda! Gut Freund! Kann Jeder sagen. Woher und wohin? Marketenderwagen zu den Vorposten. Ein Mann zum Examiniren vor. Nun bedanken sich aber auf den Wagen nur Frauenspersonen, ein in der Instruktion nicht vorhergesehener Fall. Eine derselben muß zur Wache, um sich näher zu legitimiren. Es sind großherzogliche Hessen, welche die Posten gestellt haben. Mitten in der Nacht hörten wir ein heftiges Gerede bei den nächsten Posten. Ein Officier mußte entweder allzu gemüthlich oder allzu ungemüthlich vom Posten angehalten worden sein. „Sie blinder Hesse! Was wollen Sie? Ich bin preußischer Officier, und Sie sind preußischer Unterthan, weiter gar nichts!“*) So lautete die staatsrechtlich nicht ganz korrekte Kuddelmuddersetzung. Am folgenden Morgen schicken die Väter drei Wagen an den Zug, um Liebesgaben für die Bivouak bei dem Gehöft Leipzig abzuholen. Wir setzen uns auf die mit Kissen beladenen Bauernfuhrwerke, um das Bivouak selbst zu besuchen. Wir fuhren zunächst die Mosel entlang über Ancy nach Ars. Die Folgen des Krieges treten mit der Nähe von Metz immer ergreifender zu Tage. Niedergebrannte oder von Granaten durchlöcherte Häuser, gefällte Pappelalleen, festgestampfte Felder mit alten Spuren verlassener Bivouaks zeigen sich dem Auge. Zwischen den neuen Ruinen aus dem Jahre 1870 gewahrt man die Ruinen der alten römischen Wasserleitung, welche hier über die Mosel führte. In Ars selbst herrscht kriegerisches Getümmel aller Art. Ein Theil des Ortes, obwohl nach 8000 Schritte vom Fort St Quentin entfernt, liegt im Bereich des feindlichen Granatfeuers. Ein großer Schadenhaufen des Eisenhüttenwerkes am Bahnhofe bezeichnet die Grenzen, bis wohin die Granaten an den vorhergehenden Tagen eingeschlagen waren. Man schießt von den Forts am liebsten in den hellen Mittagsstunden zwischen 11 und 3 Uhr. Armeegendarmen halten die Ordnung unter dem zahlreichen Fuhrwerk aufrecht, dort wo der Weg nach Gravelotte rechts führt. Hier ist der Wagenverkehr weit lebhafter noch als an Krantzler's Ecke unter den Linden. Wir beschenken die Armeegendarmen mit wollenen Strümpfen, um welche sie dringend baten. Ein Detachement pommer'scher Infanterie auf dem Wege wurde von Birchow in heimathlicher Erinnerung mit Cigarren bedacht. Mitten unter dem Wagenverkehr trieben französische Marketender von räuberischem Aussehen ihre Geschäfte. Die Soldaten stritten sich mit ihnen über den Werth der Pfennige, Sous und Kreuzer herum. Hier können die Berliner Theaterdekorateure für die Inscenirung der Kriegsstücke Studien machen. Rechts und links von der Straße gewahrt man Lazarethe, eins derselben dirigirt die Prinzessin Salm mexikanischen Angedenkens, deren Gatte bei Mars la Tour fiel. Aufwärts führen wir den Berg hinan zwischen niedrigem Gehölz nach Gravelotte, dieselbe Straße, welche nach dem 18. August Zehntausende von Verwundeten abwärts auf schlechten Leiterwagen passiren mußten, um zur Eisenbahnstation Ars gelangen zu können. Muß das eine Marterstraße gewesen sein! Gravelotte, selbst auf dem Plateau, ist fast nur ein einziges großes Lazareth für Ruhr- und Typhuskranke. Die Verwundeten sind meiß schon fortgebracht. Ueberall bezeichnen die Fahnen mit dem rothen Kreuze für das Auge und die Chlor- und andere Desinfektionsdämpfe für die Geruchorgane diese Stätten des Elends. Birchow blieb hier bei den Lazarethen, wir Anderen folgten den Wagen mit Liebesgaben zu dem Bivouak nach Leipzig. Oestlich von Gravelotte passirten wir zuerst eine Strecke lang die Straße nach Metz. Obwohl das Schlachtfeld längst im technischen Sinne des Wortes aufgeräumt ist, liegen in den Gräben doch überall noch Käppis, Patrontaschen, Säbelstücke, Granatsplitter und andere Spuren des heißen Kampfes zerstreut, welcher hier tobte. Bald führte ein Seitenweg uns nördlich von der Straße ab. Man hatte eben begonnen, ihn behufs Herbeischaffung von schwerem Belagerungsgeschütz zu pflastern. Bis jetzt kann man vor Metz nur über leichtes Feldgeschütz verfügen. Wir kamen an dem niedergebrannten Gehöft Moscou vorbei. Dort ist jetzt Artillerie placirt. Unsere Begleiter zeigten uns Spuren der hier noch vor wenigen Stunden aus den französischen Forts niedergefallenen Granaten. Bald waren wir im Bivouak bei Leipzig, das gleichfalls im Bereich des feindlichen Artilleriefeuers liegt, aber durch Terrainfalte mehr als Rückau gedeckt ist. Inzwischen hatte es begonnen, immer stärker zu regnen. Der Wind peitschte den Regen über das weite ode Plateau. Auf dem teilen Lehmboden war kaum mehr fortzukommen. Die Soldaten im Bivouak hatten sich in ihre Hütten verkrochen; aber was für Hütten waren das? Die Soldaten lagen unter Laubwerk, die Zweige waren wie Strohdächer oben gegen einander gelehnt. Unten hatte man einen kleinen Lehmdamm aufgeworfen, um sich vor den Einringen des Wassers zu schützen. Aber das Quartier war gleichwohl weder unten noch oben wasserdicht. Die Musikanten lagen mit ihren Instrumenten zu je vier Mann in erdenklich kleinen französischen Zelten. Ein Kochwitz mit der Inschrift „zum lustigen Kelcher“ fährt zu den Lehmbuden der Offiziere. Wir traten in die Lehmbude des Stabsarztes Professor Bardeleben, nicht ohne Furcht, das ganze Haus mit den Lichtlogen einzuhalsen. Die Hütte war etwa 7 Fuß hoch und vielleicht 14 Fuß lang. Fenster gab es dorin nicht, das Dach war aus zu wirren Schindeln gebildet. Eine mit Stroh aufgeblasene Matratzenlage bildete das Lager, einen Schemelsitzen ähnlich, bildete das Schlafgemach. In dem andern Theile stand ein Tisch mit einigen requirirten Rohrstühlen. Wir wurden in dieser Hütte von den Offizieren mit Kaffee gestärkt. Dann besuchten wir noch einige vorgeschobene Posten, denen wir Cigarren brachten, soviel unsere Taschen davon fassen konnten. Wie anders als hier nimmt sich das Bivouakleben auf unsern botanischen Theatern aus. Der Generalarzt, bei dem wir am Morgen in Ars gefrühstückt, hatte nur zu wahr gesprochen: Aber im Kriege Poesie findet, den sollte man gleich in das Irrenhaus schicken; hier bei uns finden sie nichts, wie Noth, Elend und Schmutz!“ Durch den Regen machten wir uns bann zu Fuß auf nach dem westlicher gelegenen Gernesville, wo wir mit Birchow wieder zusammentrafen. Eine dreiviertel Stunden lang passirten wir das weite, öde, nur ab und zu durch kleines Gehölz unterbrochene Plateau, welches ein einziges Schlachtfeld gewesen ist. In Gernesville erfahren wir zuerst Näheres über den Ausfall am 7. Oct., in welchem die Kummer'sche und die fünfte Division wieder so große Verluste erlitten haben. Eine Sanitätskolonne sucht vergebens ab, um Verwundete nach Rovéant zu holen, wo dieselben dann in unsern Hospitalzug eingeladen werden sollen. Birchow traf mit seinem Wagen hier wieder mit uns zusammen. Auf dem Wagen befand sich noch eine Kiste mit Liebesgaben, welche wir zur gelegentlichen Vertheilung mitgenommen hatten. Ich öffnete eine Cigarrenkiste, bieß sie in die Höhe und rief: Hier sind Cigarren des Berliner Hilfsvereins! Sofort wurde der ganze Ort lebendig. Aus allen Ecken kamen die eben eingetroffen Herr angeklirrt, die Einen noch mit dem Kochgeschirr in der Hand. Auch von der Wache liefen die Soldaten mit Wehr und Waffen herzu, dem suchenden Unteroffizier zum Trotz. Wir sind auch aus Berlin, hörte ich mehrfach rufen. Wohl an hundert Hände streckten sich mir auf den Wagen entgegen. Kommen Sie denn wirklich aus Berlin! Gewiß, am Sonntag sind wir erst abgefahren. Sie lassen alle grüßen. Na, dann wollen wir heute einmal eine Berliner Cigarre rauchen, sagte einer zum andern. Ich hätte in diesem Augenblick wohl hundert Hände zur Vertheilung haben mögen. Die unmittelbare Berührung mit der Heimath, wie sie sie hier durch die hergereichten Cigarren verkörpert sahen, schien den Soldaten fast noch mehr Freude zu machen, als die Gabe selbst. Inzwischen hatte Birchow am anderen Ende des Wagens stehend, ein Paar lange wollene blaue Strümpfe aus der Kiste gezogen. Das Gewächse um die Strümpfe zeigte sich noch stärker, wie um die Cigarren. Kaum war es Birchow möglich, aus dem Duftenbouquet die Waare zusammenzuhalten. Der Eine rief drei Strümpfe an sich, wäh-

*) Dieser Ausspruch sagt mehr als hundert Leitartikel! Die Red. d. Lonstd. Ztg.

Digitized by Google

rend der Andere nur einen einzigen bekam. Zuletzt griff noch einer nach dem Halstuch Birchow's, in der Meinung, daßselbe sei auch noch ein übriggebliebener Strumpf. Wenn die „Fliegende Malerei" wirklich damit beschäftigt ist, Bismarck bei Gravelotte aus der Feldflasche eines Soldaten trinkend darzustellen, so möchte ich andern Künstlern als Vorwurf und Gegenstück empfehlen: Virchow bei Bernonville, von einem Bauernwagen an die Soldaten blaue Strümpfe vertheilend. Leider waren unsere Vorräthe sehr bald erschöpft, obwohl noch hundert Hände verlangend sich uns entgegenstreckten. Kinder, morgen kommen mit Eisenbrahn Kamp zwölf Wagen von und hier durch, da paßt gewiß etwas, tröstete ich. Ah, da sind wir wieder draußen im Biwouak, lautete die Antwort. Ach, es ist auch noch ein ganzer Zug auf dem Bahnhof in Novéant gestern angekommen, der nur für das dritte Armeekorps bestimmt ist, versuche ich weiter zu trösten. Bis zu uns kommen die Sachen nicht, antworteten die Soldaten. Daß diese Behauptung nicht ganz aus der Luft gegriffen war, sollte uns bald durch den Augenschein bestätigt werden. Man empfiehlt den Führern von Liebesgaben sehr oft die Lazarethgehilfen oder Hausmeister der Truppentheile als die gut Vertheilung von Gaben an die einzelnen Soldaten geeignetsten Personen. In der That sollen die Lazarethgehilfen in der Armee ein sehr gutes Leben führen, und was die Hausmeister anbetrifft, so fand Virchow bei einem solchen eine Kiste des Berliner Hülfsvereins mit Unterhosen stehend. Die Kiste wußte von dem Dunkel'schen Transport herrühren, war demnach schon vor 14 Tagen abgeliefert, gleichwohl aber bis zur Stunde noch nicht ausgepackt, obwohl gerade an Unterhosen unter den Soldaten der empfindlichste Mangel herrscht. Bei einbrechender Dunkelheit machten wir uns in Bernonville auf den Heimweg, fuhren über Gravelotte nach Gorze, speisten dort im Wirthshause mit Generalarzt Dr. Langenbeck, seinen Assistenten Dr. Grothusen und anderen Aerzten, und fuhren dann nach Novéant zurück. Die Genfer Flagge am Wagen erleichterte wesentlich die Passage durch die Posten und schützte vor Mißverständnissen. Im Hohlweg vor Novéant, zwischen den Schildern, stellte sich ein Soldat zuerst mit vorgehaltenem Gewehr in den Weg, kam dann aber, als er der Flagge ansichtig wurde, an den Wagen und bat um einen Platz auf demselben. Es war ein Ordonnanz-Unteroffizier, welcher für Novéant die morgige Losung und das Feldgeschrei („Hanau" und „Ringeretten") vom Divisionsstab geholt hatte. Er sagte, er hätte gerade kein Gewehr laden wollen, da man auf diesem unsichern Wege keiner Civilperson trauen könne; noch vor zwei Tagen sei hier ein hessischer Reiter durch die Hand geschossen worden. Bis auf die Haut durchnäßt — der Regen hatte bald stärker, bald schwächer fortgedauert — kamen wir in unserm Zuge in Novéant wieder an, froh, die Kleider wechseln zu können und ein süßes, trockenes Nachtlager zu finden. Die armen Leute draußen im Biwouak waren in dieser Regennacht nicht so gebettet. —

— blieben resultatlos und werden auch höchst wahrscheinlich erfolglos bleiben. Von Crenkoben aus, wo ich natürlich die Spitäler mit den vielen Kranken und Verwundeten besuchte, ging's über die Grenze nach Weissenburg, das im Aeußern und Innern, an der herrlichen Kirche und vielen Gebäuden, besonders aber am erstürmten Thore, noch die schrecklichen Beweise des erbittertsten Kampfes trug. Die großartige Citadelle — ein herrlicher romantischer Bau, einem Dome gleich — war in ein Proviantmagazin verwandelt; die vielen Pferde und die Haufen von Gefangenen, die man Tag und Nacht hineingesperrt, hatten dem Heiligthume einen penetranten Geruch aufgedrückt. Die herrlichen alten Glasgemälde im Chor waren mit den Meisterwerke durch Granatenschüsse zerschmettert und hingen, gleich zerrissenen Papierfetzen, fadenweis herab. In den drei großen Lazarethen, dem Hôpitale militaire, dem gymnase und der école des filles lagen die Verwundeten noch in großer Zahl, besonders viele schwerverwundete Franzosen, und erhielten im ersteren und letzteren Spitale von den barmherzigen Schwestern die sorgsamste und liebevollste Pflege. Schrecklich waren oft die Wunden (Münchner hatte 6, ja 8 Schüsse!), fürchterlich die Leiden an diesen Stätten des Jammers — aber auch oft übergreifend die wahrhaft himmlische Geduld so Vieler, die mit der Gottergebung wahrer Martyrer litten und starben. — Unauslöschlich bleiben derartige Eindrücke für's ganze Leben. Da gibt es für den katholischen Priester ein Feld der Thätigkeit, wie nirgends. Die Schlachtfelder sind schrecklich, grauenerregend, aber die Spitäler sind oft ebenso reich an ähnlichen Scenen. Mehrere Tage erfüllte ich hier die Pflichten eines katholischen Priesters; als ich aber die Wahrnehmung machte, daß nicht blos der dortige Stadtpfarrer Herr Ehrencanonicus Jakob Schaffner mit seinen beiden Vicaren, sondern auch manche der umliegenden elsässischen Pfarrer, welche sämmtlich beide Sprachen verstehen, sich der deutschen Verwundeten ebenfalls mit Liebe annahmen und ihnen allen geistlichen Trost gewährten, da drängte es mich weiter vorwärts, wo die Hilfe des Seelenarztes bringender war.

Auch in Bischweiler, einer Stadt mit über 10.000 Einwohnern und großen Tuchfabriken (Ablömmlinge der Hugenotten), wollte mich der katholische Stadtpfarrer, da er der einzige Geistliche für 9 bis 7 Spitäler sei (Leiden hat sich durch Ermüdung aber Alles verändert), durchaus zu bleiben veranlassen, allein länger als 1½ Tage hielt ich es nicht aus, ich hatte keine Ruhe, denn „vorwärts!" rief stets eine Stimme in meinem Innern.

Die Reise durch die Vogesen war mit manchen Strapazen und Gefahren verbunden. Auf einem Militärzuge des preußischen „Kaiser Franz"-Garde-Grenadier-Regiments hatte ich durch die Güte des Commandeurs Platz gefunden, im wahrsten Sinne eingekeilt zwischen den Soldaten und deren Gewehren und Tornistern. Da die Gegend sehr unsicher war, die Bahn oft während der Nacht aufgerissen und die Telegraphenbrähte zerschnitten wurden, so ward bei Anbruch der Nacht stets die Fahrt eingestellt, und wo man eben stand im Freien übernachtet. Der endlos lange Bahnzug von Patrouillen rings bewacht, die ganze Gegend vom Scheine der großen Wachtfeuer grell erleuchtet, die verschiedenen Gruppen der lagernden Soldaten, — und über all diesem am Himmel der ruhige milde Schimmer des Mondes, — es war ein eigenthümliches, an Contrasten reiches Nachtbild. Halb gerädert erwacht man des Morgens vom Lager (ein Stück Brett gilt als Comfort) und sucht im frischen kalten Herbstwinde an einem Wiesengraben Morgentoilette zu machen. So wiederholte es sich mehrere Male, bis wir endlich die Vogesen passirt hatten. Im letzten großen Tunnel hatten wir Alle noch argen Schrecken auszustehen. Schon hatten wir die Hälfte der zehn Minuten dauernden Durchfahrt zurückgelegt, als plötzlich der Zug hält. Alles ahnt großes Unglück, da es Thatsache war, daß die Franzosen in den vergangenen Nächten den großen Tunnel anzubohren und mit Pulver zu sprengen versucht hatten. Er war eine lange, lange Pause für Alle: Mitten in der Finsterniß vielleicht durch eine Explosion ein Grab zu finden — dieser Gedanke lähmte Allen die Zunge, und um so inniger war natürlich das „Gott sei Dank!" aus Aller Mund, als der Zug sich regte und wir das Tageslicht wieder erblickten. (Fortsetzung folgt.)

Auszug aus dem Berichte eines freiwilligen Katholischen Feldgeistlichen,

gerichtet von Nancy den 22. September ds. Js. an Seine Excellenz den hochwürdigsten Herrn Erzbischof von München und Freising als Capellanus major der bayerischen Feldtruppen.

In der Frühe des 26. August reiste ich von München ab, um auf Ansuchen des Vorstandes des Central-Hilfsvereins, Herrn Grafen zu Castell, sechs Franziskanerinnen aus Mallersdorf nach Crenkoben zu geleiten. Schon der Anfang dieser Reise war für den Unterzeichneten sehr unglücklich, indem ihm auf dem Bahnzuge zwischen Eßlingen und Karlsruhe trotz der größten Vorsicht aus der inneren Brusttasche des Gilets durch Taschendiebe folgenanfeser Art — es war auf dem Eilzuge — sein Notizbuch entwendet wurde, dessen Inhalt außer werthvollen Notizen und einer Reliquie der heiligen Walburga auch circa 80 bis 90 fl. in Papiergeld (sein zweimonatlicher Gehalt!) und einem Banscheine auf 300 Francs lautend (langjährige Ersparnisse!) bestand. Alle angewandten Versuche: Telegramme, Retourreise nach Karlsruhe und Stuttgart, Anzeigen bei den Polizeidirektionen und Criminalämtern, Mittheilung des Bankiers

Ueber das Münster zu Straßburg

schreibt man dem „M. J.“: Es wurde in Frage gestellt, ob das Münster bei der Beschießung bedeutend gelitten habe. Die Frage kann, ich höre; denn ich breche mich, gleich nach der Uebergabe in die schwer heimgesuchte Stadt zu gehen und Augenschein zu nehmen und nach der Wahrheit zu berichten, Niemand zu Lieb und Niemand zu Leid. Nach fünfundvierzigtägiger Beschießung, die beinahe ohne Unterbrechung dauerte und der Stadt weit mehr als der Festung galt, läßt sich schon abnehmen, in welchem Zustande die Stadt sein müsse. Ich ging aber Trümmer und Schutthaufen hinweg und eilte dem Münster zu. Von Weitem konnte man hoffen, die Verwüstung an dem Wunderbau sei nicht so bedeutend, da der Thurm noch steht und die vordere Façade verhältnißmäßig erhalten ist. Dem ist aber nicht so. Die Bomben waren zuerst auf das kupferne Dach des Langhauses gefallen. Nachdem dasselbe durchschlagen war, zündeten sie den herrlichen Dachstuhl an, der völlig in Asche liegt. Ueber der hohen Kuppel, Bischofskappe genannt, geschah dasselbe; durch den Schlußstein derselben fiel das Feuer herunter in den Chorchor, verzehrte da die Hälfte der Chorstühle und schwärzte die Linke der hohen Chorsäulen. Die schöne Orgel wurde durch einige Bomben zersprengt; die größten Pfeifen lagen am Boden zerstreut. Die weltbekannte Kunstuhr scheint nur wenig gelitten zu haben; Kanzel und Altäre sind erhalten. Die herrlichen Glasfenster, wohl die interessantesten der jetzt noch existirenden, sind größtentheils verloren. Ein unersetzlicher Verlust! Als Fachmann darf ich wohl ein Urtheil abgeben, das Niemand bezweifeln wird. Ein weniger geübtes Auge, das durch den Münsterbau schweift, könnte vielleicht denken: Nun, Gottlob, die meisten Fenster sind erhalten. — Sie sind es nicht, mit ganz wenigen Ausnahmen, unter welche die große Rose am Westende zu zählen ist. Das Schönste, Reichste, Aelteste, was das Münster an Glasfenstern besitzt, ist entweder ganz verloren, oder so gut als verloren. Ein solcher Schaden kann auch durch das Beste, was die neuere Kunst zu bieten vermag, nicht ersetzt werden. Die Südseite des Doms, ich rede hier von den Außenseiten, ist nicht aber kaum beschädigt. An der Hauptfronte sind mehrere Galerieen und sonstige Ornamentik zertrümmert, im Ganzen ist dieser Hauptheil des Gebäudes glücklich dem drohenden Schicksale entgangen. Am härtesten mitgenommen ist die Nordseite der Schiffe und des Thurmes von unten bis zur Pyramide hinauf. Tief und tiefsind sind die Wunden, schrecklich die Verstümmelung! Ein deutscher Publicist sagte dieser Tage: die Trümmer des Münsters, die am Boden liegen, würden alle auf einem kleinen Tische halten. Durch derartige alles Maß überbietende Unrichtigkeiten ist gewiß den vernünftigen Leuten nicht gedient. Viele tausend Besucher sehen handgreiflich das Gegentheil und werden mit mir sagen, daß die Zerstörungen auf der Nordseite des Münsters überraschend sind! Kein Gebälke blieb ganz verschont; das feine Maßwerk der Fenster und Blenden, Bilder und Gallerien, von unten hinauf gesehen, haben unglaublich gelitten. Der Schaden ist wohl nicht zu berechnen, weil eine eingehende gründliche Untersuchung erst später stattfinden kann. Daß aber der Gesammtschaden, den das Münster, die Kunstkrone des oberen Rheinstromes und eine hervorragende Zier der Christenheit, in unglaublicher Weise erlitten, ein enormer sei, darüber ist kein Zweifel. Lange, sehr lange wird der Gottesdienst unterbrochen werden müssen. Vor Allem und zwar noch vor Winter muß für ein Nothdach gesorgt werden; schon sind die großen Gewölbe durchnäßt.

Kreuser.

(Aus dem „Mainzer Journal“.)

Köln, 20. Oktober.

Die Katholiken haben einen schweren Verlust erlitten: Professor Johann Kreuser ist dahier in seiner Vaterstadt Köln gestorben. Geboren am 4. August 1795, wurde er, nach Absolvirung seiner Studien in Berlin, kaum zwanzig Jahre alt, Lehrer an dem hiesigen katholischen, ehemaligen Jesuitengymnasium und bekleidete diese Stelle bis vor wenigen Jahren, wo er pensionirt wurde. Kreuser war eine vielbekannte Persönlichkeit, dem Einem durch seine Schriften, dem Anderen durch persönliche Beziehungen. Kreuser's Schriften zerfallen in zwei Classen, je nach den beiden Hauptperioden seines Lebens: in der ersten Hälfte desselben leistete ihm die Poesie und das klassische Alterthum; so erschienen von ihm wiederholt ein Bändchen Gedichte, ferner (1833) das Trauerspiel „Die Overstolzen“, daneben „Der Helenen Priesterstaat“ 1822, „Griechische Accentlehre“ 1827, „Vorträgen über Homeros, seine Zeit und Gesänge“ 1828, „Homerische Rhapsodien“ 1833, „Ueber das Osterfinden der Helenen, Römer und Byzantiner“ 1833. In der zweiten Hälfte des Lebens widmete sich Kreuser mit allen Kräften vornehmlich der christlichen Kunstgeschichte und entwickelte auf diesem Gebiete eine ebenso fruchtbare literarische Thätigkeit. Es erschienen zunächst die „Kölner Dombriefe, oder Beiträge zur altchristlichen Domkunst“ (1844, 2. Auflage 1854), womit er gewissermaßen seine späteren kunstgeschichtlichen Arbeiten einleitete. Unter diesen nimmt die erste Stelle ein: „Der christliche Kirchenbau, seine Geschichte, Symbolik, Bildnerei.“ (1851, 2. Auflage 1860.) Die übrigen Schriften, die fast alle seinen Studien ihr Entstehen verdanken, bedürfen hier nicht der Aufzählung, da sie Literaturfreunden bekannt sind. Dagegen glauben wir zur Charakteristik des Mannes sein Werk „Das heilige Meßopfer, geschichtlich erklärt“ (1844, 2. Auflage 1854), hier wieder namhaft machen zu dürfen. Als Schriftsteller hat Kreuser auf allen Gebieten Tüchtiges geleistet. Von seinen Gedichten reihen sich manche, namentlich seine Balladen, den besten Erzeugnissen unserer Literatur an, seine „Overstolzen“ sind nach dem Urtheile unparteiischer berufener Kritiker voll Shakespeartischen Geistes, seine Schriften über das klassische Alterthum, insbesondere über Homer, wurden in meiner Studienzeit von den bedeutendsten Philologen — ich erinnere hier nur an Ritschl — als tüchtig anerkannt. Dasselbe gilt von seinen kunstgeschichtlichen Schriften. Kreuser war ein geistreicher, ein genialer Kopf; er besaß ein enormes Wissen. Was ihm aber fehlte, war „die Schule“, wie es Ritschl treffend in seiner Vorlesung über die homerischen Gesänge bei Besprechung der Kreuser'schen Schriften bezeichnete: „die Schule wird in allen Arbeiten Kreuser's vermißt. Was wäre der Mann geworden, wenn er „Schule“ gehabt hätte! Kreuser war ein echter Kölner von altem Schrot und Korn, ein nach modernen Begriffen origineller Charakter, ein höchst interessanter Gesellschafter, meist humoristisch, nicht selten derb; es liebte es, in Freundesbriefen in Versen zu toasten und zwar vorzugsweise in der schwierigen Form des Sonetts, er besaß darin eine Fertigkeit, wie kaum ein Anderer. Ein entschiedener Katholik, war er begeistert für die Größe der Kirche, ein deutscher Patriot, glühte er für die ruhmvolle Vergangenheit seines Volkes. Er besaß eine wahrhaft kindliche Frömmigkeit und erfüllte seine kirchlichen Pflichten mit einer Treue, die wahrhaft rührend war. Sein Leben war äußerst einfach und anspruchslos; jeden Nachmittag im Sommer wie im Winter, bei Sturm und Regen, wie bei glühender Sonnenhitze machte er die Runde um ganz Köln. Seine Bücher waren seine Hauptgesellschafter: sie befanden sich in 2 Zimmern, deren Einrichtungen nach modernen Begriffen überaus urzustößlich waren; mitten unter seinen Büchern schlief er. Er arbeitete meist bis nach Mitternacht, und regelmäßig war dies der Fall, wenn er Abends in Gesellschaft gewesen war, mochte er auch noch so spät nach Hause gekommen sein. Die übrige Zeit des Tages widmete er Aemtern der Barmherzigkeit, überhaupt dem Wohle seiner Mitmenschen, doch dürfte die Linke nicht wissen, was die Rechte that: während er z. B. zu den thätigsten Mitgliedern des Vincenzvereins zählte, verschmähte er es, sich an Uebernehmungen zu betheiligen, die in die Oeffentlichkeit traten, sein Name fand niemals unter den Namen der Comitémitglieder des Vereins für diesen oder jenen wohlthätigen Zweck. So lebte, so wirkte Kreuser. Mit ihm ist ein ganzer Mann, ein echter Katholik dahingeschieden. Sein Andenken wird noch lange gesegnet bleiben. R. i. p.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnesnig)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 44. Den 6. November: Leonhard.

Feldpostbriefe aus dem Birchow'schen Hospitalzug des Berliner Hilfsvereins*).

V.

Rovéant vor Metz, 9. Oktober. Bis heute, dem Tage vor unserer Rückfahrt, konnte unsere Fahrt als eine leibliche Touristenpartie gelten. Am heutigen Sonntage aber begann die wirkliche Arbeit. Zunächst waren die Herren Beit Meyer, Kunz und Le Coq als Führer des Liebesgabentransports beschäftigt, ihre Kisten auf Wagen zu verladen und so in den Waggons Raum für Aufnahme der Kranken zu schaffen. Die Beschaffung von Fuhrwerk zum Weitertransport der Liebesgaben am Endpunkt der Eisenbahnstation ist die Hauptschwierigkeit für alle Führer von Liebesgabentransporten, welche nicht bloß als Fuhrleute der Johanniter die Reise von Deutschland hierher unternehmen wollen. In letzterer Eigenschaft hatte Dr. Alexander Meyer, der Syndikus der Breslauer Handelskammer, mit dem wir zusammentrafen, die Reise nolens volens machen müssen. Die Liebesgaben der Breslauer Handelskammer waren, wenn ich recht verstanden habe, in das Depot des vaterländischen Frauenvereins geliefert und von diesem an das hiesige Johanniterdepot adressirt worden. Als nun Dr. Meyer auf der Reise hierin an einzelnen Orten den Mangel und die Noth an Diesem und Jenem gewahrte, konnte er es nicht über das Herz bringen, einzelne Gegenstände aus seinem Transport zu verschenken. Darüber ist er denn hier am Endpunkt seiner mühsamen Reise von den Johannitern auf das Barschste angefahren und mit Proceß bedroht worden. Wer mit Liebesgaben hier nicht den Johannitern in die Hände fallen will, für den gibt es nur zwei Möglichkeiten, seinen Transport weiter zu bringen. Entweder man schreibt vorher an die betreffenden Truppentheile und überläßt es diesen, den Transport abzuholen, oder man erwirkt sich von einem Truppentheil Fuhrwerk auf einige Tage gegen Ueberlassung eines Theiles der Liebesgaben. Das Abholenlassen durch die betreffenden Truppentheile ist bequemer, hat aber einen doppelten Nachtheil: einmal gewinnt man keinen Einblick in die wirklichen Bedürfnisse der Truppentheile, sodann ist man nicht im Stande, zu kontrolliren, was bei den Stäben hängen bleibt, und wie viel schließlich noch bei den gemeinen Soldaten, für welche die Liebesgaben doch hauptsächlich bestimmt sind, ankommt. Die Weitervertheilung der Liebesgaben aus unserm Zuge ist größtentheils nach der zweiten Art geschehen. Die Führer des Transports erwirkten sich von einem Artillerie-Hauptmann, unter dem ein Fuhrpark stand, die nöthigen Wagen, nachdem sie zuvor sechs Batterien mit Liebesgaben direkt versehen hatten. Freilich befand sich Stadtrath Kunz auch im Besitz eines Empfehlungsbriefes für die Beschaffung der Waaren aus dem Kabinet der Königin. Aber der eigentliche Adressat des Briefes war längst versetzt, und dann haben solche bloß formelle Empfehlungen höchster Personen im Kriegslager doch bei Weitem nicht die Zauberkraft, wie in Berlin. Die beste Empfehlung, welche man mitbringen kann, sind die eigenen Liebesgaben. Anderswo mag das Sprüchwort angebracht sein: Mit dem Hute in der Hand, kommt man durch das ganze Land; hier mag man den Hut getrost auf dem Kopfe behalten, wenn man nur mit vollen Händen kommt. Ein Paar Flaschen Wein, ein Paar Cigarren oder selbst ein Paar neue Zeitungen können den Abgang eines Zuges, einer telegraphischen Depesche rascher fördern, als alle officiellen Beziehungen. Im Felde gilt es erst recht, daß Jeder sich selbst der Nächste ist. Man mache daher den einzelnen Transport der Liebesgaben nicht zu klein, die Reisespesen könnten sonst den ganzen Vorrath aufzehren. Für ein Paar Strümpfe und etliche Pfeifen fanden sich unter den Soldaten willige Hände genug, welche die Liebesgaben aus unsern Eisenbahnwaggons in die requirirten Wagen überluden. Die Herren Beit Meyer, Le Coq und Stadtrath Kunz fuhren dann mit ihrem Wagenzuge ab, um westlich und südöstlich von Metz in den Biwouaks die Liebesgaben unter die Soldaten persönlich zu vertheilen. Leider hatten in Berlin die Wagen mit wollenen Sachen zum größten Theil nicht rechtzeitig in den Zug geladen werden können. Auch waren die nachgesandten Waggons bis dato nicht angelangt. Ueberall in Frankreich machten wir die Erfahrung, daß wollene Unterkleider, Strümpfe, Hosen, Leibbinden, Hemden, Jacken das den Truppen jetzt Allernothwendigste sind. Es werden so viel Kinkerlitzen als Liebesgaben hingesandt, hätte ich zu bestimmen, ich schickte zunächst nur wollene Sachen hierhin, auf welche auch die Soldaten selbst den allergrößten Werth legen. Wenn das Centralkomité in Berlin nicht eine so durch und durch bureaukratische Einrichtung wäre, so müßte es längst vor Metz und Paris unabhängige Männer stationirt haben, welche unausgesetzt die einzelnen Kantonnements und Biwouaks zu revidiren und an Ort und Stelle die Bedürfnisse der Truppen zu erkunden hätten, um hiernach der Vereinsthätigkeit in Deutschland nützliche Direktionen zu geben. Die mit den wollenen Kleidern, ist es auch mit den Lichtern, einem mit Eintritt des Winters in immer größeren Umfang nöthig werdenden Artikel. Lichter sind gleichwohl auch nicht etatmäßig. Dieselben sind hier im Handel nur für enorme Preise zu haben. Ein Unterofficier bettelte mich um ein Packet Lichter an für seinen Oberst, der mit dem Ingenieurstab Abends um ein einziges Licht bitten müsse. Das Brod ist in Berlin anfänglich in einem Zustande verpackt worden, der seinen alsbaldigen Verderb zur Folge hatte. Die verdorbenen Brode liegen fortwährend der Eisenbahnbäume aufgeschichtet. Seitdem wird hier an Ort und Stelle gebacken. Die gerühmte Erbswurst wird eigentlich nur zur Verpflegung marschirender Truppen bestimmt, welchen die Zeit zum Kochen fehlt. Auf die Dauer wird man dieser Kost sehr bald überdrüssig, wie ich mehrfach hörte. Ueberdies ist die Einführung derartiger Präserven in der Armeeverpflegung das persönliche Verdienst des Intendanten vom 3. Armeekorps. Diese Präserven sind daher auch meines Wissens nicht bei allen Korps eingeführt. Wir erhielten zur Verproviantirung unseres Zuges in Corny auch Fleischpräserven geliefert. Eine Büchse gibt drei Portionen Rindfleisch mit Reis oder Rindfleisch mit Graupen, welche mit 3/4 Quart Wasser in 20 Minuten gekocht werden können. Die Suppe ist kräftig und schmackhaft, das Fleisch darin stark ausgekocht. Sollte der Rinderpest, der vor Metz wohl 1000 Haupt zum Opfer gefallen sind, noch weiter um sich greifen, so würden diese Präserven eine große Rolle spielen. Die Leute in Corny klagten über das ewige Einerlei von Rindfleisch. Eben zogen inbeß 1500 Hammel vorbei, welche zwar eigentlich für Remilly bestimmt waren, denen man aber den weiten Weg zu ersparen gedachte. Bei meiner Requisitionstour in das Hauptquartier Corny behufs Verproviantirung unseres Zuges für die Rückreise lernte ich auch das Proviantfuhrwesen kennen. Man hat, namentlich an der Mosel, Bauernfuhrwerk gemiethet und bezahlt den Wagen mit zwei Pferden und einem Knecht mit täglich 6 Thaler. Jedes Armeekorps hat 500 solcher Wagen. Ein solcher Wagen wurde mir zur Vorführung der Brod- und Fleischvorräthe zur Verfügung gestellt. Ich machte den Kutscher bald dienstwillig durch das Versprechen einer Untersohle. Die Leute klagten, daß man sie

*) Aus dem Korresp. v. u. f. D.

Digitized by Google

eigentlich nur für acht Tage engagirt habe, nun aber schon wochenlang mitschleppe. Die Pferde bekämen nicht ordentlich Heu, sie müßten Nachts im Freien kampiren, kurz, die Leute wollten je eher je lieber nach Hause zurückkehren. Mitten auf der Pontonbrücke über die Mosel suhr unser Wagen in einer Kolonne fest. Unter strömendem Regen hatte ich nun stundenlang Gelegenheit, dem schon mehrfach beschriebenen „Kolonnenwohnton" in seinen verschiedenen Stadien des Wartens, Fluchens, Beischens, Streitreichs, Schreiens bis zum Prügeln u. s. w. zu beobachten, bis wir spät Abends mit unserm Proviant den Zug in Novéant erreichten. Birchow ist inzwischen mit einigen Waggons nach Ars gefahren, um die ersten Verwundeten einzuladen und bis jetzt noch nicht zurückgekehrt.

VI.

Die Rückfahrt nach Berlin. Auf der Hinreise hörten wir überall, daß die Lazarethe bei Metz von Verwundeten fast gänzlich entleert seien und daß wir doch wohl Ruhr- oder Typhuskranke in den Zug würden aufnehmen müssen. Um sich in den Lazarethen bei Metz über den Stand der Sache persönlich zu vergewissern, reiste Virchow in Saarburg den Zug, indem er einen Extrazug des Ministerialdirektors Weishaupt benutzte, und voraus zu fahren. Die Besorgung, welche Virchow allenthalben unter den Aerzten genießt, erleichterte ihm überall die Erreichung seines Zwecks. Auch verbreitete sich die Kunde von der Einrichtung des Zuges bald an allen Orten vor Metz. Viele Schwerverwundete begehrten dringend mitgenommen zu werden, indem sie die Aufnahme in den Zug und den Transport in die Heimath fast für eine sichere Bürgschaft der Genesung ansahen. Auch brachte die Schlacht vom 7. Oktober, welche am Tage der Ankunft unseres Zuges in Novéant stattfand, und der Belagerungsarme 1700 Mann gekostet hat, den Lazarethen bei Metz wieder einen solchen Zuwachs an Verwundeten, daß die Anmeldungen zum Transport sehr bald die Zahl der Lagerstellen im Zuge überschritten. Am Sonntag den 9. Oktober Nachmittags begann die Einladung der Verwundeten, und zwar zunächst in Ars. In Folge der fortgesetzten Beschießung desjenigen Theiles von Ars, welcher noch im Bereich der Kanonen des Fort St. Quentin lag, wozu auch ein Theil des Bahnhofs gehörte, hatte Prinz Friedrich Karl kurz vorher den Abgang von Zügen nach Ars untersagt. Virchow mußte daher zuvor die ausdrückliche Erlaubniß einholen, mit einigen Waggons nach Ars zur Abholung Schwerverwundeter fahren zu dürfen. Kaum war unser Zug in Ars angekommen, so begann das Fort St. Quentin wieder Granaten zu werfen. Man sah das Aufblitzen des Schusses, ohne bei der großen Entfernung von 8000 Schritt den Knall zu hören. Bald darauf fielen die Granaten staubaufwirbelnd einige hundert Schritte vor dem Zuge nieder. Virchow ließ nun die Sanitätsflagge auf dem Zuge aufhissen, worauf das Fort das Schießen alsbald einstellte. Es wurden hier 18 Schwerverwundete in den Zug eingeladen. Am folgenden Morgen gingen zwei Waggons nach Pont-à-Mousson voraus, um dort 24 Schwerverwundete aus den Lazarethen abzuholen. Die Haupteinladung fand zu gleicher Zeit in Novéant statt; in den dortigen Baracken-Lazarethen waren nämlich die aus den Lazarethen von Gravelotte und aus der Schlacht vom 7. Oktober zum Transport herübergesandten Verwundeten inzwischen untergebracht worden. Die Verladung wurde von unsern Krankenwärtern und den Wärtern ohne Schwierigkeit rasch bewerkstelligt. Die Tragbahren des Zuges mit den festigen Betten wurden in die Lazarethe gebracht, die Verwundeten dort hinausgelegt und hierauf die Tragbahren in die Waggons gehoben und an der nach der Art der Verwundung auserlesenen Stelle wieder in den Gummiringen eingehängt. Die Verwundeten blieben in ihren Betten unverändert bis Berlin liegen, worauf sie aus denselben wieder heraus in die zu ihrer Aufnahme bestimmten Baracken getragen wurden. Abgesehen von zwei leichtverwundeten Officieren, welche im Personenwagen Platz nahmen, und einem ruhrkranken Stabsarzt, wurden nur Schwerverwundete in den Zug aufgenommen. Es waren darunter viele Verwundungen der gefährlichsten Art. Die Wunden waren sämmtlich Schußwunden mit und ohne Frakturen, Schuß durch den Unterschenkel, Oberschenkel, Arm, Hand, Knie, Brust, Lunge u. s. w. Die Wunden rührten theils von der letzten Schlacht vom 7. Oktober, theils von den Schlachten Mitte August her. Im Ganzen wurden 136 Verwundete aufgenommen, mehr als der aus 11 Wagen à 12 Betten bestehende Zug eigentlich fassen konnte. Die Gutherzigkeit Virchow's gestattete nach einzelnen Verwundeten, welche bei der Absahrt zugegen waren, die Aufnahme; dieselben standen angeblich als Leichtverwundete umher, erwiesen sich aber nachher als recht schwer Verwundete. Unter den Verwundeten waren 23 Officiere; zum Gefolge derselben gehörten zwei Hauptmannsfrauen, welche ihre Gatten in den hiesigen Lazarethen gepflegt hatten, 14 Officiersburschen und ein kleiner Officiersspitz, der beim Springen aus dem Waggon ein Bein gebrochen hatte und nun dreibeinig nachjumpelte. Es ist eine Eigenthümlichkeit der preußischen Militärverpflegung, daß man die Officiersburschen gewissermaßen als lebendes Inventarstück der Officiere ansieht und dieselben ihnen daher auch beläßt, wenn sie in die Lazarethverpflegung aufgenommen werden. Die Burschen waren natürlicher Weise sehr froh, auf diese Weise nach Hause zu kommen, zumal man sie nach Aufnahme ihrer Herren in die heimischen Lazarethe nach Hause wird beurlauben müssen. Das unvorhergesehene Gefolge der Officiere hatte zeitweilig, da wir in den Besitz neuer Wagen dafür gelangten, eine große Beengung des Raumes zur Folge. Die Burschen konnten zuerst nur im Depotwagen untergebracht werden. Die beiden Officiersdamen mußten, da die barmherzigen Schwestern unter Berufung auf ihre Ordensstatuten es ablehnten, dieselben in ihr Coupé mit aufzunehmen, in dem Coupé der Aerzte untergebracht werden. Die aufgenommenen Verwundeten gehörten den verschiedensten Truppentheilen an. Auch ein Franzose war darunter, der als Elsässer im Lazareth zu Weißenburg zurückgelassen wurde. Ueberhaupt wurden unterwegs fünf Verwundete ausgeladen und zwar auf ihren besonderen Wunsch, um der Heimath näher zu bleiben. Gestorben ist Niemand unterwegs. Zuwachs erhielt der Zug in Mainz durch Ueberweisung eines 12jährigen Berliner Knaben, welcher seinen Eltern durchgebrannt war und sich mit einer Proviantkolonne auf den Kriegsschauplatz bis Graveolotte geschmuggelt hatte. Die Fahrt dauerte von Novéant bis Berlin im Ganzen 72 Stunden, einschließlich 12 Stunden, welche wir in Nancy während der ersten Nacht still liegen mußten. In den beiden folgenden Nächten wurde durchgefahren. Der Aufenthalt auf den einzelnen Stationen dauerte fast überall länger als 1½ Stunde. Klagen über die Fahrt wurden Seitens der Verwundeten nur einmal laut, und zwar auf der Strecke von Bebra bis Erfurt. Hier beschwerten sich die Insassen des hannover'schen Waggons (des einzigen dieser Art im Zuge) über das starke Schütteln. Virchow ließ in Folge dessen Langsamer fahren. Die Fahrt von Nancy bis Weißenburg dauerte etwa 12 Stunden. Von Weißenburg bis Mainz brauchten wir, den Zwischenaufenthalt eingerechnet, etwa 15 Stunden; die Fahrt von Mainz über Frankfurt, Hanau, Bebra, Eisenach u. s. w. bis Berlin dauerte eine 24 Stunden. Der Dienst war für das gesammte Personal während der beständigen Fahrt ein überaus anstrengender. Die drei Aerzte, welche unter Virchow's Oberleitung die Verbände besorgten, nämlich die HH. Dr. L. Meyer aus Berlin (Schwager Virchow's), Dr. v. Bich (ein Schweizer und in den Berliner Baracken thätig), Dr. Heberger (ein Norweger, gleichfalls in den Baracken thätig), waren unausgesetzt beschäftigt. Jedem lag die Sorge für etwa 35 Kranke ob. Dr. Schenkel aus Pont-à-Mousson verfah die zwei dort eingeladenen Wagen. Das Wartepersonal bestand aus 10 bezahlten Wärtern, 6 grauen Schwestern und unsern 5 Preußen, welche letztere sich besonders eifrig zeigten. Es kam also auf etwa 6 Kranke durchschnittlich eine Wartsperson, wobei zu berücksichtigen ist, daß diese Wartung auch drei Nächte hindurch fortgesetzt werden mußte, daß bei den Verwundeten vieles in der Wartung im Lazareth vor der Abreise Versäumte nachgeholt werden mußte, und daß die Officiere in Bezug auf Bedienung keine geringen Ansprüche erhoben. Die Officiersburschen kamen nur sehr vereinzelt zur Verwendung. Jedenfalls bedürfen solche Züge ein weit gebildeteres, zuverlässigeres und opferwilligeres Personal, als es der gewöhnliche Lazarethdienst erheischt. Man denke nur an die Schwierigkeiten, welche aus der Beengung des Raumes entstehen und die nur durch die größte Ordnung und Reinlichkeit einigermaßen überwunden werden können. Den Aerzten wird die Be-

Digitized by Google

handlung der Kranken gegen den gewöhnlichen Lazarethdienst dadurch erschwert, daß die Lagerstätten nur von einer Seite zugänglich sind und außerdem bei den unteren Lagern der Dienst nur kniend verrichtet werden kann. Die Materialverwaltung wird dadurch erschwert, daß sich inmitten des Zugs kein Depotwagen befand (der Proviantwagen hatte wegen Radsenbrand in Halle zurückgelassen werden müssen), die Vorräthe also nur in einem verschlossenen Güterwagen am Ende des Zuges mitgeführt werden konnten. Ueberhaupt würde für die bessere Einrichtung im Innern des Zuges die Nachahmung der Einrichtung von Seeschiffen in vieler Beziehung sehr förderlich sein können. Das Kochen während des Fahrens fand in den Mitteln des Zugs ein großes Hinderniß; es werden aber wohl noch Vorrichtungen möglich sein, um die Einrichtung des Rüttelns auf den Kochherd zu mindern. Auch war die Kochvorrichtung für 180 Personen wohl nicht ausreichend. Vielleicht lag es auch an den Köchen, welche, an die Gastlokalitäten gewohnt, sich in die besondern Verhältnisse nicht recht zu schicken wußten. Das erforderliche warme Wasser zum Kaffeekochen und zur Zubereitung der Fleischpräserven wurde daher theilweise auf den Stationen beschafft, bezw. telegraphisch voraus bestellt. Liebesgaben für die Verwundeten wurden von Saarne an überreichlich angeboten. In Saarne und Hagenau sind, wie ich nicht, badische Vereine thätig. In Weißenburg, der Hauptetappenstation, macht sich der Mangel einer ähnlichen Einrichtung recht fühlbar, wie wir schon auf der Heimreise zu bemerken Gelegenheit hatten. In der Pfalz und in Großherzogthum Hessen, sowie nachher in Kurhessen, wetteifern alle Stationen in der liebevollen Verpflegung der Verwundeten. In Altheim kam die ganze Bevölkerung mit Kaffee und Milchtöpfen nebst Weißbrodkorb herangeströmt. Bei der Einrichtung unseres Zuges waren die Liebesgaben weniger Bedürfniß; doch mochte man sie auch nicht abweisen, um nicht zu kränken und gegen andere Züge gleichgiltiger zu machen, welche solche Vertheilung allerdings in hohem Grade bedürften. Donnerstag um 13. Mittags kamen wir nach achttägiger Reise unter strömendem Regen in den Baracken in Berlin an, von den Vorständen, dem Personal und den Rekonvaleszenten jubelnd begrüßt. Das beste Zeugniß für den Zug stellte ein Schwerverwundeter aus, der bei der Ausladung laut klagte, daß man ihn aus dem Bett, worin er so schön gelegen, entfernen wolle. Wer den Zug auf der langen Reise besuchte, Officiere, Aerzte, Eisenbahnbeamte, jeder sprach seine Freude über solche Einrichtung aus, zugleich aber auch die lebhafteste Entrüstung, wie bisher die Verwundeten durchweg nach Deutschland transportirt worden sind, „schlechter als das Vieh", diesen Beraleich setzte man allenthalben. Zusammengedrängt in unschlossenen Güterwagen, in Schmutz, auf wenig oder gar keinem Stroh, allen Stößen ausgesetzt und durchweg ohne Wartung und Pflege während der Fahrt haben die Armen zum Theil mit durchschossenen Gliedern die mehrtägige Reise zurücklegen müssen. Jetzt, heißt es, wird die Militärverwaltung selbst solche Züge wie den Bischof'schen einrichten. Hoffen wir, daß derselben nicht mehr allzu viel nöthig sein werden, und dieser Krieg, von dessen Schrecken man erst in der unmittelbaren Nähe einen Begriff bekommt, bald sein Ende finden wird.

Berlin, den 16. Oktober 1870.

Eugen Richter.

Auszug aus dem Berichte eines freiwilligen katholischen Feldgeistlichen,

gerichtet von Nancy den 22. September ds. Js. an Seine Excellenz den hochwürdigsten Herrn Erzbischof von München und Freising als Capellanus major der bayerischen Feldtruppen*).

(Fortsetzung.)

Den 3. Septbr. Mittags langten wir endlich wohlbehalten hier in Nancy an. Zur damaligen Zeit war eine katholische Seelsorge für unsere deutschen Soldaten noch nicht organisirt, und es bot sich daher dem katholischen Priester auf jedem Schritte Thätigkeit in Hülle und Fülle dar. In den 11 Spitälern, welche damals mit Kranken belegt waren, lagen circa 1600 bis 1800 verwundete und kranke Soldaten, worunter nur eine ganz geringe Zahl Franzosen. In den ersten Tagen besuchte ich verschiedene Lazarethe, übernahm aber dann auf besonderen Wunsch des Herrn Grafen Conrad Preising-Moos, Delegirten des St. Georg-Ritter-Ordens aus Bayern, ganz speciell die Seelsorge für das größte der hiesigen Lazarethe, nämlich für das hôpital militaire. In diesem Spitale werden zumeist die an Typhus, Ruhr, Pustenterien, Blattern und ähnlichen Erkrankten untergebracht, und es schwankt deren Zahl seither immer zwischen 350 bis 380, worunter der weit größere Theil Katholiken sind und die meisten der Erkrankten unserm bayerischen Vaterlande angehören. Die Patienten werden von 40 französischen barmherzigen Brüdern, welche schon seit Jahren dieses Militärspital besorgen, aufs liebreichste gepflegt. Aus Schlesien sind 4 deutsche Brüder zur Unterstützung beigegeben. Die Direktion des ganzen Spitals besorgt Herr Graf Conrad Preising, der vom frühen Morgen bis spät Nachts in edelster, wirklich aufopfernster Weise unermüdlich für Alles und Jedes im Großen und Kleinen zu sorgen bemüht ist. Stundenlang weilt er in der verpesteten Atmosphäre der Typhussäle am Bette der Kranken, um Worte der Ermunterung, des Trostes und Gottertrauens an sie zu richten. Während andere hohe Herren Partien verabredeten, stimmt er sich, obschon seine Gesundheit dringend einen kleinen Ausflug in frische Luft erheischte, keinen Augenblick Ruhe und Erholung. Wohl ist ganz Nancy (von den obersten bis zu den niedersten Schichten der Bevölkerung) einstimmig in Worten der Anerkennung, des Lobes und der Bewunderung über den edlen bayerischen Ritter mit dem St. Georgs-Kreuze auf der Brust, aber ihn zu belohnen ist nur Gott allein im Stande.

Die seelsorgliche Thätigkeit im hiesigen hôpital militaire war natürlich die gleiche, wie überhaupt in jedem Spitale, — das Wirken des Priesters an Kranken und Sterbenden. Mit welchem Verlangen sehnten sich die armen Kranken nach geistlichem Zuspruche, mit welch' inniger Andacht empfingen sie die heiligen Sterbsacramente (ich kann es als eine große Gnade betrachten, daß im Militärspitale auch nicht Ein katholischer Kranker ohne die heiligen Sacramente aus dem Leben schied), wie baten sie, ihnen vorzubeten, mit welcher Freude nahmen sie die schönen Sterbegebetbüchlein, die gewöhnlichen Rosenkränze, Kreuze und Medaillen in die Hand und hingen sie andächtig an die Brust, wie lauschten sie, wenn man von der Heimath, den lieben Aeltern und Angehörigen sich erkundigte und erzählen bat, statt ihrer nach Hause zu schreiben, um ihre Lieben zu beruhigen. — Das ist in flüchtigen Contouren die Berufsthätigkeit des katholischen Priesters in einem Militärlazarethe. So geht es Tag für Tag, Woche für Woche in beständigem Kreislaufe.

Die Haltung unserer bayerischen Soldaten ist eine vorzügliche, besonders in religiöser Beziehung. Es ist wirklich ergreifend — ich spreche aus eigener Anschauung, — wenn man unsere Soldaten in den Kirchen und Kapellen der hiesigen Stadt beim Gottesdienste und den täglichen Abendbandachten zahlreich auf dem Boden knieend, mit gefalteten Händen in tiefer Andacht beten sieht. Das ist den Franzosen etwas ganz Neues und Ungewohntes, und sie sprechen deßhalb auch offen ihre vollste Anerkennung über die „Bavarois" aus. Sonntag, den 4. September, ward in der hiesigen Kathedrale das Hauptfest des heiligen Mansuetus, des ersten Bischofs von Toul und Nancy, des Apostels von Lothringen, gefeiert. Der Festprediger, ein Canoniker, schilderte das Leben des Heiligen und forderte zur Rückkehr zu Gott und zur Beobachtung seiner Gebote auf. Am Schlusse mahnte er die Altäßigen, die Heiligen nachzuahmen und endete die Predigt, indem er mit kräftiger Stimme ausrief: „Imitons les Allemands!" „Laßt uns nachahmen die Deutschen in ihrem Eifer beim Besuche der Kirchen, — in ihrer innigen Andacht beim Empfange der heiligen Sacramente, dann wird Gott . . . ." Gewiß eines rühmenswerthe Anerkennung unserer katholischen Soldaten, die um so anerkennenswerther, als sie im Feindeslande, um so ehrenvoller ist, als sie öffentlich in Gegenwart des hochwürdigsten Herrn Bischofs von Nancy stattgefunden. Hätte ich diese Thatsache nicht selbst erlebt, die Worte nicht selbst vernommen, — ich würde es kaum für möglich halten.

*) Aus dem Pastoralblatt für die Erzdiöcese München-Freising.

Digitized by Google

Der hochwürdigste Herr Bischof von Nancy ist für die deutsche Militärseelsorge sehr besorgt. Jeden Montag morgens findet, früher unter dem Präsidium des Herrn Fürsten Löwenstein von Heubach, jetzt unter der Direktion des Hrn. General-Vicars, eine Conferenz der deutschen und deutschsprechenden französischen Priester zu Nancy (es sind deren letzteren vier, von denen aber gegenwärtig einer verreist ist) statt, um die verschiedenen Bedürfnisse für die Localseelsorge zu besprechen. — Da es von Interesse sein dürfte, so füge ich noch eine Zusammenstellung der hiesigen Lazarethe an.

1) Hôpital militaire — Seelsorge: der Berichterstatter, unterstützt durch Herrn Benefiziat Stangl von Erding.

2) Hôpital des jeunes-aveugles, das ehemalige Blinden-Institut. Die Seelsorge versieht ein Jesuitenpater, die Krankenpflege die Schwestern des hl. Carl Borromäus.

3) Manufacture des tabacs. Die Seelsorge wird besorgt durch einen französischen Institutsdirektor, die Krankenpflege durch barmherzige Schwestern.

4) Caserne de Saint Jean. Die Seelsorge versieht Herr Kaplan Pröll aus der Diöcese Eichstätt, die Krankenpflege Sanitätssoldaten, meistens Bayern.

5) Caserne de Saint-Catherine, meistens mit bayerischen Soldaten angefüllt. Seelsorge: ein Jesuitenpater aus Mainz; Krankenpflege: deutsche katholische Ordensschwestern.

6) Maison de correction ou prison. Seelsorge: Herr Stangl. Krankenpflege: französische Ordensschwestern.

7) Séminaire. Seelsorge: aushilfsweise auf eine Woche Herr Stangl, regelmäßig P. Bach und Elsässer.

8) Dépot de Mendicité.

9) Hôpital de S. Leon.

10) Ecole forestière und

11) Ecole normale sind dem Berichterstatter aus eigener Anschauung nicht bekannt.

12) Asile de Saint Leon. Seelsorge: früher der Berichterstatter; Krankenpflege: protestantische Diakonissinnen.

Diese 12 Lazarethe werden durch freiwillige Seelsorge katholischer Priester, worunter drei: Herr Benefiziat Stangl aus Erding, Herr Kaplan Pröll aus Wöning, Diöcese Eichstätt, und der Berichterstatter — aus Bayern, versehen, woraus sich die absolute Nothwendigkeit der freiwilligen Kriegs-Seelsorge zur Genüge ergeben dürfte, sowie die gänzliche Unzulänglichkeit der officiell für die katholische Militärseelsorge angestellten Priester.

13) Baraques des Bonsecours ou de Bellevue, 10 große aus Holz erbaute Baracken in der Nähe des Klosters du sacré Coeur. Seelsorge: Herr P. Hermann Koneberg, Benediktiner aus Augsburg, kgl. bayerischer Feldkaplan des II. Hauptfeldspitales. Krankenpflege: 5 barmherzige Schwestern und 5 prot. Diakonissinnen aus Augsburg.

14) Collège de la Malgrange, ein Institut für Knaben, 1/2 Stunde von Nancy entfernt, in herrlicher Lage; Seelsorge: P. Hermann Walther, Franziskaner von Dettelbach, k. bayer. Feldkaplan des III. bayerischen Hauptfeldspitals; Krankenpflege: protestantische Diakonissinnen.

Um eine schr französische Eigenthümlichkeit noch zu erwähnen, erlaube ich mir die Namen der großen Säle in unserm hôpital militaire noch anzuführen. Im ersten Stocke heißen die Krankensäle: Auerstig, Friedland, Eylau, Posen, Ducksney, Cirone, Héliopolis, Bautzen; im zweiten Stockwerke: Denain, Constantine, Oporto, Navarin, Marengo, Lodi, Sebastopol, Rivoli, Krasnó ꝛc.

(Schluß folgt.)

Historischer Verein von Niederbayern.

Landshut, den 4. November 1870.

In der gestrigen Monatsversammlung erstattete Herr Professor Höger sehr interessanten Vortrag über den unter Herzog Ludwig dem Reichen in Landshut lebenden großen Staatsmann Dr. Martin Mair, der 1480 daselbst starb und an den noch der in der Frauenkapelle bei St. Martin angebrachte Denkstein, sowie das von ihm erbaute Haus, jetziger Gasthof zum Kronprinzen, erinnert.

Dem höchst dankenswerthen historischen Bericht des Herrn Professors Höger folgte die Kundgabe der seit der letzten Monatsversammlung neu beigetretenen Mitglieder. Diese sind: Herr k. Notar Raumaier dahier, Herr Kooperator Maier in Hienham, Herr k. Regimentsquartiermeister Brucker und Hr. Banafisient Brudlochner dahier.

Hierauf übergab der I. Vereins-Vorstand Herr Regierungs-Direktor Kaisenberg den Anwesenden die eingekommenen Geschenke der Herrn: Bohrer, Pfarrer in Hofkirchen, Brucker, kgl. Regimentsquartiermeister dahier, Ebert Georg in Unterfalhof, Gehrer, Uhrmacher dahier, Geithe, Schriftsetzer dahier, Haberl Simon von Leppersdorf, Härtlmaier, Kloster-Beichtvater in Mallersdorf, Haselbeck in Niederaibach, Huber Joseph in Ruhoi, Huber in Unterfalhofen, Kolbeck, k. Förster in Hofkirchen, Lang, Realitätenbesitzer in Kelheim, Linsmaier, Distrikts-Wegmacher in Mallersdorf, Lotzinger, Pfarrer in Wettenbach, Lubsteck, Zollmeister in Pfaffenberg, Neudecker, Stadtkooperator in Landshut, Odermaier, Pfarrer in Hofenpercha, Schmiedmeister A. R. in Martinsbuch, Schönchen, k. Bezirksamtmann in Mallersdorf, Staimer, Apotheker in Geiselhöring und Vogel, Kaufmann in Geiselhöring.

Die sämmtlichen, darunter sehr beachtenswerthe Geschenke, welche theilweise auch durch das Bemühen des Herrn Lehrers in Martinsbuch dem Vereine zukamen, wurden dankend entgegengenommen und insbesondere der rege Eifer, mit dem Herr Bezirksamtmann Schönchen in Mallersdorf für den historischen Verein wirkt, allseitig dankend anerkannt. Das von Herrn Realitätenbesitzer Lang in Kelheim überlassene Skelett, das im Jahre 1864 bei Gelegenheit der Untersuchung mehrerer germanischer Gräber bei Waldhorf ausgehoben wurde und nun eine äußerst schätzenswerthe Pièce der Vereins-Sammlung bildet, fand lebhaftes Interesse und soll in einer der nächsten Monats-Versammlungen näher besprochen werden.

An literarischen Novitäten beziehungsweise Tauschschriften wurden den die gestrige Monatsversammlung besuchenden Herrn vorgelegt: Vom Württemberg'schen Alterthumsverein das 12. Jahresheft mit der Ansicht des Hochaltars in der Schloßkirche zu St. Jakob in Minnenthal und der Johannesstücke zu Gmünd. Von der kgl. bayer. Akademie der Wissenschaften „Sitzungsberichte Bd. I. Heft IV. 1870.“ Vom historischen Verein für Niedersachsen Zeitschrift pro 1869, dann die Publikationen der Smithsonian Institution zu Washington, sowie die Correspondenzblätter des Gesammt-Vereines der deutschen Geschichts- und Alterthums-Vereine Nr. 7 und 8 und der literarische Handweiser Nr. 93 und 94.

Die nächste Monats-Versammlung findet Donnerstag den 1. Dezember l. J. statt.

Marien-Kalender pro 1871. Regensburg, Pustet Preis 15 kr. — Im Hinblick auf die große Menge bekanntlich wirklender Kalender, die jährlich im Volke verbreitet werden, finden wir uns veranlaßt, den „Marien-Kalender“, der so würdigen und so schönen Inhalt bietet, für die Bedürfnisse des täglichen Lebens praktisch eingerichtet und mit vielen und schönen Illustrationen ausgestattet ist, auf das Wärmste zu empfehlen.

Bitsch. Trutzgesang aus der von den Bayern belagerten Festung

Wir san halt so lustige Hammerschmidzell'n
Können fortgeh'n, können dableib'n, können thun was m'r will'n.

Wenn nun als deutsche Gränze wirklich die Mosellinie angenommen wird, so muß ja auch die „Wacht am Rhein“ geändert werden?

Es würde sich vielleicht empfehlen zu sagen:

Lieb' Vaterland, ganz ruhig bist',
Wir halten dir die Wacht an der Mosel.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 45. Den 13. November: Stanislaus.

Zur Schlacht von Orleans.

Das Augsburger Tagblatt theilt seinen Lesern nachstehenden interessanten Brief eines Combattanten der bayerischen Armee, der über die Schlacht bei Orleans berichtet, mit:

Orleans, den 13. Okt. 1870.

Meine liebsten Eltern!

Die Siegesnachricht ist Euch wohl längst zu Ohren gekommen, und Ihr werdet wieder wegen meiner in großer Besorgniß gewesen sein; allein Gott hat mich auch diesmal glücklich und dem Blutbade geführt. Bei Sedan war es ein großer Schlag, allein die Details sind nicht so grauenhaft, wie in diesem Straßenkampfe, wo jedes Haus eine Festung war, aus jedem Fenster gefeuert wurde. Ich will unsern ganzen Marsch beschreiben, da es doch von Interesse ist.

Meine Karte vom 6. Oktbr. zeigte Euch meinen plötzlichen Abmarsch vom geliebten Longjumeau an. 2 Uhr marschirte die Division ab und kam gegen 7 Uhr nach Montlhéry, einem elenden Dorfe von etwa 30 Häusern, wo zwei Regimenter einquartiert wurden, Mann auf Mann geschichtet, wie die Häringe. Das Dorf wurde während der Nacht verschanzt, da es eine günstige Lage hat auf einer Hochebene und man den feindlichen Angriff hier erwartete. Hier erfuhren wir auch, daß wir auf eine französische Säbarmee losgehen, die im Anmarsch auf Paris ist. Allein wir hielten nicht viel davon, und glaubten, es seien nur Mobilgarden und Nationalgarden. In alle Häuser wurden Schußscharten gemacht, Schützengräben aufgeworfen, Mauern zur Vertheidigung hergerichtet. Am 7. Bliehen wir da liegen und wurden die Vertheidigungsanstalten weiter getroffen. N. und ich waren ganz fidel, wenn man auch wenig hatte, wir thaten uns in den prachtvollen Weinbergen zu Gute, die Trauben grün, dieu waren vor lauter Uniformen; in ein Paar Stunden war jedes Beerchen verschwunden. Morgen sollte der Feind gewiß kommen; allein, wie immer in diesem Kriege, griff uns der Feind nicht an. Wir marschirten am 8. früh ab nach Etampes, einem ziemlich großen Städtchen, von etwa 15 000 Einwohnern. Unter Stürmendem Regen kamen wir 6 Uhr Abends todmüde an. Das ganze erste Armeekorps lag da drinn, und es ging wieder schaul mit dem Platze her. Den 9. in aller Frühe beim Regen abwerschirt und zwar als Vorhut auf dem linken Flügel; der Feind hatte sich in den benachbarten Schluchten gezeigt, wir mußten ihn aufsuchen. Wir hatten den Befehl, bis zu einem bestimmten Punkte vorzudringen, Alles vor uns niederwerfend. Da ging der Marsch langsamer, denn jedes Gehöft, jedes Wäldchen rechts und links mußte durchsucht werden. Allein wir kamen ungehindert bis Autray, einem elenden Neste. Unsere ganze Bagagen hatten ein Paar Mobilgarden, die wir gefangen nahmen, kleine Bürschchen; aus einem Dorfe wurde auf uns geschossen, kaum aber ordentlich requirirt. Das war unser Sonntagsvergnügen. Da man spät ankam, mußte man, wenn man etwas essen wollte, lange kochen, 12 Uhr Nachts aß ich zu Morgen, Mittag und Abend.

Am 10. ging es los. Früh fort, die Straßen waren ganz weich durch den Regen und dadurch der Marsch ungeheuer beschwerlich. Plötzlich hörte man rechts auf der Hauptstraße Kanonendonner, dann sah man auch, wie in einem weiten Bogen da und dort den Rauch von den Kanonen aufstieg. Im beschleunigten Tempo vorwärts, in Linie aufmarschirt, von der Straße ab rechts geschwenkt, durch lauter Felder, die grundlos waren. Am Bahnhamm von Artenay stand schon eine Batterie; wir daneben, und dahin fielen feindliche Granaten, die in der Luft zerplatzten, etwa 100 Schritte rechts von uns. In diesem Feuer standen die Bataillone. Hätte der Feind besser gezielt, hätte er ganze Kolonnen getroffen. Dieses Pfeifen surrt mir noch im Ohr, wenn sie so in der Luft daherfliegen, dann krachend platzen, das ist ein eigenthümlich schmetternder Ton. Die Jäger vor uns in Plänklerlinie vor. Bald trug man die ersten Verwundeten zurück. So rückten wir vor über Artenay hinaus der Feind stets retirirend. Da lagen wieder Todte und Verwundete in Massen beisammen, prachtvolle wollene Decken, ganz neue Chassepots, Munition, Tornister; unsere Leute haben fast alle französische Wäsche. Einen verwundeten Turcos vergesse ich nie. Er lag im Graben, ein ganz schwarzer Kerl, groß und stark, wie ich noch keinen gesehen. Die Kugel stackte im Kopfe über'm linken Auge, faustdick hing das Hirn heraus. Dieser winkte im rasenden Schmerze immer mit der Hand, das Gesicht gräulich von Schmerz verzerrt; ich mußte wegschauen von diesem scheußlichen Schauspiele. Andere wälzten sich im Blute, bald kamen auch Gefangene zurück. Immer vor bis la Croix Briquet, wo wir Nachts 12 Uhr ankamen und biwouakirten. Ich wollte nichts mehr essen, wir waren todmüde; N. und ich legten uns ins Stroh, verkrochen uns darin und schliefen unter Mondschein den Schlaf der Gerechten. Auf dem Platze, wo man ankam, fiel Alles um, und schlief. Das war das Vorspiel zum großen Drama des folgenden Tages. Nach solcher Anstrengung kann nur deutsche Ausdauer, deutsche Kraft noch günstige Resultate erzielen. Das war ein großer Tag für Bayern, für unser Regiment. Blutigroth stieg die Sonne am Morgen des 11. Oktobers auf; sie wollte uns leuchten zum blutigen Werke. Wir haben nach Orleans noch 6 Stunden. Bei frühem Morgenlicht war Alles wieder auf und Jeder fest darauf los. Um halb 8 Uhr aber ging es vorwärts, langsam, aber ohne Aufenthalt, bis in den Wald von Orleans über Chevilly nach Cercottes. Hier hörte man die ersten Kanonenschüsse. Am Ende des Ortes marschirten wir wieder auf, de schlugen zwei Granaten ein hinter dem Bataillon, das noch hinter uns stand. Das war der Gruß, dann über die Köpfe pfiffen sie hin, daß sich Alles duckte, man konnte fast den Luftzug spüren, und krachend, aber ohne Schaden fielen sie nieder. Gleich darauf ritt unser madrer Regimentskitzler auf seinem Maultiere vor die Front und gab den Segen mit den Worten: „Das Herz zu Gott empor!" Da wußten wir wie viel es geschlagen. — Unsere Batterien fuhren auf, und nach wenigen Schüssen war keine Spur von einer feindlichen Artillerie mehr zu sehen. Das Gewehrfeuer begann auf der linken Flanke, dann auf der rechten, zog sich aber zurück. Der Feind zog sich von der Höhe zurück in die Thalsenkung von Orleans, man konnte schon den Thurm der Kathedrale sehen. Auf der Höhe stand eine Windmühle, da begann unsere Arbeit. Durch Weingärten mußten sich die Kolonnen durchschlängeln — trotz des ersten Augenblicks konnte ich nicht umhin, eine Traube, die mich anlachte, wegzureißen und zu verspeisen. Durch Hecken mußte man sich zwängen, stets vorwärts. Vom Feinde nichts zu sehen, der die ganze lang ausgedehnte Vorstadt und das Dorf vom besetzt hatte, allein das bekannte Pfeifen und Rascheln im Laubwerke sagte uns genug, wer da sei. Der Kampf war vorzüglich Infanteriekampf, denn die Artillerie konnte lange nicht auffahren. Einzelne Kompagnien dehnten sich aus, wir nach, von Zeit zu Zeit das ganze Bataillon unterm Laubwerk versteckt war. Plötzlich kam der Befehl zum Vorgehen im Sturmschritt. Wir nahmen das Bajonett auf, und unter Hurrah auf die ersten Häuser los. Man ließ uns ruhig herkommen, aber bei den ersten Häusern in der Straße empfing uns ein so mörderisches Feuer, das wie von unsichtbaren Händen kam, daß sich

Digitized by Google

alle im ersten Augenblicke erschreckt über einander in Verwirrung hinter ein kleines Häuschen duckten, bis es wieder vorging. Lange mogte es unentschieden hin und her, vor und zurück, wir konnten nicht helkommen, aber stets hieß es: „Marsch vormärts", bis Officiere voraus, wir wichen nicht. Das ist ein peinliches Gefühl, wenn einzelne zurückgehen, sei es auch blos um bessere Positionen zu suchen. Allein wie konnten die flegelgewohnten Deutschen weichen? Rückzügerchen wird ausgemerzt in unserm Reglement. Doch wo der Ort nicht brannte, wich der Feind, den wir sowohl an Muth, als an Zahl bedeutend unterschätzt hatten, keinen Zoll.

Ein Straßenkampf ist das schrecklichste, was es im Kriege gibt; jedes Haus wurde gestürmt; wenn die Franzosen aus dem brennenden, Haus weichen mußten, wurde jeder einzelne der herauskam, empfangen, aber nicht erschossen, sondern mit dem Gewehrkolben erschlagen; je einer buchstäblich durch den Kopf mit dem Bajonette an die Wand gespießt. Die Erbitterung unserer Soldaten war furchtbar, mit allrr Energie mußte man die Gefangenen von dem Erschlagen retten; es war kein Gefecht, sondern ein Gemetzel. Viele wurden sogar in gedeckten Stellungen getroffen. Von der Höhe brach vom Thurme schossen die Trupfen, bis eine Granate ein Trumm wegrig. Ein fanatischer Geistlicher*) eiferte die Franzosen an und rief: „Und Frankreich siegt doch". Daß man ihn nicht erschlug, war Alles. Lange wollte keine Unterstützung kommen, und vielfach ging die Munition aus. Als aber Granaten einschlugen und das Dorf an allen Ecken brannte, wich der Feind; allein viele Franzosen wollten lieber in den Häusern verbrennen, als Pardon nehmen. Unsere Leute mußten vor den eigenen Granaten weichen, da diese hinter uns in die Häuser einschlugen, so daß sie das Feuer einhalten mußten. Die Feinde hatten per Bahn Unterstützung erhalten, und waren abgelöst worden; warten zuhem noch gute, ungeschwächte Truppen, meist aus Algier — hatten sie Artillerie gehabt, es wäre uns schlecht gegangen. Die Preußen kamen auf der rechten Flanke, und damit war aller Widerstand gar; die Vorstadt war genommen; es war aber auch Zeit, denn die Nacht war bereits eingebrochen. Unsere Verluste sind bedeutend. Von unserm Regimente Hauptmann Horn todt, Lieutenant Graaz, ein Major von 2 Bataillon verwundet, Lieutenant Rübel — mein Jugendkommandant —, Lieutenant v. d. Tann, Lieutenant Heldbrunner und noch einige vom 2. Bataillon. Hauptmann Seidenstücker todt. Unsere Kompagnie hat es auch arg mitgenommen; 4 Unteroffiziere gefallen, 2 todt. Abends 7 Uhr war die Blutarbeit vollendet, der Feind nach Orleans zurück, die Vorstadt in Flammen, wenigstens theilweise. Die Häuser schauen grauenhaft aus, in den Zimmern liegen Todte im Blute, die statt das Gefecht erreicht hatte, Thüren und Fenster eingeschlagen, Verwundete in den Hausgängen. Im Gefecht war selten durchmandert gekommen; nach und nach erst sammelte sich die Kompagnie. Im Gefecht ist man zu aufgeregt, als daß ich mich noch an Details in Betreff meiner Person erinnern könnte. Ich weiß blos, daß ich von Deckung zu Deckung sprang, hinter einem Steinhaufen lange lag, dann hinter einem Hause, Baume, und so vortam, ich weiß nicht wie.

Das Wiederstehen nach einer Schlacht kann ich nicht beschreiben, als ich meine Freunde wieder traf. Man fiel sich um den Hals und weinte. Besonders auch mein Feldwebel, der mich wie sein Kind schätzte; da rührt sich auch ein Eisenherz, denn das Leben hat man einen Werth, den man nicht schätzen kann. Das Regiment sammelte sich, so gut es gehen wollte, und wir bivouakirten auf der Straße in der Vorstadt. Da ging das gräßliche Nachspiel an. Die Thüren und Fenster waren alle geschlossen, wo nicht sogleich aufgemacht wurde, schlug man Alles ein. Unheimlich tönten die Schläge der Axt durch die Nacht. Dann wurde geplündert; der eroberte Ort wurde sittlichzweifelhaft preisgegeben; da gab es Sachen in Fülle: Wein und Liqueur, Thranen, Obst, Brod u. s. w. und Alles möglichst; jeder nahm, was er wollte. Die ganze Straße entlang lagen Todte; unsere Leute schliefen daneben; ich glaube, daß viele sogar auf ihnen lagen in der Nacht. Der Tumult ist unbeschreiblich; hier die Thüren eingeschlagen, dort ein Dachstuhl, der abbrannte und wo Flammen herauszischten, das Schreien der Soldaten, die Weins brachten, das Marschiren der Truppen, das Freudengeschrei der Bekannten, die sich trafen, das Wimmern der Verwundeten, dort eine schene Ruh, die große Verwirrung anrichtete, die sie erschossen wurde, dann das Wuthgeschrei, wenn man Einwohner brachte, die auf Soldaten schossen(?). Einen Arbeiter brachten sie in Hemdärmel, er sollte geschossen haben, er erzählte, er sei Vater von 5 Kindern, habe keine Flinte gehabt, seine Kinder waren rein; ich rettete ihn und ließ ihn durch ein Seitengäßchen laufen; wie der mir die Hände verküßte. Noch ein Bild eines traurigen Anblicks muß ich erwähnen. Ich kam in eine Wohnstube, wo es finsterlicher war, nachdem ich im Gange über zwei Verwundete gestiegen. Ich zündete mein Licht an. Dieser Anblick! An den Heerd gekauert saßen 2 alte Frauen, 2 Mädchen daneben, ein Knabe schlafend im Lehnstessel. Hinten in der Ecke zwei Betten, in in einem ein blasser Mann, Civil, schwer krank, aufrecht sitzend und gegenüber ein verwundeter Soldat nackt im Bette; er röchelte. Ich holte ihm Wein und richtete ihn auf; er zeigte mir seine Wunde im Unterleibe, sie leuchtete zurück, seine Augen waren schon im Brechen, doch sein Verband, all ein Paar Lumpen voll Blut, die die Alte auflegte. Ich suchte einen Arzt, traf einen französischen Sanitätssoldaten, nahm ihn mit, der schaute ihn und seine Wunde an, schüttelte mit dem Kopf, winkte mit der Hand und ging. Der Arme muß sterben. Im Gange lagen die Verwundeten ohne alle Decke bei der kalten Nacht; ich wollte eine holen; ging oben in das Zimmer; welch ein Anblick! Da lag ein Todter, ein Franzose, und eine Blutlache rings um, das Bett blutig, alle Kasten aufgesprengt und der Inhalt auf dem Boden. Ich habe schon viel gesehen! — Noch ein gräßlicher Akt. Unter einem Kleiderhaufen lag ein Körper mit dem Mantel zugedeckt; wir marschirten vorüber; der Körper zuckte, eine feine Uniform war sichtbar, man sprang hin, zog den Mantel weg; er war nicht zu erkennen. Auf die Frage, wer er sei, antwortete eine dumpfe Stimme: „Ich bin der Einjährige Segger." Beide Augen waren ihm ausgeschossen; er lebt noch; zum Himmel schreien solche Scenen!!

Solche Scenen an allen Ecken, ich würde mit dem Erzählen nicht fertig.

Alles war müde und legte sich; Feldwebel und ich wollten von unserm verwundeten Lieutenant Rübel noch Abschied nehmen, und gingen, ihn aufzusuchen. Diesen Gang vergesse ich nie; wir gingen eine Stunde weit zurück, mitten in der Nacht, der Mond und die brennenden Häuser leuchteten uns. Alles still und öde, bloß die und da noch ein Sanitätswagen oder Tragbahren, so kamen wir an Leichen vorbei bis in das letzte Lazareth, trafen ihn aber nicht. Wir waren furchtbar aufgeregt, jeder erzählte seine Erlebnisse, wir weinten wie die Kinder und dachten an unsere Lieben. Vielleicht fehlte noch eine Linie und wir lägen auch hier, unbekannt und unbeweint in fremder Erde, aber vielleicht gar in rasendem Schmerze, ohne Trost, ohne Hilfe, unglücklich für's Leben lang. Diese Gefühle sind die heiligsten, nach einer Schlacht sich gerettet zu sehen, in Mitten von todten Freunden; auf den Knieen muß man Gott danken. Wer das Leben nicht so als Gnadengeschenk erhalten, kann es nicht schätzen. So eben schlug es 10 Uhr vom Thurme in Orleans. Wie lange hörte ich keine Uhr mehr schlagen! Wie ist es, als wäre ich zu Hause, und hörte die Glocke von St. Ulrich, die mir so oft in meinen Zimmerchen, beim Studium erklungen. Es war eine schöne, goldene Zeit! Alle lagen uns eben zum Schlafen nieder in Gesellschaft der Todten auf der Straße; blutige Matratzen aus den Häusern sollten uns warm halten, als es plötzlich hieß: „Fort marschiren". Orleans, die stolze Stadt hatte sich ergeben; der Feind ist über die Loire zurück. Es begann der Rückmarsch durch die Vorstadt St. Jean, über die Brücke in die Stadt selbst durch die menschenleeren Straßen; riesenhaft stand das Monument der Jungfrau von Orleans vor uns. Auf den öffentlichen Plätzen bivouakirten die Truppen; wir sagen an die Loire hin, auf dem Boulevard Bourgogne, und bezogen da ein Bivouak. Wir hatten nur keinen Bündel Stroh. Jeder war so matt, daß er sich auf der

*) Ein „fanatischer Geistlicher"! Wenn in Deutschland ein Geistlicher die Deutschen im Kampfe gegen den Feind alle zusammenrufe, würden wir ihn einen patriotisch-frommen Geistlichen nennen. Ein preußischer Feldgeistlicher, der im schlesischen Gebirgskriege seine Predigten im Kampfe entwarf, erhielt einen Orden. Die Red. d. Landw. Ztg.

Stelle, ohne die Rüstung abzunehmen, auf den Boden legte. Dabei war ich fürchterlich aufgeregt, stets hatte ich noch die Granaten in den Ohren und glaubte beim Wehen des Windes Kugeln pfeifen, Trommeln wirbeln, Menschen wimmern und schreien zu hören. Auf der Brücke über die Loire standen Kanonen, die Mündung drohend auf das andere Ufer wendend; Schiffbrücken waren auch schon erbaut. Den andern Tag, am 12. blieben wir dort in keiner beneidenswerthen Lage; es regnete; neben und die Straßen mit den Leben, wo man Alles haben konnte. Wir durften aber den Lagerplatz nicht verlassen. Nachmittags wurden die gefallenen Officiere im Friedhofe, der seines Gleichen sucht, unter den Klängen des Beethoven'schen Trauermarsches bestattet. Unser Feldgeistlicher hielt eine ergreifende Rede. Officiere und Soldaten weinten. Wir wurden dann einquartiert, ganz anständig. Ich bin sehr zufrieden; an Cognac, Liqueure und Wermuth und Allen möglichen feinen Wässerchen fehlt es nicht. Ich habe ein Zimmer mit einem prachtvollen Clavier; meine Freude beim Anblick desselben läßt sich nicht beschreiben. Die Madame ist sehr freundlich; ein liebes Mädl ist da mit 11 Jahren, die auch spielt, Namens Marie. Die alte Großmutter kocht vorzüglich rein und hört es gar gerne, wenn man ihre Kochkunst lobt, wie noch eine, die ich nicht nennen will. — So barmonisiren wir vortrefflich. Abends speiste ich in einem Gasthofe sehr fein. Ich weiß gar nicht, wie mir war vor Wonne, wieder Mensch sein zu können. Eine Batterie Weinflaschen war der Aufdruck derselben. Spät trennten wir uns, mein Quartier war geschlossen; ich blieb im Gasthofe. Wieder nach langer, harter Zeit der Mühsalen in einem guten Bette. Lalch' Contrast! Gestern mit blutigen Händen auf dem harten Boden ohne Essen, heute im Gasthofe, bei vollen Schüsseln, im Flaumenbette! Das ist Soldatenleben. Den andern Tag besah ich mir die prachtvolle Stadt, den herrlichen Münster, im reinsten, gothischen Style erbaut, das lebensfalle Reiterstatue der Jungfrau von Orleans. Ich kann nicht beschreiben, wie wohl es that, die prächtigen Straßen, Plätze, Läden, die geputzten Leute zu sehen. Das erste Mal seit drei Monaten in einer größeren Stadt. Aber sonderbare Gesichter machten die Herrchen, da an den Straßenecken eine Contribution von Millionen angeschrieben stand und alle Waffen eingeliefert werden mußten. Auf dem Hauptplatze wurden am hellen Tage noch zwei Dieben in Ketze und Glied erschossen. Nach 9 Uhr darf sich kein Civil auf der Straße sehen lassen. Alle Häuser wurden durchsucht. Den ganzen Tag gehen Patrouillen. Auf den größeren Plätzen stehen Kanonen aufgefahren. Wer hätte geglaubt, daß wir noch in Orleans Quartier bekämen! Heute durchweg ich wieder, aß und trank, besorgte den Nachmittag das Leichenbegängniß unseres Lieutenants Rübel, der heute Nacht seinen Wunden erlegen ist. Feierlich wurde er beerdiget. Auch Segger ist, ein Glück für ihn, gestorben. Wir Alle haben nur einen Wunsch, es möchte recht bald Friede werden und wir heimkehren in unser geliebtes Vaterland. Unsere Sehnsucht darnach ist unbeschreiblich. Genug Blut betherrlich ist geflossen; genug der Gräuel geschehen; in vollem Maaße hat Alles genug ausgestanden. Das Leben ist ein Geschenk, daß man noch genießen möchte und nicht wieder auf's Spiel setzen. Nie, nie vergesse ich den 10. October in der Vorstadt von Orleans. Obwohl Euch Zeitungsberichte werden schon viel erzählt haben, glaube ich, daß meine lange Erzählung nicht ohne Interesse ist, indem ich die Sache wohl näher und besser gesehen habe. Meine herzlichsten Grüße an Alle, Alle, die an meinem Schicksale Antheil nehmen. Eine höhere Macht hat mich beschützt. Meine Empfindungen sind unbeschreiblich; nur wer dem Tode, dem fast gewissen Tode in's Auge geschaut, kann so fühlen! Und noch glücklich, wer geblieben; namenlos elend sind die Verwundeten, die erst nach langen Schmerzen Ruhe finden. x.

Auszug aus dem Berichte eines freiwilligen katholischen Feldgeistlichen.

(Schluß.)

Ein anderer freiwilliger Feldgeistlicher schreibt unter Anderem:

Am 31. Aug. fuhr ich nach der Festung Marsal, um das dortige bayerische Spital zu besuchen. Um 4 Uhr kam ich an und trug die Kranken, ob keiner beichten wolle; es meldeten sich drei; als ich anfieng, kamen sämmtliche Soldaten das Sacrament, circa 20; erst Abends acht Uhr war ich fertig. In der Frühe beichteten noch mehrere Soldaten in der Kaserne und manche empfiengen unter Thränen die heilige Communion. — Ueberall erzählten mir die Geistlichen, daß die bayerischen Soldaten so fleißig die Kirchen besuchen, und daß die Regimenter, die durchmarschirten, dien gemli waren. Les bavarois ne sont pas villains, hörte ich öfters die verdienten Ehrenbezeigungen in Nancy sagen; das will viel heißen in den Orten, die ganz ausgeleert sind von allem Hab und Gut. Es ist kaum glaublich, welche Aufregung — ja noch mehr, ich in Frankreich fand. Bei der Aufgeregtheit und dem sinnlichen Naturell der Franzosen kommen Dinge vor, die man sonst für Fabeln halten würde. Der Clerus ist durchweg imperialistisch gesinnt. Der Herr Bischof von Nancy, dem ich Briefe zu übergeben hatte, war sehr liebenswürdig. Der Clerus, soweit ich in Berührung mit ihm kam, ist uns immer mit möglichster Artigkeit entgegengekommen. Einige heftige Debatten konnte ich doch nicht vermeiden. Bei der gänzlichen Unkenntniß der deutschen Sprache und deutscher Verhältnisse herrscht hier Dank der französischen „kirchlichen" Presse eine solche Unwissenheit über unser religiöses Leben, daß ich oft in die größte Heiterkeit versetzt wurde; gewöhnlich ist die Ansicht, daß die Deutschen sammt und sonders Ketzer und Antichristen sind — eine Ansicht, die ja auch „anderwärts" herrscht. Um so größer ist daher die Verwunderung über die religiösen Uebungen der deutschen Truppen, den Kirchenbesuch der rheinischen, bayerischen, schlesischen Regimenter, was man von den französischen gar nicht mehr erwartet. Während die Hauptwache in Nancy Abends ihr stilles Gebet verrichtete, wurde sie von französischen „Gebildeten" ausgepfiffen, sogar diese aber auch mit blanken Säbeln auf die Schädel bedeutet wurden.

Was unsere Soldaten sehr brauchen und wünschen wäre Lektüre. Bleimal haben mich die Soldaten, die ihre Tornister auf dem Schlachtfelde ließen, um Gebetbücher ꝛc. angesprochen. Nun ist es freilich schwer, denn sobald als möglich werden sie wieder in deutsche Spitäler geschafft — ich habe sie immer darauf vertröstet. Daß die freiwillige Sanität noch mancher Organisation bedarf, hat dieser Feldzug deutlich gezeigt; das rothe Kreuz ist von einer Unzahl von Dummköpfen mißbraucht worden. Doch ist auch viel Gutes geschehen.

Wieder ein Anderer schreibt aus Lüneville, den 25. September:

Auf den Rath des bei meiner Ankunft am 17. d. Mts. Mittags so eben in der Abreise von hier begriffenen Herrn Professors Dr. Bach entschloß ich mich, hier zu bleiben und mich mit Herrn Pfarrer Carl Horn berart in die Militärseelsorge zu theilen, daß dieser die im hiesigen Schlosse und in einer Kaserne eingerichteten, nur von Deutschen besetzten und von Rothkreuzer Schwestern versehenen Spitäler, ich dagegen das städtische Spital und die Ambulance internationale, in denen sich Deutsche und Franzosen befinden und französische Wärter und barmherzige Schwestern Krankendienst leisten, übernahm. Die Zahl der Kranken, von denen sehr viele die rothe Ruhr, das Fieber (Typhus) oder Brustleiden, Andere wunde oder angeschwollene Füße, nur Wenige Bleßuren haben, hat sich in der abgelaufenen Woche von 900 auf 650 herabgemindert, und wird in der kommenden Woche um ein gleiches sich verkleinern, da viele in die Heimath entlassen oder ihren Regimentern nachgeschickt werden können. Unter diesen Umständen ist es leicht, die geistlichen Bedürfnisse der kranken und reconvalescenten Soldaten durch täglichen Besuch, durch tröstenden Zuspruch und durch Spendung der heiligen Sacramente zu befriedigen. Leider fehlt gänzlich eine geeignete Unterhaltungs- und Erbauungslektüre für die katholischen Soldaten, ein Bedürfniß, das sich sehr fühlbar macht. Im Uebrigen sind die kranken Soldaten nach Verhältniß der Umstände gut verpflegt, und ihre Haltung verdient alles Lob. Daß es auch manche Klagen gibt und das Manches besser sein könnte, ist bei dem Umstande, daß sich die deutschen Soldaten und die französischen Wärter und Wärterinnen gegenseitig nicht verstehen, leicht erklärlich. Die barmherzigen Schwestern sind für die deutschen, wie für die französischen

Digitized by Google

kranken Soldaten voll von Hingebung und Aufopferung, und die Klage über Bevorzugung der Franzosen spricht mit unbegründet. Auch die gesunden Soldaten, die in der Stadt einquartiert sind, halten sich recht gut, besonders zeichnen sich die katholischen Schlesier und Rheinpreußen durch Religiosität aus. Sie gehen auch an Werktagen, mit Rosenkranz oder Gebetbuch versehen, in die heilige Messe und empfangen mit erbaulicher Andacht die heiligen Sakramente. Was das äußere Benehmen der hiesigen Bewohner betrifft, so ist es sehr reservirt. Viele gehen sich der Illusion hin, als würde die Sache sich doch noch zu ihren Gunsten entscheiden. „Wir haben noch eine Million Soldaten, und wir werden kämpfen bis auf den letzten Mann, nicht in regulärem Kampfe, sondern in den Bergen und aus dem Gebüsche", sagte mir mit heißgerötheten Kopfe ein Franzose, von dem man vermöge seines Charakters mehr Besonnenheit und Ruhe erwarten möchte. Wirklich lassen sich viele junge Leute zu Streifzügen und zu Feindseligkeiten gegen auf Requisition gehende Abtheilungen verleiten."

Freiherr Heußlein von Eußenheim.

Unsere Leser erinnern sich aus einem der seiner Zeit in diesem Blatte mitgetheilten Berichte über die Schlacht von Soden, daß der Chevauxlegerslieutenant Freiherr Heußlein von Eußenheim den hart bedrängten Bayern die Meldung von dem Anrücken der Sachsen überbrachte. Ueber den interessanten Lebensgang des Genannten, der bald darauf an einer Lungenentzündung gestorben ist, bringt die Neue Würzburger Zeitung Folgendes: Karl Leo Donat Freiherr Heußlein von Eußenheim, geboren zu Kissingen am 16. Januar 1837, war der einzige Sohn des am 7. August d. J. verstorbenen Philipp Freiherrn Heußlein von Eußenheim. Als einziger Sprosse eines uralten fränkischen Adelsgeschlechts wurde seiner Erziehung große Sorgfalt gewidmet. Im Anfange des Jahres 1857 trat er zu Bayreuth als freiwilliger Kadet in das 13. Infanterieregiment, von welchem er nach kurzer Zeit in das 5. Chevauxlegerregiment versetzt wurde. Seine militärische Laufbahn wurde hier unterbrochen, indem er sich eine langandauernde Brustkrankheit in Folge ungewohnter Reitübung zuzog. Sein Vater, um den einzigen Sohn besorgt, nahm ihn vom Militär, und er genoß im väterlichen Hause der sorglichsten Pflege. Bald auch flogen die Jugendkraft, und er war bereits 1860 so weit hergestellt, daß er zur vollständigen Kräftigung im Winter 1861 eine Reise nach Cairo unternehmen konnte. Auf der Reise dahin lernte er einige Engländer kennen und entschloß sich, mit diesen die Reise nach Ceylon fortzusetzen. Höchst interessant sind seine Tagebücher aus dieser Zeit, die er sich vorbehalten hatte, in den Tagen der Ruhe zur Veröffentlichung zu bringen. Gekräftigt kehrte er im Herbste 1862 von da zurück und lebte einige Zeit in Würzburg; allein die erste Reise hatte eine große Lust in ihm geweckt, mehr von der Welt zu sehen, und so war er im Winter 1864 schon wieder unterwegs; sein Unternehmen galt dem neugegründeten Kaiserreiche Mexiko. Mit vielen Mühen und Gefahren war es für ihn verbunden, bis in die Hauptstadt zu gelangen, und auf dem Wege dahin hatte er das Glück, dem zur kaiserlich mexikanischen Regierung beglaubigten päpstlichen Nuntius Mgr. de Spigi beizustehen, wofür er kurz nach seiner Rückkehr nach Bayern mit dem Komthurkreuz des päpstlichen Gregoriusordens, einer sonst nur an hohe Würdenträger verliehenen Dekoration, ausgezeichnet wurde. In Mexiko selbst schloß er sich einem nach Guerillas streifenden französischen Zuavenregimente an und lebte, alle Strapatzen und Gefahren mit demselben theilend, mehrere Wochen im Innern Mexiko's. Im Spätjahre 1865 von da zurückgekehrt, lebte er wieder in Würzburg, als bald darauf die anbrechenden politischen Stürme ihm neue Aussichten brachten, seinen Thatendrang zu befriedigen. Er trat im Mai 1866 freiwillig in das 9. Infanterieregiment und wurde nach wenigen Wochen zum Unterlieutenant im 6. Chevauxlegerregimente ernannt. Trotz seines ungünstigen Ranges, indem ihn seine früheren Waffengefährten weit überflügelt hatten, gewann er doch seine Stellung so lieb, daß er mit großem Eifer seinem Dienste oblag und von all' seinen Vorgesetzten in hohen Grade geachtet, von allen Kameraden geliebt und geschätzt wurde. Mit seinem Regimente an dem glorreichen Kriege gegen Frankreich theilnehmend, ergriff er bei Sedan mit Freuden die Gelegenheit, sich auszeichnen zu können, und überbrachte dem rechten Flügel des ersten Armeekorps, größtentheils durch heiße Feuer reitend, die Nachricht, sie möchten aushalten, da der Kronprinz von Sachsen auf ihrem Flügel eingreife. Von dieser ausgezeichneten Reiterthat auf treuem Rosse zurückkehrend, befam er bald einen heftigen Bronchialhusten, der ihn verhinderte, dem Regimente weiter zu folgen, und am 20. September eine Lungenentzündung, die das Leben unter dem 25. Septbr. zu Mesnil-court, nahe der belgischen Grenze beendigte. Er wurde für diese That zur Dekorirung vorgeschlagen, sollte aber diese Anerkennung nicht mehr erleben. Mit seinem Leben endete eine lange Reihe edler, dem Staate treu anhängender Familienglieder, und wenn es liebenden Händen gelingt, die theure Leiche fremdem Boden zu entheben und in die Familiengruft nach Kissingen zu geleiten, so wird an seinem Grabe wieder ein Wappen eines alten fränkischen Geschlechtes zertrümmert werden.

Ueber einen Ueberfall eines Eisenbahnzuges zwischen Retzel und Mézières schreibt der Times ein Augenzeuge: Ein deutscher Proviantzug von zwanzig Wagen, begleitet von einigen Mann Escorte, war auf der Heerstraße halbwegs zwischen Retzel und Boulzicourt, bei dem Dorfe Banney in einen Hinterhalt von dreihundert Franc-tireurs gefallen, die sich die „Zerstörer der Eisenbahnen" nennen. Die getödteten Pferde und Fuhrleute auf dem Wege waren die ersten Anzeichen, welche wir — ich und mein Begleiter, ein englischer Officier — von der Nähe der Franc-tireurs erhielten. Gerade als wir ihrer ansichtig wurden, sahen wir den Rauch eines Dampfwagens, der von der Seite von Retzel kam. Fast unmittelbar darauf geriet dieser Zug von den Schienen, die unterbrochen worden waren, und die Franc-tireurs, die in den Wäldern zu beiden Seiten des Zuges verdeckt lagen, begannen ein Kreuzfeuer auf den zerstörten Zug. Eine Truppe von fünfzig preußischen Soldaten, die beinahe alle wunderbarer Weise unbeschädigt geblieben waren, kam aus den Wagen hervor und machte einen Angriff auf die Franc-tireurs, die keinen Widerstand leisteten, sondern ausrissen. Der deutsche Officier, Hauptmann Ilse aus Schleswig-Holstein, sammelte dann seine Leute und kehrte zu dem geschlenderten Zuge zurück. Ich und mein Gefährte wurden angehalten, ausgeraubt und gezwungen, bei ihnen zu bleiben. Eine Patrouille von zwei Uhlanen, welche passirte, wurde um Verstärkung nach Boulzicourt geschickt. Etwa zwei Stunden darauf kamen die Franc-tireurs zurück und machten einen Angriff auf die Deutschen, welche, zum Theile gedeckt durch die Wagen des Zuges, das Feuer mit guter Wirkung erwiderten, und abermals verschwanden die Franc-tireurs. Die Verstärkung kam gleich darauf an, bestehend aus 2 Compagnien, aber die Franc-tireurs waren unsichtbar geworden. Der Verlust der Deutschen betrug in beiden Gefechten und einschließlich der zuvor getödteten Fuhrleute zwölf Mann und zwei Verwundete. Wie viele Todte die Franzosen hatten, kann ich nicht angeben, aber elf französische Gefangene wurden eingebracht, darunter ein Lieutenant der Mobilgarde. Die gefangenen Franc-tireurs trugen nur die blaue Blouse; die deutschen Soldaten waren augenscheinlich zufrieden gewesen, wenn der Befehl gegeben worden wäre, sie sofort zu erschießen, aber Hauptmann Ilse sah es vor, ihr Leben zu schonen und sie als Gefangene ins Hauptquartier zu schicken.

Garibaldi trägt eine Art Fuhrmannsteppich, in dessen Mitte ein Loch geschnitten ist, durch das er den Kopf steckt.

Es ist also dem braven General nicht nur moralisch, sondern auch physisch unmöglich, sich zugeknöpft zu verhalten.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur

Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 46. Den 20. November: Corbinian.

Straßburg während der Belagerung.

(Die Belagerung und das Bombardement von Straßburg. Von G. Fischbach, Redacteur des „Niederrh. Courier's". Straßburg 1870.)

Der Verfasser des vorliegenden Büchleins, G. Fischbach, hatte als Redacteur des „Niederrhein. Kuriers" während der Belagerung Straßburgs die Aufgabe, die Begebenheiten der verflossenen 24 Stunden, insbesondere die Ungliicks- und Drangsale, welche die Stadt und ihre Bewohner trafen, zu berichten. In dem genannten Buch liegen diese Aufzeichnungen, vervollständigt durch alle amtlichen Aktenstücke, Bekanntmachungen und Proklamationen vom Anfang bis zum Ende dieser langen Unglücksperiode, vor uns: es sind schlichte Aufzeichnungen, von welchen Polemik und kritische Betrachtung fern gehalten ist, die aber gerade durch die Einfachheit und Objectivität der Darstellung den Eindruck der Wahrheit machen. Es bedarf nicht gesagt zu werden, daß diese Schrift vom höchsten Interesse ist für Jeden, der in den Wochen des August und September Antheil genommen an der schönen unglücklichen Stadt.

Indem die allg. Ztg. auf das interessante Buch selbst verweist, gibt sie folgende Auszüge:

Die Aufzeichnungen beginnen mit dem 6. August, dem ersten großen Unglückstag für Frankreich in diesem Krieg: in der Schlacht bei Wörth erschallt der Ruf „sauve qui peut!" und alsbald ertönt der Boden der Straßen nach Hagenau unter dem Hufschlag der Rosse, auf denen Tausende von Reitern fortrennen. Lanciers, Cürassiere, Artilleristen, Turkos, Zuaven, Chasseurs, jeder sprang hastig auf das erste beste Pferd, und alle rannten in wilder Flucht heulend davon, indem sie die Bevölkerung in Angst und Bestürzung versetzten durch ihr Gebrüll und das Schreckensgeschrei: „Die Preußen! die Preußen!" Die flüchtige Schaar eilte wie besessen durch Hagenau das Straßburger Thor hinaus. Die einen flohen quer Feld, die andern fielen am Rande des Weges nieder; einige rannten fort bis Straßburg, wo bald die Nachricht sich verbreitete: die Armee Mac Mahons ist geschlagen!

Diese Hiobspost verursachte eine unbeschreibliche Gemüthserschütterung in der Stadt, und eine fieberhafte Aufregung herrschte in den Straßen. Im nämlichen Augenblick kommen uns den Vorstädten Züge Verwundeter von dem zwei Tage vorher vorgefallenen unglücklichen Kampfe von Weißenburg, und der Anblick dieser mit Blut und Koth besudelten Leute, dieser verstümmelten Körper, die man auf unbedeckten Bahren trug, alles dieß verbreitete vollends einen dichten Trauerschleier über die Stadt Straßburg. Plötzlich ertönt schauerlicher Trommelschlag: das ist der Generalmarsch, welcher die Angst auf's höchste steigert. Die Kaufläden, die Häuser werden geschlossen; die Soldaten lassen nach den Kasernen; man glaubt, daß der Feind vor den Thoren ist. Sogleich gegen Befehle von allen Seiten ab; die Zugbrücken werden aufgezogen, und um 7 Uhr Abends ist die Stadt völlig geschlossen. Hunderte von Einwohnern sind ausgesperrt, und werden erst nach langem Bitten und Schreien wieder eingelassen.

Dieß der erste Tag, der Anfang einer langen Reihe von Unglückstagen. Am andern Morgen wälzen sich die Massen der Tags zuvor geschlagenen Armee in die Thore von Straßburg herein; es war ein großer Theil des rechten Flügels der „Rheinarmee". Durch ihnen Engelee, dann Rotten von je 10, 20 oder 30 Mann; viele verwundet, auf einen Stab, eine zerbrochene Flinte gestützt, oder in den Wagen des Fuhrwesens liegend; Kavalleristen ohne Waffen, ohne Helme, mit Koth bedeckt, die Officiere, niedergebeugt, auf den Arm von Soldaten gestützt. Dieser Zug dauert Tag und Nacht, und hat am kommenden Morgen noch kein Ende. Folgende denkwürdige Episode wird erzählt: Etwa 40 Turcos, zerfetzt, schmutzig und blutig, kommen auf den Kleber-Platz; einer trägt die Fahne des Regiments; lauter Jubel erschallt, als der Platzcommandant, Oberst Ducasse, die Fahne ergreift und sie dem versammelten Volke zeigt. Als nämlich die Schlacht am heftigsten wüthete, bemerkte der Oberst des 2. Schwefschützen-(Turcos)-Regiments noch einige Männer aufrecht, worunter der Unterlieutenant Ballos, Fähndrich, der Unterlieutenant Pantour und der Sergent Abd-el-Kader Ben-Dakich. „Euer Platz ist nicht hier", rief er ihnen zu; „zieht euch zurück, rettet unsere Fahne!" Ballos, Pantour und Abd-el-Kader zogen sich zurück, indem der Sergeant die Fahne trug. Da stürzten die feindlichen Reiter heran und trennten sie. Sie warfen sich zu Boden, und als der Sturm der ungestümen Rosse vorbeigefaust war, rafften sich Pantour und Ballos auf und suchten den verschwundenen Kraber. Nach unglaublichen Abenteuern und Gefahren vereinigten sich die drei Tapfern wieder, und Abd-el-Kader hatte den Adler des Regiments gerettet. Ballos und Pantour weinten wie Kinder. Diese Fahne war es, welche der Platzcommandant von Straßburg der tief erschütterten Menschenmenge zeigte.

Schon am Morgen wird durch den Präfecten des Niederrheins, Baron Pron, der Belagerungszustand über die Stadt verhängt; der Feind hat schon Brumath (zwei Stunden von Straßburg entfernt) besetzt; die Pariser Post kommt verspätet an. Die Aufregung und Angst werden am 8. noch größer, als Bewohner der benachbarten Dörfer mit verschiedenen Hausrath und allerlei Nachrichten, bis sich mit jeder Augenblick vergrößerten, in die Stadt zogen; man erfuhr, daß ein Parlamentär den Commandanten zur Uebergabe aufgefordert, und auf die abschlägige Antwort mit Bombardement gedroht habe.

Unglaublich erscheint, was der Verfasser über den Zustand der Festung mittheilt; es klingt unglaublich, zu sagen, daß Frankreich, welches seit Jahren diesen Krieg vorbereitet, die Grenzfestung Straßburg in einem Zustande ließ, der von dem der Wehrlosigkeit sich wenig unterschied; während man an Vorbereitungen zu dem Einzug in Berlin dachte und in Metz den vollständigen Belagerungspark für die deutschen Festungen vorbereitete, kam Niemandem in den Sinn, an die Möglichkeit einer Belagerung von Straßburg zu denken. Die regelmäßige Besatzung war mit Mac Mahon abgegogen.

Bei Beginn der Einschließung bestanden die Besatzungstruppen aus einigen Artilleristen, einigen hundert Pontonniers, den Depots der Linienregimenter und der Jägerbataillone, welche in Straßburg garnisonirt hatten, und dem 87. Linienregiment, das sich zufällig in der Stadt befand; denn dieses Regiment war nur auf dem Durchmarsch, und sollte im Augenblick der Einschließung sich zu einem Armeekorps begeben. Außerdem eine Abtheilung Grenzwächter und etwa 60 Seesoldaten, welche gekommen waren, um die zu Operationen auf dem Rhein bestimmten Kanonenboote aufzurichten. Einige tausend Leute aller Waffengattungen, welche nach der Niederlage bei Frösch-weiler sich nach Straßburg geflüchtet, hatten sich der kleinen Garnison der Stadt beigestellt, und endlich die Mobilgarde vervollständigte die geringe Anzahl der Vertheidigungsmannschaft. Noch nicht überall waren die Palisaden errichtet, kein einziger Baum an den Strassen gefällt, das Wasser in den Festungsgraben nicht gestemmt; an den Wallgeschützen standen keine Artilleristen; es schien, daß ein Angriff gegen Straßburg als unmöglich angesehen ward, und daß diejenigen, welche von der Wahrscheinlichkeit einer Belagerung, einer Blocade, einer Beschießung sprachen, Schwarzseher waren, welche, durch die Angst

Digitized by Google

verwirrt, sich keinen klaren Begriff von der Lage machten." Von einer Angriffsbewegung gegen Straßburg, sagte man, könne keine Rede sein. Das Ziel Deutschlands sei die französische Hauptstadt, und die Deutschen können die zum Angriff gegen Straßburg nothwendigen Truppen nicht von ihrem Heere trennen. Wenn Paris in die Gewalt der deutschen Armee geriethe, würde Straßburg von selbst in ihre Hände fallen, und es wäre daher unnöthig, hier Zeit und Soldaten zu verlieren.

Am Morgen des 10. wird eine Proklamation des Generals Ulrich angeschlagen, welche erklärte, daß die Besatzung aus 11,000 Mann bestehe, die Wälle mit 400 Kanonen bewaffnet seien, daß sich Straßburg vertheidigen werde, solange ein Soldat, ein Gewehr, eine Patrone übrig sei. Am 13. wurden von allen Seiten die deutschen Truppen signalisirt, ganze Regimenter lagerten rings um die Stadt, es war die badische Division unter Generallieutenant von Beyer. Die Eisenbahn- und Telegraphenleitung wird zerstört. Gleichzeitig verbreitet sich auf räthselhafte Weise eine Nachricht, die für einen Augenblick die Stadt mit Freuden erfüllte, um Tags darauf einer um so größeren Niedergeschlagenheit Platz zu machen. Man sprach mit ausführlichen Einzelnheiten von großen Erfolgen der französischen Armee bei Wörth und Saarbrücken. Zahlreiche Reisende, welche nach Straßburg einzudringen vermochten, hatten, wie sie sagten, eine starke Kanonade gegen die Vogesen hin gehört oder große Züge Verwundeter gesehen, oder sie meldeten, daß der größte Theil der um die Stadt gelagerten deutschen Truppen plötzlich zusammengepackt habe und abgezogen sei. Man freute sich einige Stunden über diese glücklichen Nachrichten, aber alsbald verwandelte sich die Freude in Trauer, als man gewahr wurde, daß es Lügen waren.

Eine fieberhafte Thätigkeit fing nun an in der Stadt zu herrschen, und man arbeitete so viel wie möglich, um alles Unheil wieder gut zu machen, welches eine unglaubliche Unvorsichtigkeit schon verursacht hatte. Man exercirte die Mobilgarde stehig ein, fällte die Bäume auf den Straßen und traf andere Vorbereitungen zur Vertheidigung. Gegen 5 Uhr Abends ertönten die ersten Kanonenschüsse, die Belagerer hatten jene Arbeiten außerhalb der Stadt zu stören versucht, es entspann sich ein Kleingewehrfeuer, bis die Kugeln aus der Festung den Angreifer vertrieben. Am andern Morgen unterfagte eine Proklamation des Generals jede Kundgebung für den folgenden Tag, den 15. August. Man hatte zum eine Nationalgarde und errichtete Franctireurskorps. An diesem Tag fielen die ersten Granaten in die Stadt, es kamen die ersten Verwundungen vor, noch hatte man keine Furcht vor einer Beschießung, man glaubte jene einzelnen Granaten hätten sich durch Zufall in die Stadt verirrt. Abends hatte zum ersten Mal das altehrwürdige Oel die Gasbeleuchtung ersetzen müssen, an der Vorderseite eines jeden Hauses brannte eine mehr oder weniger düstere Laterne. Der Napoleonstag war durch einen furchtbaren Knall begonnen worden, früh 5 Uhr wurde die Brücke über den Rhein-Marne-Kanal von Feinde gesprengt, damit waren die Verbindungen mit dem Dorfe Ruprechtsau vollständig abgeschnitten.

Der Tag verging ruhig, und Straßburg war eingeschlummert, als plötzlich um halb 12 Uhr Kanonen von fern krachen; gleich darauf zischte und pfiff es schauerlich durch die Luft, und eine Granate schlug in ein Haus der Stadt ein. Bald folgte ein anderes Geschoß, und während einer halben Stunde flogen die Granaten durch die Lüfte, fielen auf die Gebäude und zerplatzten krachend. Die Artillerie antwortete den Schüssen des Feindes, und gegen Mitternacht hörte der höllische Lärm auf. Die Batterien, welche die Stadt während dieser dreißig Minuten beschossen hatten, waren meistentheils fliegende Batterien, das heißt bespannte Geschütze, welche, nachdem sie einige Schüsse abgefeuert hatten, an einen anderen Punkt geführt wurden, wo sie wieder mehrmals feuerten; so fuhren sie auf einer großen Strecke herum, denn die Granaten kreuzten sich und fielen in verschiedenen Richtungen nieder. Großer Schrecken herrschte in der Stadt; Frauen und Kinder hatten sich in die Keller geflüchtet, und die Männer machten, bereit die Brände zu löschen, welche die Geschosse anzünden können. Zahlreich waren die Beschädigungen, welche diese Eröffnung der Belagerung verursachte, doch ohne Vergleich mit dem, was noch kommen sollte.

Am 16. fand der erste größere Ausfall statt, der mit dem Verlust von drei Geschützen und dem Zurückwerfen der Ausfallenden endete, das Ergebniß des Ausfalls war die Gewißheit über die bevorstehende Belagerung. Es wurden nun erst Vorkehrungen angeordnet, um das Einschlagen der Granaten so viel als möglich zu verhindern. Durch Erlaß des Präfecten wird das Besteigen aller Thürme verboten, vermuthlich weil dieselben für die Officiere reservirt waren. In der Nacht vom 17. auf den 18. fand ein zweiter Ausfall statt, um verschiedene vom Feind besetzte Gebäude zu zerstören, — ein Zweck, der, wenn auch unter empfindlichen Verlusten, erreicht ward, indem diese Häuser von ihren Inwohnern geräumt und andern Tags von den Bierken aus zusammengeschossen wurden. Am Abend des 17. wollte man wieder den Belagerer abziehen gesehen haben, weil ein französisches Corps zum Entsatz herbeigeeilt sei. Diese falsche Nachricht wurde bald durch die andere wahre verdrängt, daß der Belagerer ansehnliche Verstärkungen an sich gezogen habe.

Der 18. August war der Zerstörung mehrerer massiven Gebäude in Schiltigheim gewidmet, welche dem Angreifer als Stützpunkte dienen konnten. Es waren große und schöne Bierbrauereien und schöne Landhäuser, die auf diese Weise niedergebrannt wurden, und gleichzeitig fanden Plänkeleien statt, um jene Arbeiten zu stören. Zu gleicher Zeit wurde der Friedhof seines schönsten Schmuckes an Denkmälern und Bäumen beraubt, da sie die Aussicht hinderten. Noch waren seit dem 15. keine Kugeln mehr in die Stadt gefallen, man hielt es gar nicht mehr für möglich, als plötzlich Abends 9 Uhr ein furchtbarer Knall die Einwohner aus ihrer Sicherheit aufschreckte. Es war eine Granate, die in der Stadt platzte. Man folgten sich die Geschosse beinahe ohne Unterbrechung. Die Granaten zischten pfeifend durch die Luft und platzten über den Häusern, in den Höfen mit einem furchtbaren Knall, der schauerlich in der Stille der Nacht weithin erschallte.

Um Mitternacht schon brach ein ungeheurer Brand aus, durch eine Bombe veranlaßt, welche in eine mit Heu gefüllte Scheune gefallen war. In kurzer Zeit standen 10 Gebäude in hellen Flammen, Vieh, große Vorräthe an Waaren aller Art wurden ein Raub des Elements. Die Einwohner, die Truppen, die Mobilgarden wetteiferten beim Löschen des Brandes, bis es gelang, desselben Herr zu werden. Die ganze Nacht regnete es Granaten in die Stadt, und jeder Augenblick brachte ein neues Unglück. Es ist unmöglich, alle Einzelnheiten zu berühren. Aus einer der Galerien der Hauptkapelle des Münsters wurde ein Stück geschlagen. In der Regenbogengasse ereignete sich ein schreckliches Unglück. Eine Granate fiel auf ein von katholischen Schwestern geleitetes Pensionat: zwei junge Mädchen wurden auf der Stelle getödtet, und fünf andere, worunter eine Sterbende, schwerverwundet nach dem im Kleinen Seminar errichteten Lazareth gebracht, wo Dr. Herzott, Oberarzt, ihnen die Pflege angedeihen ließ; vier dieser unglücklichen Kinder mußte das Bein oder der Schenkel abgenommen werden. Zur nämlichen Stunde wurde ein tödlich getroffener Arbeiter in das Lazareth gebracht.

In vielen Stadttheilen wurden Häuser beschädigt, am stärksten richtete sich das Bombardement gegen die Citadelle. Die Geschosse kamen von einer bei Kehl errichteten Batterie, Granaten und Bomben fielen hageldicht, Tod und Verderben ausstreuend. Zahlreiche Soldaten aller Waffengattungen und Mobilgarden wurden durch Granatsplitter verwundet. Ueberall Verheerungen, Unfälle, arge Unglücke. Dieß war der erste Tag der Beschießung, er sollte nur ein Vorspiel sein zu dem furchtbaren Unglück, das noch kommen sollte.

Der 19. August verlief ziemlich ruhig, es fanden verschiedene Plänkeleien mit dem Feinde statt, wobei auch Kleingewehrfeuer zu hören war. Der Feind hatte verstucht, sich eines Vorwerks, der sogenannten Paßrete, durch Handstreich zu bemächtigen: er wurde zurückgewiesen. General Ulrich dankte in einem Tagesbefehl der Mobilgarde für ihre Dienste. Der folgende Tag ist merkwürdig durch die Verwundung des französischen Parlamentärs, des Platzcapitäns Röderer, der beim Zurückreiten aus Unvorsichtigkeit sein Pferd traben ließ und dadurch das Feuer einiger Plänkler auf sich zog; ein Schreiben des deutschen Generals entschuldigte sich und kündigte die strenge Bestrafung der

Digitized by Google

Soldaten an. Am folgenden Tag ergieng der Befehl an alle Besitzer von Häusern südlich von der Stadt zwischen dem Glacis und dem Eisenbahndamm zur Räumung derselben innerhalb 48 Stunden, nach Ablauf derselben sollen die Häuser niedergerissen werden, widrigenfalls die Demolirung auf ihre Kosten erfolgen würde. Zwei Tage lang gingen lange Züge mit Möbeln und Hausrath aller Art durch das Thor in die Stadt, dann mußten Haus, Feuer und Kanonen das Zerstörungswerk vollbringen: schöne neue Häuser, herrliche Gärten, Gebüsche, Baumgruppen, Alleen wurden dem Erdboden gleich gemacht. An demselben Tage wird die Benützung des außer der Stadt gelegenen Friedhofes untersagt und dafür im botanischen Garten ein provisorischer Friedhof errichtet; es wurden große Gruben gegraben und darein während der ganzen Dauer der Belagerung ein Sarg neben den andern versenkt, sie liegen alle nebeneinander, Reich und Arme, Greise und Kinder, Officiere und Soldaten. Ein einfaches Kreuz mit einem Namen darauf bezeichnet die Stelle eines jeden Sarges. Dieses Todtenfeld enthält geschichtlich die Geschichte des heldenmüthigen Widerstandes der Stadt Strasburg; jedes seiner Kreuze bezeichnet ein Drama. Da liegt ein Kind, das mitten in seinen harmlosen Spielen von einer Granate getroffen wurde; dort ein Vater, eine Mutter, aus dem Kreise der Ihrigen gerissen; hier ein Soldat, der auf den Vorposten den Heldentod gefunden; nebenan ein Officier, an der Spitze seiner Truppe weggerafft. Es gibt nicht wohl einen Strasburger, dem nicht ein Verwandter, ein Freund, ein theuerstes Wesen hier begraben wurde; Verging doch während dieser langen Wochen kein Tag, keine Stunde, die nicht ein neues Opfer gefordert hätte."

Es waren viele Beispiele von Wucher aller Art vorgekommen, Speculanten hatten die Lebensmittel, bevor sie auf den Markt kamen, aufgekauft; diesem Unwesen suchte ein Beschluß des Maire vom 20. zu steuern. Für uns Deutsche sind namentlich zwei Dinge auffallend, zuerst die absolute Abschließung der Bevölkerung von allen von Außen an die Behörden kommenden Nachrichten, dann der durchgehende Mangel an Selbstverwaltung in der Stadt: der Maire beschließt alles, ordnet alles an, der Bürger hat blindlings zu gehorchen. Am 22. verbreitete sich die Nachricht, der Kommandant der Belagerungstruppen habe zur Uebergabe aufgefordert und mit Bombardement gedroht; zahlreiche Bürger begaben sich auf das Stadthaus, um sich Gewißheit zu verschaffen, der Maire stand dafür ein, die Nacht werde ruhig verlaufen; bald darauf benachrichtigte er sie: es sei im Gegentheil große Gefahr für die Nacht zu befürchten; die Bürger, welche sich hierauf beim Präfecten Baron Pron erkundigten, wurden mit einem Witzwort abgefpeist. Die Nacht verlief ruhig, am andern Morgen verkündete ein Maueranschlag des Generals Ulrich: der feindliche Augenblick sei da, nämlich der Beschießung, er fordere zur Energie, zum Muth auf. Diese Proclamation verbreitete allgemeinen Schrecken; jeder eilte, seine Kostbarkeiten in Sicherheit zu bringen. Plötzlich veränderte sich die trübe Gemüthsstimmung und die traurige Miene der Leute in den Straßen wie durch Zauber; die Gesichter erheiterten sich, man drückte sich herzlich und freudetrunken die Hände, man fiel einander faß um den Hals. Es verbreitete sich nämlich die Nachricht: der „Impartial du Rhin" habe ein Pariser Journal erhalten, welches den Bericht eines großen Sieges der Franzosen und mehrere andere glückliche Nachrichten enthalte. Seit dem 13. hatte man nichts mehr über die Vorgänge in Paris, seit dem 17. nichts mehr von der Armee bei Metz gehört, um so größer war die Wirkung jenes Gerüchts. Um 4 Uhr erschien das längst erwartete Blatt des Impartial, es enthielt folgende dem „Moniteur du Soir" entnommene Nachricht: „Marschall Bazaine hat einen großen Sieg bei Metz davongetragen; die französischen Mitrailleusen haben den Feind niedergeschmettert; von der prächtigen Armee des Prinzen Friedrich Karl bleiben nur noch einige Trümmer übrig; die Berliner Börse um 2 Fr. gesunken; Preußen ruft alle Mannschaften seiner Festungen zu Hülfe."

Diese Nachricht wurde natürlich buchstäblich geglaubt, man hielt sich für gerettet, man hatte alle Gefahr vergessen, als plötzlich gegen 9 Uhr dieses Gebäude voll Freude und Hoffnung durch fernen Kanonendonner zerstört wurde. Von diesem Augenblick bis Morgens um 8 Uhr dauerte das Feuer des Feindes ununterbrochen fort. Fortwährendes Donnergerolle, schauerliches Pfeifen und Zischen, Getrache der einstürzenden Kamine und Mauern, Wehgeschrei und Jammern der Verwundeten erfüllten die ganze Nacht hindurch die Luft, dazu das Prasseln des anhaltenden Regens in der finstern Nacht.

(Fortsetzung folgt.)

Der brave Landsmann.

Im fernen Land, im Westen,
Bei Schon's fester Stadt:
Da tagen unsre Besten,
Der Bayerlist hört und watt.
In ernstem, blutigem Streite
Rang man um diesen Ort:
Der Bayer will die Beute,
Der Franzmann diesen Hort.
Die Kanonen sehen Leichen
Und Wunden aller Art:
Die Bayern müssen weichen,
Der Kampf ist heiß und hart.
Noch lange nicht; es klammen
Die Löwen Tützer an:
Sich neue Hügel klammen,
Verlegen Gang und Bahn.
Da speiet Blitz und Rache
Aus Flinten alt und neu,
Von Fenstern und vom Dache
Das mörderische Blei.
Die gattenlosen Frauen
Und das verwaiste Kind,
Sie schießen auf die Blauen,
Verzweiflung macht sie blind.
An künftig Kommenden
Bedecken blutigen Pfad:
Die andern schlagen, laden,
Und rächen böse That.
Es ist ein gräßlich Morden,
Bis hoch die Flammen schlägt;
Es brennen alle Pforten,
Nichts läßt sie ungetegt.
Da fliehet aus den Gitzen,
Was noch am Leben hat,
Und Kinder, Greise weinen,
Es brennt die Heimathstatt.
Ein Mütterlein, an Jahren
Es reich, wie an dem Leid,
Schwankt aus den Brandgefahren
Und ist zu fliehn bereit.
Doch Noth und Schreck und Flammen
Verwirren ihr den Sinn:
Sie rühret, ach! zusammen,
Ihr Bündlein rollet hin.
Das sieht ein tapferer Sohne,
Der Noth und Bitte soll.
Was thut der wilde Krieges? —
Er naht mitleidsvoll.
Er hebt mit schnigem Arme
Das Mütterlein empor:
Er reißet auch die Arme
Und schreitet mit ihr vor,
Den Bündel in den Händen,
So führt er sie hinaus
Aus Kampf und Tod und Bränden,
Und kehrt zurück zum Strauß.
Es rinnet eine Zähre
Ihm von der schwarzen Wang':
„O Mutter! Deine Lehre,
Ich halt's mein Lebenlang."
Der Held, er hat gegehret
Im edlen Mütterlein,
Die ihn so treu genähret,
Die eigne Mutter sein.
O Bayernherz, o warmes,
Für alles Menschenleid,
Du Stiller manchen Harmes
Selbst unterm Kriegerkleid:
Ich singe deine Güte,
Ich preise deine Macht.
Dich ewig Gott behüte,
Der dich so schön gemacht!

11. November 1870. A. Bieringer.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Digitized by Google

Gewerbliche Fortbildungsschule Landshut.

Die Fachabtheilung für das **baugewerbliche Zeichnen** unter Leitung des Hrn. Stadtbauraths Christner wird mit Sonntag den 20. d. Mts. eröffnet.

Der Unterricht findet Sonntags in den Nachmittagsstunden von 2—4 Uhr statt.

Ferner ist Gelegenheit gegeben, auch an allen Wochentagen während des ganzen Tages unter Aufsicht sich im Zeichnen zu üben.

Das Schulgeld beträgt per Monat 1 fl. 30 kr.

Dieser Unterrichtscursus wird mit dem Monat März geschlossen.

Landshut, im November 1870.

Das kgl. Rectorat der Gewerbsschule.

Epert.

(2a) 3296

Danksagung. 3297

Für die so zahlreiche und ehrende Betheiligung bei dem Leichenbegängnisse und den heil. Seelengottesämtlichen unserer nun in Gott ruhenden innigstgeliebten Mutter, Schwiegermutter, Großmutter, Schwester und Schwägerin,

Frau Anna Forster,

gewesene Zeltwirthshofbesitzers-Wittwe in Rohrberg,

sprechen wir hiemit allen unsern zuvorkommendsten Dank und mit der Bitte, der theuren Verblichenen ein frommes Andenken im Gebete bewahren zu wollen.

Rohrberg, den 16. November 1870. Die tieftrauernden Hinterbliebenen.

Annonce.

Bernhard's Alpenkräuter-Liqueur

(feinster Magenbitter)

als vorzüglich erprobtes Haus- und Magenmittel seit Jahren rühmlichst bekannt und von vielen Aerzten glänzend begutachtet, halte ich stets auf Lager und empfehle denselben bestens.

Preis pr. 1/1 Flaxen 36 kr., pr. 1/2 Flaxen 1 fl. 6 kr. Gebrauchsanweisungen gratis.

Johann Hofbauer

in Geisenhöring.

3228(6a)

Empfehlung

Unterzeichneter empfiehlt sein reichhaltiges

Meubel-Lager,

welches besonders auch für Weihnachts-Geschenke bestens ausgestattet ist, zu gütigen Besuch.

Ferners steht eine ganz neue Lauberwinderichtung mit 124 Schnitt Holz und eine Zahnbank, kann sogleich bequeme Gelegenheit für Herren Photographen, sowie ein ganz billiges Klavier zum Verkaufe.

Landshut, am 19. Novbr. 1870.

Joseph Weinmann.

3299(2a) Schreinermeister in St. Nikola.

Zum letzten alten Bier

ladet ein Sonntag den 20. und Montag den 21 freundlichst ein

Aloid Feichtnhammer.

3289 Metzger und Gastgeber am Hofberg

Mit vielen Nachfragen wegen dieses zur Nachricht, daß ich meine Wirthschaft nicht mehr verpachte, sondern dieselbe vom 1. Jänner 1871 an selbst wieder übernehme.

3300 **Bachmaier**, Thalerbräu.

Ein Gymnasist

kann sogleich freie Wohnung nebst Honorar für Ertheilung des Lateinunterrichtes erhalten. Das Nähere die Exp. d. Bl. 3304

In der schönsten und frequentesten Gegend, im Pfarrdorfe Altheim bei Landshut, ist im guten Bauhause ein Haus mit Stadl und Stellungen schönem Obstgarten und 4 Tgw. Grämen, unter annehmbaren Bedingungen zu verkaufen; auch könnte nach Belieben noch 2 oder 3 Tgw. mehr dazugegeben werden. Das Nähere ertheilt mündlich oder auf frankirte Briefe schriftlich

Gg. Käsbauer in Altheim, Post Mainburg.

3265 (3b)

Nach Vielerbitt!

Ein Sträußchen aus der Ferne auf das Grab der edlen

Jungfrau Maria Stadler.

In Gottes Acker liegt die Rose,
Die jüngst in unserm Kreis noch stand;
Sanft ruht sie dort im Erdenschoße
Und harrt auf schönres Gewand.
Zwar wollend sank sie früh zur Erde,
Da sie die Todesfaust verletzt.
Doch einst tritt Gott, daß neu sie werde,
Gott, der die Knospe auch Lilien pflegt.
Der Same, still er in die Erde,
Stirbt, wie man glaubt, läßt keine Spur
Davon, daß er entkommen werde;
Doch bald prangt er auf off'ner Flur.
So auch die Rose, die wir betrauert,
Zeigt keine Spur von Liebe mehr,
Doch Gott, der auch dem Tod gebietet,
Blüht neu sie für ihn'm Sternenheer!
Drum Mutter, in mne Deine Thränen!
Weinende Mutter, weine nicht!
Die Hoffnung stille Eure Sehnen,
Weil Euer Kind im Tod einst bricht!
Denkt, es geschah es Ewigen Wille,
Den Er durchaus und — Vaterstreu'n.

Fr.

3305

Ein einstöckiges Wohnhaus,

neu gebaut, ist im gemerkbaumen Markte Rottenburg aus freier Hand billigst zu verkaufen. Das Uebrige die Expedition Blattes.

(2a) 3266

Stadttheater in Landshut

Sonntag, 20. November 1870.

Das Pfeffer-Rösel,

oder:

Die Frankfurter-Messe i. J. 1297.

Romantisches Schauspiel in 5 Aufzügen von Chat. Birch-Pfeiffer.

Gottesdienst-Anzeige. 3307

Für den in der Schlacht des Lebens verwundeten und im Spitale zu Mätzburg verstorbenen

Alois Erber,

Soldat des königl. bayer. 2. Infanterie-Regiments Kronprinz,

gehaltig und Nachmittag um Freitag den 25. November Vormittags halb 9 Uhr in der Filialkirche Reichenberg, Pfarrei Niederviehbach, eine Seelengottesdienst abgehalten, wozu hiemit gegenwärtig eingeladen wird.

Niederviehbach, den 19. Novbr. 1870.

Mehrere Freunde des Verblichen.

Condensirte Alpenmilch und Fleischextrakt,

zum Versand an die Truppen im Felde, frisch angekommen bei

M. Oeschey, Apotheker (vorm. Hofstatt.)

3242(3b)

505 Für Raucher 505.

Sein großes, wohlsortirtes Lager in

Cigarren,

in vollständig abgelagerten Sorten von feinstem Aroma und bestem Geschmacke, sowie griech. und türk. Tabaken, Cigaretten, Pfeifen und Schnupftabaken, hält bestens empfohlen

M. Al. Fahrnbacher,

3269(1b) 505 Schwanenplatz 505.

Gschnitzer's Bienenschmalz,

anerkannt vorzüglichen Mittel bei allen möglichen Wunden, Geschwüren und Entzündungen, empfiehlt

F. X. Simmel

2986(3) in Landshut.

Einladung.

Aepfelmost,

guter alter, ist fortwährend zu haben bei

Johann Ernst,

3308 (3a) Klammerwirth.

Frankfurter und Münchener Cours.

18. November 1870.

	Briefe.	Ueber.	Nehmer.
Bayern	Gelde.		
3½ % Obligationen à fl. 1000	79¼	—	
4 „ „ „ 1000	85¼	—	
4½ „ Grund-Renten „ 1000	95¼	—	
4½ % Obligationen „ 1000	91¾	—	
5 „ Obligationen 1856 „ 1000	—	—	
5 „ „ 1870 „ 1000	95¼	—	
4 „ Münchner. Stadtanl. „ 1000	89¼	—	
4½ „ Ostbahn-Aktien „ 121	—	—	
4½ „ neue Emiss. 15% Einz.	—	—	100¼
4½ „ neue Emiss. voll . . .	—	—	—
4½ % Pfandbriefe à fl. 1000	—	—	89¾
4½ „ Oesterr. Silber-Rente	58¾	—	59¼
6 „ Amerikaner 1882er Bonds	93¼	—	—
4 „ Bayr. Prämi.-Anl. à 100 Thl.	100¼	—	—
Augsb.-Nürnberger Loose .	12	—	—
Augsburger Loose	61¼	—	—
Bayerische Loose	57¼	—	—
Ostert. Kunstloose	99¼	—	—
Napoleonsd	9 33	—	9 31
Friedrichsd'or	9 51	—	9 48

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt
zur
Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 47. Den 27. November: Virgilius.

Straßburg während der Belagerung.

(Die Belagerung und das Bombardement von Straßburg. Von G. Fischbach, Redacteur des „Niederrh. Courriers". Straßburg 1870.)

(Fortsetzung.)

Fast alle Straßen, in manchen fast alle Häuser, wurden von den Granaten getroffen, verschiedene Lazarethe wurden beschädigt. Mehrere Brände entstanden und wurden nur theilweise im Entstehen erdrückt. In der Citadelle brannte ein Gebäude nieder. Von diesem Tage an fiel, so zu sagen, ein unaufhörlicher Granatenregen bis zum Ende der Belagerung auf die Citadelle nieder. Die dahiche Artillerie feuerte Tag und Nacht aus 32 Kanonen und 8 Mörsern darauf, durch starke Erdwerke und Schanzkörbe geschützt, gegen welche die Kugeln unmächtig waren.

Der 24. verging mit einem kleinen Vorpostengeplänkel, welches neun Gefangene vom 34. pommerschen Regiment einbrachte. Dann kam die Nacht, eine angst- und qualvolle Nacht voll Unglück, Ruinen und Trauer. Das Bombardement begann gegen 8 Uhr von allen Seiten rings um die Stadt, und dauerte bis zum Morgen ohne einen Augenblick Rast, ohne einen Augenblick Stille. In den Kellern winselten und beteten die Frauen und Kinder, die Männer gingen schweigsam ihrer Pflicht nach, während ein höllischer Hagel von Granaten die Luft durchpfiffe und mit furchtbarem Getöse erfüllte.

„Sie hätten da sein sollen," ruft der Berichterstatter aus, „alle jene, welche verkündeten, daß dieser Krieg nothwendig wäre! Sie hätten sich inmitten dieser Scheusal befinden sollen, alle diejenigen, welche mit Worten das Volk von Paris zugereizt hatten, als er seine unheilvolle Herausforderung gegen Deutschland schleuderte! Diejenigen, welche „leichten Herzens", höhnisch lächelnd und die Hand auf die Hüfte gestemmt, sich gerühmt hatten, daß sie alle Verantwortlichkeit des beginnenden Kampfes annähmen; diejenigen, welche, um ihren Ehrgeiz zu befriedigen, um ihrer Gewinnsucht zu fröhnen, um eine Schande oder ein Verbrechen abzuwaschen, den Krieg von 1870 beschlossen oder gebilligt haben — sie alle hätten mit der Straßburger Bevölkerung leiden und dulden sollen! Inmitten der Ruinen, der Flammen, der Todten und der Sterbenden hätte ich sie sehen mögen, zitternd vor Schrecken, und hätte man zur Strafe ihnen den Ruf erpressen sollen: Es lebe der Krieg!"

Um 11 Uhr erschallten plötzlich zwischen dem Getrach der Granaten Feuerrufe von den Wächtern des Münsterthurmes. Es brennt in der Neukirche! Ein wenig später schreien sie: Feuer in der Münstergasse! Eine halbe Stunde darauf: Feuer am Broglie! Feuer in der Metzgergasse! Feuer auf dem Kleberplatz! Feuer am Findmannsladen! Feuer in der Schildgasse! Die ganze Nacht hindurch ertönte dieser entsetzliche Nothschrei, und ein ungeheurer rother Widerschein beleuchtete schauerlich die ganze Stadt. Wie viele Schätze ein Raub der Flammen! Das Gewaltdenkmal, die Neukirche, die Stadtbibliothek, die schönsten Häuser der reichsten Stadttheile, fast ganze Straßen nur noch Ruinen, Schutthaufen!

Viele schöne Häuser, ganze halbe Straßen wurden fast in der nämlichen Stunde vom Feuer erfaßt und in Ruinen, Trümmer und einen Stein- und Aschenhaufen verwandelt. An Löschen war nicht zu denken; unausgesetzt fielen die schweren Geschosse in die lodernden Gebäude, verwundeten und tödteten die Löschmannschaft und vermehrten den Schrecken. Der Boden zitterte, und bis zum Himmel stiegen die Staub- und Rauchwolken als die Kuppelle, die Neukirche, die Bibliothek und die andern Gebäude nach einander zusammensanken.

Erst am andern Morgen konnte man das großartige Zerstörungswerk der verflossenen Nacht übersehen, und noch kein Ende des Brandes. Eine große Mühle in der Nationalvorstadt wurde durch Granaten angezündet; in ihr wurde das Getreide für die Belagung gemahlen; sie brannte mit drei benachbarten Häusern bis auf den Boden ab. In einem Stadttheil wurden acht Häuser, in einer Gasse zwei Häuser ein Raub der Flammen. Eine dichte Rauchwolke lagerte über der Stadt. Unbeschreiblich war die Aufregung; eine zahlreiche Menschenmenge verlangte vom Commandanten und vom Maire Aufschlüsse über die Lage der Stadt. Der General erklärte: er könne die Stadt mehrere Monate lang halten, aber den Feind vertreiben könne er aus Mangel an Mannschaft nicht; der Maire sagte bei: die Befreiung stehe vielleicht näher bevor, als man glaube. Neue Hoffnung erhob sich, als Nachmittags 3 Uhr der Bischof aus der Stadt fuhr, um beim Großherzog von Baden die Schonung der Stadt zu erbitten; er kam jedoch nur bis zu den feindlichen Vorposten, und kehrte traurig zurück. Um 7 Uhr Abends begann die Beschießung wieder mit der nämlichen Wuth wie Tags zuvor. Auf allen Seiten loderten die Flammen, in den Straßen — das herzzerreißende Bild des Jammers und des Elends jeder Art. Gegen Mitte der Nacht bot sich den Blicken ein schrecklich großartiges Schauspiel dar: das Münster wird von Granaten durchlöchert und das Dach des großen Schiffes vom Feuer verzehrt. Zahlreiche Brände in der Nationalvorstadt und andern Orten. Die neugebaute Kirche des mit Kranken und Gebrechlichen angefüllten Bürgerspitals gerieth in Brand. Mit Mühe gelang es unter dem Jammer dieser in Todesangst schwebenden Unglücklichen, das Feuer auf die Kirche zu beschränken. Auch der schöne Bahnhof war vom Feuer erfaßt; die Gebäude der Citadelle standen in Flammen; das Gymnasium brannte zum zweiten Mal — überall Feuer, Zerstörung, Bestürzung! Hunderte von Familien hatten in dieser Unglücksnacht ihre ganze Habe verloren, und irrten obdachlos umher. Am Abend des folgenden Tags wäre die Bevölkerung beinahe närrisch vor Freude geworden. Dieß mal, hieß es, ist die Sache gewiß, kein Zweifel mehr; man hat sie oben vom Münster herab gesehen, sie angekündigt. Es sind wenigstens 40,000 Mann. Endlich sollte die Befreiungsstunde schlagen. Und — o Macht der Einbildungskraft! — man hört in der Ferne Kanonendonner. Die Belagerer sind handgemein mit dem Entsatzkorps; der Kanonendonner rückt näher, der Feind wird gegen die Stadt getrieben und drängt sich zwischen zwei Feuern. Victoria, wir sind gerettet! Und man eilte freudetrunken in die Gassen, und einer drängte sich zum andern: „Wissen Sie schon die Neuigkeit?' „Ja." „Ach, es war Zeit! Ich habe immer gesagt, daß sie kommen würden." Und so ging es fort. Aber sie kamen wieder nicht, und die ganze glückliche Geschichte war weiter nichts, als die Erfindung eines boshaften Spaßmachers.

Mit Einbruch der Nacht begann das Zerstörungswerk von neuem. Die ganze Stadt schien ein einziger Feuerherd; die halbe Weißenthurmstraße und die anstoßenden Gassen, der Stadttheil der Gärten, wurde ein Raub der Flammen. Ebenso war es in andern Stadttheilen. Am andern Morgen fing der Gerichtspalast Feuer, und bald brannte das schöne Gebäude in Flammen. Nichts konnte gerettet werden, nicht ein Papier und den Archiven, nicht ein Actenstück entging der Wuth des Feuers. So ging es den ganzen Tag fort; jeder Augenblick forderte neue Opfer; ganze Gassen, ganze Stadttheile werden verheert. Im Laufe des Tags verkündet eine Proclamation des Maire, unter Anerkennung des Heldenmuthes der Bewohner, daß ganz Frankreich für die Verluste Entschädigung leisten werde.

Digitized by Google

Der 28. bot eine Abwechslung, indem man beim Kronenburger- und beim Spitalthor heftiges Gewehrfeuer vernahm. Tags darauf wurde durch Verstärkung des Präsecten der Gemeinderath durch die Ernennung vieler neuen Mitglieder verstärkt. Es waren meist Männer von liberaler Gesinnung, ihre Aufgabe war groß, denn für Hunderte von Familien mußte Obdach, für die Verwundeten Pflege, für die Armen Nahrung beschafft werden. Zunächst bauten sich die Armen kleine Häuschen am Rande des Wassers, dann wurden die noch erhaltenen öffentlichen Gebäude zu Zufluchtsstätten umgeschaffen. Volksküchen wurden errichtet, Suppe und Brod an die Bedürftigen vertheilt. Von nun an wurde die Stadt weniger heftig bombardirt, um so heftiger begann die Beschießung der Wälle und Werke, es mehrten sich in schrecklicher Weise die Verwundeten und Todten. Den ganzen Tag schafften die Ambulanzwagen Beispiele in den Militärspital, wo sie zu 30 bis 40 übereinanderlagen.

Am 31. war die Beschießung der Wälle noch heftiger als zuvor, und die Militärgebäude wurden hartnäckig bombardirt. Für den Feind handelte es sich nun darum, die Lage der Besatzung durch ein gegen die Wälle gerichtetes unaufhörliches Feuer und durch die Zerstörung der Kasernen unerträglich zu machen. Ein wahrer Granatenregen fiel auf die Batterien und brachte schreckliche Wirkungen hervor; die mit Kugeln gefüllten Granaten streckten viele Opfer nieder. Diese Geschosse wurden mit staunenswerther Präcision abgeschossen; sie zerplatzten gerade über den Kanonen und schleuderten Hunderte von Kugeln in allen Richtungen, von denen jedesmal wenigstens einige ihren Mann nicht verfehlten. Auch die Civilbevölkerung zählte zahlreiche Todte und Verwundete. Zu all diesem Unglück kam die Furcht vor inneren Unruhen. Auf dem Gutenbergplatz fand eine Kundgebung statt, Rufe „Hoch die Republik!" ließen sich hören; ein energisches Verbot des Commandanten mußte der Wiederholung derselben Einhalt gebieten.

Um diese Zeit machte sich zuerst der Mangel an gewissen Lebensmitteln fühlbar, alle Charcutierläden waren schon in der ersten Woche geschlossen worden, da die Bevölkerung sie geplündert hatte. Namentlich fehlte Milch — ein Mangel der besonders den Frauen und Kindern hart war. „Ein noch fühlbarerer Mangel stellte sich für die Männer ein: das Bier ging aus. Auf dieses so beliebte Getränk verzichten zu müssen, war eine harte Prüfung für die Straßburger, und ich höre, wie die Biertrinker vollen Ernstes fragte: „Könnte man denn nicht vom General verlangen, daß er einen Ausfall nach Königshofen oder Schiltigheim mache, um uns Bier zu verschaffen?' Die und die wurde in einer oder der andern Brauerei frisch gebrautes Bier verzapft. Wie stritt man sich da um einen Schoppen dieses Lieblingsgetränkes, und wie trefflich mundete es, wenn auch unter andern Verhältnissen man es sehr schlecht gefunden hätte? Während das Feuer die Gassen verzehrte und die Bewohner aus ihren Wohnungen flüchteten, schlichen Diebe in die brennenden Häuser, um zu plündern, sie zerschlugen die Schränke, stiegen in die Keller und gruben nach den vergrabenen Kostbarkeiten. Um diesen Diebereien ein Ende zu machen, setzte ein Beschluß des Generals am 1. September die Todesstrafe für jeden auf frischer That ertappten Dieb fest.

Am 2. September fand wieder ein Ausfall statt, um die Kanonen der zurückgezogenen feindlichen Batterien zu vernageln und die Arbeiten in der Nähe der Festungswerke zu zerstören. Dieser Zweck mißlang vollständig, doch wurden fünf Gefangene in die Stadt gebracht, unter ihnen Bruno Bersen, Lieutenant des 30. preußischen Infanterieregiments, der verwundet worden war. Gleichzeitig verbreitete sich das Gerücht: die Generale Failly und Douay hätten bei Toul einen Sieg davon getragen; Mac Mahon stehe an der Spitze von 100,000 Mann, und das deutsche Heer sei geschlagen und in vollem Rückzug begriffen. Man ging so weit, die Absicht dieser Depesche mitzutheilen. In acht Tagen werde das ganze Elsaß vom Feinde befreit sein. Auch wollte man wissen, in Paris sei die Republik verkündet worden, Trochu und Jules Favre stünden an der Spitze der Regierung. Am nächsten Tag, dem 3. September, erhielten mehrere Familien der Stadt Belästigende zum Passiren der feindlichen Posten, nicht alle benutzten dieses Mittel, die Stadt zu verlassen. Das Bombardement dauerte ununterbrochen fort, in den Vorstädten regnete es Kugeln, der Himmel war roth vom Brande. Am Abend mischte ein gewaltiges Gewitter seine Stimme mit dem furchtbaren Getöse der Geschütze, die Wirkung wird als eine schreckliche geschildert. Am selben Tage hatte man den Schutt der Bibliothek weggeräumt, um noch erhaltene Reste derselben zu finden: man fand nichts als ein Stück von der Säbelscheide Kleber's. —

(Schluß folgt.)

Die Schlacht bei Orleans*).

München, 11. November.

Dem kürzlich mitgetheilten Bericht über das Gefecht bei Artenay vom 10. Oktober können wir nun einen Bericht über die Schlacht am folgenden Tage bei Orleans folgen lassen. General von der Tann hatte beschlossen, Orleans umfassend anzugreifen, und in diesem Sinne die näheren Dispositionen für den 11. Oktober durch seinen Generalstabschef ausarbeiten zu lassen. Der Angriff sollte in drei Colonnen geschehen.

Die erste Colonne stieß um 9½ Uhr auf einige französische Kürassierescadronen, welche das Boulay vorgeschoben waren, die ihnen entgegengehenden preußischen Husaren (13. Regiment) aber nicht abwarteten, sondern sich nach des Barres und weiter zurückzogen. Die nachschwärmenden Husaren wurden aus den Häusern von Les Barres und den anstoßenden Gehöft mit Gewehrfeuer empfangen. Eine starke Besetzung dieser Objecte durch feindliche Infanterie vermuthend, ließ der Commandeur der 22. preußischen Infanteriedivision dieselben durch vier Batterien beschießen, und dann Infanterie vorgehen: diese fand die Ortschaft und den Wald vom Feinde bereits geräumt. Die 22. preußische Infanteriedivision marschirte nunmehr vollkommen auf: die eine Brigade (44., nur aus 11½ Compagnien bestehend) rechts der nach Ormes und Orleans führenden Straße, die andere Brigade (43) links derselben; die bayerische Kavalleriebrigade folgte als zurückgenommene Staffel dem linken Flügel, die Batterien der bayerischen Reservearttillerie marschirten in Bereitschaftsform hinter der Mitte; auf dem äußersten linken Flügel endlich befand sich das 1. preußische 13. Husarenregiment. In dieser Formation rückte die erste Colonne des Armeetheils des Generals von der Tann gegen Ormes vor. Unterdessen waren auch von den andern Colonnen Meldungen eingegangen. Die zweite Colonne meldete, daß sie von Gidy aus vorgegangen, und die ihr gegenüberliegende Waldlisière ausgereinigt im Begriff stehe; von der dritten Colonne ging die Nachricht ein, daß sie bis jetzt nur schwache Kräfte zu bekämpfen habe, und nachdem sie Cercottes passirt, nunmehr, wie befohlen, weiter gegen Orleans vorrücke. Ungefähr gegen 11 Uhr Vormittags meldeten die Husaren dem Commandeur der 22. Infanteriedivision, daß vorwärts (westlich) von Ormes sich feindliche Verschanzungen befänden. Fast gleichzeitig mit dieser Meldung erhielt die vorrückende 22. Division plötzlich heftiges Granatfeuer durch eine westlich von Ormes verdeckt aufgestellte Batterie. Der Feind hatte sich in Verschanzungen zurückgezogen, welche den westlichen Ausgang des Dorfes Ormes umgaben. Uns diesen erhielt die vorrückende Division nicht allein heftiges Geschützfeuer, sondern auch, trotz einer Entfernung von fast 1000 Schritten, wirksames Infanteriefeuer. Die k. preußischen Batterien, sowie die der 22. Division zugetheilten drei Sechspfünder-Batterien der bayerischen Artilleriereserve, fuhren im heftigen feindlichen Infanterie- und Granat-Feuer rechts und links der Straße gegen die feindlichen Verschanzungen auf, und beschlossen sie zuerst auf eine Distanz von 1000 bis 1200 Schritten. Die hinter den Schanzen stehenden feindlichen Truppenmassen versuchten mehrmals Ausfälle mit starken Infanteriekolonnen, wurden aber jedesmal durch das wohlgezielte Granatfeuer der preußischen und bayerischen Batterien zurückgewiesen. Es waren in diesem Moment 4 preuß. und 3 bayer. Batterien, in Summa 7 Batterien, im Feuer, welche auf verhältnißmäßig nahe Distanzen (1000 bis 1200 Schritte) die Lisière von Ormes, sowie die

*) Die Schlacht bei Orleans vom 11. Oktober gehört in dem mit Dampfpistole fortschreitenden Kriege bereits der Geschichte an, aber eben darum ist es von Interesse und Belang, in unserm Weltblatt auch der allg. Ztg. eine officielle Darlegung dieser glänzenden bayerischen Waffenthat zu geben. Die Red. d. Landw. Ztg.

Digitized by Google

Verschanzungen beschossen. Schließlich fuhr auf dem rechten Flügel der diesseitigen Artillerie die bayerische Sechspfünder-Batterie Reder bis auf 800 Schritte an die feindlichen Schanzen, und beschoß sie in der linken Flanke so wirksam, daß sie nach wenigen Schüssen von ihren Vertheidigern verlassen wurden. In diesem Augenblick ließ der 1. preußische Oberst v. Marschall, welcher bis rechts der Straße vorrückende 44. Brigade kommandirte, das Signal „das Ganze avanciren" geben, und die Bataillone des preußischen 33. Regiments drangen mit Hurrah gegen die Schanze und in dieselbe hinein. Gleichzeitig hatte der linke Flügel der 22. Division, das Regiment 32, seine gegen Ormes gerichteten Flankenangriffe energisch fortgesetzt, und von den aus den Schanzen gegen Orleans zurückfliehenden Feinden etwa 800 Mann zu Gefangenen gemacht. Gleich bei Beginn des hier oben erwähnten Momente, als erkannt wurde, daß der Feind westlich von Ormes hartnäckigen Widerstand leistete, hatte General v. d. Tann einen Officier seines Stabes zu der bei Peray in Colombe haltenden 4. Kavalleriedivision zurückgesandt, um dieselbe schleunigst in die Gefechtslinie zu holen, und in die feindliche linke Flanke zu dirigiren. Die 4. Kavalleriedivision hatte, wie bereits erwähnt, den Befehl, südlich bis an die Loire zu streifen. Hiezu war eine Brigade bestimmt worden, welche aber bereits den Wald von Gemigny besetzt fand, und nicht weiter vorbringen konnte. Der Commandeur der 4. Kavalleriedivision, Se. k. Hoh. Prinz Albrecht Vater, rückte mit dem Rest seiner Division, dann mit den ihm für diesen Tag zugetheilten beiden bayerischen Batterien Lepel und Hellingrath im Trab gegen das Schlachtfeld vor. Die 4. Kavalleriedivision traf in dem Augenblick ein, als der Feind eben die Schanzen bei Ormes verließ, und dieser Ort genommen wurde. Eine weitere Ausdehnung des hier durch die Artillerie und Infanterie erreichten Erfolges durch die Kavallerieregimenter der preußischen 4 Kavalleriedivision war bei den ungünstigen Terrainverhältnissen leider unmöglich. General von der Tann hatte, als sich der Kampf um Ormes immer hartnäckiger entwickelte, und zu erkennen war, daß hier den linken feindlichen Hauptstützpunkt, zur 1. Division, welche hinter der 3. Colonne folgte, gesendet, um eine Brigade derselben gegen Ormes heranzuziehen. Unterdessen waren die Verschanzungen, sowie Ormes und die ersten Häuser von St. Jean genommen worden; hiemit hatte man aber auch das für Artillerie und Kavallerie günstige Terrain verlassen, und war in jene Weinkultur gekommen, welche selbst das Vorgehen für Infanterie äußerst schwierig machte, und eine Gefechtsleitung wegen Mangels an Uebersicht sehr erschwerte. Die Truppen der 22 Division machten nun nach dem langen Marsch, seit Morgens 6 Uhr, und dem blutigen und verwickelten Gefecht in den eroberten Stellungen eine kleine Pause, während welcher die obengenannte Brigade (1. unter General Dietl) bis an Ormes heranlam. Gegen 2 Uhr traf die 3. Colonne (3. Brigade) in dem zu beiden Seiten der Hauptstraße sich hinziehenden, langgestreckten Dorfe les Rides auf den hartnäckigsten Widerstand. Der Feind hatte sich in den Häusern festgesetzt, und vertheidigte dieselben manchmal selbst noch, nachdem sie in Brand gesteckt waren. Die 3. Infanteriebrigade hatte bei Beginn der Vorrückung zwei Bataillone des 12. Infanterieregiments in der linken Flanke längs des Bahndammes vorgesendet. Diese Bataillone (von welchen das eine nur 1½ Compagnien stark war) drangen bis an die Bahnhofgebäude und die Gasfabrik von Orleans vor, wo sie aber bald gegen überlegene Kräfte in ein heftiges Feuergewehr verwickelt wurden, und nur mit äußerster Anstrengung und unter schweren Verlusten in einigen Gebäuden und am Bahndamm dem allseitigen Andrang des Feindes widerstehen konnten. Durch diese nothwendige und für den weitern Verlauf des Gefechts sehr einflußreiche Entsendung des 12. Infanterieregiments, welchem noch eine Compagnie des 1. Jägerbataillons als Unterstützung und zur Verbindung mit dem Rest der Brigade nachgefolgt war, hatte dieses nur noch eine Stärke von 3½ Bataillons. Hinter dieser schwachen Brigade standen nur noch zwei Bataillons von der Hauptreserve (1. Division), weil diese unterdessen, wie bereits erwähnt, eine Brigade auf Befehl des Generals von der Tann gegen Ormes dirigirt hatte. Die zweite Colonne (4. Brigade) hatte sich, als sie gegen Mittag das heftige Gefecht bei Ormes bemerkte, mehr südlich gegen diesen Ort gezogen, um dort, wo die Entscheidung lag, eventuell einzugreifen. Gegen halb 5 Uhr Nachmittags war die allgemeine Gefechtslage ungefähr nachstehende: auf dem rechten Flügel hatte die 1. Colonne (22. Division) sich des größeren Theils der Dreifhaft St. Jean bemächtigt, hatte aber dann, um die im Anmarsch begriffene erste bayerische Brigade zu erwarten, ihre Vorrückung momentan eingestellt. Die 2. Colonne (4 Brigade), welche die Mitte bildete, war in den dichten Weingeländen in ein stehendes Feuergefecht verwickelt und wartete auf das Vorrücken der beiden anderen Colonnen. Auf dem linken Flügel hatte die 3. Brigade mit ihren schwachen Kräften von nur 3½ Bataillons einen harten Stand gegenüber dem in den Häusern von les Rides, dann in den umliegenden Höfen und Parks sich hartnäckig vertheidigenden Feinde. Am äußersten linken Flügel widerstanden die Bataillons des 12 Infanterieregiments nur mit Anstrengung dem Andringen des Feindes, welcher sowohl in der Front, als in den beiden Flanken, die Vertheidiger der Bahnhofgebäude mit einem Hagel von Geschossen überschüttete. Es begann bereits Abend zu werden, und es war zu befürchten, daß, wenn nicht trotz der großen Ermüdung der Truppen, noch eine gemeinsame energische Vorrückung stattfinde, Orleans an diesem Tage nicht mehr genommen werde. Diese Ueberzeugung war es, welche fast gleichzeitig auf beiden Flügeln ein letztes entschlossenes Vorbringen veranlaßte. General von der Tann ließ die Vorrückung der 1. Brigade nach Thunlichkeit beschleunigen, und dirigirte sie der Art, daß sie die Verbindung zwischen der 4. Brigade (mittlere Colonne) und der 22. preußischen Infanteriedivision (rechte Colonne) herstellte, und zugleich jene begagirte. Ferner ließ General von der Tann eine preußische 4Pfünder-Batterie in den Weinbergen von St. Jean placiren und auf 4600 Schritte die Stadt Orleans mit Granaten, jedoch ohne Zündstoff, bewerfen. Von der ersten Brigade wurde das 2. Jägerbataillon und das Infanterie-Leibregiment zur Ausführung obiger offensiver Bewegung beordert, während das 1. Infanterieregiment als Reserve in St. Jean zurückbehalten wurde. Der Generalstabschef des General von der Tann ertheilte dem 1. Bataillon des k. preußischen 32. Regiment, welches auf dem rechten Flügel südwestlich der großen Straße stand, gegen und über den Eisenbahndamm, um die hinter diesem starken Abschnitt befindlichen französischen Truppen in die Flanke zu nehmen und zu vertreiben. Fast genau um dieselbe Zeit (gegen halb 5 Uhr) begann auch die linke Flügelcolonne (3. Brigade) einen letzten energischen Angriff auf les Rides. Die Franzosen leisteten hier den zähesten Widerstand. Es mußte Haus für Haus, Garten für Garten genommen werden, und die Verluste, welche die ohnedieß schwache 3 Brigade hiebei erlitt, waren bedeutend. Eine Unterstützung durch Artillerie war hier, wie bei den andern Colonnen, in Folge des Terrains nicht möglich. Der Kampf mußte nur der Infanterie überlassen bleiben. Dieser erneute Angriff des linken Flügels, den man durch das heftige ununterbrochene Gewehrfeuer erkannte, bestimmte den General von der Tann, auch den Angriff der ersten Colonne so viel als nur immer möglich zu beschleunigen. Generalmajor Dietl führte seine Bataillone (2. Jäger- und Leibregiment), so rasch es das ungünstige Terrain erlaubte, in die Gefechtslinie, stieß in ununterbrochenem Vorrücken, machte hieburch der mittlern Colonne (4. Brigade) Luft, welche nunmehr auch wieder die Offensive ergriff. Dieses allgemeine Vorrücken zwang endlich auch die französischen Truppen, welche les Rides noch immer gegen die mit Aufopferung anstürmende dritte Brigade mit Zähigkeit festhielten, zum Aufgeben ihrer starken Position. Zugwischen war es fast dunkel geworden; auch die letzte Reserve, das 1. Infanterieregiment, wurde nunmehr nach vorgenommen, und drang auf der Hauptstraße vor. Ein kurzer Widerstand, welchen dieses Regiment am Gitterthor der Vorstadt fand, wurde bald überwunden, und von drei Seiten drangen Bayern und Preußen, einzelne Trupps französischer Soldaten vor sich hertreibend, unter Hurrah in die Stadt bis auf den Platz Martroi und vor die Mairie. General v. d. Tann, welcher dem 1. Regiment gefolgt war, ritt gegen 7 Uhr Abends in Begleitung des preußischen Generals v. Wittich, Commandeurs der 22. Division, in Orleans ein. Von einer weiteren Verfolgung glaubte der General für diesen Tag abstehen zu müssen, und zwar einestheils,

Digitized by Google

weil die Truppen zu ermüdet waren, anderntheils, weil er absichtlich einen weiteren blutigen Straßenkampf in dem Faubourg am linken Loireufer vermeiden wollte; deßhalb bewachten die vorderſten Truppen nur die Loirebrücken, deren ſüdliches Ende noch vom Feinde beſetzt und beſetzt war; am folgenden Tag aber ließ General von der Tann die Verfolgung in ſüdlicher Richtung fortſetzen, Olliver am linken Loireufer wurde durch die erſte Diviſion ohne Kampf beſetzt und Kavallerieſtreifen bis gegen la Ferté vorgetrieben.

Der neue Brunnen auf dem Promenadeplatze in Landshut.

Die Aufſtellung des neuen Brunnens auf dem Promenadeplatze gibt Anlaß, die geſchichtlichen Momente hervorzuheben, welche auf dieſen Platz und ſeine neue Zierde ſich beziehen.

Herzog Heinrich ſagte im J. 1334 den Entſchluß, Landshut, welches damals nur die Altſtadt, und einen Theil der zur damaligen Neuſtadt führenden Straßen umfaßte, zu erweitern und legte die Neuſtadt an. Im Jahre 1388 baute er die St. Jodokkirche. Um der vergrößerten Stadt ein raſcheres Gedeihen und einen lebhaftern Verkehr zu ſichern, errichtete er einen Jahrmarkt, — die Bartholomä-Kult, und beſtimmte den heutigen Promenadeplatz ausſchließend den Handelsleuten, welche dieſen Markt beſuchen würden; auch verlieh er nach damaliger Sitte den Handelsleuten volle Zoll- und Gelaitfreiheit und nannte deßhalb dieſen Platz die „Freiung.“ Ueberdieß bewilligte er Allen, die ſich in der Neuſtadt und Freiung niederließen, auf 10 Jahre Steuerfreiheit. Im Jahre 1370 wurde die Kirche St. Jodok zur Pfarrkirche erhoben; im J. 1403 brannte dieſelbe ab, erhob ſich aber ſchon 1406 durch eifriges Buthun der Bürger wieder aus ihrer Aſche.

Die Benennung „Promenadeplatz“ ſtammt aus neuerer Zeit. Am 25. Auguſt 1786 wurde dem damaligen Prinzen Herzog Maximilian ein Sohn geboren, der als Ludwig der I. dem bayeriſchen Thron einzunehmen beſtimmt war. Zur Erinnerung an dieſe Geburt ließ der Magiſtrat Landshut dieſen Platz mit einer Doppelreihe Kaſtanienbäumen bepflanzen, und weil er von nun an bei militäriſchen Feſtlichkeiten von Seite der Stadt wie der Landwehr benützt wurde, hieß man ihn auch Paradeplatz. Die Doppelreihe der Bäume ſcheint nicht lange beſtanden zu haben.

Bekanntlich wollte der höchſtſelige König Ludwig das Monument, welches er Herzog Ludwig dem Reichen, dem Stifter der Univerſität Ingolſtadt in der vormaligen Univerſitäts-Stadt Landshut errichtet hat, auf dem Promenade-Platz aufgeſtellt haben. Man ſtelle Ihm aber die Entlegenheit dieſes Platzes und den Mangel an anſehnlicher gebäulicher Umgebung vor, und es erhielt der Platz vor dem neuen k. Bezirksgerichtsgebäude den Vorzug.

Da alſo dieſes Vorhaben nicht zur Ausführung gekommen und der Platz ſelber das Geländer, welches ſeine Quadrateallee umfing, verloren und eine unſichere Geſtalt angenommen hatte, gedachte der Magiſtrat, zur beſſeren Geſtaltung deſſelben dadurch beizutragen, daß an die Stelle des dermaligen Brunnens ein neuer und zwar in die Mitte des Viereckes geſetzt werde.

Dem Pfarrvorſtand von St. Jodok, dem dieſe Nachbarſchaft der Pfarrkirche nicht gleichgiltig war, glaubte, daß mit der Errichtung des neuen Brunnens ein längſt gehegter Wunſch, die Herſtellung einer Marienſäule ſich vereinigen laſſe. Er trug ſein Anliegen dem Magiſtrate mit dem Anerbieten vor, daß er die Mehrkoſten mittelſt freiwilliger Beiträge aufzubringen verſuchen wolle; die HH. Magiſtratsräthe erleichterten ihm das Beginnen damit, daß ſie ſelbſt bedeutende Beiträge ſubſcribirten; auch die Pfarrgenoſſen von St. Jodok unterſtützten das Vorhaben, ſo daß alsbald zur Ausführung geſchritten, und die Herſtellung mit Kuſtermann in München unter Vermittelung des ſtädtiſchen Baurathes Eyrainer vereinbart werden konnte.

Damals dachte freilich noch Niemand an den Krieg, der bald zum Ausbruche gekommen iſt, und allein unſer Denken, Fürchten und Hoffen beſchäftigte. Derlei Unternehmen eignen ſich für die Zeiten des Friedens und unterbleiben, wenn die Kriegsnoth hereinbricht. Indeß war der Vertrag beiderſeitig abgeſchloſſen und machte ſich der betheiligte Lieferant ſogleich an die Ausführung, ſo daß eine Abſtellung nicht mehr zuläſſig war.

Wie einſt der Geſchichtſchreiber Weſtenrieder in München ſich in einer Viſion erging, die er unter dem Titel: „München nach 40 Jahren“ in den Druck gab, ſo hat auch, wenn man Kleines mit Großem vergleichen darf, der um Landshuts Geſchichte verdiente Dienſtleiſt Staudenraus einen nächtlichen Spaziergang durch die Stadt gemacht, und in einer Viſion über den Promenadeplatz ſich geſtellen, welche er in ſeinem Büchlein: „Spaziergänge in und um Landshut“ alſo zum Beſten gibt:

„Es ging auf Mitternacht zu. Am traurenden alten Jeſuiten-Collegium vorüber wandelten wir in die Freiung, ergingen uns in dem Schatten der Kaſtanien-Alleen und blickten von Zeit zu Zeit nach der ehrwürdigen Pfarrkirche St. Jodok. Der Mond glänzte, die Sterne funkelten, der Springbrunnen plätſcherte, und die bewaldete Bergwand des Hages warf geſpenſtige Schatten über die Häuſer hin. Wir ſetzten uns auf eine Ruhebank.

Johanneswürmchen umleuchteten uns, und flogen gleich Sternen durch die Zweige und wankenden Schatten. Das Flämmchen des ewigen Lichtes aber, vor der „Hütte Gottes“ flimmerte und ſo wilde durch die Fogenfenſter des alten Gotteshauſes entgegen! Wahrlich, eine ſchöne — eine heilige Nacht-Stunde!

In Nachdenken verſunken, hob ich nach einiger Zeit den Blick empor, und ſieh! — eine ganz neue Freiung erblickte ich.

Der Spring-Brunnen ſtand mitten im grünen Viereke, das Waſſer ſprudelte luſtig aus vier Röhren mit Löwenköpfen, und zu oberſt auf der Marmor-Säule glänzte die Statue Ludwig des Bayers im milden Schimmer des Mondenlichtes. Krone, Schwert und der Reichsapfel funkelten in den grünen Räumen gar ſeltſam.

Verdoppelt ſchienen mir die Baumgänge und jeder einzelne Baum ſtand in einem Ringe von dunkelgrünem Raſen, gleich einer himmelanſtrebenden Blume. Den ganzen Platz umſchloſſen kurze Granitpfeiler mit ſchwebenden Ketten hochſchwarzen Eiſens.“

Wäre Staudenraus noch am Leben, er ſähe jetzt ſeine Viſion der Hauptſache nach ſich verwirklichen. Nachdem die Statue Ludwig des Bayers auf dem Regierungsplatze ihre Aufſtellung gefunden hat, böte ihm der in altdeutſcher Form aus Gußeiſen erbaute Brunnen die Statue der Madonna aus Zink unter einem Baldachin und dürfte dieſe Stellung vor der anderwärts beliebten Weiſe, die Madonna auf eine hohe Säule in die freie Luft zu poſtiren, den Vorzug verdienen. Die ganze Höhe des Brunnens mißt 40', die Weite des Beckens 10'. Der Sockel des Standbildes führt dieſelbe Inſchrift, welche die Marienſäule auf dem Marienplatz in München zeigt:

Rem, Regem, Regimen, Regionem, Religionem,
Conserva Bavaris, Virgo patrona, Tuis.

Zu deutſch:
Eigenthum, Königin, Regierung und Land und den Glauben o Jungfrau
Bohte den Bayernvolk, deſſen Patronin du biſt.

Mit der Errichtung dieſes Brunnens, für den ſich der Name „Marienbrunnen“ eignen dürfte, iſt für die Stadt eine neue monumentale Zierde entſtanden, welche zwar einen entlegenen Theil derſelben, aber die für die Neuſtadt und für die St. Jodokkirche geſchichtlich merkwürdige Freiung ſchmücket, und das Standbild der Himmelskönigin und Patronin Bayerns, das der kunſtreiche Aufbau umgibt, und die Aufſchrift am Fuße deſſelben macht das Ganze zu einem religiöſen Denkmale, zu welchem wir und unſere Nachkommen mit unverändertem Vertrauen aufſchauen werden.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Druck und Verlag der Joſ. Thomann'ſchen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur

Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 48. Den 4. December: Barbara.

Encyklika

Unseres heiligsten Herrn Papst Pius IX. an alle Patriarchen, Primate, Erzbischöfe, Bischöfe und andere Orts-Ordinarien, welche in Gnade und Gemeinschaft mit dem heiligen Stuhle stehen.*)

Pius IX., Papst!

Ehrwürdige Brüder! Gruß und Apostolischen Segen!

Im Hinblick auf alles das, was die subalpinische Regierung seit mehreren Jahren mit unablässigen Umtrieben thut, um die weltliche Herrschaft umzustürzen, welche durch eine besondere Vorsehung Gottes diesem Apostolischen Stuhle verliehen worden ist, auf daß die Nachfolger des heiligen Petrus in der Ausübung ihrer geistlichen Jurisdiction die nothwendige und volle Freiheit und Sicherheit besitzen, ist es nicht anders möglich, ehrwürdige Brüder als daß Wir in einer so großen Verschwörung gegen die Kirche Gottes und gegen diesen heiligen Stuhl vom tiefsten Schmerze Unseres Herzens ergriffen werden und in dieser so bewegenen vorthen Zeit, wo dieselbe Regierung den Rathschlägen der Sekten des Verderbens folgend, die schon lange vorher bedachte sakrilegische Invasion Unserer Hehren Stadt und der übrigen Städte, über welche Uns nach der früheren Usurpation die Herrschaft noch übrig war, gegen alles Recht mit Waffengewalt vollendet hat, sind Wir, indem Wir die gehegten Rathschläge Gottes vor Ihm uns niederwerfend, bewältigt verehren, gezwungen, das Wort des Propheten zu wiederholen: „Ich weine und mein Aug' vergießt Thränen, denn ferne ist von mir der Tröster, der meine Seele umwendete, meine Söhne sind in's Verderben gestürzt, weil der Feind die Oberhand gewonnen hat." (Klag. Jer. 1. 16).

Zur Genüge, ehrwürdige Brüder! ist die Geschichte dieses ruchlosen Krieges von Uns geschildert und der katholischen Welt schon lange kund gemacht worden. Wir thaten das in mehreren Allokutionen, Encycliken und Breven, die wir zu verschiedenen Zeiten erhalten und erlassen haben; nämlich am 1. November 1860, 22. Januar und 26. Juli 1855, 18. und 28. Juni und 26. September 1859, 19 Januar 1860 und in den Apostolischen Schreiben vom 26. März 1860, sowie in den Allokutionen vom 28. September 1860, 18. März und 30. December 1861 und 20. September, 17. Oktober und 14. November 1867. Durch die Reihe dieser Dokumente werden die höchst schweren Unbilden klar dargethan und kundgegeben, welche von der subalpinischen Regierung schon vor der in den früheren Jahren begonnenen Okkupation des Kirchenstaates Unserer und dieses heiligen Stuhles obersten Autorität zugefügt wurden, theils durch Gesetze, welche gegen das natürliche, das göttliche und das kirchliche Recht erlassen, theils durch die unwürdige Verfolgung, welcher der geweihten Kleiner, die Ordensfamilien und sogar die Bischöfe unterworfen worden sind, theils durch den Bruch der pflichtmäßigen Treue gegen die feierlichen mit diesem Apostolischen Stuhle eingegangenen Verträge, deren unverletzliches Recht man gerade in demselben Augenblicke, wo man auf neue Unterhandlungen mit Uns eingehen zu wollen anzeigte, hartnäckig läugnete; aus diesen Dokumenten geht klar hervor, ehrwürdige Brüder! und die ganze Nachwelt wird es aus denselben ersehen, mit welchen Ränken und mit welchen listigen und unwürdigen Umtrieben diese Regierung dahin gelangte, die Gerechtigkeit und Heiligkeit der Rechte dieses Apostolischen Stuhles zu unterdrücken und sie wird zugleich erkennen, wie besorgt Wir waren, ihre Verwegenheit, welche von Tag zu Tag zunahm, so viel an Uns lag, zu bezähmen und die Sache der Kirche zu vertheidigen. Ihr wißt es wohl, daß im Jahre 1859 von dieser subalpinischen Gewalt die vornehmsten Städte der Emilia durch niederträchtige Schriften, Verschwörer, Waffen und Geld zum Hochverrath aufgereizt wurden, und daß bald darauf durch Volksversammlungen und erschlichene Stimmen ein Plebiscit zu Stande gebracht wurde und daß unter diesem Vorwand und Namen Unserer in jener Gegend gelegenen Provinzen unter dem vergeblichen Widerstreben der Guten von Unserer väterlichen Herrschaft losgerissen wurden. Es ist auch bekannt, wie in dem darauffolgenden Jahre vielelle Regierung um andere, in der Mark Ancona in Umbrien und im Patrimonium gelegene Provinzen dieses heiligen Stuhles in ihre Beute zu verwandeln, unter Anführung trügerischer Vorwände Unsere Soldaten und die freiwillige Mannschaft der katholischen Jugend, welche von dem Geiste der Religion und von kindlicher Ergebenheit gegen den gemeinsamen Vater geleitet aus der ganzen Welt zu unserer Vertheidigung herbeigeeilt war, unvermuthet überfallen, sie mit einem großen Heere umringt und während sie, ohne einen so plötzlichen Ueberfall auch nur im Geringsten zu ahnen, dennoch unerschrocken für die Religion kämpften, in einer blutigen Schlacht besiegt hat. Niemanden ist die außerordentliche Unverschämtheit und Heuchelei derselben Regierung verborgen, welche, um die Gehässigkeit dieser sakrilegischen Usurpation zu vermindern, kein Bedenken trug, sich zu rühmen, sie sei in jenen Provinzen eingedrungen, um daselbst die Prinzipien der moralischen Ordnung wiederherzustellen, während sie doch in der That überall die Ausbreitung und den Kultus jeder falschen Lehre beförderte, überall den schlimmen Begierden und der Gottlosigkeit den Zügel lockerte und auch unverletzte Stätten der Bischöfe und Geistlichen jeden Ranges verhängte, welche sie in ihre Haft abführte und mit öffentlichen Schmähungen verfolger ließ, während sie indessen die Verfolger und diejenigen, welche nicht einmal die Würde des obersten Pontifikats in Unserer geringen Person schonten, straflos ließ. Es ist überdieß bekannt, daß Wir noch der gebührenden Pflicht Unseres Amtes nicht blos den wiederholten Rathschlägen und Forderungen immer widerstanden haben, beidenen es sich darum handelte, daß Wir Unsere Pflicht schmählich verletzen, entweder durch das Aufgeben und den Verzicht der Rechte und Besitzungen der Kirche oder durch das Eingehen einer ruchlosen Versöhnung mit den Usurpatoren, sondern daß Wir auch diesen bösen Wegnissen und Schandthaten, welche gegen alles göttliche und menschliche Recht verübt wurden, feierliche Proteste vor Gott und den Menschen entgegengestellt haben und daß Wir ihre Urheber und Begünstigter in die rechtlichen Censuren verfallen erklärt und, so weit es nöthig war, auf's Neue mit diesen Censuren gegen sie vorgegangen. Endlich ist es bekannt, daß die ermähnte Regierung nichtdestoweniger in ihrer Halsstarrigkeit und in ihren Umtrieben beharrte und die Empörung in Unseren übrigen Provinzen und namentlich in Rom durch abgesandte Aufwiegler und durch Ränke aller Art ohne Unterlaß zu fördern bemüht war. Da aber diese Versuche keinesweges den beabsichtigten Erfolg hatten wegen der unerschütterlichen Treue Unserer Soldaten und der Liebe und des Eifers Unserer Völker, die Uns in ausgezeichneter Weise und beständig kundgegeben wurde, brach endlich im Jahre 1867 jener heftige Sturm über Uns herein, da zur Herbstzeit die Scharen der verworfensten Menschen, von Verbrechen und Wuth entflammt, und mit den Subsidien dieser Regierung unterstützt gegen Unsere Grenzen und diese Stadt

*) Wir glauben noch nachträglich dieses wichtige Aktenstück in der Zeitgeschichte mittheilen zu sollen. Die Red. der Bayh. Ztg.

Digitized by Google

anrücken, von denen mehrere schon vorher heimlich in der Stadt Rom selbst ihren Sitz aufgeschlagen hatten und von ihrer Gewaltthätigkeit, Grausamkeit und Waffengewalt war für Uns und Unsere geliebten Unterthanen alles Bittere und Blutige zu erwarten, wie es klar zu Tage trat, wenn nicht der barmherzige Gott ihren Uebelfall durch die Tapferkeit Unserer Truppen und durch den kräftigen Beistand der Heere, welchen die herrliche französische Nation Uns leistete, vereitelt hätte.

In so vielen Kämpfen, in einer so langen Reihe von Gefahren, Sorgen und Bitterkeiten verlieh Uns inzwischen die göttliche Vorsehung den größten Trost, ehrwürdige Brüder! in Euerer und Euerer Gläubigen kindlichen Ergebenheit und eifrigen Liebe gegen Uns und gegen diesen Apostolischen Stuhl, welche Ihr sowohl durch ausgezeichnete Kundgebungen als durch Werke der katholischen Liebe unablässig bewiesen habt und obwohl die höchst schweren Prüfungsstürme, in denen Wir schwebten, Uns kaum irgend welche Ruhe gönnten, haben wir es doch, da Gott Uns stärkte, nie an irgend einer Sorge fehlen lassen, die sich auf die Wahrung der geistlichen Wohlfahrt Unserer Unterthanen bezog und wie groß bei Uns die öffentliche Ruhe und Sicherheit, welche der Zustand der besten Wissenschaften und Künste, wie groß die Treue und der gute Wille Unserer Völker gegen Uns war, ist allen Nationen leicht bekannt geworden, aus denen zahlreiche Besucher, namentlich aus Anlaß mehrerer Feierlichkeiten, die Wir begingen und der heiligen Feste zu allen Zeiten um die Wette in diese Stadt zusammenströmten.

(Schluß folgt.)

Straßburg während der Belagerung.

(Die Belagerung und das Bombardement von Straßburg. Von G. Fischbach, Redacteur des „Nouveau Courrier“. Straßburg 1870.)

(Zehn Schuß Fortsetzung.)

Unter den folgenden Tagen war namentlich der 5. Sept. reich an Opfern, seine Stunde verging ohne Tosen und Verwundete. Wieder liefen allerlei Gerüchte über militärische und politische Ereignisse durch die Stadt: es hieß ein Boot sei durch das Wasser in die Stadt gekommen und habe sich sofort auf die Präfectur begeben. Man sprach von einer Revolution in Paris. Die Municipalcommission sandte eine Deputation zum Präfecten, dieser erklärten auf Ehrenwort nichts zu wissen. Damit mußte sich die Bevölkerung zufrieden geben. Am Abend des 6. brannte die schöne Fischmarktkaserne, berühmt durch den Aufstand versuch Napoleons am 30. Oktober 1836, nieder, sie hatte bei ihrer Erbauung 1746 bis 1756 760,000 Thaler gekostet. Gleichzeitig fing die ganz mit schönen Neubauten besetzte Steinstraße zum wiederholten Mal Feuer, mit ihr die zunächst liegenden Straßen; von diesem Tag an bis zum Ende der Belagerung sollten die Flammen in diesem Stadttheil nicht mehr erlöschen, ein Haus nach dem andern sank in Asche, nur wenige karg beschädigte Ruinen blieben übrig.

Es ist unmöglich die Unglücksfälle des folgenden Tages nur einigermaßen wiederzugeben, die Citadelle wurde mit unausgesetzter Wuth mit Granaten und Bomben überschüttet, am 8. Sept. erschlug eine Bombe den sehr beliebten Pontonnierexpisan Epp und neun seiner Unteroffiziere und Soldaten, jeder Wall zählte Todte und Verwundete. Wenn die Soldaten von den Posten zurückkamen, die sie Tags zuvor bezogen, trug einer von ihnen drei, vier oder fünf Gewehre und Säbel, ihre Träger waren gefallen. Gegen Ende der Belagerung mußten Casematten die gefährlichen Posten der Artillerie ergänzen.

Am 10. Sept. Morgens verbreiteten sich wieder jene Siegesgerüchte: ein Commandant der Francs-Tireurs hatte seiner Compagnie eine Depesche vorgelesen, welche meldete, daß General Dumont an der Spitze von 25,000 Mann Straßburg zu Hülfe komme und in zwei Tagen vor den Mauern der Stadt sein werde. Die Nachricht verbreitete sich mit Blitzesschnelle durch die Stadt, jeder wußte einen neuen Moment der Bestätigung, Abschriften der angeblichen Depesche wurden in den Cafés angeschlagen. Diesmal war die Sache sicher, eine Täuschung konnte nicht obwalten. Gleichzeitig war ein Beiblatt der „Karlsr. Ztg.“ in die Stadt gekommen, welches die Verkündung der Republik und die Zusammensetzung der neuen Regierung meldete. Die Municipalcommission verlangte Aufklärung vom Maire, dieser antwortete: er wisse von nichts, von einer Depesche sei nichts bekannt.

Gegen 11 Uhr erhob sich eine mächtige dicke Rauchwolke über der Stadt, einen abermaligen Brand verkündend, und bald hieß es überall: das Theater brennt. Und so war es. Das Theater von Straßburg, eines der schönsten von ganz Frankreich, die Zierde, der Stolz der Stadt, wurde an diesem Tag ein Raub der Flammen. Solang' es möglich gewesen, hatte man das Feuer bekämpft; aber die zahllos in das Gebäude fallenden Granaten trugen den Sieg davon, und die Flammen ersetzten die Bühne. Hier bot ihnen das aufgehäufte Material reichlich Nahrung; im Nu stand die Maschinerie in Brand, und bald schlugen die Flammen zum Dach hinaus. Zuerst stiegen schwarze Rauchsäulen gen Himmel empor, und gleich darauf zischten rothe mächtige Flammen rings um das prachtvolle Gebäude, und verwandelten es in einen glühenden, alles verschlingenden Feuerherd. Gerettet wurde trotz aller Anstrengung nichts, die Hunderte von Abgebrannten, welche bisher in den Gängen und Kellern des Theaters Unterkommen gefunden, waren zum zweitenmal obdachlos geworden.

„Inmitten dieser düstern unglückvollen Tage schlug aber jetzt eine Stunde wahrer Freude, eine Stunde unendlicher Erleichterung, reinen Glückes. Wie die Morgenröthe nach einer Gewitternacht, wie ein die Dunkelheit durchbrechender Lichtstrahl, wie ein frohes Lachen inmitten der Thränen, kam eine Nachricht, welche jedes Herz erschütterte. Man erfuhr, daß die Schweiz Straßburg zu Hülfe eile, zwar nicht mit einer Armee um den Feind zu vertreiben, dies konnte sie als neutrales Land nicht thun, sondern um den Frauen, den Kindern, den Greisen, den Arzt- und Obdachlosen ihre Städte gastfreundlich zu öffnen.“

In der Sitzung der Gemeindecommission vom 10. wurde das Schreiben des Präsidenten der Eidgenossenschaft vom 7. verlesen, welches die Ankunft des Comité's zur Abholung einer Anzahl von Straßburgern anzeigt. Der Maire konnte vor Rührung kaum den Brief zu Ende lesen, die ganze Versammlung brach in Jubelrufe, in Dankergüsse aus, unvergeßlich wurde die Bevölkerung in Kenntniß gesetzt, der General Uhrich beantwortete das Schreiben der Abgeordneten, worin sie um Einritt in die Stadt nachsuchten, sehr höflich, und bestimmte den folgenden Tag zur Abordnung eines Parlamentärs.

Die nun folgende Nacht war unruhig und angstvoll wie die vorhergehenden, das Bombardement dauerte fort, die Flammen loderten an mehreren Punkten wieder auf, durch all dieses Unglück hindurch leuchtete die Hoffnung auf die Ankunft der Schweizer. Gegen Mittag begab sich die Gemeindekommission, an der Spitze den Maire und die Adjuncten, an das Weißenthurmthor um die Abgeordneten zu empfangen. Als die Zugbrücke fällt, enthüllen die Anwesenden das Haupt, und Tausende von Stimmen rufen: „Es lebe die Schweiz!“ Die drei Abgeordneten des edlen Volks traten Arm in Arm ein, sie schienen tief erschüttert. Thränen flossen; jeder wollte ihnen die Hand drücken und sie segnen, denn jeder hatte eine Mutter oder eine Schwester oder ein Kind, für welche er besorgt war, und welche nun eine schützende Zufluchtsstätte finden konnten. Alle lebten neu auf; wenn man seine Lieben in Sicherheit weiß und nur noch für sich selbst zu kämpfen hat, dieses Bewußtsein gibt Kraft und Muth.

In einem warm und wohlgehaltenen erschütternden Bericht legte die Commission nach ihrer Rückkunft Rechenschaft ab über ihre Sendung und über alle ihre Erlebnisse; wir können auf das Einzelne nicht eingehen, wollen aber ausdrücklich diesen Theil des interessanten Büchleins als einen der anziehendsten empfehlen, hier jedoch nur die Namen derjenigen verzeichnen, welche berufen waren, bei einer That der edelsten Menschenliebe mitzuwirken: es sind die HH. Stadtschreiber Bischoff aus Basel, Stadtrathspräsident Dr. Römer von Zürich und v. Wattenwyl aus Bern.

Auf die Aufforderung des Maire hin erschienen am Morgen des 12. September zahlreiche Einwohner am Handelshötel, um sich zum Auszuge aus der Stadt einschreiben zu lassen, in einigen Stunden waren mehrere tausend Gesuche um Geleitscheine angebracht.

Die schweizerischen Abgeordneten hatten außer ihrer Gast-

Digitized by Google

freundschaft auch die Nachrichten über die Katastrophe von Sedan und ihre Folgen gebracht. Der „Niederrh. Cour." theilte dieselben in einem Extrablatte mit und veröffentlichte zugleich Auszüge aus einigen französischen Zeitungen. Kaum hatte die Municipalcommission ihre Sitzung begonnen, als der Präfect eintrat, die amtliche Bestätigung jener Nachrichten gab und die Niederlegung seines Amtes anzeigte. Zugleich theilte er mit, daß einem Privatbriefe zufolge der gefangenen Körper erklärt habe, daß sich Straßburg, seine Soldaten und seine Bürger um das Vaterland verdient gemacht. Die Versammlung brach sofort in den Ruf: „Es lebe die Republik!" aus, die zum General Ulrich gesandte Deputation kam jedoch mit einer ausweichenden Antwort zurück. Am folgenden Tag wurde jene Depesche, betreffend in dem bekannten Rundschreiben Gambetta's vom 4. Sept. durch den Präfecten verkündet, der zugleich Abschied von den Bewohnern der Stadt nahm; in einer andern Proclamation erklärte der Generalcommandant, daß er sich der Republik anschließe. An diesem Tage kamen die schweizerischen Abgeordneten zum zweitenmal, sie brachten mit sich den französischen Lieutenant Archer, der ehemals die Festung Bichtenberg befehligte, und gegen den verwundeten Lieutenant Berlen ausgewechselt werden sollte. Erzeifend ist der Akt dieser Auswechselung geschildert.

(Schluß folgt.)

Vom Kriege.

Aus Fontainebleau, 15. Novbr., wird dem Mainzer Journal geschrieben: Oft hatte ich mir früher bei Schilderung des Schlosses Fontainebleau gewünscht, die Herrlichkeiten dieses Schlosses sehen zu können, dachte aber nie daran, daß ich eines Tages mit einer deutschen Armee dorthselbst einziehen würde, wie es gestern Nachmittag in Wirklichkeit geschehen ist. Unser letztes Quartier in Montereau verließen wir Montags 8 Uhr, es war Befehl gegeben worden, mit der äußersten Vorsicht zu marschiren, da wir nicht wissen, ob sich der Feind stoßen konnten, sondern auch den zwei Stunden langen Wald von Fontainebleau zu passiren hatten. Ganz als ging es zur blutigen Schlacht, war deßwegen der Aufmarsch der Truppen. Vorn Gebirgsrieners als Plänkler, dann Infanterie mit einigen Batterien Artillerie, dann Jäger, welche nach Rechts und Links in den Wald ausschwärmen hatten, um die Francstreurs aufzusuchen, ganz zuletzt kamen die Wagencolonnen in großer Zahl. Das Ganze bot ein außerordentlich malerisches Bild, welches Einen in gehobene Stimmung versetzte. War ja gerade auch wieder ein jenem Tage schönes Herbstwetter, und die Sonne lachelte uns so freundlich an, daß jeder Gedanke an Gefahr verschwand und man nur im Genusse der überaus schönen Gegend munter und frisch dahintritt. Ich erfreuend an der Natur und dem lieblichen Gesange unserer Soldaten, die stramm aufmarschirten. Wie eine unabsehbare Schlange wand sich das Ganze auf der prächtigen Straße von Montereau nach Fontainebleau dahin. Rechts fließt die Seine, welche sich in großen Krümmungen fortwindet, und bei deren rechtes Ufer dicht mit Ortschaften besäet ist. Unwillkürlich erinnert man sich an unser schönes Rheinthal, freilich sind hier die Bergshöhen weniger schön bis zur Spitze bebaut. Bei dem Städtchen Moret überschritten wir die Loing, einen kleinen Nebenfluß der Seine, und bewunderten hier die großartige Wasserleitung, welche an dem Städtchen Sens anfängt und bis nach Paris geht. Diese Wasserleitung, welche beinahe vollendet ist, legt ebenso sehr Zeugniß ab von dem Genie des französischen Volkes, das vor keinem Unternehmen zurückschreckt, wie auch von dem ungeheuren Reichthum, über welchen Frankreich verfügt. Ja, Frankreich ist ein schönes und reiches Land, gegen welches unser Deutschland fast arm ist, das mußten wir und schon mehr wie einmal unwillkürlich sagen, als wir bewunderud vor so manchen großartigen Schöpfungen standen, zu deren Ausführung nicht blos Geist, sondern auch Reichthum nothwendig ist. Zu erschöpfen sind diese Hilfsquellen nicht, und von dem pecuniären Schaden, den der Krieg verursacht, wird sich Frankreich eher als jedes andere Land erholt haben. Die oben genannte Wasserleitung hat viel Aehnlichkeit mit jenen, welche die Römer seiner Zeit in den occupirten Ländern anlegten, nur sind die Pfeiler natürlich viel eleganter und zweckentsprechender. Vor Moret beginnt der berühmte Wald von Fontainebleau, in welchem schon so manche kaiserliche und königliche Majestät nach Edelhirschen und Fasanen gejagt hat. Der Wald ist wohl einer der schönsten, die existiren, besteht beinahe nur aus prächtigen Eichen, ist nach allen Seiten von den schönsten Wegen durchkreuzt und der Länge nach von einer wundervollen Straße durchzogen, welche in der Mitte gepflastert, rechts und links zum Reiten bequem eingerichtet ist; dieselbe hat eine Länge von zwei Stunden. Hier in diesem Walde sollte nun eine größere Anzahl Francstreurs sich herumtreiben, welche einzelne Patrouillen, die durchpassirten, angefallen. Doch unsere Soldaten fanden nur sechs junge Männer, von welchen nur einer mit Säbel und Patronentasche versehen war, das Gewehr hatte er wahrscheinlich weggeworfen. Der Mann sollte sogleich an einem Baum aufgehangt werden, wogegen sich doch zum Glück das bessere Gefühl sträubte. Es wurde er mit nach Fontainebleau geführt; gleichwohl wird er noch der Strenge des Kriegsgesetzes dem Tode verfallen sein. Man ist nun so strenge gegen die Francstreurs, als am Sonntag zwei Züge Ulanen in der Stärke von 60 Mann bei und in dem Dorfe Lemours, nicht weit von Fontainebleau, niedergemacht und gefangen wurden. Dieses Dorf wurde dem Boden gleich gemacht, ebenso sollen 22 Francstreurs aufgehangt worden sein. Letztere Nachricht kann ich nicht verbürgen. Doch hat der Krieg jetzt zu Maßregeln gezwungen, die furchtbar strenge sind, und eine solche Erbitterung in französischen Volke gegen uns Deutsche hervorrufen werden, daß dieselbe nie mehr zu heilen ist. Die Kluft zwischen Frankreich und Deutschland wird täglich größer. Deswegen kann man nicht sehnlich genug wünschen, daß doch dieser unselige Krieg ein baldiges Ende erreiche. Das Elend und der Jammer sind entsetzlich. An demselben Tage wurde auch der Postillon unserer Division, der den Wald am Abend mit Briefen passirte, verwundet, und ging leider ein großer Postbeutel verloren. Derselbe enthielt wahrscheinlich die Briefe, welche seit unserem Abmarsch von Troyes aus Deutschland angekommen sind. Die herrliche Straße durch den Wald von Fontainebleau war theilweise durch Verbrechen ganz regelrecht versperrt, die schönsten Eichen waren gefällt und über den Weg gelegt, das Pflaster aufgerissen, kurz eine greuliche Verwüstung angerichtet, die Einem in dem Seele wehe thut, um so mehr, da diese Art, Krieg zu führen, nur dem eigenen Lande, aber nicht dem Feinde schadet und ihn in seinem Vormarsche nicht aufhält, zumal die Bewohner selbst nachher helfen müssen, den Weg fahrbar zu machen. Gegen 2 Uhr kamen wir in Fontainbleau glücklich an, und nachdem wir unsere Quartiere bezogen, begaben wir uns in das Schloß. Zum Glück fanden wir es nicht zerstört, wie in den Zeitungen zu lesen war, sondern ganz wohl erhalten. Nur einzelne kostbare Gemälde und Gobelins waren nach Paris gebracht worden, ebenso hatte man an den Eingang des Schlosses mit großen Buchstaben: „Propriété nationale" geschrieben, die Büsten des Kaisers und der Kaiserin entfernt und überall den Buchstaben N. (Napoleon) ausgemeißelt. Sonst stand Alles in seiner ursprünglichen Ordnung; die Pracht und den Reichthum dieses Schlosses zu beschreiben, mangelt mir Zeit und Muß, im Gegentheil aber sonst einem Reisebandbuch ist das Alles ausführlich zu lesen; ich sage nur so viel: was der menschliche Geist erfinden kann, um die Wohnung eines Fürsten bequem und glanzvoll zu machen, ist hier vereinigt; man weiß nicht, soll man den Luxus oder die außerordentliche Eleganz bewundern. Das Schloß bildet ein mächtiges Viereck, enthält 200 Zimmer, alle mit den elegantesten und kostbarsten Möbeln, Gobelins, Statuen, Gemälden geschmückt. Ein Stiegenhaus zu reparieren kostete 100,000 Francs; Louis Philippe hat allein für Reparaturen 7 Millionen Francs in dieses Schloß verwendet. Danach kann man sich einen Begriff von der tollosalen Pracht und Verschwendung machen, die hier herrschen. Wir durchwanderten die einzelnen Säle, den Thronsaal, die Speisezimmer, die Schlaf- und Wohnzimmer der kaiserlichen Familie, den Tanzsaal, der jetzt mit Betten zur Aufnahme von verwundeten Soldaten besetzt ist, die beiden prächtigen Schloßkapellen, die Bibliothek und zuletzt das Theater. Hier in der kaiserlichen Loge stand noch Alles, als sollte so eben ein Stück aufgeführt werden, der Vorhang war aufgezogen. Müde von dem Herumwandern im

Digitized by Google

Schloß konnte ich es mir nicht versagen, mich auf den kaiserlichen Stuhl niederzulassen. Ich dachte hier alles dessen, was in diesem merkwürdigen Schlosse sich schon ereignet hatte: Krönungs- und Ernste, Gute und Schlechte. Wenn die Mauern dieses Schlosses sprechen könnten, sie würden gar manche Geheimnisse erzählen. Die Bewohner mußten von der Höhe des Glückes herabsteigen bis in den Abgrund des Elendes und mußten, wie Krösus, an sich erfahren, daß kein Mensch den Tag vor dem Abend loben soll. Wie wehmuthsvoll mag Napoleon auf Wilhelmshöhe an diesen Aufenthalt in Fontainebleau zurückdenken, wo ihm Alles daran erinnerte, daß er die höchste Stufe menschlicher Ehre bekleidet! Neben dem kaiserlichen Stuhl stand der der Kaiserin und der jungen Prinzen, letzterer klein und niedlich gearbeitet. Auf den Stuhl seines Vaters wird der Knabe wohl niemals zu sitzen kommen. Aus besonderer Gefälligkeit wurden uns auch die Zimmer gezeigt, welche der große Papst Pius VII. bewohnte, als ihn Napoleon I hier gefangen hielt. Sie waren elegant, aber flachen durch ihre Einfachheit sehr von dem verschwenderischen Luxus ab, welcher in den übrigen Gemächern herrscht. Hier war es, wo Napoleon dem gefangenen Papste gegenüber stand. Spät am Abend kannten wir uns von den Herrlichkeiten des Schlosses, um uns ein wenig die Stadt anzusehen. Dieselbe liegt außerordentlich schön. Die Vorstädte Magentin und Solferino lehnen sich unmittelbar an den Wald an. Hier haben wir eine herrliche Luft, und im Sommer wohnen Tausende von Fremden hier, namentlich Pariser. Gasthaus reiht sich an Gasthaus. Die innere Einrichtung dieser Hotels wetteifert mit jener des Schlosses. Die Bewohner von Fontainebleau waren ziemlich verschlossen, gerade wie ihre Häuser und Läden. Wir merken überhaupt, je näher wir nach Paris kommen, desto feindseliger wird die Stimmung der Bewohner gegen die Deutschen. Auch hier hofft man wie überall, daß die deutsche Armee vor Paris zu Grunde gehe. Es wird dieser kühne Wunsch der Franzosen wohl nicht in Erfüllung gehen, wenn auch allerdings die Einnahme von Paris größere Schwierigkeit darbietet, als man anfänglich deutscherseits vermuthete. Wie uns unser Wirth erzählte, war noch im Mai große Jagd zu Ehren des jungen Prinzen Louis, der mit seinen Hunden einen mächtigen Hirsch erlegte. Diese Hunde, 100 an der Zahl, lauter große prächtige Schottländer, sagte der Wirth, wurden sämmtlich nach der Capitulation von Sedan erschossen, wie überhaupt eine grenzenlose Wuth gegen Alles herrscht, was an Napoleon III. erinnert.

Um 9 Uhr marschirten wir heute weiter westlich von Paris, da wir uns nicht mit der Pariser Belagerungsarmee vereinigen, sondern als eigene Armee operiren. Unser Nachtquartier ist heute in Milly, einem kleinen Kantonsstädtchen im Departement de la Seine et Dise in der Grafschaft Isle de France (Arrondissement Versailles). Der Weg führt quer durch den Wald, doch noch dieser Richtung ist derselbe bereits von deutschen Truppen so oft passirt worden, daß für Franctireurs kein sicherer Aufenthalt ist.

Berichtigung.

Im letzten Beiblatte sind einige Druckfehler zu berichtigen. Im Aufsatze über den neuen Bauwesen-Katechismus in Landshut muß es Zeile 7 heißen: „Im Jahre 1338 (statt 1868) baute er das St. Jodokskirchle" Dann in dem Artikel über die Schlacht von Orleans lese man S. 190 Spalte 2 Zeile 8 von unten: „beschossen" (statt beschlossen) und Seite 191 Spalte 1 Zeile 15 von unten: „in ein heftiges Gewehrfeuer" (statt Feuergewehre).

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Bekanntmachung.

Die Administration des gutsherrlichen Armenfonds Furth betreffend.

Laut Notariatsurkunde vom 12. laufenden Monats ist Ferdinand Freiherr von Hornstein, Gutsbesitzer zu Furth rc., gesonnen, die ihm zustehende Verwaltung des ursprünglich durch lezwillige Verfügung des Herrn von Kargl geschaffenen und durch Freiherrn Ferdinand von Hornstein und dessen Ehegemahlinn zur Hälfte dotirten Armenfondes Furth — Obersthach — Pfeffenhausen, Bezirksamts Landshut, mit Ausnahme der Jagd- und Schießbarkeit, dann Gefäll-, Besitzung des Schützenhofes, der Verwendungs-, Kur- Pflege- und Leichenlosten abzugeben und den Fond an die Bewohnten, Leistungsfreie an deren gesetzmäßige Vorsteher zurzuübernehmen. — Da die ehemaligen Gerichts- und grundherrlichen der herrschaft Furth — Obersthach — Pfeffenhausen in mehreren Gemeinden und Ortschaften zerstreut sich befinden, so ergeht hiemit jene rechtzeitige Mahnung Les Rechte an alle jene, welche an diesen Fond rechtliche Ansprüche, sei es auf Grund des früheren Unterthanenverhältnisses oder aus sonstigen Rechtstiteln machen zu können glauben, die Anklage, dieß Ansprüche von dem Tage des Ablaufes von 31. Dezember 1870. Jahres Tag mitangerechnet, um so sicherer bei dem unterzeichneten Amte mündlich zu Protokoll oder schriftlich anzumelden und nachzuweisen, als anderenfalls ohne Rücksicht auf ihre etwaigen Rechte dieselbe mit der Ortsobrigkeit des in Frage befindlichen Fonds und der Uebertragung der Verwaltung desselben an die Berechtigten, so weit solche an deren gesetzmäßige Vertretung, nach Lage der Akten verfahren wird.

Landshut, am 1. Dezember 1870.

Königliches Bezirksamt Landshut.
Ehrlich, k. Bezirksamtmann. 3433

Bekanntmachung.

Gutsbesitzer e. Reisenegger p. deto.

Im Wege der Hilfsvollstreckung werdetagen ich am

Montag den 12. Dezember l. Js. Vormittags 9 Uhr

bei dem Söldner Joseph Reithmeier in Sämmelweg bei Höhrenberg, Gemeinde Gödorf, 2 Wägen, einen Pflug und eine Egge, 4 Schweine, ein Pferd, eine Kuh, ein Kalb, einen Schober Korn, 13 Zentner Stroh und mehrere andere Fahrnißgegenstände an den Meistbietenden gegen gleich bare Bezahlung versteigert werden.

Landshut, am 3 Dezember 1870. **Bl Preyer** kgl. gerichtsvollzieher

Bekanntmachung.

Desinfektion der Krankenzimmer, Latrinen rc. betreffend.

Laut von dem Alleinhändler der hiesigen **Kunstdünger- und chemischen Produkten-Fabrik, Herrn Dr. Wimmer,** derselbe **Desinfektions-Pulver** zur Desinfectirung von Aborten, Gruben, Pissoirs rc. rc., sowie das von genannter Fabrik gleichfalls vorzugsweise Karbolsäure-Desinfektions-Pulver, welches sich vorzüglich zur Desinfektirung von Krankenzimmern, Wagons, Wäsche rc rc eignet, hat sich nach den bisherigen Erfahrungen in allen Fällen so wiesam erwiesen, daß wir uns veranlaßt sehen, diese Desinfektionsmittel zum allgemeinen Gebrauche um so mehr zu empfehlen, als auch der Preis derselben äußerst mäßig gestellt ist.

Landshut, den 17. November 1870.

Stadtmagistrat Landshut.

Der rechtskundige Bürgermeister:
Dr. Gehring. Bohrer, Sekr.

Den Detail-Verkauf obiger Desinfektionsmittel besorgt Herr **Alois Mayer,** Stadtapotheker dahier. —

3290 (5/c)

Kutscher.

Ein einer Herrschaft wird ein tüchtiger, womöglichst verheirateter Kutscher von gesetztem Alter gesucht. Das Nähere in der Expedd. d. Bl. (3b)3413

Franz Biedersberger,

Lehrer in Kleinegglburg, Gemeinde Geratskirchen, Bezirksamt Eggenfelden, gibt öffentlich bekannt, daß er sein seinen Sohn Joseph heimatlos Zuhause mehr leisten wird. 3440

Heute Sonntag und folgende Tage im **Gasthofe zum goldenen Löwen** (beym Weingartl), der Anfang um 8 Uhr der Vorstellung:

Große Vorstellung des Münchner Kaspert-Theaters

verbunden mit den bisher von dieser Art hier noch nie gesehenen

Welt- u. Geister-Erscheinungen.

I. Abth.: Humoristische Vorstellungen des Kaspert. Noch nie so gesehen werden. Wobei sich jeder Anwesende auf das Beste unterhalten wird und werden bei jeder Vorstellung neue Abwechslungen geboten.

II. Abth.: Große Produktion der Automaten und Fakirkünste.

III. Abth.: Noch nie dagewesen: Die Welt- und Geister-Erscheinungen, Verwandlungen, Caricaturen nebst chinesischen Zauberstücken.

Ich erlaube mir das geehrte Publikum darauf aufmerksam zu machen, daß mein Theater nicht bloß selbe ist, welches in der vergangenen Zeit hier war, sondern ich das wirkliche Münchner Kasperle-Theater habe, welches schon seit Jahren hier bekannt und beliebt ist, und auch dieselbes mir auch bleiben wird, etwas Neues und Schönes dem geehrten Publikum vorstellen zu können, was gewiß jeden Besucher angenehm unterhalten wird, und bitte um gütigen zahlreichen Besuch.

Hochachtungsvoll ergebenst

J. Schlehlt.

Anfang Nachm. 4 Uhr und Abends 7 Uhr.
Entree I. Platz 12 kr., II. Platz 6 kr., III. Platz 3 kr.

Morgen Montag eine große Vorstellung. Anfang 7 Uhr. 3441

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur

Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. № 49. Den 11. Dezember: Damasus.

Encyclika

Unseres heiligsten Herrn Papst Pius IX. an alle Patriarchen, Primate, Erzbischöfe, Bischöfe und andere Orts-Ordinarien, welche in Gnade und Gemeinschaft mit dem heiligen Stuhle stehen.

(Schluß.)

Aber während sich das also verhielt und Unsere Völker sich eines tiefen Friedens erfreuten, beschlossen der subalpinische König und seine Regierung die Gelegenheit des gewaltigen Krieges der preußischen den beiden mächtigsten Nationen Europa's, gegen deren eine sie sich vertragsmäßig verpflichtet hatten, den gegenwärtigen Stand des Kirchenstaates unverletzt zu erhalten und nicht von den Anführern derselben vertreten zu lassen, entbrannten Krieges benützend, sofort in die übrigen Länder Unserer Herrschaft und in Unsere Residenz selbst einzufallen und sie in ihre Gewalt zu bringen. Und wozu diese feindliche Invasion; welche Ursachen wurden vorgegeben. Sehr bekannt ist Jedem das, was in dem Briefe des Königs vom 8. September d. J. der Uns durch seinen an Uns beglaubigten Gesandten abgeben wurde, auseinandergesetzt wird, worin in Lügen und trügerischen Umschweifen von Worten und Schein der Name eines liebenswürdigen Sohnes und katholischen Mannes zur Schau getragen und der Schutz der öffentlichen Ordnung des Papsthums und Unsere Person zum Vorwand genommen und verlangt wurde: Wir mögen den Umsturz Unserer weltlichen Herrschaft nicht als eine feindselige Schandthat aufnehmen, sondern vielmehr diese Gewalt abtreten und auf die von ihm angebotenen eitlen Versprechungen trauen, durch welche, wie er sagte, die Wünsche der Völker Italiens mit dem Rechte und der Freiheit der Autorität des römischen Papstes versöhnt werden sollen. Wir konnten nicht anders als Uns gewaltig wundern, da Wir sahen, auf welche Weise man die Gewalt, die Uns binnen Kurzem angethan werden sollte, verdecken und verhehlen wollte und Wir konnten nicht anders als aus innerstem Herzen das Loos dieses Königs beklagen, der von bösen Rathschlägen angetrieben, der Kirche mit jedem Tag neue Wunden schlägt und mehr Furcht vor den Menschen als vor Gott hat, ohne zu bedenken, daß „im Himmel der König der Könige und der Herr der Herrscher ist, welcher Niemands Person ansieht und Niemands Größe fürchtet, weil er selbst den Kleinen und den Großen gemacht hat und dem Stärkeren stärkere Qualen bevorstehen." (Buch der Weisheit VI. 8, 9)

Was aber die an Uns gestellten Forderungen betrifft, so glaubten Wir nicht zögern zu dürfen, den Gesetzen Unseres Amtes und Unseres Gewissens gehorchend, dem Beispiel Unserer Vorgänger und namentlich Pius VII. ruhmreichen Andenkens zu folgen, und es ist angemessen, die Gesinnungen seines unabewindlichen Herzens, die er in einem ganz ähnlichen Falle wie der Unserige aussprach, als Uns gemeinsam hier auszudrücken und Uns anzueignen. „Wir erinnerten Uns mit dem heiligen Ambrosius (De Basil trad. n. 17), daß Naboth der heilige Mann als Besitzer seines Weinbergs, als er durch die königliche Forderung gedrängt wurde, seinen Weinberg herzugeben, wo der König die Weinreben ausrotten und gemeinen Kohl pflanzen wollte, geantwortet habe: ferne sei es von mir, daß ich das Erbtheil meiner Väter hingebe. Um so viel weniger also haben Wir es für recht erachtet, daß Wir ein so altes und geheiligtes Erbtheil (nämlich die weltliche Herrschaft dieses hl. Stuhles, welche nicht ohne augenscheinlichen Rathschluß der göttlichen Vorsehung von den römischen Päpsten, Unseren Vorgängern, in einer so langen Reihe von Jahrhunderten besessen wurde) hingegeben oder auch nur stillschweigend zugeben, daß Jemand der Hauptstadt der katholischen Welt sich bemächtige, um da, nach Störung und Vernichtung der heiligen Regierungsform, welche von Jesus Christus Seiner heiligen Kirche hinterlassen und durch die vom Geiste Gottes verfaßten heiligen Canones angeordnet wurde, an ihre Stelle ein Gesetzbuch zu setzen, welches nicht nur den heiligen Canones, sondern auch den Evangelischen Vorschriften entgegen und widersprechend ist, und, wie er gewohnt ist, jene neue Ordnung der Dinge einzuführen, welche offenbar darauf hinausgeht, alle Secten und abergläubischen Lehren mit der katholischen Kirche zu vergesellschaften und zu vermengen.

„Naboth vertheidigte seinen Weinberg sogar mit seinem Blute". (S. Ambros Ebd.) Könnten also Wir, was Uns auch endlich begegnen möchte, die Rechte und Besitzungen der heiligen römischen Kirche nicht vertheidigen, zu deren Wahrung Wir, so viel an Uns ist, durch die Heiligkeit eines feierlichen Eides verpflichtet sind? Oder durften Wir die mit der Freiheit und dem Nutzen der ganzen Kirche so eng verbundene Freiheit des Apostolischen Stuhles nicht vertheidigen?

Und wie groß in der That das Bedürfniß und die Nothwendigkeit dieser weltlichen Herrschaft ist, um dem Oberhaupte der Kirche die sichere und freie Ausübung jener geistlichen Gewalt zu sichern, welche ihm von Gott in der ganzen Welt verliehen worden ist, das beweist schon (auch wenn andere Argumente fehlen würden) mehr als genug Vieles, was jetzt geschieht. (Apostolisches Schreiben vom 10. Juni 1809.)

Diesen Gesinnungen also anhängend, die Wir in mehreren Allokutionen beständig bekannt, haben Wir in Unserer Antwort an den König seine ungerechten Forderungen verworfen, so hoch, daß Wir Unsern bittern Schmerz im Verbindung mit der väterlichen Liebe zeigten, welche selbst die Söhne, die den rebellischen Absalon nachahmen, nicht von ihrer Sorgfalt ausschließen kann. Als aber dieses Schreiben noch nicht an den König gelangt war, wurden indeß die bis jetzt unbehelligten und friedlichen Städte Unseres päpstlichen Gebietes von seiner Armee besetzt, nachdem die Garnisonen, wo sie einen Widerstand versuchten, leicht zersprengt wurden, und bald darauf erschien jener unselige Tag, der 20. September d. J., wo Wir diese Stadt, den Sitz des Apostelfürsten, den Mittelpunkt der katholischen Religion und die Zuflucht aller Völker, von vielen Tausenden Bewaffneten belagert, in die Mauern Breche gelegt und den Schrecken der Wurfgeschosse in sie hineingeschleudert und sie auf Gehelß dessen, der kurz zuvor in so auffallender Weise erklärt hatte, er lege kindliche Liebe gegen Uns und ein gläubiges Herz gegen die Religion, mit Waffengewalt bezwungen zu sehen belagern mußten. Was konnte für Uns und alle Guten jammervoller sein, als jener Tag? wo Wir nach dem Einzug der Truppen in die Stadt, dieselbe von einer großen Schaar von aufrührerischen Zugliedern erfüllt, alsbald die öffentliche Ordnung gestört und umgestürzt, in Unserer geringen Person die Würde und Heiligkeit des Oberstem Pontifikats durch gottlose Rufe angegriffen, den treuen Schaaren Unserer Krieger jede Art von Schmach angethan und die zügellose Frechheit und Bosheitlichkeit weit und breit da hervorbrechen sahen, wo kurz zuvor die Liebe der Kinder hervorragte, welche den Kummer des gemeinsamen Vaters zu lindern wünschten. Von diesem Tage an erfolgte dann unter Unseren Augen, was man nicht ohne die gerechte Entrüstung aller Guten erwähnen kann: ruchlose Bücher voll Lügen, Schändlichkeit und Bosheitgkeit begann man zum leichten Verkauf auszubieten und allenthalben zu verbreiten; vielfache Zeitungen wurden täglich verbreitet, welche die

Digitized by Google

Verderbniß der Herzen und der ehrbaren Sitte, die Verachtung und Schmähung der Religion und die Entstimmung der öffentlichen Meinung gegen Uns und diesen Apostolischen Stuhl bezweckten; schmutzige und unwürdige Bilder wurden veröffentlicht und andere Werke dieser Art, wodurch gewisse Sachen und Personen verhöhnt und dem öffentlichen Spotte preisgegeben werden; Thron und Denkmale wurden denen betreitet, welche durch Richterspruch und nach den Gesetzen die Strafen für die schwersten Verbrechen erlitten hatten; die Diener der Kirche, gegen welche alle Art Haß angesacht wird, wurden mit vielfachen Unbilden verfolgt und einige auch durch meuchlerische Ueberfälle verwundet; einige Ordenshäuser wurden ungerechten Durchsuchungen unterworfen, Unser Haus im Quirinal wurde verletzt und aus dem Hause, in welchem Einer der Kardinäle der hl. römischen Kirche seinen Sitz hatte, wurde derselbe durch gewaltthätigen Befehl plötzlich auszuziehen gezwungen und andere geistliche Männer aus der Zahl Unserer Familie wurden von der Benützung desselben zurückgehalten und vielfach belästigt; Gesetze und Dekrete wurden erlassen, welche die Freiheit, die Immunität, das Eigenthum und die Rechte der Kirche Gottes offenbar verletzen und preisgeben, und mit Schmerz erkennen Wir, daß diese höchst schweren Uebel auch noch weiter fortschreiten werden, wenn Gott es nicht gnädig verhütet, während Wir inzwischen durch Unsere Lage verhindert, irgend eine Abhülfe zu treffen, von Tag zu Tag gewaltiger an die Gefangenschaft gemahnt werden, in der Wir sind, und an den Mangel jener Freiheit, die nun Uns in der Ausübung Unseres Apostolischen Amtes gelassen zu haben der Welt mit lügnerischen Worten verkündet und welche mit sogenannten unbedingten Bürgschaften befestigen zu wollen die eingebrungene Regierung sich rühmt.

Und nicht abergehen können Wir hier eine ruchlose Schandthat, welche Euch ebenfalls bekannt ist, ehrwürdige Brüder: denn als könnten die durch viele Titel geheiligten und unverletzlichen und so viele Jahrhunderte hindurch immer für unbestritten und unverletzlich gehaltenen Besitzungen und Rechte des Apostolischen Stuhles in Streit und Untersuchung gezogen werden und als könnten schweren kirchlichen Censuren, in welche die Verletzer der vorerwähnten Rechte und Besitzungen ipso facto und ohne irgend eine neue Erklärung verfallen, durch eine leere Volks-Rebellion ihre Kraft verlieren, hat man, um die faktlegliche Beraubung, die Wir zu erdulden hatten, zu Ehren zu bringen, mit Verachtung des gemeinen Natur- und Völkerrechts jenen Apparat und jene Komödie des Plebiscits in Szene gesetzt, welche schon früher in den Uns genommenen Provinzen angewendet wurden, und diejenigen, die über die schlechtesten Dinge zu frohlocken pflegen, haben sich nicht geschämt, bei dieser Gelegenheit die Rebellion und die Verachtung der kirchlichen Censuren wie ein Triumphzug durch die italienischen Städte zu tragen, gegen die echte Gesinnung des größten Theils der Italiener, deren Frömmigkeit, Ergebenheit und Treue gegen Uns und die heilige Kirche auf mannigfache Art bedrängt, sich frei kundzugeben verhindert wird.

Wir inzwischen, die Wir von Gott der Regierung und Leitung des ganzen Hauses Israel vorgesetzt und als oberste Wahrer der Religion und der Gerechtigkeit und als Vertheidiger der Rechte der Kirche bestellt sind, erklären, damit man Uns nicht vor Gott und der Kirche beschuldige, Wir haben geschwiegen und durch Unser Schweigen einer so ungerechten Verwirrung der Dinge Zustimmung geleistet, indem Wir erneuern und bestätigen, was wir in den oben erwähnten Allokutionen, Encykliken und Breven schon früher und neuestens in dem Protest erklärt haben, den auf Unseren Befehl und in Unserem Namen der Kardinal-Staatssekretär am 20. September selbst an die Botschafter, Gesandten und Geschäftsträger der anwärtigen Mächte, die bei Uns und diesem heiligen Stuhle verweilen, erlassen hat, so feierlich, als Wir können, abermals vor Euch, ehrwürdige Brüder, es sei Unser fester Vorsatz und Wille, alle Gestzungen dieses heiligen Stuhles und seiner Rechte, ungeschmälert, unberührt und unverletzt zu behalten und Unseren Nachfolgern zu hinterlassen; und es sei jede sowohl jetzt als früher erfolgte Usurpation derselben ungerecht, gewaltsam, null und nichtig, so wie, daß Wir alle Akte der Hochverräther und Eindringlinge, sowohl die bis jetzt vollbracht worden sind, als die etwa künftig vollbracht werden möchten, um die erwähnte Usurpation auf irgend eine Weise zu befestigen, schon jetzt zum Voraus verdammen, abschneiden, kassiren und abschaffen. Wir erklären überdies und protestiren vor Gott und der ganzen katholischen Welt, daß Wir in einer solchen Gefangenschaft Uns befinden, daß Wir unsere oberste Hirtenautorität keineswegs sicher, ungehindert und frei ausüben können. Endlich verkünden und erklären Wir die Nahrung des hl. Paulus gehorchend: „Welche Gemeinschaft hat die Gerechtigkeit mit der Ungerechtigkeit? Oder was kann sich Licht zu Finsternis gesellen? Wie stimmt Christus mit Belial überein?“ (2. Cor. VI. 14. 15.) offen und vor Allen, daß Wir einmal dieser Pflicht und des feierlichen Eides, der Uns bindet, nie in irgend eine Verjährung willigen oder ihr Zustimmung leihen werden, welche auf irgend eine Weise Unseren Rechte und damit die Rechte Gottes und des heiligen Stuhles vernichten oder schmälern würde, und ebenso bekennen Wir Uns mit dem Beistande der Gnade Gottes bereit, in Unserem hohen Alter für die Kirche Christi, den Kelch, den er selbst für sie früher trinken wollte, bis zur Hefe zu leeren und wie inzwischen, daß Wir den ungerechten Forderungen, die an Uns gestellt werden, entgehen und sie erfüllen, denn wie Unser Vorgänger Pius VII. sagte: „Der oberste Vorsteher dieses Apostolischen Stuhles Gewalt antun, seine weltliche Herrschaft von der geistlichen trennen, das Amt des Hirten und des Fürsten von einander trennen, loslreißen und abschneiden, ist nichts anderes, als das Werk Gottes preisgeben und vernichten wollen, ist nichts anderes, als sich Mühe geben, daß die Religion den größten Schaden leide, nichts anderes, als sie ihres wirksamsten Schutzes berauben, damit ihr oberster Lenker, Hirte und Gottes Statthalter die Unterstützungen, die von seiner durch Niemand zu hindernden geistlichen Gewalt geboten werden, den in allen Ländern zerstreuten und aus derselben Hilfe und Beistand heischenden Katholiken nicht leisten könne.“ (Allokution vom 16. März 1808). Weil aber unsere Ermahnungen, Forderungen und Proteste vergeblich waren, darum erklären Wir, in des allmächtigen Gottes, der hl. Apostel Petrus und Paulus und Unserer eigenen Autorität, Euch, ehrwürdige Brüder, und durch Euch der ganzen Kirche, daß alle diejenigen, in was immer für einer, auch ganz besonders Erwähnung werden würde sie gelangen mögen, welche die Invasion, Usurpation, Okkupation, was immer für einer Unserer Provinzen und dieser Unserer hehren Stadt, oder etwas davon bewirkt haben, und ebenso ihre Auftraggeber, Begünstiger, Helfer, Rathgeber Anhänger und alle andern, welche die Ausführung der erwähnten Dinge unter irgend einem Vorwand und auf was immer für eine Weise befördern oder sie selbst ausführen, der größeren Exkommunikation und den andern von den heiligen Canonen, den Apostolischen Constitutionen und den Dekreten der allgemeinen Konzilien, insbesondere des Tridentinischen, verhängten kirchlichen Censuren und Strafen verfallen seien, nach der Form und dem Inhalt, wie sie in dem oben erwähnten Apostolischen Schreiben vom 26. März 1860 ausgedrückt sind.

Eingedenk aber, daß Wir dessen Stelle auf Erden einnehmen, der gekommen ist, zu suchen und selig zu machen, was verloren war, wünschen Wir nichts mehr, als die verirrten Schafe, wenn sie zu Uns zurückkehren, mit väterlicher Liebe zu umfassen, darum erheben Wir unsere Hände zum Himmel und bitten und beschwören in der Demuth unseres Herzens, indem Wir Gott die höchst gerechte Sache, welche eher die seinige, als die Unserige ist, anbefehlen und empfehlen, ihn durch seine innerste Barmherzigkeit, daß er Uns mit seiner gegenwärtigen Hülfe, seiner Liebe, daß er seiner Kirche beistehe, und barmherzig und gnädig bedenke, daß die Feinde der Kirche, das ewige Verderben, das sie sich bereiten, erwägend, seine furchtbare Gerechtigkeit vor dem Tag der Rache zu versöhnen stehen und ihren Sinn ändernd, die Seufzer der Mutter Kirche und Unseren Kummer trösten.

Damit Wir aber diese ausgezeichnen Wohlthaten von der göttlichen Gnade erlangen, ermahnen Wir Euch inzwischen und bringend, ehrwürdige Brüder! daß ihr mit den Eurer Sorgfalt angetrauten Gläubigen Euere brünstigen Gebete mit den Unserigen vereinigt und Alle zugleich vor den Thron der Gnade und der Barmherzigkeit hintretend, die unbefleckte Gottesmutter und Jungfrau Maria und die heiligen Apostel Petrus und Paulus als Fürbitter verwendet. „Die Kirche Gottes ist von

Digitized by Google

ihrem Beginn bis auf viele Zeiten mehrmals verdrängt und mehrmals befreit worden. — Es ist Ihre Stimme: Alle heben sie mich bekümmt, von meiner Jugend an, aber sie haben mir nicht besiegen können. Auf meinen Rücken haben die Sünder gearbeitet und ihre Ungerechtigkeit verlängert." Auch jetzt wird Gott die Ruthe der Sünder nicht über dem Schicksal der Gerechten lassen. Die Hand des Herrn ist nicht verkürzt, und sie ist nicht ohnmächtig zu retten. Er wird ohne Zweifel auch in dieser Zeit seine Braut retten, der sie mit seinem Blute erlöst, mit seinem Geiste beschenkt, mit himmlischen Gaben geschmückt und nicht sparmeniger auch mit weltlichen bereichert hat. (S. Vers. Cp. 244 ad Conradum Regem.)

Inzwischen erflehen wir Euch, ehrwürdige Brüder! und allen von Gott Gurer Wachsamkeit anvertrauten Gläubigen, Klerikern und Laien, die reichlichsten Gaben der himmlischen Gnade und erbitten als Unterpfand Unserer vorzüglichen Liebe gegen Euch gar liebevoll und als innersten Herzen den apostolischen Segen Euch und diesen geliebten Söhnen.

Gegeben zu Rom bei St. Peter am 1. November 1870, Unseres Pontifikates im 25. Jahre. Pius IX. Papst.

Straßburg während der Belagerung.

(Die Belagerung und das Bombardement von Straßburg. Von C. Fisch bach, Redacteur des „Elsässer Courier". Straßburg 1870.)

(Schluß.)

Der 14. Sept. zeichnete sich durch furchtbare Kanonade aus, in der Stadt wurde ein neuer Name gewählt, da der bisherige, Hr. Humann, zurückgetreten war; die Wahl fiel auf Dr. Küß, Professor an der medicinischen Facultät, einen der geachtetsten Männer der Stadt. Zugleich wurden mehrere neue Mitglieder in die Stadtvertretung gewählt, und der Beschluß gefaßt, daß alle diejenigen Bürger, welche aus Feigheit die Stadt verlassen, unwürdig seien irgendein öffentliches Amt zu bekleiden.

Am 15. ging der erste Zug Auswanderer, bestehend aus mehreren Hundert Frauen und Kindern aus Straßburg ab, die Abreise war traurig, der Abschied herzzerreißend. Auch dieser Tag ist ausgezeichnet in der Geschichte der Zerstörung: eine Kugel traf das steinerne Kreuz des Münsters und mitten aus seinem Verwurfe und Trümmern und Tode wurden die ganzen Tag hindurch durch die Straßen getragen, an verschiedenen Orten brannte es, vor dem Donner der 24 und 48-Pfünder erzitterten die Häuser; schrecklich klirren die Verwundeten, Kranken, Kinder, Greise. Und so ging es fort die folgenden Tage. Die Belagerungsarbeiten schritten rasch voran; zahllose Schanzgräber hatten mit unglaublicher Schnelligkeit die Parallelen vollendet, und die Batterien näherten sich täglich mehr der Stadt. Die Entfernung war so gering geworden, daß die französischen Soldaten in den Vorwerken das Commando der deutschen Officiere in den Laufgräben hörten.

Die Festungsartillerie reichte nicht mehr aus, ein Hagel von Kugeln brachte Tod und Verwundung in die Vertheidigungsmannschaft, schon waren zwei Lunetten aufgegeben, die Breche-Batterie übte ein furchtbares Zerstörungswerk. In der Nacht des 19. gerieth das Magazin für Bauholz auf der Citadelle in Brand und leuchtete weithin. An diesem Tag mußte das Münster für die Obdachlosen eingeräumt werden, weil kein Raum mehr für ihre sich täglich mehrende Zahl vorhanden war. Am 21. erschien der von den Pariserin ernannte Präfekt Valentin, ein ehemaliger Offizier, nach großen Gefahren in der Stadt; er brachte einen Aufruf aus der Vertheidigung der Republik und ein Legitimationsschreiben der Regierung mit. In der gleich nach seiner Ankunft erlassenen Proklamation wendet er sich an das Bertrauen der Einwohner und spricht die Zuversicht aus „dem ruhmvollen französischen Vaterland eines seiner edelsten und stärksten Bollwerke zu erhalten." General Uhrich erkannte sofort den neuen Präfekten an: wie als Antwort auf die Ankunft des republikanischen Präfekten, fing noch denselben Tag das Präfektur-Hôtel Feuer, und wurde von den Flammen zerstört. Der Gemeinderath hatte dem General Uhrich das Ehrenbürgerrecht der Stadt verliehen, nun hat er um Kuststerung der Urkunde damit er es von Generation zu Generation vererben könne.

Die Schrecken mehrten sich mit jedem Tage, fast jede Nacht hörte man lebhaftes Kleingewehrfeuer, aber nie erfuhr die Stadt etwas über das Ergebniß der Ausfälle; es begann an Lebensmitteln zu mangeln, da wurde von ihnen nach den Schlachtfeldern abgereist und nicht mehr zurückgekommen waren; es brachen epidemische Krankheiten aus, verursacht durch den langen Aufenthalt in den Kellern: mancher starb in diesen verpesteten Verstecken und blieb liegen auf einem elenden Strohsack inmitten seiner Familie, welche verzweifelt nur schaudernd rings um den Todten zu bleiben.

Am 23. fiel der Genie-commandant, Artillerist Ducrot, Bruder des Generals, er wurde von einer Granate niedergeschmettert, während er Befehle gab. Ducrot war die Seele der Vertheidigung der Citadelle gewesen. Die Beschießung dauerte ununterbrochen fort, Straßen und Plätze sind verödet. Die Plätze wurden kälter, seit lange schlugen die Kirchenuhren nicht mehr und die Stunden und Tage schienen still zu stehen. Vor den Häusern war man mehr als je auf der Hut. Während der ganzen Nacht, sobald eine Granate fiel, hörte man die Wächter in der Nähe rufen: „Nichts neues!" und wenn ein Brand brannte wurde ein besonderes Signal gegeben und eilte man von allen Seiten zu Hülfe. Seit einigen Tagen gingen allerlei Gerüchte in Betreff der geheimen Sitzungen der Municipalcommission: es hieß, daß in der Sitzung vom 18., unter anderm man im Beisein des Generals Uhrich die militärische Lage des Platzes und die noch mögliche Dauer des Widerstandes besprochen habe. Eine Anzahl des Maires, Präsidenten der Commission, gab zu verstehen, daß diese Gerüchte gegründet waren, und daß die Lage nicht ganz günstig sei.

Am 24 wird auch das letzte Haus der Steinstraße ein Raub der Flammen. Ein Theater war den vorhergehenden Tagen fielen mehrere peßlerische Einwohner, Soldaten und mehrere Officiere der Besatzung. Die Nacht war schrecklich. „Die Bomben, welche anfangs nur die Wälle und die ersten Häuser der Vorstädte erreichten, gelangten nun bis zum Mittelpunkte der Stadt und richteten ungeheuren Schaden an. Sie zerschlugen die Dächer, durchbohrten alle Stockwerke und zerspalten als sie den Boden berührten; einige drangen sogar bis in die Keller; sie zerschmetterten und zermalmten alles was ihnen im Wege stand. Man sah sie langsam mit einem Feuerstreifen in die Luft steigen, die sie mit wildem Getümmel durchflogen und darauf fielen sie krachend nieder, wie ein Donnerkeil. Am 25. verstrich wie die andern Tage, voll Trübsal und Unglücke."

Der 26. begann mit einem furchtbaren Kanonenkampf auf der ganzen Linie der Festungswerke, mehrere Bomben schlugen Häuser vom First bis in den Keller durch, Tod und Verwundung mit sich bringend, eine einzige Bombe tödtete 6 und verwundete 12 Personen. So brach der 27. an, der 46. Tag der Einschließung. „Fast 8000 Einwohner waren zu Grunde gerichtet und obdachlos durch das Bombardement, mehrere von neuen Gaben lebend, geflüchtet in die Kirchen, in den Schulen, in Löcher am Fuße der Wälle, in Breiterhäuten auf den Stadien oder auf den Lolapfaden. Fünfhundert Häuser waren abgebrannt, eingestürzt, zerstört. Die schönsten Straßen, die volkreichsten Stadttheile, die Vorstädte, die öffentlichen Gebäude: Ruinen! Die Kunstschätze, die wissenschaftlichen Sammlungen, Meister- und Bunderwerke: Staub! Hohe und breite Schutt- und Steinhaufen, verkohlte Balken, krummgebogenes Eisen, Trümmer, Splitter und Asche: schauderliches Durcheinander! Vor der Stadt die Trümmerhaufen vermischt, die Straßen verschwunden, die Straßen unfahrbar und holprig; überall Brandspuren; die schöne Natur verunstaltet, das Gras und die Blätter vergilbt, die Blumen zertritt, Baumstämme umgeknickt! Straßburg, eine jammervolle Stadt; seine Bevölkerung, alle Qualen leidend, von Tag zu Tag mehr gelichtet; beinahe dreihundert Bewohner, Männer, Frauen, Kinder auf der Stelle niedergeschmettert oder an grausamen Wunden gestorben; fast zweitausend verwundet, vielleicht verstümmelt auf dem Schmerzensbett! Die Garnison entschlossen, heldenmüthig; jeden Tag vermindert; nahe an siebenhundert Soldaten im Grabe nebeneinander! In jeder Familie ein Verwandter, ein Freund, den man beweint; in den Kellern bleiche Frauen und Kinder, geschlagen durch Sorgen und Thränen; Kranke, welche keinen Schlaf mehr finden; andere, deren Verstand sich verwirrt, durch die Dauer des Schreckens; Todte,

Digitized by Google

die in die Grube geworfen werden, ohne daß ein Freund sie begleitet; in der Luft ein furchtbares und endloses Toben und Krachen; Angst- und Schmerzensgeschrei; dann Tod und Verwüstung!" Der Bau der Mauern der Festung zerschossen, die Wälle durchfurcht, Kanonen zertrümmert und stumm, und darunter die eingestürzte Mauer — die klaffende Bresche! Vor den Mauern 50.000 Soldaten, jeden Augenblick zum Sturm bereit.

Während des Tages dauerte der Kugelregen ununterbrochen fort, jede Stunde brachte neue Opfer. Gegen 5 Uhr Nachmittags erblickt man plötzlich eine — weiße Fahne auf dem Münster. In den Straßen wird es belebt, jeder bestürmt den anderen mit Fragen, keiner weiß etwas bestimmtes, allerlei Vermuthungen werden laut; da verstummt das Dröhnen der platzenden Bomben und Granaten — es werden keine Schüsse mehr gehört. Auf die erste Vermuthung hin, es bedeute jenes Zeichen die Uebergabe, wird noch geschrieen: Niemals! Widerstand bis aufs Aeußerste! Mit jedem Augenblick steigt die Aufregung, die Menge verlangt stürmisch nach bestimmten Nachrichten. Von höheren Offizieren erfährt man endlich den Sachverhalt. Es droht ein Aufstand, Gruppen ziehen unter dem Gesang der Marseillaise durch die Straßen, es wird Generalmarsch geschlagen, bis sich endlich die Wahrung gelegt hat.

Am frühen Morgen des 29. proklamirt General Ulrich den Abschluß der Capitulation, in warmen Worten spricht er seinen Dank der Besatzung, den Behörden, der Bürgerschaft aus, und verabschiedet sich von ihnen. Dem folgte eine Ermahnung des Maire sich in das Unvermeidliche zu fügen und jeden Act der Feindseligkeit gegen die einziehenden Truppen aufs gewissenhafteste zu vermeiden. Um 11 Uhr zog die Garnison ab, Thränen flossen, als man die Soldaten vorbeiziehen sah. „Die Soldaten zerbrachen voll Ingrimm ihre Waffen, warfen sie ins Wasser, schleuderten sie auf's Pflaster, und zogen mit verhaltenem Zorn an den angewiesenen Sammelort: Artilleristen, Pontonniers, Seesoldaten, Chasseurs, Infanterie, Canoniere, Turcos, Zuaven, Gendarmen, Gränz-Jäger, Mobilgarden, Franc-Tireurs, Offiziere, Soldaten, Regimentskinder, alle drängten sich in lautem Gewühl zum Thor hinaus. Die Volksmenge umgab sie schweigsam und traurig; der Abschied war herzzerreißend!"

Als die lange Colonne der Gefangenen sich in Bewegung gesetzt hatte, ertönten plötzlich Trommeln, Pfeifen und der Takt eines marschirenden Heeres. Es waren die einziehenden deutschen Truppen!

Literarisches.

* Der bei Pustet in Regensburg erschienene Marienkalender pro 1871 ist von der Landsh. Ztg. bereits empfohlen worden. Auch die Köln. Volksztg. erwähnt denselben in ehrlichster Weise. Sie gedenkt der vielen schönen Holzschnitte; darunter besonders des Bildes „das Passionsspiel in Oberammergau." Eine kurze Beschreibung des Passionsspieles erscheint als sehr zweckmäßig. Auch gute Erzählungen sind in dem Kalender zu finden. Mittlerweile hat die Pustet'sche Buchhandlung in Regensburg auch einen prachtvollen Marien-Wand-Kalender für das Jahr 1871 erscheinen lassen. Derselbe ist entworfen von Herrn Domvikar Dengler und für zylographischen Farbendruck ausgeführt von H. Knöfler in Wien. Es ist dieser Wandkalender ein ächtes Kunstblatt! Das Kalendarium ist so eingerichtet, daß es für jedes Land und für jede Diöcese seinen Zweck vollkommen erfüllt. Der Pustet'sche Wandkalender eignet sich zu einer hübschen Zimmerzierde und zu einem schönen Weihnachtsgeschenke. Er kostet 1 fl.

* * *

Nicht minder niedliche und besonders der lieben Jugend höchst angenehme Weihnachtsgeschenke sind auch mehrere, in Freiburg bei Herder erschienene Bändchen Erzählungen für Kinder. Die Verlagshandlung, sowie die Namen der Verfasser: Pflanz, Birlinger und Isabella Braun bürgen für Gutes. Hübsche Bilder und köstliche Ausstattung dienen dazu, die Kinder schon beim Anblicke in Freude zu versetzen. Wir können uns sogar, die Titel dieser allerliebsten Büchlein anzuführen: Vat. Birlinger, Nimm mich mit! Kinderbüchlein, 2. Auflage, eleg. geb. Pr. 1 fl. 30 kr.; Unsere Kleinen von Isabella Braun, Pr. 48 kr.; Aus alter und neuer Welt, wie Erzählungen von J. N. Pflanz, Pr. 36 kr.; die Ufer-kolonisten von J. N. Pflanz, 2. Aufl., Pr. 36 kr. Wir bitten die Eltern sich durch Ansicht in den Buchhandlungen selbst zu überzeugen.

* * *

Wenden wir uns von dieser fröhlichen, an schönere Zeiten mahnenden Literatur zu jener, welche die Tagesgeschichte behandelt. Da verzeichnen wir zuerst: Karl Scholsers Neuesten Geschichtskalender 1870 Zweiter Jahrgang, 1. Abtheilung Januar—Juli, Frankfurt a/M. Der Jahrgang 1870 erscheint nämlich in zwei Abtheilungen. Auf diese Weise ist es möglich geworden eine übersichtliche Zusammenstellung der Begebenheiten, die dieses Jahr so denkwürdig in der Geschichte machen, frühzeitigst und schnell in die Hände des Publikums zu bringen. Diese Chronik stellt es sich zur Aufgabe eine kurze, klare, correcte Weltgeschichte des Jahres, frei von allen Räsonnements und möglichst objektiv zu geben. Von Tag zu Tag verzeichnet sie in kurzen Sätzen und Darstellungen die Tagesereignisse. Auch dem Concil in Rom wendet sie eine besondere Aufmerksamkeit zu. Hier wünschte man nun allerdings Fülle. Im Ganzen ist die Darlegung über das Concil so ziemlich unparteiisch, indem sie eben die wichtigsten Dokumente und Daten in gedrängtester Fassung gibt. Doch merkt man wohl, daß der Verfasser kaum auf Seite des Concils steht. Interessanter noch, ja das Interessanteste des Buchs, ist die gedrängte Mittheilung der wichtigsten diplomatischen Aktenstücke und Kammerverhandlungen des so wichtigen Jahres 1870.

* * *

Eine andere Tagesgeschrift ist: Das Elsaß mit Deutsch-Lothringen. Land und Leute, Ortsbeschreibung, Geschichte und Sage. Von Dr. Friedrich Steger. Mit Karte und Ansicht des Straßburger Münsters. Leipzig, 1871. Elsaß und Deutschlothringen sollen wieder in Deutschland, besser gesagt dem preußischen Neudeutschland einverleibt werden, nachdem der Krieg gegen Frankreich so siegreich geführt worden. Die ebenerwähnte Schrift liefert Einzelnschilderungen des Landes und seiner Bewohner. Auch die landschaftlichen Schönheiten des Elsaßes und Lothringens und die zahlreichen Monumente seiner deutschen Vergangenheit werden geschildert. Ebenso wird die Volkssage berücksichtigt. Die Ausstattung ist hübsch. Wer das Elsaß und Deutschlothringen zur Zeit etwas näher kennen lernen will, dem ist das Büchlein ein Führer.

Verantwortlicher Redakteur: Jos. Bapt. Planer.

Münchener telegraphischer Schrannen-Bericht.

vom 10. Dezember 1870

Getreide-Gattung.	Verkauft wurden.	Rest.	Höchster Preis		Mittlerer Preis		Niedrigst Preis		Zufuhr.		Verfügten.	
	Sch.	Sch.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.	fl.	kr.
Weizen	2724	633	25	11	24	7	22	31	—	—	—	13
Korn	1584	617	16	41	16	2	15	27	—	9	—	—
Gerste	3047	2336	14	50	13	52	12	20	—	—	—	1
Haber	1265	74	11	43	10	18	9	18	—	—	—	17

Wichtig für Herren.

Alle Sorten **Herren-Kleider**, Joppen, Ueberzieher u. Sch. fröcke, sowie die modernsten Stoffe in großer Auswahl und zu den billigsten Preisen sind stets vorräthig bei

S. Bleibtreu's Haus.

Schneidermeister unter den obern Bögen

3135 (2) vis-à-vis der k. Post.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Zahnesnig.)

Beiblatt zur

Landshuter Zeitung.

Zweundzwanzigster Jahrgang 1870. № 50. Den 18. Dezember: Wunibald.

Zu den Gefechten vor Orleans.

Ueber den Tag von Artenay (2. Dezbr.) schreibt H. Wochenhusen der Köln. Ztg: Monate sind vergangen, während welcher die Geschichte nur kleine Momente dieser großen, blutigen Epoche verzeichnete, und heute standen wir wieder vor einer Katastrophe, die zu übersehen für eben heute unmöglich. Wir wußten heute Morgen, daß der entscheidende Schlag geführt werden sollte. Die verzweifelten Ausfälle von Paris, die kühnen Demonstrationen der Loirearmee, die bedeutsame Rekognoszirung gegen das 1. bayerische Corps am gestrigen Tage machten es nothwendig, die Entscheidung unsererseits herbeizuführen. Die Divisionen erhielten also, nachdem das bayerische um Orgères concentrirte Corps der feindlichen Uebermacht vergeblich zwei Brigaden und danach noch eine Reservebrigade entgegengestellt, die Ordre, sich zum Kampfe bereit zu machen. Es hieß, Prinz Friedrich Karl werde mit dem nördlich gegen Paris aufgestellten 13. Corps zunächst in den Kampf eingreifen und durch den Flankenangriff die vielleicht etwas in ihrer Bedeutung unterschätzte Loirearmee gewerfen werden. Auf unserem linken Flügel stand demnach die 22. Division, in unserem Zentrum die 17. Division, auf dem rechten Flügel die 4. Kavalleriedivision und das bayerische Corps, das allerdings schon gestern bedeutend geschwächt worden. Der Befehlshaber der Loirearmee hatte Eins erreicht, was für ihn vor Allem nothwendig war. Er hatte die Armeeabtheilung des Großherzogs von Mecklenburg durch die Demonstrationen der Westtruppen zu ermüden gesucht, namentlich auch bei Bayen zu indolenten Märschen genöthigt; das 75. und 76. Regiment waren in einem großen Bogen umher marschirt und endlich wieder auf denselben Punkt zurückgeführt, den die französischen Südarmee seit dem 9. November nicht aufgegeben. Schon an diesem Gefechtstage hatte das bayerische Corps empfinden müssen, daß es einen gewandten und genialen General sich gegenüber habe; Führung und Haltung der sämmtlichen Truppen machten eine überraschende Wirkung; auch die numerische Stärke des Feindes war gegen alle Erwartung. Bekanntlich erschien allerdings der Kindruck, daß General Kuhlenthal in Padiadine am 9. November sich weder zu einer Verfolgung des gewonnenen Vortheils anschicke, noch sonst Versuche machte, seinen offenbaren Zweck, den Vorstoß gegen Versailles, auszuführen. Es ist demnach anzunehmen, daß er nur die Zeit zu gewinnen suchte, seine Armee taktisch vollständig auszubeuten, daß er also in der richtigen Erkenntniß seiner Truppen und seiner Aufgabe jede Uebereilung vermied und erst, als er vollständig schlagfertig, die Offensive ergriff, die eben zum Entsatz der belagerten Hauptstadt seine Aufgabe sein mußte. Es ist hier am Orte, zu erwähnen, daß unsere Aufstellung vor Paris aus Truppen bestand, die noch wenig im Gefecht gewesen, und aus Truppen, die schon stark durch Kampf, Strapatzen und Witterung mitgenommen, wie die bayerischen, d. h. das 13. Armeecorps und das 1. bayerische Corps. Nach allgemeiner Ueberzeugung sollten die Truppen, welche Prinz Friedrich Karl von Metz hieher geführt, heute im Kampfe mitwirken indeß waren, so viel wir bekannt, nur die genannten beiden Korps im Kampfe, und sie hatten schwere, sehr schwere Arbeit gegen einen 4fendar an Zahl überlegenen Feind. Der Kampf wüthete von Morgens 8 Uhr an auf unserem rechten Flügel bei Orgères und Loigny, bei Dumeau im Zentrum und Artenay auf dem linken Flügel, wo der Feind sich in starken Verschanzungen reichlich zu logiren die Zeit gehabt hatte. Die Gefechtsausdehnung maß eima zwei Stunden. Auf der ganzen Linie Ein Feuer, namentlich Anfangs auf der bayerischen Seite, wo das Treffen durch die 17. Division wieder hergestellt wurde, als unser rechter Flügel, das bayerische Corps, mehrmals vom Feinde zurückgedrängt worden war. Der Feind entwickelte ein mörderisches Granaten- und Shrapnelfeuer, das Mitrailleusen arbeiteten stundenlang und setzten dann aus, wie wir Dieß in allen Schlachten dieses Feldzuges gewohnt sind. Man ward wieder zu den ersten Gefechtstagen dieser Campagne zurückgeführt, und heiß ward um das Loos gerungen. Kaum mag, nach dem Eindruck, den ich daraus getragen, ein Tag dieses Krieges schwerer gewesen sein, als der heutige. Schon am Vormittag loderten vor uns zwei Feuersäulen auf. Als ich unseren linken Flügel auf der großen Straße nach Orleans aufstellte, sprengten mir etwa 30 reiterlose Ulanen- und Kürassierpferde, blut- und schaumtriefend, mit flossenden Wunden, ventre-à-terre, wie sie eben aus dem Gefecht kamen, entgegen. Ein niederschmetternder Anblick, denn die Mitrailleusen tafelten unermüdlich. Aber kein Reiter hatte dem Kampfe den Rücken gewendet. Die Kavallerie wußte in schwerem Feuer gewesen sein. Im rechten Zentrum, hinter dem Dorfe Bapoches les Gaultes, loderte eine riesige Feuersäule, links von derselben erhob sich eine andere. Der Stab sollte über Bapoches vorgegangen sein, und auf jener Seite bei der 17. Division wüthete der Kampf am Aergsten. Der Feind wurde hier zurückgeworfen. Etwa nach 3 Uhr, als bereits in fünf Dörfern und Gehöften die Lohe gen Himmel schlug, entfernte sich das Artilleriefeuer immer mehr, dagegen ward das selbe auf unserem linken Flügel bei Artenay um so heftiger. Immer mehr ward auf unserem rechten Flügel das feindliche Feuer, bis es etwa um 4 Uhr sich in einzelnen Detonationen verzehrte und die platzenden Shrapnels am Abendhimmel nur fern wie kleine Wölkchen noch aufsauchten. Auf dem linken Flügel indeß währte das Feuern bis gegen 7 Uhr, immer von Neuem an Heftigkeit gewinnend, denn wie bei Gravelotte vereinigte der Feind auch hier seine ganze Kraft zu einem abendlichen, gewaltigen Vorstoß, den wir überzaupt im gegenwärtigen Feldzuge wiederholt erfahren. Am Abende ganz auf unserem rechten Flügel verfolgen und erst gegen Mitternacht zur Ruhe kommend, weiß ich nichts von dem Resultate auf unserem linken Flügel zu sagen. Ich fürchte, das Gefecht ist der vorwiegenden Position des Feindes wegen nicht ganz entschieden zum Austrage gekommen. Auch auf unserem rechten Flügel lagerte sich der Feind in Entfernung von kaum einer kleinen Stunde, und Alles läßt erwarten, daß morgen bei Tagesanbruch der Kampf von Neuem beginnen wird. Ohne endgiltige Entscheidung ist dieser Kampf nicht abzubrechen. Unsere Verluste sind bedeutend. Die ganze Affaire fand bei 7—8 Grad Kälte Statt. In der Nacht viel Schnee, und das ganze Schlachtfeld glich in der That einem Leichenhof. Prinz Friedrich Karl ließ Gott sei Dank! am Abende noch dem Großherzoge melden, daß er herangekommen sei. Auf dem rechten Flügel wurden sieben Gefechte genommen.

* * *

Aus Notre-Dame les Aldes, 4. Dezember, schreibt H. Bogel der Frankf. Ztg: Auf vier Straßen haben sich die Deutschen heute der Stadt Orleans genähert. Auf der großen Straße von Artenay rückte das 9. Armeekorps mit der hessischen Division vor, weiter links marschirte das 3. Korps, während die bayerisch-mecklenburgische Division rechts über Gidy und Dreux vorrückte. Eheuilly wurde gestern noch spät Abends von der 22. Division genommen. Der Rückzug der Feinde erfolgte, nachdem sie mehrere Stunden hartnäckigen Widerstand geleistet hatten, schließlich so schnell, daß sie acht schwere Marinegeschütze in den Verschanzungen zurücklassen. Als die Unsrigen heute von Cheuilly aus vorrückten, fanden ihnen die vor Cercottes stehenden Franzosen Granatengrüße entgegen. Unsere

Digitized by Google

Artillerie wartete nicht lange auf der Antwort. Eine Stunde etwa dauerte das Artilleriegefecht. Der Kanonendonner wurde bald durch Kleingewehrfeuer, das aus den Wäldern rechts und links von der Straße erscholl, allomgzingirt. Gegen 12 Uhr sahen sich die Franzosen zur Räumung von Cercottes gezwungen. Die Deutschen, die waren das 11. und 55. Regiment (die Hessen fanden in Reserve), fanden in dem Dorf freilich keine Kanonen, aber große Strohvorräthe, welche den armen Schluten, penfalls wohl willkommener waren, als das gegossene Metall. Die Straße von Orleans war mit der Einnahme von Cercottes noch keineswegs frei. Die Franzosen hatten eine halbe Stunde weiter abermals Stellung genommen. Ihre Artillerie empfing die vorbringenden Deutschen mit einem wahren Regen von Granaten und Shrapnels, denen von unserer Seite alsbald in entsprechender Weise geantwortet wurde. Der Kampf zog sich immer weiter nach Orleans, in dessen Nähe die Franzosen besonders schwere Geschütz aufgefahren hatten. Auch hörte man deutlich das Knattern der in den Weinbergen aufgebotenen Mitrailleusen. Doch hatten die Franzosen nicht mehr an einen Sieg, sie schossen nur, um ihren Rückzug zu decken, der denn auch verhältnißmäßig mit viel Ordnung vollzogen wurde. Um fünf Uhr war das Aides geräumt und seit sieben Uhr stehen die Truppen des neunten Armeekorps mit der hessischen Division vor den Thoren von Orleans.

Aus Orleans, 5 Dezember, schreibt derselbe Korrespondent: Seit drei Stunden bin ich wieder in Orleans. Die Bayern und die mecklenburgische Division sind noch gestern Abend eingezogen. Heute Morgen hielt das neunte Armeekorps seinen Einzug mit voller Musik. Prinz Friedrich Karl hielt, während die Truppen vorüberzogen, am Denkmal der Jungfrau. Es sind gestern und heute 16,000 Gefangene gemacht worden. So hartnäckig der Widerstand der Franzosen auf der Straße Artenay Orleans war, so sehr scheinen sie auf ihrem linken Flügel in Deroute gewesen zu sein. Die bayerische Artillerie hat das Ihrige, die Deroute zu vergrößern. Bei Boulay wurden durch die erste bayrische Granate, die abgeschossen wurde, die Bedienungsmannschaft und sämmtliche Pferde eines französischen Geschützes getödtet. Die sogenden Schüsse setzten das so glücklich Begonnene in entsprechender Weise fort, so daß der Infanterie bei ihrem Vorgehen eine ganze Batterie in die Hände fiel, um die 9 Zehntel der Mannschaften und Pferde getödtet lagen. Die Uebrigen waren so schnell geflohen, daß sie sich nicht einmal Zeit gelassen, die Kanonen zu vernageln. Von Boulay rückten die Bayern nach Ormes. Die vierte Brigade stürmte mit Hurrah die dort aufgeworfenen Schanzen. Die Franzosen nahmen den ihnen angebotenen Bajonnetkampf nicht an, sondern beschränkten sich darauf, während ihres Rückzuges die Ueberreste durch einige Chassepotsalven zu decimiren. Um 9 Uhr standen die Bayern vor der Stadt. Die Franzosen, welche sich abgeschnitten sahen, schickten eine Deputation in's Hauptquartier, die eine förmliche Kapitulation abschloß. Die Franzosen gaben die Stadt auf unter der Bedingung, daß der Einzug der Deutschen erst um Mittternacht erfolge. Um weiteres Blutvergießen zu vermeiden, wurde auf diese Bedingung eingegangen. Nachts um 2 Uhr rückten die 2 Brigade der Bayern und die 17. Division in die Stadt ein. Auch die braunen Schlesischen und die Blücherhusaren nahmen gestern mit Ruhm am Kampfe Theil. Die Blücherhusaren zersprengten ein Regiment Chasseurs à Cheval und ein Regiment Sappeurs, während die braunen Husaren eine Batterie nahmen, und zwar waren sie dabei so schnell, daß die ganze Bemannung mit in ihre Hände fiel. Die Widerstand, den die Franzosen unserem linken Flügel leisteten, scheint der schwächste gewesen zu sein. Das dritte Korps, das hier vorrückte, war nur unbedeutend engagirt.

Die bayerischen Uhlanen.

"Im gegenwärtigen französisch-deutschen Kriege spielten lange die „preußischen Uhlanen" eine große Rolle. Sie waren die gefürchteten Ueberall und Niegends. Durch ganz Frankreich, soweit es Kriegsschauplatz war, sprach man von ihnen. Sie erschienen als die ersten in den offenen Städten und wurden begreiflich als kühne, plötzlich erscheinende Reiter von der Bevölkerung mit Scheu und Verwunderung betrachtet. Es wird interessant sein, daß unter diesen „preußischen Uhlanen" die bayerischen ebenfalls ihre Reiterstücke ausführten. Ein Berichterstatter „vor Paris" schreibt der allg. Ztg. hierüber:

Sie wissen, daß den deutschen Heeren stets große Kavalleriemassen einige Tagemärsche vorauszuschwärmen, einen undurchdringlichen Schleier bilvend, der die kühnen strategischen Operationen unseres genialen Führers Moltke dem Auge des Gegners verbarg, und dadurch gewissermaßen zur nothwendigen Vorbedingung der Überraschenden großartigen Erfolge dieses Krieges ward. Dieß trat insbesondere bei dem Flankenmarsche von Châlons gegen Sedan, welcher am 26 August begann, in auzenfälligster Weise hervor. Am 26. August stand die 4. preußische Kavalleriedivision in Châlons, die bayerische Uhlanenbrigade in Epernay, die 6 preußische Kavalleriedivision in Sovain; am 27. August rückte die 4. preußische Kavalleriedivision in Sou bis Sonain, die bayrische Brigade bis Somepy, und die 6 preuß. Kavalleriedivision nach Montpois. Der Boden, auf welchem an diesem Tage die Pikets dieser Kavallerlemassen vertheilt waren, mag von Châlons bis an die Argonnen eine Länge von etwa 20 Stunden betragen haben; auf die bayerische Brigade treffen hievor acht Stunden. Erwägt man hiebei, daß der Halbmesser des beschriebenen Bogens eine Länge bis zu acht Stunden hatte, so wird man es begreiflich finden, daß die Bewegungen des Gros der dritten Armee, welches theils westlich, theils nördlich der Argonnen gegen Norden marschirte, dem Feinde verborgen bleiben mußten. Bei dieser Gelegenheit kann ich eine Marschleistung eines der beiden bayerischen Uhlanenregimenter — irre ich nicht, so war es das 1. — nicht unerwähnt lassen. Ein Theil dieses Regimentes, welcher am 27. August auf Vorposten war, hat in der Zeit vom 26 August Abends bis 28. August Nachts 12 Uhr, also in 53 Zeitstunden, 45 Wegstunden zurückgelegt; in diese Zeit fallen drei Nachtmärsche, welchen zwei weitere folgten. Die Marsch- und Gefechtsfähigkeit dieses Regiments zeigte sich durch diese außerordentlichen Anstrengungen in keiner Weise beeinträchtigt. Der Infanterie können derartige Dienstleistungen, wenn sie gefechtsfähig erhalten werden soll, eben so wenig zugemuthet werden, wie der Sicherheits- und Kundschafterdienst überhaupt. Besonders letzterer ist äußerst anstrengend, und kann selbst von der Kavallerie nur dann in ersprießlicher Weise geleistet werden, wenn sie zahlreich genug ist, um den nöthigen Wechsel eintreten lassen zu können.

Die bayerischen Uhlanen waren von Marsch en Marsch bis Paris fast ununterbrochen theils als äußerste Vorhut, theils als Seitendeckung verwendet. An die Tagmärsche reihten sich stets Patrouillenritte von 10 bis zu 16 Stunden; dabei mußten die Eclaireurs an der Spitze der Patrouillen fortwährend darauf gefaßt sein, aus dem nächsten Hause, einer Gartenmauer, vom Waldsaume her, beschossen zu werden. Die bayerischen Uhlanen können darüber ihr Lied singen, ebenso gut wie die preußischen*).

Der Reiter ist gegenüber dem gedeckt stehenden unsichtbaren Feind in den meisten Fällen genau so wehrlos. Von den kleinen Vorpostengefechten seien nur jene von Nangis, Donnemarie, Melun, Etiolles, Draveil, Bourg la Reine, Lhay erwähnt, bei welchen mehrmals die Gefechtige der Brigade in Action treten mußten, und wobei manche wackere Uhlan mit seinem Pferde das Leben verlor.

Immer stößt man freilich nicht auf Gegner; es ist aber für die Kriegsleitung oft ebenso wichtig zu wissen, wo der Gegner nicht ist, als wo er ist. Besonders wichtig ist dieß für die Nachtruhe der lagernden Infanterie. Ist das Terrain auf Tagemärsche weit durch die Kavallerie aufgeklärt, und die Ueberzeugung gewonnen, daß der Gegner nichts bedeutendes, kann kann sich die Infanterie nach anstrengendem Marsch ungestört der so nothwendigen Nachtruhe hingeben und Kräfte sammeln zu den Leistungen des folgenden Tages.

Merkwürdiger Weise hat der Gegner seine Reiterei nicht in gleicher Weise verwendet; die deutschen Reiter stießen meist unmittelbar auf die feindlichen Bivouack, während es die fran-

*) Die französischen Blätter, welche den Unterschied zwischen bayerischen und preußischen Uhlanen nicht kennen, erwähnen stets nur Uhlanen. So z. B. waren die Uhlanen, deren Einritten in Nogent, Nangis, Provins, Mormant, Melun gemeldet wird, bayerische.

plötzlich Reiter niederreiten, den bedrohten Schützen zu durchdringen und unsere Lager zu überfallen, oder sich unserer Recognoscirungspatrouillen entgegen zu werfen.

Es ist kaum anzunehmen, daß sich in einem künftigen Kriege die gemischte Reiterei gleich paßlos verhalten werde; wenn daher die Kavallerie im gegenwärtigen Feldzug ihre Lineartüchtigkeit bereits zur Genüge bewiesen hat, so wird dieß in kommenden Kriegen erst recht an den Tag treten, und es wäre ein großer Fehler, wenn nicht für eine zahlreiche und tüchtige Kavallerie gesorgt würde. Es scheint übrigens, daß die Franzosen jetzt endlich anfangen, ihre Reiterei künftig wie wir zu verwenden, wenigstens hört man seit Kurzem ihre Reiterpatrouillen nennen. Wenn auch die eben erwähnte Thätigkeit der Reiterei im Felde nicht so sehr in die Augen fällt, wie die Heldenthaten der Infanterie in den glorreichen Schlachten dieses in seiner Art bis jetzt wohl einzigen großen Krieges, so ist sie darum nicht weniger verdienstvoll, und es kann nicht genug betont werden, daß ohne diese Thätigkeit der Kavallerie das überraschende Auftreten ganzer Armeen nicht wohl möglich gewesen wäre, überhaupt von der Infanterie nicht hätte geleistet werden können.

Auf dem Schlachtfelde fiel dem größten Theil der Kavallerie, da die feindliche sich fern hielt oder überhaupt nicht da war, allerdings eine beschwerende Rolle zu, wie sie eben in der Natur dieser Waffe, Infanterie oder Artillerie oder gar Festungen gegenüber, bedingt ist. Die bayerische Uhlanenbrigade hatte in der Schlacht von Sedan den Auftrag, das etwaige Herausbrechen des Gegners aus der Festung und Durchschlagung desselben in der Richtung auf Donchery zu verhindern. Um die hiezu nöthige Aufstellung einzunehmen, mußte sie in beständigem Gramatiren der Festung einen Flankenmarsch ausführen, welcher mehrere Stunde mit sehr großem Verlust. Außerdem waren die Uhlanen noch vor Marsal und am 16. August vor Toul im Feuer, bei der letztgenannten Festung gelegentlich der Unterstützung eines Angriffes der 7. preußischen Division, welcher am linken Moselufer stattfand. Am Abend der Schlacht von Vionville endlich brangen in Niederbronn, von dem erst der Bahnhof und der östliche Ausgang durch Infanterie genommen war, zuerst bayerische Uhlanen ein. Ich führe dieß nur an zum Beweis, daß die bayerischen Uhlanen an diesen Feldzug in jeder Beziehung ebenso rühmlichen Antheil genommen haben, als die übrigen deutschen Reiter.

Die französischen Kriegsgefangenen in Mainz.

Aus Mainz, 3. Dezember, wird dem B. „Vaterland" geschrieben: Unsere alte Kur- und Bischofstadt bietet gegenwärtig ein Kriegsbild, das ganz eigen in seiner Art ist. Essens ist Mainz um eine ganze große Vorstadt reicher geworden. Vor dem Gauthor, zwischen der ersten und zweiten Umwallung, ist die neue Franzosenstadt, aus 80 großen Holzgebäuden bestehend, innerhalb vierzehn Tagen entstanden. Sie nahm waren nämlich die 27.000 Kriegsgefangenen in Zelten auf derselben Stelle untergebracht. Jedes dieser Holzhäuser beherbergte eine Kompagnie von 250 Mann, an deren Spitze ein preußischer und etliche 20 französische Unteroffiziere stehen. Die ganze Holzstadt ist von einem hölzernen Gelände eingefaßt. Die Dächer sind mit getheerter Leinwand überdeckt, jedes Gebäude hat einige Oefen, so daß für Trockenheit und Wärme genügend gesorgt sein dürfte. Die preußische Wache hat ihr eigenes Gebäude, die Posten umgeben fortwährend diese Gefangenenstadt in einiger Entfernung. Mehrere Kanonen sind auf dieselbe gerichtet, haben aber glücklicher Weise keine Verwendung gefunden. Natürlich ist in jeder Kompagnie Alles durcheinander, Infanteristen und Jäger, Zuaven und Turkos, Artillerie und Pioniere, Kürassiere, Jäger zu Pferde, Husaren, Dragoner und Karabiniers, Marinefusilierstien, Medizigarden, Nationalgarden und Freiwilligen, Gendarmen, Förster und Douaniers; selbst Enfants de troupes. Bogar Spaßiz und Feuerwehr fehlen nicht. Die katholische Garde ist ebenfalls in allen Waffengattungen vertreten, so daß keine französische Uniform fehlt. Dunkers kann man sich kaum denken. Nur etwa 5000 Mann liegen in der Stadt in zwei Kasernen, außerdem arbeiten und wohnen ungefähr 2000 Gefangene bei Bürgern auf Landgütern in der Umgebung von Mainz. Von den Gefangenen im Lager ist fortwährend eine Menge kleiner Abtheilungen in den Straßen der Stadt, ein preußischer Landwehrmann, oft unbewaffnet, leitet dieselben mehr als er sie bewacht. Unsere Besatzung besteht aus kleinen Abtheilungen von mindestens 15 verschiedenen Regimentern, außerdem kommen fast täglich Abtheilungen preußischer und sonstiger deutscher Truppen hier durch. Rechnet man dazu etwa 800 hier wohnende französische Officiere, worunter einige hundert in Uniform, und außerdem einige hundert preußische Officiere, alle von den verschiedensten Regimentern, so kann man sich die Buntheit und Mannichfaltigkeit des sich hier in allen Straßen bietenden Bildes leichter vorstellen.

Die elsässer und deutschlothringer Mobilgarden nehmen eine eigene Stellung ein. Die alle Mobilgarden gehören dieselben zumeist den wohlhabenden Ständen an. Dank den mannichfachen Beziehungen, welche Mainz mit den Grenzprovinzen unterhält, brachte jeder derselben sehr bald eine Empfehlung an irgend ein hiesiges Geschäftshaus oder einen Bürger bei. Es gelingte nun, daß ein Bürger erklärte, den Mobilgardisten in Arbeit zu nehmen und für ihn gut zu stehen, um demselben sofort die Freiheit zu gewähren, sich in der Stadt einzurichten und sich nach Belieben die Zeit zu vertreiben. Die Eltern haben ja alle Gelegenheit, ihnen Geld zu schicken, sie kommen auch oft hausenweise, um ihre Söhne zu besuchen. So kommt es, daß diese Mobilgardisten gleich den Officieren in der Stadt herumbummeln und Bier- und Kaffeehäuser mit ihrer Kundschaft erfreuen. Jetzt haben sich schon die meisten entschlossen, die vom König Wilhelm gewährte Vergünstigung, gegen Verpfändung ihres Eigenthums im Falle eines Entweichens zu dem französischen Heere, zu denselben und nach der Heimath zurückzukehren. Mehrere, die ich sprach, gestanden zu, daß Frankreich Elsaß und Lothringen in diesem Kriege wohl nicht wieder erobern könne. Die meisten schmerzte dies tief, doch fand ich, daß ihr jetziger unfreiwilliger Aufenthalt in Deutschland auch wiederum ihre Abneigung und Vorurtheile gegen dasselbe gemildert hatte. Sie gestehen Alle, daß das preußische Heer eine wirkliche Ueberlegenheit über das französische besitze.

Auch alle übrigen Elsässer und Lothringer Soldaten erfreuen sich der Vortheile, welche ihnen die deutsche Sprache hier gewährt. Sie werden vorzugsweise als Arbeiter gesucht und befriedigen ich dadurch mit den deutschen Verhältnissen, die den meisten fast ganz unbekannt waren. Während nämlich in Elsaß und Deutschlothringen wohl 35- bis 40.000 „Deutschländer" (der dort gebräuchliche Ausdruck zum Unterschiede von Deutschen, d. h. deutschsprechenden Franzosen), gibt es kaum einige Tausend Elsässer und Lothringer in den deutschen Grenzländern. Sie wandern viel lieber nach dem Innern Frankreichs, hauptsächlich um das Französische zu erlernen. Nach den Aeußerungen dieser Gefangenen zu urtheilen, dürften auch sie sich ziemlich leicht der neuen Ordnung der Dinge in ihrer Heimath fügen. Sie geben den „Wälschen" (Franzosen) die Schuld ihrer Niederlage und sind fast geneigt, sich über dieselben zu schämen, da sie ja die Sprache der Sieger verstehen. Sehr wahrscheinlich ist anzunehmen, daß nach dem Frieden alle aus dem Heer hervorgegangenen rieberen Beamten (Polizei, Gendarmen, Zöllner, Forstbüter) unter der deutschen Herrschaft ihren Dienst fortsetzen werden.

Es mag vielleicht der großen Zahl der Gefangenen zugeschrieben sein, daß die Verpflegung derselben mit vielen Mängeln behaftet ist. Die Leute erhalten zwar die Friedensration des preußischen Soldaten; aber die Beköstigung ist einem Unternehmer übergeben, der für diese 27.000 Mann in Häsern mittelst Dampf den ganzen Tag über kochen läßt. Natürlich eine Füllung gar ist, wird sie vortheilt und sofort eine andere gekocht. Deshalb erhalten die Gefangenen das Essen sehr unregelmäßig, manchmal Morgens um acht, des andern Tages Abends um elf Uhr, wenn sie schon im Bette sind. Sehr sorgsam und reinlich ist das Essen durchaus nicht, oft finden sich Steine und Rebhülsen unter den gekochten Hülsenfrüchten. Besonders klagen die Leute auch über den völligen Mangel an Suppe. Ueberhaupt erhalten sie nur eine Mahlzeit und außerdem Kaffee, den sie sich jedoch selbst zubereiten. Schon oft haben sie vergeblich den Wunsch ausgesprochen, selbst kochen zu dürfen und nur das Nöthige geliefert zu bekommen. Sie würden sich

Digitized by Google

dann ohne nennenswerthe Mehrkosten — da sie ja ohnedieß in den jetzigen Holzhäusern den Tag über heizen müssen — viel besser beköstigen. Mit dem preußischen Commißbrod würden sie sich dagegen schon eher befreunden, wenn nur die Rationen (anderthalb Pfund per Mann) nicht so knapp wären. An Geld bekommen sie je nach den Umständen 15 bis 20 Kr., selten darüber, alle zehn Tage. Sie sind deßhalb sehr froh, wenn sich eine gute Seele ihrer annimmt und ihnen etwas zukommen läßt, was hier sehr oft geschieht.

Fast alle Gefangenen klagen über Kälte während der Nacht. Sie schlafen nämlich auf Stroh oder Strohsäcken und haben je nur eine Decke, was um so ungenügender ist, als die Meisten ihre Mäntel verloren haben. Viele haben sich schon aus ihren eigenen Wolldecken Röcke oder Hosen machen müssen. Nur in letzter Zeit habe ich Einige gesehen, welche preußische leinene Soldatenhosen über ihre abgenützten alten gezogen hatten. Fast noch schlimmer steht es mit der Wäsche und dem Schuhwerk aus. Nur die aus Metz Kommenden stehen sich besser, indem sie ihr sämmtliches Gepäck behalten haben. Es ist die Anordnung getroffen, daß Alle, welche arbeiten, die Hälfte des 14 Kreuzer betragenden Minimalstundenlohns an die Kasse abgeben, um dafür den Anderen Kleider zu beschaffen. Es wäre zu wünschen, daß man den armen Leuten hinreichend Kleider aus Staatsmitteln stellte, wozu ja die in reichen Beständen an alten Kleidern bei den preußischen Regimentern überreichliches Material bieten. Gegenwärtig sind die Musiker unter den Gefangenen mit der Einrichtung einer Kapelle beschäftigt, zu der die Instrumente Instrumente bewilligt hat. Da jetzt keine einzige Militärkapelle hier ist, so hätte diese französische Kapelle sicher Aussicht auf Erfolg bei öffentlichen Concerten.

Mit der geistigen Pflege sind fünf Priester beauftragt, meistens Franzosen. Jeden Sonntag werden die Gefangenen abtheilungsweise zur Kirche geführt. Für die Officiere und die in der Stadt wohnenden Gefangenen ist um 9 Uhr Sonntags Messe und Predigt in der St. Christophkirche. Die Priester gestehen, daß die Gefangenschaft für Viele eine Gelegenheit des Innschgehens sei, und der bisher so traurige religiöse Zustand des französischen Heeres sich etwas bessern dürfte. Die deutschredenden Gefangenen werden in deutschen Gottesdienst geführt.

Die gefangenen Officiere haben meistens einige Mittel, denn die monatlichen 12½ Thaler (für Stabsofficiere das Doppelte) genügen kaum zur Bezahlung des täglichen Mittagessens. Mehrere Kaffee- und Bierhäuser machen durch die Officiere ganz gute Geschäfte. Alle diese Herren versichern, die preußische Infanterie wäre stets vor der französischen gestoben, nur die Artillerie habe die Sache entschieden. Die meisten sind der festen Hoffnung, in einigen Jahren als Sieger wiederzukehren, und sprechen dieselbe oft in einem etwas herausfordernden Tone aus. Die Soldaten sind viel bescheidener in dieser Hinsicht.

Die Mainzer bezeigen den Gefangenen große Theilnahme; ein nicht unbeträchtlicher Theil der Bürgerschaft ist fast gedoppelt französisch gesinnt und hasst besonders die Preußen sehr gründlich.

Die Stadt Mainz hat übrigens für das deutsche Heer vielleicht mehr als jede andere Stadt geleistet. Bei dem Durchzuge nach dem Kriegsschauplatze wurden hier 150,000 Mann mit Brod, Fleisch und Wein bewirthet, anderdem sind bis jetzt 73,000 durchkommende Verwundete und Kranke verbunden und verpflegt. Mehrere dunkert Betten wurden beschafft. Der Hilfsverein hatte 53 000 Gulden baare Einnahme und für über 200,000 Gulden Nationalgaben zur Verfügung. Die Verpflegungen und Unterstützungen, welche einzelnen Soldaten von Seiten der Einwohner zu Theil wurden, betragen sicher auch noch eine sehr bedeutende Summe. Und zufällig waren es wiederum die Ultramontanen, welche sich am meisten bei diesem Liebeswerke auszeichneten. Selbst den im Felde stehenden preußischen Regimentern der hiesigen Garnison wurden reiche Sendungen Liebesgaben von hier aus zu Theil. Auf diesem Gebiete ist Mainz jedenfalls viel katholischer als sein Gemeinderath.

Hinsichtlich des Betragens der gefangenen Franzosen muß ich noch sagen, daß deren Aufenthalt hierselbst eine Menge durch die liberale Presse verbreitete Anschauungen Lügen gestraft hat. Die Soldaten sind nicht so ungebildet, daß alle können lesen und schreiben, trotzdem dieselben meistens aus den niederen und mittleren Klassen und aus Provinzen stammen, welche auf einer beträchtigten (französischen) Karte als finster ultramontan bezeichnet sind. Die Leute sind höflich, gefällig und tragen ihr Schicksal mit vieler Ergebung und Würde; mancher Soldat der Kaisergarde könnte hierin als Muster gelten. Alle Arbeitgeber loben den guten Willen und die Anstelligkeit der Gefangenen, die sie beschäftigen. Die Officiere sind zwar meistens recht feine Herren, aber fast immer sehr einnehmend und mit oft so wenig Kenntnissen ausgerüstet, daß sich Schneider und Schuster, mit denen sie zu thun haben, über sie lustig machen. Die Leute sind Lebenskünstler, sie sind vertraut mit, wie man sagt, und nur wenige benützen die jetzige Muße zu ernsteren Studien. Ueberhaupt läßt das Officierkorps mehr zu wünschen übrig als die Soldaten, welche sich ja stets nach ihren Oberen bilden.

Berliner Blätter erzählen: Einer der französischen Kriegsgefangenen ist bereits auf dem besten Wege, ein guter Preuße zu werden. In einem vor dem Potsdamer Thore gelegenen Dorfe waren mehrere in Spanden detinirte Gefangene, unter denen sich der Sohn wohlhabender Bauersleute aus dem Elsaß befand, mit Feldarbeit beschäftigt. Dieser junge Elsässer fing mit der einzigen Tochter seines Arbeitgebers einen Liebeshandel an, der bereits so weit gediehen ist, daß in Folge eines Einverständnisses der beiderseitigen Eltern nach erfolgter Entlassung des Bräutigams aus der Gefangenschaft die Verlobung stattfinden soll. Der Vater der Braut wird alsdann dem Schwiegersohn die Wirthschaft übergeben.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Annonce.

Bernhard's Alpenkräuter-Liqueur

(Eximirten Magenbitter)

als vorzüglich erprobtes Haus- und Hausmittel seit Jahren rühmlichst bekannt und von vielen Aerzten gründlich begutachtet, sollte ich hier auf Lager und empfehle denselben bestens.

Preis per ½ Flacon 36 kr., pr. ¼ Flacon 1 fl. 6 kr. Gebrauchsanweisungen gratis.

Andr. Kirchberger,
Confitor in Mainburg.

2038 (69)

In der Jos. Thomann'schen Buchhandlung in Landshut ist zu haben:

Löffler, Universal-Receptbuch für die deutschen Hausfrauen. Ueber 1600 chemische Recepte zu selbstständiger Zubereitung aller im Deutschen Reiche verwendbaren Nahrungsmittel, Getränke, Mischungen, Essenzen u. s. w., sowie Mittel zur Bertilgung schädlicher Einflüsse, und zur Conservirung und Reinhaltung von Haus, Feld und Garten. Mit einem Anhange: Enthaltung der gesammten Hausthiere, Anwendung derselben auf Wolle, Seide, Leinen, Holz, Federn und Knochen, und Fleckenreinigung aller Stoffe. Preis 54 kr.

Der berechte Franzose. Eine Anleitung, in sehr kurzer Zeit ohne Hilfe einer Lehrers, leicht und richtig französisch sprechen zu lernen. Preis 54 kr.

Ahn, prakt. Lehrgang zur schnellen u. leichten Erlernung der franz. Sprache. Preis 87 kr.

Olendorff, franz.-deutsche Grammatik. Ganz Cartonet geb. Preis 2 fl. 24 kr.

Otto, franz. Conversations-Grammatik. Gebd. Preis 1 fl. 45 kr.

Verzeichniß

derjenigen Einwohner der kgl. b. Kreishauptstadt Landshut, welche zur Entheilung persönlicher Neujahrsgratulationen subscribirten und zum Neujahrsaufe für die Armen Beiträge anher gaben.

16. Herr Fritz, q Studienrektor.
17. Frau Jakob, Privatierswittwe.
18. Herr Bichter, Hauptmann-Selekär.
19. „ Bichter Martin, Privatier.
20. „ Dingel Franz, Chirurgbesitzer.
21. „ Seidl, k. Baumeister.
22. „ Weiß Anton, Gymnasiast.
23. „ Dentinger, k. Unter-Forst-Administer.
24. Frau Unger Therese, Conditorswittwe.
25. Herr Kern Franz, k. Bezirksförster.
26. „ Mittermaier Siegmund, Privatier.
27. Weiß'sche Seidenfabrik-Etablissen.

Ein lediger Geldbeutel

mit Geld wurde heute Samstag Vormittags gefunden. Das Nähr. die Exp. d. Bl. (2a)3574

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung. (J. B. v. Jahnesnig.)

Digitized by Google

Beiblatt zur

Landshuter Zeitung.

Zweiundzwanzigster Jahrgang 1870. Nr 51. Den 25. Dezember: Hilliger Christtag.

Die Schlachtfelder von Champigny und Brie*).

Chelles, 6. Dezember.

„Nehmen Sie mir es nicht übel, verehrter Herr, aber Sie wandeln mit einem wirklich sträflichen Leichtsinne zwischen unserem und dem französischen Granatfeuer umher!“ sagte heute Morgens zu mir ein preußischer Oberstlieutenant aus dem Generalstabe des Generals von Obernitz, Commandeurs der württemberg'schen Division. General von Obernitz, ein kleiner, alter Herr mit schwarzer Wachstuchmütze und einer Binde um den Kopf, den in Böhmen eine österreichische Granate ein Stück Schädel forttrug und dem dafür eine kleine Silberplatte angedectort wurde, stand mit seinem Stabe von preußischen und württemberg'schen Officieren auf der Höhe vor dem Dorfe Villers-sur-Marne, die Wirkung einer württemberg'schen Feldbatterie ein wenig rechts von seinem Standpunkte beobachtend. Zu gleicher Zeit schossen Fort Nogent und die Scharzen Fatsenderie (nicht Plaisance, wie ich, verleitet durch diesen Namen auf meiner Karte, in meinem Schlachtberichte von Champigny schrieb) und St. Maur ihre großen eisernen Zuckerhüte in das schon am 30 November und 2. Dezember furchtbar zerschossene schöne Villendorf Villers-sur-Marne hinein. Es war wieder einmal ein kleines Vorpostengefecht um die wenigen an der Marne zwischen Champigny und Brie gelegenen Häuser von Le Plant entbrannt. Die Franzosen wurden in einer halben Stunde durch etwa hundert Schüsse aus dieser Position vertrieben, nachdem die List unserer Vorposten, durch anscheinendes Zurückweichen den Feind zu einem Gefechte im freien Felde zu verlocken, fehlgeschlagen war. Unsere Vorposten hatten 1 Todten und 8 Verwundete. Aber alle Welt war auf den Beinen. Der Divisionsgeneral von Obernitz war von Malmuve, wohin noch am Schlachtabende des 2. das württemberg'sche Hauptquartier von Chateau-le-Pipple verlegt war, und der Brigadegeneral v Reitzenstein von Chateau-le-Sande, dem Sänger Roger gehdrend, aber seit dessen Geld- und Stimmunglück als Wasserheilanstalt vermiethet, herübergekommen. Auch von der Straße von Chennevieres rasselten Feldgeschütze heran, und in den Eisenbahngräben und in Gebüschen lagen einige Compagnien marsch- und angriffsbereit. Und zwischen diesen saufenden, gurgelnden, platzenden Granaten und kampfbereiten Kriegern war ich an dem Morgen vier Stunden umhergewandelt, mit des Schlachtfeld vom 30 November und 2 Dezember zu besehen. Daher die freundliche Mahnung vom Stabe Obernitz': in Zukunft nicht so sträflich leichtsinnig mit meinem armen Menschenleben umzugehen. „Wir haben ernstlich für Sie gefürchtet,“ schloß der sehr lange und sehr magere preußische Oberstlieutenant seine gemüthliche Philippika.

Ich ging Morgens 8 Uhr durch den saisenreichen Park von Coeuilly, dessen Schloß zum Lazareth umgewandelt ist. Die hohen, weißen, mit Banquets und Schießscharten versehenen Parkmauern waren an den Schlachttagen von Zündnadelgewehren gespickt, und besonders am 30. haben durch diese Kugeln viele Franzosen von hier aus den Tod gefunden, wofür noch die Reihen rothhosiger Leichen und die Haufen zusammengetragener Chassepotgewehre, französischer Tornister und anderer feindlicher Ausrüstungsgegenstände auf der Höhe von Coeuilly zeugten, obgleich auf dieser Seite des Schlachtfeldes schon die meisten Leichen begraben waren. Dieses „schon“ klingt dem friedlichen Leser in Deutschland gewiß sehr befremdlich, wenn er das Datum dieses Briefes anblickt und an den Fingern nachzählt, daß heute, seit dem 30. November, schon die siebente und seit dem 2. December schon die fünfte Nacht auf diese armen, unbeerdigten Todten niedersinkt. Aber ich fürchte, noch manche lange, kalte Winternacht wird der bleiche Mond auf diese bleichen Todtengesichter niederstarren, wenn nicht freundlicher Schnee sein weißes Leichentuch darüber breitet. Denn erst gestern hörte die hilfreiche Hand den Todten — und gestern noch wurden 5 halbtodte, halberfrorene, fast erstarrte Verwundete; die volle 72 eisige Stunden zwischen den Leichen auf dem Schlachtfelde gelegen hatten, aufgefunden und in die Lazarethe geschafft. Wenn man diese qualvollen langen, langen Stunden auf hartgefrorener Erde unter dem eisigen Decembersimmel — ohne Hilfe, ohne Trost, voller Verzweiflung bis in die letzte bieser ewig, ewig langen Minuten auszuhalten versucht — das Herz möchte Einem erstarren vor Weh und Grauen! Und wie vielen, vielen von den tausend Opfern der Schlacht von Champigny, denen ich heute Morgens in das todtenstarre Gesicht schaute, zuckt heute Abends noch leise, kaum fühlbar das lebenskarke Herz in der erstarrten Brust! Und keine Hilfe — keine! Hat denn damals in Genf Rieman daran gedacht, daß der erste und wichtigste Paragraph der menschenfreundlichen Convention hätte sein müssen, sobald eine Schlacht geschlagen ist, muß — muß ein vierundzwanzigstündiger Waffenstillstand eintreten zum Verbinden und Transport der Verwundeten in die Spitäler, zum Beerdigen der Todten!? Aber der zweite Paragraph hätte heißen müssen: „Und wenn eine der kriegführenden Nationen diesen Waffenstillstand verletzt, so tritt das ganze Europa als Rächer dieses Treubruches auf“ — denn was nützt ein in aller Form geschlossener Waffenstillstand, wie am 1. d. einer mit den Franzosen bis 4 Uhr Nachmittags in aller Form zur Herbeischaffung der Verwundeten und Beerdigung der Todten geschlossen war, wenn schon Mittags Granaten aufs Leichenfeld niederplatzen, wie ich es selber am 1. December auf dem Mont-Mesly erlebte, wo württemberg'sche Soldaten beschäftigt waren, drei verwundete Franzosen in die Lazarethe zu tragen. Und auch heute Nachmittags hatten die Forts es nicht ruhig mit ansehen, daß württemberg'sche Soldaten auf dem Schlachtfelde von Champigny große Gräber gruben und Deutsche und Franzosen miteinander, wie der Kampf sie gerade neben einander gerissen hatte, friedlich hinabbetteten. . . . Die französischen Forts warfen Granate auf Granate dazwischen, bis eine frische blutige Leiche neben den erstarrten lag und die Todtengräber traurig-ingrimmig nach Villiers zurückritten. Darum sind es am 6. December noch über 1000 deutsche und französische Leichen von den Blutlagen des 30. und 2. auf derselben Stelle liegen, wo sie gefallen waren. Auf der Höhe von Champigny, wo die reichen Weinberge mit dem ungepflückten, versaulten Trauben sich ins Marnethal hinabdehnen, lagen auf einer einzigen Stelle, kaum so groß wie der Bauplatz für ein bescheidenes Haus, 108 Franzosenleichen in dichten Reihen. Sie waren meistens Linientruppen in den weithinleuchtenden rothen Hosen und Beute in reiferen Jahren.

Nur wenige Mobilgarden lagen dazwischen in ihren dunkelgrauen, rothgestreiften Hosen. Ein junger, schöner Mobilgardist hielt noch mit beiden Händen die Kugeln seines Rosenkranzes umklammert, wie er in der Todesangst und im Todeskampfe danach gegriffen hatte. Arme Mutter, die dem schielenden Sohne vielleicht erst vor wenigen Tagen diesen Talismann umhängte, den sie in gläubiger Liebe und Mutterangst vom eigenen Halse nahm! Er war so jung, so schön, so brav, so zärtlich — und nun nicht einmal ein Grab, an dem das Mutterherz sich sattweinen könnte. Nur 5 bis 6 Turcos fand ich an diesem Tage unter den vielen Franzosenleichen. Ihre verzerr-

*) Aus der N. fr. Pr.

Digitized by Google

ten, wilden Gesichter, ihre krampfhaft geballten Hände und in der Todesangst verrenkten Arme boten einen grauenhaften Anblick.

Und ich ging die neue, scharf bergabsteigende Chaussee nach Champigny herab, auf der ich am Schlachttage so lange gestanden und welche die württembergischen Jäger auf Moltke's Telegramm: „Champigny und Brie sind durch Handstreich wieder zu nehmen!“ beim Morgengrauen des 2. Dezember mit lautem Hurrah hinabgestürmt waren — in den Tod! Dort auf der Chaussee und am Grabenrande lagen noch viele dieser Lahmen, kraftvollen Schwabensöhne, hingestreckt durch die tückische Chassepotkugel, welche sie auf 1500 bis 2000 Schritt hinter der Barrikade hervor over aus der Schießscharte eines Hauses erreicht hatte, ehe sie nur einen Feind zu Gesicht bekamen. Aber sie stürmten weiter auf die Häuser und die vielen Barrikaden los, die von den Franzosen mit beachtenswerther Schnelligkeit und Geschicklichkeit an dem einen Tage, an dem sie Herren von Champigny waren, nachdem die Sachsen am 30. November der Uebermacht hatten weichen müssen, an allen Straßenausgängen aus Möbeln, Pflastersteinen und Erde aufgeführt worden waren. Und sie nahmen die Barrikaden und dann Haus für Haus, bis sie auf die Hilfte aufgerieben waren und sowohl den grausigen Kampfplatz dem zur Hilfe herbeieilenden 1. württembergischen Regiment und den Preußen überlassen mußten. Ja, es gibt keinen grausigeren Kampf, als einen Kampf in den Straßen, in jedem einzelnen Hause, auf dem Flur, durch alle Zimmer hindurch, auf der Treppe bis unter das Dach hinauf, Mann gegen Mann mit dem Bajonnete, — mit dem Gewehrkolben — mit dem Hirschfänger und Faschinenmesser in der Faust! Und Haus für Haus von Champigny trugen die wildesten Spuren dieses entsetzlichen Kampfes. In den Zimmern, auf den Treppen waren aus Kleiderschränken, Sopha's, Stamina's Barrikaden erbaut — diese umgestoßen, zertrümmert! Wände, Spiegel, Bilder zeigten Löcher von Gewehrkugeln und Bajonnetstichen . . . und rothe Tropfen oder ganze Lachen verspritzten Blutes. Und erst die Verwüstungen durch die eingeschlagenen Granaten, die oft vom Dache bis in den Keller niedergeschmettert und ganze Wände herausbrängten! Und dazwischen die stillen — todtenstillen Leute in diesen verwüsteten Häusern, wie sie so starr und bleich und blutig dalagen, Deutsche und Franzosen bunt durch und übereinander — es gibt schrecklich rasch Grauenerregenderes, Traurigeres, selbst im grauenhaften, traurigen Kriege! Württembergische Soldaten, welche diesen wilden Häuser- und Straßenkampf in Champigny mitgekämpft haben, sagten mir, daß die Franzosen bei aller Bravour und körperlichen Gewandtheit doch in diesem Handgemenge den Deutschen nicht gewachsen seien. Besonders verständen sie es nicht, den Kolben wirksam zu gebrauchen; auch fehle ihnen die Kraft und körperliche Größe dazu.

Das war ein trauriger Gang durch die menschenleeren Straßen und Gärten mit den schönen, entwurzelten Orangenbäumen, mit den umgestürzten Statuen, den zertrümmerten Möbeln, den wüsten Barrikaden und den ausgebrannten und zum Theile noch hell weiterbrennenden Häusern. Kein Mensch dachte an Löschen und Retten. Champigny war nur von einem württembergischen Bataillon besetzt. Die Soldaten standen vor den Wachen und lauschten auf das Gewehrfeuer von Le Plant herüber. Nur Patrouillen gingen ab und zu. Bei einzelnen Querstraßen, die auf die Marne münden, liefen die Soldaten und ich mit ihnen in Zwischenräumen über die ungedeckte Stellung, und Chassepotkugeln der französischen Vorposten pfiffen den Marne pfiffen hinter uns her. Auch beim Herabeilen der Chaussee auf Champigny zu war ich von den feindlichen Kugeln umpfiffen worden. Zum Glücke trifft nicht jede französische Kugel, denn sonst gäbe es heute keinen einzigen Deutschen mehr in Frankreich. Kam eine Granate herübergesaust, so duckte sich Alles hinter den Barrikaden und an den Hausmauern nieder. Auch die französischen Granaten machen meistens „viel Lärm um nichts“!

Und wie ich so am hellen Wintertage durch die unheimlichen Straßen und Häuser von Champigny strich, mußte ich an die Nacht vom 2. auf den 3. denken, wo dieses langgestreckte Städtchen zur Hälfte von den Franzosen, zur Hälfte von den Deutschen besetzt war. Das muß eine grauenhafte Nacht gewesen sein, die wohl Niemand wieder vergißt, der sie mit durchlebt, durchwacht, durchfroren, durchgraust hat — diese Nacht, Wand an Wand mit dem Feinde, zwischen den gespenstischen Todten und den winmernden Verwundeten! Ob wohl ein Einziger in dieser langen, ewig langen Winternacht in Champigny Schlaf suchte und fand? Und doch waren Franzosen und Deutsche schon seit 2 Uhr Morgens auf den Beinen — und wie schwer, wie blutig schwer hatten sie den Tag über gearbeitet! Gerade wir doch schon am frühen Tage in dieser trostlosen Todtenstadt! Am frühen Morgen des 3. Dezember warten die Franzosen still aus Champigny fortgegangen und hatten die Schiffbrücken der Marne hinter sich abgebrochen — und die Deutschen hatten sie still gehen lassen, sie waren müde, todtenmüde!

Von Champigny ging ich durch eine Querstraße die Höhe wieder hinan, durch aufreißende Weinberge den nahen Kalkfelsengruben und Kalköfen zu, wo das Gefecht fast noch wilder gewüthet hatte, als in dem Städtchen selbst. Auf der Höhe über Champigny liegt wohl ein Dutzend solcher zerklüfteter großer weißer Gruben voll Kalksteingeröll, Brennöfen, Schuppen und Handwerksgeräth — und Schritt für Schritt stieß ich in der Tiefe, an den Abhängen, in und hinter den Schuppen auf Leichen — Leichen in den verschiedensten Stellungen und Lagen. Hier ist Einer über eine schroffe Kalksteinwand hinabgestürzt, den Kopf nach unten. Sein Gesicht ist ganz schwarz von Blut angelaufen. Dort liegt Einer hinter einer Tonne auf den Knien, das Gewehr noch schußbereit über dieselbe gelegt — er wollte gerade losdrücken, als die feindliche Kugel ihn in die Schläfe traf. Hier starrt ein todter Franzosenkopf aus einem Haufen von Kalkmehl hervor, dort versuchte einer in einen Ofen zu kriechen — hier hatte deutsche Kugel erreichte ihn mitten in der Oeffnung. In diesen Kalkgruben lagen sicher 300 bis 400 Leichen, aber beiweitem mehr Franzosen als Württemberger und Preußen, obgleich die Franzosen Zeit gehabt hatten, sich in diesen gedeckten Positionen festzusetzen und den ersten Anprall des anstürmenden Feindes mit einem Hagel von Chassepotkugeln zu überschütten. Aber dann kamen das deutsche Bajonnet und der deutsche Eichenkolben zur schaurigen Geltung.

Ich ging von Leiche zu Leiche stundenlang umher und schaute immer wieder in neue, schreckliche Todtengesichter — in so viele, als ich bis dahin in meinem ganzen Leben noch nicht geschaut hatte. Ich suchte einen lieben Todten, den Verwandten eines Freundes, einen Hauptmann beim Greifswalder Jäger-Regimente. Als ich im September von Deutschland fortging, bekam ich viele herzliche Grüße mit an den Bruder — den glücklichen Bräutigam. Er hatte sich erst wenige Wochen vor Ausbruch des Krieges verlobt, und die junge Braut war beim Scheiden vor Schmerz fast verganzen. Als ich am 1. Dezember Villeneuve St.-Georges ging, glaubte ich schon meine Grüße sagen zu können. Die Greifswalder Jäger eilten durch die Straßen, den bedrängten Sachsen und Württembergern zu Hilfe. Aber der Hauptmann war nicht bei ihnen. Er war seit acht Tagen krank am Gelenkrheumatismus, der Folge der nassen, kalten Bivouaks vor Metz. Als aber die Jäger am 2. Morgens zur Schlacht antraten, da war keine Zeit zum Kranksein. Der Hauptmann stellte sich an die Spitze der Württemberger Kompagnie und fiel einer der Ersten, von einer Kugel durch die Brust getroffen, in diesen Kalkgruben. So hatten wir am Schlachtabende freiwilligen Jäger getroffen — todtwund. Aber Niemand hatte mir sagen können, wo die Leiche geblieben. Ich hatte heute Morgens nach in Villiers, Coeuilly, Chennevières und Champigny nachgefragt bei Offizieren und in den Lazarethen, und auf den Kirchhöfen nachgesehen nach einem auffälligen weißen Holzkreuzchen mit dem bekannten Namen, nun ungeübter Soldatenhand mit Tinte darauf geschrieben. Umsonst! In Villiers wurden gerade auf dem Friedhofe 31 Württemberger und 14 Preußen in eine große Grube hinabgebettet. Die Offiziere hatten dürftige Särge aus rohen Brettern zusammengenagelt. Auf jedem Sarge stand der Name, für den Fall, daß die Angehörigen die Leiche in die Heimath überführen lassen wollen. Dort über diese deutschen Leichen wurden 15 Franzosen gelegt: als Wächter der deutschen Todten, wenn etwa nach unserem Abmarsche aus Frankreich französischer Fanatismus die Ruhe des todten Feindes entweihen

Digitized by Google

wahre! Ein evangelischer und ein katholischer Geistlicher sprachen kurze Worte an dem weiten Grabe — ein allgemeines Vaterunser — es war ein tieferschütterndes Begräbniß. Selbst in grauen, kriegsgewohnten Wimpern zitterten Thränen.

Und wie ich so suchend über das Schlachtfeld schritt, stieß ich auch auf viele todte Pferde. Aber — entsetzlicher Anblick! fast alle waren entfleischt bis auf Knochen, Kopf und Schweif. Zwischen den blanken Rippen quollen die Eingeweide hervor. Gibt es denn in Frankreich noch Rudel von hungrigen Wölfen, die gierig über die Leichenfelder streichen? Warum aber verschonten sie die todten Menschen? Ach! es waren ja keine heulenden Wölfe, welche diese edle Arbeit ausübten — es waren hungrige Franzosen, die in der Nacht vom 30. November auf den 1. Dezember die am Tage vorher gefallenen Pferde entfleischten und verzehrten! Der Hunger in Paris muß groß sein, wenn er schon zum Kannibalismus greift. Und doch waren die Kornkäfer den gefallenen Soldaten noch wichtig mit Zwieback, Kaffee, Zucker, Reis und Mehl gefüllt. Ich habe mich überwunden und auch auf dem Schlachtfelde einen solchen französischen Soldatenzwieback gekostet. Er hat Aehnlichkeit mit den jüdischen Osterkuchen, den Zuckerdissen unserer Kindheit, in der Schule den Judenkindern für Schmalzbrod abgetauscht.

Den Weg nach Brie sind ich ganz mit solchen entfleischten Pferdeskeletten garnirt. Das unmittelbar an der Marne sich lang hinstreckende Städtchen Brie sieht fast noch wüster, todtenhafter, trauriger aus, als Champigny. Kein Haus ist von Granaten verschont geblieben, die meisten Häuser sind halb ausgebrannt und dem Einsturze nahe. Und dazu die vielen todten Sachsen, die noch vom 30. v. M. her in den Straßen, in den Häusern, auf den Höfen, unter den Thorwegen lagen. Sie waren vom Regiment Nr. 107. Den Meisten hatten die Franzosen die Stiefel ausgezogen. Französische Leichen sah ich hier nicht. Die wurden am 1. d. beerdigt, und am 2 ist in Brie wenig Blut geflossen. Die Franzosen zogen sich am Morgen vor den einbringenden Sachsen über die Marne zurück, kehrten aber sogleich mit Uebermacht zurück, und da gaben die Sachsen Brie wieder auf. Gleichzeitig mit Champigny räumten die Franzosen auch Brie. Ihre Korpsposten stehen der kaum 50 Schritt von den Württembergern entfernt, die Brie jetzt besetzt haben, nur durch die Marne getrennt. Und drüben ragt drohend empor das Fort Nogent. An einem Hause verschossenen Hause sah ich vor einem Taubenschlage eine weiße Taube sitzen. Ein seltener Anblick in den armen, kriegsverheerten Südlien von Paris. Als ich aber genau zusah, wunderte ich mich nicht mehr. Die Laube war von Holz.

In Noisy-le-Grand traf ich die letzten Württemberger. Auch diese verjeuch sich am grünen Marneufer aufbauende Stadt ist von den französischen Forts stark zerschossen. Gournay ist verbarrikadirt, aber völlig verlassen und nicht einmal von einer Feldwache besetzt. An der hier über die Marne gehenden Brücke standen auf beiden Seiten Sachsen Wache, die ersten, welche ich sah.

In Chelles geht es heute Abends unter meinen gastfreundlichen Wirthen, sächsischen Officieren, lese — geheimnißvoll von Mund zu Mund und von Ohr zu Ohr, wie eine frohe Botschaft: bald — bald wird der teuflische Mont-Avron, diese neueste, stark befestigte französische Schanze, die in das arme Chelles täglich so viele schwere Granaten hinabschleudert, von den preußischen Belagerungsgeschützen aus Billancourt zum Schweigen gebracht. Die preußischen Batterien werden bald = bald . . .

Doch — ich darf nichts weiter verrathen!
Endlich — endlich alle Bombenherren!?

Die Botschaft hör' ich wohl,
Allein mir fehlt der Glaube . . .

Vom Kriege.

Aus Chateau de Madon, 13. Dezember, schreibt ein Hesse dem Mainzer Journal: Die Wiedereroberung von Orleans am 3. und 4. Dezember hat uns nicht die gehoffte Ruhe gegeben, ja vielmehr setzte sich schon am 6. Dezember die Armee des Prinzen Friedrich Karl in Bewegung, die Loirearmee weiter zu verfolgen. Der General d'Aurelle hatte frühzeitig eingesehen, daß es ihm mit jener Armee unmöglich sein würde, die Positionen in und bei Orleans zu halten, und trat am Sonntag den Rückzug auf dem linken Loireufer an. Dafür wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und ist seines Kommando's enthoben worden, trotzdem sein Rückzug strategisch gerechtfertigt war. Die Loirearmee hat bei Blois das linke Loireufer verlassen und bei Meung und Beaugency Aufstellung genommen. Auf den beiden Ufern der Loire zog die Armee des Prinzen Friedrich Karl dem fliehenden Gegner nach; links das 9. Armeekorps und die hessische Division, sowie das 10. Armeekorps, rechts das Korps von der Tann, die 22. Division (General von Wittich) und der Großherzog von Mecklenburg. Auf beiden Ufern sollte der Vormarsch gleichzeitig beginnen, doch schon am Mittwoch, den 7. Dezember, stieß man auf dem rechten Loireufer bei Meung auf den Feind. Es entspann sich ein furchtbarer Kampf, welcher bis zum Samstag Mittag 1 Uhr dauerte, glücklich für unsere Waffen, aber überaus blutig, so daß man fast sich scheut, nach den Verlusten zu fragen. Die Bayern schlugen sich heldenmüthig, fallen aber auch ebenso wie die 22 Division sehr große Verluste haben. Von Morgens früh bis Abends spät dauerte der Kampf, vornehmlich war die Artillerie thätig, dazwischen aber erdnete fortwährend Infanteriefeuer, wie auch das eigenthümliche, Mark und Bein durchdringende Gerassel der Mitrailleusen hörbar war. Am 7. Dez. wurde Meung und Baulle, am folgenden Tage Beaugency gestürmt. Während der Nacht bis zum frühen Morgen waren die Krankenwagen beschäftigt, die Verwundeten zu holen, damit der Kampf am frühen Morgen von Neuem beginnen konnte. Die vierzigste Schlacht in der Kriegsgeschichte weiß unerhört, endete mit dem Rückzug der Loirearmee in nordwestlicher Richtung, und soll dieselbe jetzt vor dem großen Walde bei Marchenoir stehen und sich verschanzen. Daselbst hat sie sich auch mit den übrigen Truppen der geschlagenen Armee Keratry's vereinigt und mich demnach immer noch eine respektable Stärke haben. Die Schlacht hat aufs Neue den Beweis geliefert, daß die neugebildeten französischen Armeen zu kämpfen wissen, und wenn sie auch nicht siegreich sind, doch immerhin uns bedeutende Verluste beibringen. Vom Krieg ist somit noch nicht bald zu Ende und scheint es auf diesen Wegen noch nicht so bald zu werden. Es ist ein wahrer Vernichtungskampf, der Einem mit Schrecken und dem tiefsten Mitgefühl erfüllt. Unsäglichen Jammer haben diese letzten Tage wieder bereitet, und manche Trauerkunde wird wieder in die deutsche Heimath, besonders nach Bayern, gedrungen sein. Die Aufgabe der am linken Loireufer marschirenden deutschen Armee war eine viel leichtere. Unsere hessische Division bildete die Avantgarde; am Dienstag waren wir in und um Clery konzentrirt und nahmen am folgenden Tag Meung gegenüber Aufstellung, während drüben das Kanonenfeuer begann; es war Mittags 1 Uhr. Schuß auf Schuß folgte, ich zählte in einer Minute 80 bis 90 Kanonenschüsse, auch unsererseits griffen die Batterien Frank, Fries und Rey in das Feuer ein und schossen hinüber auf das rechte Loireufer. Am folgenden Tag ging es von Clery weiter nach Maulnes, vor uns kleinere Theile der Loirearmee. Als wir bereits den dortigen kleinen Wald passirt hatten, entspann sich ein kleines Gefecht fast im Rücken unserer Division, indem ein französischer Kapitän die Kühnheit hatte, mit wenigen Mann von der Seite her anzugreifen. Das kaum halbstündige Gefecht kostete unserem 1. und 4. Infanterieregiment 16 Mann, 7 Todte und 9 sehr Verwundete. Auf Seiten des Franzosen fiel ein Kapitän und drei Mann; die Todten wie Verwundeten wurden sofort nach Maulnes zurückgebracht, die ersteren dort beerdigt, die übrigen nach Orleans geschafft, woselbst sich ein hessisches Feldlazareth etablirt, welches auch die vor Orleans verwundeten Hessen aufnahm. Daselbst befindet sich in einer dortigen großen Kirche. Am Freitag, den 8. Dezember, wurde der Vormarsch von Maulnes über St. Laurent und St. Dié weiter fortgesetzt. In allen Ortschaften waren französische Soldaten, welche sich aber ohne Gefecht bei unserer Ankunft zurückzogen. Links von der Hauptstraße marschirte ein Bataillon des 4 hessischen Infanterieregiments. Eine Kompagnie unter Hauptmann Kattrein nahm mit dem Bajonnet das bestrichene Schloß des Grafen von Chambord und mit ihm einen französischen Oberst, sowie 150 Mobilgarden nebst 5 Kanonen und 12 Munitionswagen, ohne daß unsererseits ein Verlust zu

Digitized by Google

beklagen war. Vor dem Städtchen St. Dié (im Departement Loir et Cher) bei dem Dorfe Montlouault stießen wir auf größere feindliche Truppentheile und es entspann sich Mittags 3 Uhr ein ziemlich heftiges Infanteriefeuer. Die Artillerie konnte wegen des schwierigen Terrains nicht wirksam genug eingreifen. Trotz des ununterbrochenen einstündigen Feuerns war der Verlust ein geringer, nämlich 17 Mann vom 4. Infanterieregiment, 15 Mann vom 3. Regiment, 4 von der Artillerie, 2 von den Pionniren; wir hatten nur einen Todten, Bicefelwebel Bender von Darmstadt. Der Feind ließ uns 2 Todte (darunter 1 Offizier) und 3 Verwundete in den Händen, welche mit den unseren nach St. Dié verbracht wurden. Auf dem rechten Loireufer tobte der Kampf ununterbrochen und näherte sich manchmal dem Ufer so sehr, daß einzelne Kugeln bis herüber flogen. Dabei sahen wir die Eisenbahn hin- und herfahren, um immer neue Truppen der feindlichen Armee zuzuführen, ohne daß hierdurch der Rückzug verhindert werden konnte. Am Samstag setzen wir unseren Marsch von Montlouault bis nach der Vorstadt von Blois fort. Diese Vorstadt (Vienne) liegt noch auf dem linken Loireufer, Blois selbst, auf dem rechten, war vom Feinde besetzt. Am Abend kamen wir an, und sollte am folgenden Morgen Blois bombardirt werden. Doch ließ man es an diesem Tage sein, da der französische General erklärte, es seien am 2000 preußische Verwundete in der Stadt, hierhergebracht aus den Gefechten vom 8. bis 10., und man würde vielleben in jene Häuser legen, welche dem Bombardement am Meisten ausgesetzt seien, so daß wir genöthigt seien, unsere eigenen Leute zusammenzuschießen. Ueberdieß wies er darauf hin, daß Blois eine offene Stadt sei. So standen sich denn die Vorposten ruhig an den beiden Enden der gesprengten Loirebrücke gegenüber und war uns nur vorbehalten, die schöne Stadt vor unseren Augen liegen zu sehen. Blois hat eine 25,000 Einwohner, ist die Hauptstadt des Departements des Loir und Cher und Sitz eines Bischofs. Am folgenden Tage rückten wir mit Theilen der Division weiter, während die 18. Division einrückte, und befanden uns seit gestern hier im und um Schloß Madon, dessen innere Einrichtung so recht an die Wechselfälle des Krieges erinnert. Heute sind wir unter freiem Himmel auf Stroh gebettet und haben über uns nichts als die hellen Sterne und den Mond, der mit seinem blassen Lichte wenig zur Erwärmung beiträgt, morgen sind wir mit allem Comfort umgeben und ruhen uns auf den weichen Daunen ein wenig aus von Strapazen, Entbehrungen und Anstrengungen, die in der Kriegsgeschichte wohl ihres Gleichen suchen. So viel bekannt wurde, haben diese Kolonnenmärsche gerade auf dem linken Loireufer ergeben, daß hier nur wenige feindliche Truppentheile sich befanden, und der größte Theil wieder auf dem rechten Loireufer vereinigt ist. Unsere Bestimmung ist nach Tours, woselbst wahrscheinlich die ganze Armee des Prinzen Friedrich Karl zusammenkommen wird. Was es weiter geben wird, weiß man nicht. Der Frieden, der Brot in Gottesstand; möge ihn bald Weihnachtsfest bringen. Auffallen dazu sind wenige, wenigstens ist die Stimmung der Franzosen derart, daß sie, so lange noch ein Soldat in Frankreich existirt, keinen Frieden eingehen werden, der von Frankreich auch nur einen Zoll breit Land verlangt. Doch es könnte anders kommen. — Um sich einen Begriff zu machen von der Stimmung, die gegenwärtig in Frankreich herrscht, braucht man nur die Journale zu lesen, welche bisher in den noch nicht okkupirten Departements erschienen sind: überall Aufrufe zur Vertheidigung des Vaterlandes, zu Opfern und Hingebung für die Vertheidigung, zu Ausdauer und Hoffnung. Aus dem „L'Independant de Loir et Cher" gebe ich zwei Auszüge. In dem ersteren wird gemeldet: „Zu St. Marc-du-Cos hat Herr Bureau Fouffeau sich als Nationalgarde einreihen lassen und sich tapfer an der Spitze seiner Pfarrkinder gegen den Feind geschlagen. Das ist ein edles Beispiel, welches allen Lob verdient." In einem anderen Blatte wird berichtet, daß 20 Seminaristen des Franciscaus sich engagirt haben. Der zweite Auszug desselben Blattes vom 6. Dezember gibt eine Leichenrede, welche der Präfekt von Blois am Grabe eines in den Kämpfen vor Orleans gefallenen Mobilgardisten, Sohn eines dortigen Notars, gehalten hat, und welche wörtlich also lautet: „Im Namen der Republik, welche gegen den Feind so einig, in ihrem Heroismus und in ihrer patriotischen Hingebung so herrlich ist, preise ich René Sipet, Korporal bei den Mobilgarden des Loir et Cher, glücklich, er ist gestorben für das Vaterland. Er war einer der Ersten, welche der Lod und den Reihen unseres Departements wegnahm. Soll ich Euch die guten Eigenschaften dieses Jünglings nennen, seine Bildung, seine Gelehrsamkeit, seine Thätigkeit, seinen Muth? Soll ich Euch an seine Jugend, seine Baukunst, seine Hoffnungen, an die Reichthümer seiner Familie erinnern? Ihr kennt dieß Alles besser als ich. Er ist gestorben, indem er seine Pflicht erfüllte. Pflicht! trauriges und doch erhabenes Wort in diesen Zeiten, in welchen wir leben! Wie ist es gesprochen, daß es von zwei gekrönten Häuptern abhängen konnte, daß Menschen, welche gemacht sind, sich einander zu lieben, jetzt dazu verurtheilt sind, sich gegenseitig zu würgen! Denn nur von derlei sind diese mörderischen Kämpfe gekommen, von derlei diese Trauer ohne Zahl, von dort auch so unendlich viele Thränen. Von dort auch der Schmerz des Vaters und der Mutter, welche sich nicht wollen trösten lassen. Aber neben und über diesen Gefühlen steht der Schmerz des Vaterlandes, welches und gleich der christlichen Mutter seine zerrissene und bis in's Herz getroffene Brust zeigt! Erheben wir uns also! Und vor diesem Grabe schwören wir, dieses Kind zu rächen, schwören wir, unser Vaterland zu vertheidigen, schwören wir, es zu retten." Dieser Art sind die meisten Zeitungsartikel in Frankreich, welche nur dazu beitragen werden, den Kampf bis auf's Aeußerste zu veranlassen.

☛ Die heutige Nummer des Beiblattes ist die letzte im Jahre 1870. Sie sollte die Nummer 52 tragen, statt 51. Im Beiblatte vom 17 Juli wurde nämlich aus Versehen die Nummer 28 nicht in 29 abgeändert, daher von dort an trotz Nummerirung. Der heutige Jahrgang hat ebenfalls seine 52 Nummern und keine zu wenig. Wir bemerken dieß für Jene, welche das Beiblatt sammeln und binden lassen.

Verantwortlicher Redakteur: Joh. Bapt. Planer.

Als Weihnachtsgeschenk!
Ein Blumentisch mit Springbrunnen, ein Blumentisch mit plastischer Stickerei. Z. Ueb. d. Grp. d. Pl. (5) 3660/3656

Guter Johannes-Wein,
die Maß zu 24 kr., ist zu haben im
Café Koch.

505 **Für Raucher 505.**
Soeben erhielt ich wiederholt vorzügliches Lager von
Cigarren,
in vollständig abgelagerten Sorten von feinstem Aroma und bestem Geschmacke, sowie griech. und türk. Tabaken, Cigaretten, Rauch- und Schnupftabaken, bitt dessen empfehlen
M. Al. Fahrmbacher,
505 Schrannenplatz 505.
2369(19)

In der Jos. Thomann'schen Buchhandlung in Landshut ist zu haben:
Löffler, Universal-Receptbuch für die deutschen Hausfrauen. Ueber 1000 chemische Recepte zu selbstständiger Zubereitung aller im Hauswesen verwendbaren Präparate, Destillate, Mischungen, Essenzen ꝛc. ꝛc., sowie Mittel zur Vertilgung schädlicher Unthiere, und zur Conservirung und Verschönerung von Haus, Feld und Garten. Mit einem Anhange: Entfernung der schlimmsten Hühneraugen, Anwendung derselben auf Holz, Leder, Leinen, Holz, Federn und Knochen, und Flecken-reinigung aller Stoffe. Preis 54 kr.
Der beredte Franzose. Eine Anleitung, in sehr kurzer Zeit ohne Hilfe eines Lehrers, leicht und richtig französisch sprechen zu lernen. Preis 16 kr.
Ahn, prakt. Lehrgang zur schnellen u. leichten Erlernung der franz. Sprache. Preis 27 kr.
Ollendorff, franz.-deutsche Grammatik. Ganz Sarsenet geb. Preis 2 fl. 24 kr.
Otto, franz. Conversations-Grammatik. Gebd. Preis 1 fl. 45 kr.

Druck und Verlag der Jos. Thomann'schen Buchhandlung; (J. B. v. Zahnsteig.)

Digitized by Google